Correspondenzblatt

des Gesammtvereins

der

deutschen

Geschichts- und Alterthumsvereine.

Im Auftrage des Verwaltungs-Ausschusses des Gesammt-Vereins herausgegeben

unter

der Redaction von **Ernst Wörner.**

Siebenundzwanzigster Jahrgang. 1879. — 28

Darmstadt.

Hofbuchhandlung von A. Klingelhöffer.

1879.

Inhalts-Verzeichniss

des siebenundzwanzigsten Jahrgangs [1879] des Correspondenzblattes des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine.

Erste Abtheilung.

Angelegenheiten des Gesammtvereins.

Zweite Abtheilung.

Mittheilungen für deutsche Geschichte und Alterthumskunde überhaupt.

29) Seeger, Neue Entdeckung römischer Alterthümer im Odenwald, Nr. 1, S. 2 f.
30) Steinerne Brücke, Die zu Regensburg, Nr. 9, S. 73 f., Nr. 10, S. 77 ff.
31) Wörner, Ernst, Eine Urkunde über Einführung der Reformation im Jahr 1557, Nr. 1, S. 3 f.
32) Wohnhäuser, Zur Frage der Aufnahme und Beschreibung älterer Wohnhäuser und besonders Fachwerkbauten, Nr. 3 u. 4, S. 29 f.

Dritte Abtheilung.

a. Wirksamkeit der einzelnen Vereine. Literarisches.

1) Aachen, Geschichtsverein, Nr. 7 u. 8, S. 58.
2) Alberti, J., Die Bergkirche zu Schleiz, Nr. 3 u. 4 S. 31.
3) Alberti, J., Zur Geschichte des Schlosses Burgk bei Schleiz, Nr. 12, S. 99.
4) Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, XXV., 9—12, Nr. 1, S. 5. XXVI., 1, Nr. 3 u. 4, S. 32. 2, Nr. 5, S. 40. 3, Nr. 6, S. 48. 4, Nr. 7 u. 8, S. 59. 5—8, Nr. 10, S. 80. 9, Nr. 11, S. 92.
5) Augsburg, Zeitschrift des hist. Vereins für Schwaben und Neuburg Jahrg. IV., Heft 2, 3. Nr. 1, S. 6 f. Nr. 6, S. 48.
6) Beckh-Widmannstätter, Leopold v., Studien an den Grabstätten Steiermarks und Kärntens, Nr. 12, S. 99.
7) Berlin, Verein für die Geschichte B's., Versammlungen, Nr. 2. S. 15 f., Nr. 7 u. 8, S. 55.
8) Cäsar, A., Christian Wolff in Marburg, Nr. 12, S. 99.
9) Centraldirection der Monumenta Germaniae, Plenarversammlung, Nr. 6, S. 45 ff.
10) Commission, historische zu München, Plenarversammlung derselben, N. 11, S. 89 f.
11) Commission, historische für die Provinz Sachsen, Sitzung derselben, Nr. 5, S. 37 f.
12) Dudik, Schweden in Böhmen und Mähren, Nr. 12, S. 99.
13) Duncker, Albert, Beiträge zur Erforschung und Geschichte des Pfahlgrabens, Nr. 3 u. 4, S. 30 f.
14) Frankfurt am Main, Versammlungen des Vereins für Gesch. u. Alterthumskunde, Nr. 1, S. 4, Nr. 5, S. 39.
15) Giessen, Oberhessischer Verein für Localgeschichte, Nr. 9, S. 75.
16) Hamburg, Mittheilungen des Vereins für Hamb. Geschichte, Jahrg. II., 4—6, Nr. 7 u. 8, S. 57 f.
17) Hanau, Geschichtsverein, Versammlung, Nr. 5, S. 39.
18) Handelmann, H., Katalog des Museums in Kiel, Nr. 11, S. 92.
19) Hannover, Zeitschrift des hist. Vereins für Niedersachsen, Jahrg. 1878, Nr. 6, S. 47 f.
20) Herold, Der Deutsche, IX. Jahrg. 8—12, Nr. 2, S. 16, X. Jahrg. 1—3, Nr. 5, S. 40.
21) Kolbe, W., Marburg im Mittelalter, Nr. 3 u. 4, S. 31.
22) Kolbe, W., Der Christenberg im Burgwalde, Nr. 12, S. 99.
23) Lenormant, Fr., Die Geheimwissenschaften Asiens, Nr. 2, S. 16.
24) Lindenschmit, Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, Bd. III., Heft 9, 10. Nr. 1, S. 6.
25) Lüneburg, Museumsverein, Nr. 5, S. 39.
26) Mehlis, Studien zur Geschichte der Rheinlande, 4 Abth., Nr. 10, S. 79 f.
27) Nürnberg, Mittheilungen des Vereins für die Gesch. der Stadt Nr. 6, S. 47.
28) Paulus, Die Cisterzienser-Abtei Maulbronn, Bd. II., 2, 3, Nr. 12, S. 100.
29) Pernwerth, v. Bärnstein, Carmina burana selecta, Nr. 11, S. 92.
30) Pick, Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands IV. Jahrg. 6—12, V. 1, 2. Nr. 7 u. 8, S. 59, 3—5 Nr. 10, S. 80.
31) Pinder, Bericht über die heidnischen Alterthümer der ehemaligen kurhessischen Provinzen etc., Nr. 12, S. 99 f.
32) Querner, Carl, Die piemontesische Herrschaft auf Sicilien, Nr. 3 u 4, S. 31.
33) Regensburg, Verhandlungen des hist. Vereins von Oberpfalz u. R., Nr. 1, S. 5. Nr. 5, S. 38 f. Nr. 9, S. 75, Nr. 12, S. 98.
34) Sauter, Die Klöster Württembergs, Nr. 12, S. 99.
35) Schneider, Friedrich, Mittelalterliche Ordensbauten in Mainz, Nr. 7 u. 8, S. 56 f.
36) Schwerin, Jahresbücher und Jahresbericht des Vereins für Meklenburgische Gesch. u. Alterthumskunde XLIII. Jahrg. Nr. 7 u. 8, S. 58.
37) Speyer, Thätigkeit des historischen Vereins der Pfalz, Nr. 7 u. 8, S. 57.
38) Straub, Ausgrabungen auf dem spätrömischen Todtenfeld am Weissthurmthor in Strassburg, Nr. 12, S. 98.
39) Suttner, Schematismus der Geistlichkeit des Bisthums Eichstätt für das Jahr 1480, Nr. 12, S. 99.
40) Wagner, Die vormaligen geistlichen Stifte im Grossherzogthum Hessen, herausg. von Friedrich Schneider, Nr. 1, S. 5.
41) Wiesbaden, Annalen des Vereins für Nass. Alterthumskunde u. Geschichtsforschung XV., Nr. 12, S. 101 f.
42) Will, Regesten der Mainzer Erzbischöfe, Nr. 7 u. 8 S. 57.
43) Württembergische Geschichte, Vierteljahrshefte für W. Gesch. und Alterthumskunde Jahrg. 1878, Heft 1—4, Nr. 9, S. 74.
44) Wyss, Hessisches Urkundenbuch, Nr. 11, S. 91.
45) Zaun, Gesch. des Orts und der Pfarrei Kiederich, Beschreibung der kath. Pfarrkirche zu Kiederich, die St. Michaelskapelle zu Kiederich, Nr. 11, S. 92.
46) Zaun, Beiträge zur Geschichte des Landkapitels Rheingau, Nr. 12, S. 98.

b. Uebersicht über den Inhalt der Schriften der historischen Vereine.

1) Augsburg, Zeitschrift des hist. Vereins für Schwaben und Neuburg, S. oben.
2) Berlin, Schriften des Vereins für die Gesch. der Stadt B., Heft XV., Nr. 3 u. 4, S. 32.
3) Bielefeld. Jahresbericht des hist. Vereins für die Grafschaft Ravensburg II., Nr. 3 u. 4, S. 32.
4) Cassel, Mittheilungen 1877, 3 u. 4. Zeitschrift VIII., 1 u. 2, Nr. 12, S. 98.
5) Darmstadt, Archiv für hess. Geschichte und Alterthumskunde, Bd. XIV. 3 Heft, Nr. 10, S. 80.
6) Dessau, Mittheilungen des Vereins für Anh. Gesch. und Alterthumskunde, II. Bd., 3 Heft, Nr. 3 u. 4, S. 32. 4 Heft, Nr. 7 u. 8, S. 59. 5 Heft, Nr. 10, S. 80. 6 Heft, Nr. 12, S. 100.
7) Freiberg, Mittheilungen vom Fr. Alterthumsverein, 15 Heft, Nr. 7 u. 8, S. 59.
8) Freiburg, Zeitschr. der Gesellschaft zur Beförderung der Geschichts-, Alterthums- und Volkskunde von Freiburg, Breisgau u. s. w., IV. Bd., 3. Nr. 7 u. 8 S. 59.
9) Giessen, 1. Jahresbericht des Oberhessischen Vereins für Localgesch., Nr. 9, S. 75.
10) Hamburg, Mittheilungen des Vereins für H. Gesch., 1. Jahrg. 10—12, 2. Jahrg. 1—3, Nr. 5, S. 39, 4—6 S. o.
11) Hannover, Zeitschr. des hist. Vereins, S. oben.
12) Hermannstadt, Archiv des Vereins für siebenb. Landeskunde, N. F., XIV. Heft 1, 2. Nr. 1, S. 5.
13) Hohenleuben, 47., 48. u. 49. Jahresbericht des Voigtländischen Alterthumsforschenden Vereins Nr. 12, S. 99.
14) Kiel, Zeitschr. der Ges. für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte IX., Nr. 12, S. 101.

Vierte Abtheilung.

Notizen, insbesondere über alterthümliche Funde, Restaurationsarbeiten etc.

Herausgegeben von dem Verwaltungsausschusse des Gesammtvereins in Darmstadt unter Redaction von Ernst Wörner.

Correspondenzblatt

des

Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine.

Das Correspondenzblatt erscheint monatlich einmal und kostet jährl. 5 Mark.

№. 1. Siebenundzwanzigster Jahrgang 1879. Januar.

Mittheilungen für Deutsche Geschichte und Alterthumskunde überhaupt.

„Ingeldus."

(Mit Abbildung.)

Es gewärt ein humoristisches Vergnügen, die ersten einfachen Versuche unserer Altvordern auf dem Gebiete der Reclame, darauf wir es nun so herlich weit gebracht haben, beobachten zu können. Dazu haben kürzlich die Ausgrabungen aus dem fränkischen Friedhofe zu Dietersheim in Rheinhessen einen Beitrag geliefert. Die abgebildete eherne Gürtelschnalle zeigt auf dem glatten Mittelbande des Teiles, damit sie auf das Leder aufgesetzt war, einen vertieft eingeschlagenen Stempel, den man INGELDVS FICIT lesen muss.[1]) Das ebenfalls eingeschlagene Kreuz auf dem Verbindungsgliede dieses Teiles mit dem Ringe und die der Schrift sich anschliessende, auf der Abbildung leider weggelassene Crux ansata beweisen, dass der Schmied, der sich hier verewigt hat, seinen Markt in einem christlichen Volk suchte, man darf ihn also nicht früher als im sechsten Jarhundert ansetzen. Seine Kunst ist nicht gross, sein Geschmack ist barbarisch, und sein Name ist echt deutsch. Ingeld ist die verkürzte Form eines Namens, der vollständig Ingugeld heissen müste, von Ingus oder Ingu oder Ing, dem Namen des Gottes oder gottentstammten Helden, nach welchen die Ingväonen genant waren, und geldan, got. gildan, ahd. geltan = retribuere, immolare: einer der dem Ingus Opfer bringt. Der Name ist häufig und kommt bei den verschiedensten Stämmen vor. Der ihn aber hier fürt latinisirt ihn und bedient sich der lateinischen lingua rustica gallischer Provincialen: denn in ficit für fecit haben wir die Aussprache, die dem französischen fit, ehemals fist, zu Grunde liegt. Wir sehen also, wie der fränkische Schmied sich der römischen Handwerks-Tradition anschliesst, sei es dass er diese in einer der mittelrheinischen Römerstädte, wo er seine Werkstatt hatte, noch vorfand, sei es dass er weiter westlich in Gallien unter vorwiegend lateinisch redender Bevölkerung lebte.

Kurz nachdem mir Herr Professor Lindenschmit dieses fränkische Fundstück zur Ansicht überschickt hatte, erhielt ich von ihm den für das römisch-germanische Museum verfertigten Abguss einer andern, wenn ich mich recht entsinne, im Württembergischen gefundenen Schnalle mit dem Stempel ALDECHIS. Das wäre denn ein langobardischer Schmied desselben Namens wie der sagenberümte Son des Desiderius, der in den älteren Quellen Adalgis, in der Novaleser Chronik Algis heisst. Denn chis ist die echt-langobardische Schreibung des in vielen Namen begegnenden gis, das als einfache Form des abgeleiteten bekanten gisal, gisil = obses angesehen wird; wie bei Paulus Diakonus Arichis, Leupichis, Ratchis begegnen. Der erste Bestandteil Alde ist gemein-romanische Versetzung des deutschen Adal, wie in Aldephons für Adalfuns, Aldedrudis für Adaltrud, Aldighieri für Adalger. Dieser langobardische Handwerker also verschmäht es seinen Namen, wie der Franke Ingeld, zu latinisieren; er fügt auch kein fecit bei; wol aber spricht er seinen Namen bereits in einer dem romanischen Organ gemässen Umbildung aus. Sein Stil ist sehr verschieden von dem seines fränkischen Genossen; zarter zugleich und fester verrät er etwas von italiänischem Formsinne, wie er sich in den altlombardischen Architekturen ausspricht.

Es versteht sich von selbst, dass diese Stempel den Zweck hatten, überall wo die Ware hinkäme, die Firma bei Leuten, die lateinisch lesen könten, zu empfehlen; und es ist naiv, dass dafür ein so in die Augen fallender Ehrenplatz verwendet wird. M. Rieger.

Ueber das Gräberfeld von Dietersheim selbst erhalten wir von Herrn Heinrich Lindenschmit zu Mainz folgende Mittheilungen:

Das (fränkische) Gräberfeld von Dietersheim a. d. Nahe (Rheinhessen), an dessen vollständiger Aufdeckung der Verein für rheinische Geschichte und Alterthümer in Mainz durch die vorgerückte Jahreszeit im vergangenen Herbste verhindert wurde, ergab bis jetzt 56 Gräber. Dieselben erschienen im Gegensatze zu vielen andern, meist nur mit Holzsärgen ausgestatteten Grabstätten Rheinhessens zu einem grossen Theile als Grabkammern, mit Boden, Wänden und Decke aus Steinplatten zusammengefügt. Dieser luxuriösen Art der Bestattung entsprachen auch im Allgemeinen die Beigaben der Todten. Besonders ist die überwiegende Menge von Schmuckgeräth in Eisentauschirung, wodurch sich dieser Fund, trotz des nicht seltenen Vorkommens von Zierrat dieser Art in unserer Provinz, von den übrigen Rheinhessens bedeutend unterscheidet. Diese Gegenstände zählen nicht weniger als 47 Nummern und zeigen grosse Mannichfaltigkeit und Reichthum des Ornaments. Denn nicht nur fanden sich, wie dies ja bei allen Ornamentstücken dieser Zeit der Fall ist, niemals zwei vollkommen gleiche Exemplare; sondern 3—4 Gräber enthielten sogar vollständige Garnituren, welche in den Verzierungsmotiven gänzlich von einander abweichen, während sie ebensowohl wieder alle unter sich selbst verschieden sind. Sie vertheilen sich wie folgt:

2 Gewandnadeln, 8 grössere Schnallen, 5 kleinere Schnallen, 3 Gürtelbeschläge, 2 kleinere Beschläge, 17 Riemenzungen und 10 Bruchstücke ähnlicher Art.

Weit geringer ist die Zahl der Fundstücke edlen Metalls. Von Gold 2 merovingische Münzen mit dem bekannten Kreuz, deren verschliffener Rand jedoch in gleicher Weise wie bei 2 stark oxydirten römischen Kaisermünzen eine genaue Zeitbestimmung vereitelt; ausserdem ein Beschlägstück von höchst merkwürdiger Zeichnung. Von Silber 1 merovingische und die schon erwähnten 2 römischen Münzen, 10 Ohrringe, 1 Fingerring, 1 Fibula und 2 kleine Bügel. Am zahlreichsten sind die Broncen, nämlich: 1 ornamentirter Fingerring, 4 grosse Schnallen, 6 kleinere, 15 Riemenzungen, wovon 8 ornamentirt, 16 kleinere Beschlägstücke, wovon 8 ebenfalls ornamentirt, 2 vierkantige Knöpfe, 4 Beschlägstücke, 1 radförmige Fibula, 1 Armring, 1 Pincette, 1 Ring (Kuppelring) und 34 Bronceknöpfe, welche

[1]) Das Zeichen für t ist im Original das gleiche wie das für s; auf der Abbildung ist es mit dem darauf folgenden verticalen Trennungsstriche ungehörig vereinigt.

wahrscheinlich den Scheiden und Wehrgehängen der Scramasaxen gedient hatten.

Ausserdem gehören noch zu den Schmuckstücken 3 Armringe, 5 Schnallen und 14 Riemenbeschläge, sämmtlich aus Eisen, sowie 8 Perlenschnüre der bekannten Art.

Unter den zahlreichen Waffen sind besonders hervorzuheben 6 Schildbuckel und von diesen ein Unikum, welches mit seinem vergoldeten Erzbeschläg auffallend an den Umbo erinnert, der in Cividale aus dem Sarge des Gisulf, Neffen von Alboin, erhoben wurde. Von Schwertern fanden sich 2 spathae und 15 Scramasaxen; ferner 10 Lanzen, darunter ein äusserst elegantes, mit Einfeilungen verziertes Exemplar; 1 Axt, 1 Pfeilspitze und 17 grössere und kleinere Messer. Auffallend bleibt die geringe Zahl von 10 Thongefässen und 3 Glasbechern. Mit weiteren 3 Kämmen aus Bein und 1 Feuerstahl beläuft sich die Gesammtzahl der Fundstücke auf 249 Nummern.

Heinrich Lindenschmit.

Neue Entdeckung römischer Alterthümer im Odenwald.

In meiner Abhandlung über die römischen Befestigungen im Odenwald im Heft LXII der Bonner Jahrbücher (Seite 39) habe ich auf eine 1,5 Meter lange und 1 Meter breite Sandsteinplatte aufmerksam gemacht, welche im Frühjahr vorigen Jahres an der westlichen Seite des Lützelbacher Castells[1]) blosgelegt wurde, auf welcher man wegen ihrer Grösse und sorgfältigen Bearbeitung eine Inschrift oder Sculpturarbeit vermuthen konnte. Ich habe desshalb im Laufe des Sommers den Eigenthümer des Grundstückes gegen eine Vergütung für Arbeitslohn veranlasst, die Platte zu heben, um eine genauere Untersuchung derselben zu ermöglichen. Bei der Vornahme dieser Arbeit fand man eine zweite Platte, welche sich in derselben horizontalen Lage an die erste anschloss und bald darauf eine dritte von derselben Grösse und Beschaffenheit. Eine Inschrift oder Sculpturarbeit zeigte sich auf keiner derselben. Aber sie befanden sich offenbar noch ganz in ihrer ursprünglichen Lage und dienten in ihrer festen Ineinanderfügung zu einem Verschluss, wesshalb man sicher glaubte, nach ihrer Entfernung auf ein unterirdisches Gewölbe zu stossen, in welchem sich die darin etwa verwahrten Gegenstände noch unberührt vorfinden würden. Statt dessen aber stiess man auf einen auf das sorgfältigste mit regelmässig bearbeiteten und glattgeschliffenen Sandsteinen gemauerten Kanal von 3 Meter Länge, 0,85 Meter Breite und 1,25 Meter Höhe, welchen die erwähnten Sandsteinplatten zu decken bestimmt waren. Der Kanal war mit schwarzer Schutterde ausgefüllt, in welcher sich viele Gefässtrümmer befanden. Auch eine Gewandnadel (fibula) von Bronce, an deren beiden Seiten Silberplättchen angenietet waren und die überhaupt sehr geschmackvoll und kunstreich gearbeitet war, kam in diesem Trümmerschutt zum Vorschein. Unter genauer Untersuchung wurde die Schutterde aus dem Kanal entfernt und nun fand sich, dass auf dem Boden sich eben solche Sandsteinplatten, wie oben befanden, auf welchen die beiden Mauern des Kanals aufgesetzt waren. Aus dieser massiven Anlage des Kanals, die darauf berechnet war, jedem Zerstörungsversuch zu widerstehen, lässt sich wohl auf seine wichtige Bestimmung schliessen. Ein Feuerungskanal ist es aus dem Grunde schwerlich gewesen, weil die Steine auch nicht die geringste Spur davon zeigten und der Kanal auch spurlos aufhörte, ohne in einen unterirdischen Heizapparat (hypocaustum) einzumünden. Auch scheint es kein Wasserkanal oder ein intact gehaltenes Fragment einer Wasserleitung gewesen zu sein, weil sich eine Fortsetzung desselben durchaus nicht entdecken liess. Eher scheint es uns ein verborgener, unter allen Umständen bleibender Ausgang aus dem Castell gewesen zu sein, der im Falle einer Belagerung seine heimlichen Dienste zu leisten bestimmt war. Verschlossen von den colossalen Deckplatten waren die Jahrhunderte spurlos an demselben vorübergegangen, und nachdem er nun aufgedeckt und von der Schutterde gereinigt war, übte dieser intacte Rest antiken Bauwerkes auf den Beschauer den vollen Zauber des Alterthums aus. Wir bedauerten nur, Niemanden zu finden, welcher eine getreue Zeichnung des Kanals hätte anfertigen und dadurch dem Leser eine lebendige Anschauung von der Solidität, Sorgfalt und Schönheit dieses antiken Baurestes hätte geben können. Für den Eigenthümer des Grundstückes, welcher gerade im Erbauen von Oekonomiegebäuden begriffen war, waren diese sechs grossen massiven Sandsteinplatten, sowie die in regelrechten, länglichen Rechtecken bearbeiteten Sandsteine, aus denen die beiden Mauern errichtet waren ein höchst willkommener Fund, den er für seinen Gebrauch zu verwenden gedachte, und so waren wir nicht im Stande, ihn zu verhindern, den bisher unversehrt gebliebenen Kanal einzureissen und das Material zum Bau von Ställen in seiner Hofraithe zu verwenden.

Besser verwahrt und erhalten bleibt ein anderes Denkmal des Römeraufenthaltes im Odenwald, welches erst dieser Tage aufgefunden wurde. Bei Beschreibung der befestigten Römerstrasse von Obernburg nach Seckmauern bis zu dem „Heunenhaus“ (gew. fälschlich Hainhaus geschrieben) haben wir in der Nähe der Seckmauerer Niederlassung die „feuchte Mauer“ erwähnt, gewaltige Trümmer zweier römischer Warthürme zur Deckung der Strasse. Geht man von dort 1 Km. nordwestlich, so stösst man auf den in gerader Linie durch den Wald nach Obernburg führenden Weg, längs dessen ich an verschiedenen Stellen in letztem Sommer Trümmer und Spuren abgerundeter Vertiefungen mit Stein- und Mauerresten auffand, die wir aber in Ermangelung sicherer Anhaltspunkte nicht für römischen Ursprungs

[1]) Wegen dieses Castells vergl. auch Correspondenzblatt 1877 Nr. 6., S. 48, Nr. 7. S. 55. Zu den neueren innerhalb desselben gemachten Funden gesellt sich noch ein Sculpturwerk von rothem Sandstein. Es stellt einen Löwenkopf dar mit aufgesperrtem Rachen, von dem aus ein rundes Loch bis zu der linken Seite durchgeht, so dass der Anschein entsteht, als wäre durch den Kopf ein Wasserabfluss erfolgt. Unter der unteren Kinnlade, in dem Winkel zwischen dieser und dem Hals erscheint der obere Theil, Nase und Auge, eines kleineren Kopfes. Die rechte Seite des Kopfes mit charakterischer, nicht ohne künstlerisches Gefühl behandelter Mähne ist naturalistisch und rund ausgearbeitet, die linke dagegen etwa von der Höhe der Augenbrauen an flach gearbeitet, und zwar scheint diese Fläche ursprünglich zu sein, so dass angenommen werden muss, der Kopf habe hier wider einer Mauerfläche gelegen. Etwa in der Mitte der linken Seite erscheint die erwähnte Oeffnung, hinter der Oeffnung ist noch eine Vertiefung in dem Stein, die im Zusammenhang mit dem Zwecke des Ganzen, als der sich Wasserableitung zu denken wäre, gestanden zu haben scheint. Hinten und unten scheint der Stein abgeschlagen zu sein; während er vornen, auf der rechten und auf der linken Seite den ursprünglichen Zustand zeigen dürfte, endigt er hier unregelmässig. Die grösste Länge von der Nasenspitze (unter der mitten im Rachen ein Stück Stein stehen geblieben ist, das die beiden Kinnladen vereinigt und wie ein Zahn aussieht) bis zum hintern Ende ist 27 Centimeter, die grösste Höhe 23 Centimeter, die Dicke ist etwa 10 Centimeter. Der untere kleine Kopf ist, soweit er erhalten ist, 9 Centimeter hoch. Die runde Oeffnung auf der linken Seite hat einen Durchmesser von etwa 2 Centimeter. Das ganze Werk ist von keineswegs roher Auffassung, der Löwentypus gut festgehalten. D. R.

zu halten wagten. Besonders war uns eine von der „feuchten Mauer“ 1 Km. entfernte Stelle auffällig, wo sich noch deutliche Mauerspuren fanden. Jeden dort befindlichen, grösseren Stein hatte ich umgewendet, untersucht, aber keine Inschrift gefunden, als dieser Tage ein wenig davon entfernt im Dickicht Förster Heider von Lützelbach, unter dessen Aufsicht die Obernburger Waldungen gestellt sind, durch einen glücklichen Zufall einen offen daliegenden Römerstein aufgefunden hat. Es ist ein Votivstein, aus dem Material der Gegend, dem rothen Sandstein angefertigt, von 80 Cm. Höhe und 50 Cm. Breite. Oben, wo sich sonst auf einer ara eine Vertiefung für das Opfer befindet, ist hier eine unregelmässige Erhöhung, die entweder von einem Bruch herrührt, so dass die obere Hälfte des Steines fehlt, oder daher kommt, dass die Arbeit des Steinmetzen nicht ganz vollendet wurde. Doch da alles Uebrige an dem Steine fertig gestellt ist, scheint uns die erstere Annahme wahrscheinlicher. An der Krönung des Steins läuft eine einfache Verzierung von sich an einander anschliessenden Halbkreisen hin. Unter derselben befindet sich die Inschrift, die in den Worten besteht:

I· O·M·S
IVLIVS CORNI
CVLARIVS BRI
TONVM
VSLLM[2])

Mit Ausnahme der ersten Zeile, sowie des ersten Buchstaben der zweiten, welcher beschädigt ist, ist die Schrift gut erhalten, die Buchstaben sind sorgfältig und schön ausgeführt, ca. 3 Cm. hoch. Oben an der Stirne des Steines steht, wie angedeutet, die erste Zeile, wovon aber nur einzelne Buchstaben noch zu erkennen sind, die aber wahrscheinlich in der Widmungsformel: I. O. M. S. = Jovi Optimo Maximo Sacrum bestanden haben. Wenn nun diese Inschrift auch bezüglich der Datirung keine sicheren Anhaltspunkte darbietet, so ist sie doch dadurch höchst interessant, dass sie den Aufenthalt der Britonen als Besatzung auch in dieser römischen Niederlassung constatirt, wie dieses in den Castellen zu Bullau, Miltenberg und in Amorbach der Fall ist. Die in den Inschriften in Miltenberg und Amorbach vorkommenden Benennung: Triputiensium fehlt. (Vergl. Nassauer Annalen XIV. B. 2. H.: Die römischen Inschriften der Altstadt bei Miltenberg. Von W. Conrady, Kreisrichter in Miltenberg·[3]) Aber ohne Zweifel gehörten die Britonen auf unserem Stein demselben Hülfscorps berittener Exploratoren an, die die Grenzbefestigungen zu bewachen hatten und die in diesem waldigen und coupirten Terrain ganz an ihrem Platze waren. Bemerkt zu werden verdient noch, dass P. Fuchs in seiner Alten Geschichte von Mainz (1 B. S. 189) und Andere (wonach Brambach No. 979) eine verlorene römische Grabinschrift in Mainz aufführten des Inhaltes: Cajo Iulio Flaviano Corniculario legionis XXII. P. P. F. etc. etc.

Doch damit ist das Interesse an unserem Stein nicht erschöpft. Unter obiger Inschrift zeigt er uns nämlich eine allerdings nicht sehr fein ausgeführte Sculpturarbeit. Wir sehen auf der linken Seite vom Beschauer aus eine Frau mit eng anliegendem Gewand; auf der rechten einen Mann mit einem bis zum Knie reichenden Unterkleid mit erhobener Rechten; zwischen Beiden befindet sich ein Altar, auf welchem eine Erhöhung das Opferobject zu bedeuten scheint. Ebenso hat die Frau ein Gefäss oder einen Korb vor sich, aus welchem das Opferobject wie es scheint, entnommen wird. Die Figuren sind klein, etwa 30 Cm. hoch; der Altar etwas niedriger. Der Stein wurde nach seiner Auffindung auf dem Obernburger Waldgebiete in das Rathhaus nach Obernburg gebracht, wo er nebst der Apollostatue und den Bruchstücken des Herkules von Herrn Bürgermeister Kress den Alterthumsfreunden bereitwilligst vorgezeigt wird.

Seckmauern i. O. Seeger, Pfarrer.

[2]) Wohl unter Supplirung der Punkte: Votum solvit laetus libens merito.

[3]) An gleicher Stelle No. 3 ist ein Altar der Fortuna enthalten, auf welchem sich ein ex corniculario cos nennt. Mehrere Beispiele von cornicularii gibt Wilmanns exempla II., p. 597.

Eine Urkunde über Einführung der Reformation im Jahr 1557.

Etwa anderthalb Meilen südlich von Bingen und dem Rhein und etwa eine Meile nordöstlich von Kreuznach, kaum eine halbe Meile von der Nahe entfernt liegt das kleine, jetzt hessische Dorf Biebelsheim. Es gehörte im späteren Mittelalter zu den Besitzungen der aus dem Reichsministerialengeschlechte der Bolanden ausgehenden Herren von Falkenstein[1]). Es blieb bei der Herrschaft Falkenstein, deren wechselnde Schicksale es theilte, bis zu der modernen Zeit. Die Herrschaft Falkenstein war 1456 auf die Herren von Dhun und von Oberstein übergegangen[2]). Von 1548 bis 1579 regierte Johannes von Dhun, Graf von Falkenstein. Er führte die Reformation in seinem Lande ein[3]). Das folgende Schreiben von ihm im Grossherzoglichen Staatsarchiv zeigt, in welcher Weise solches in einem einzelnen Orte geschehen ist:

Johann vonn Dhun graff zu Falckenstein herr zum Oberstein vnnd zu Bruch etc.

Vnsern gunstigen gruss Zuvor Ersamer lieber andechtiger, Demnach durch Romisch Kayserlich Koniglich Majestät auch churfursten fursten, vnser aller genedigst, gnedigst vnd genedig hern, vnd gemeine stend des heiligen Romischen Reichs, vff gewesenen Reichstagen die Religionn frey gestelt, vnnd aber wir vernemen dass Ir vnsere vnderthonen zu Bibelssheim, nit allein mit Christlicher Euangelischer ler, wie dass itz gewonlich In der Churfurstlichen etc. Pfaltz, vnnd dan sonderlich auch vnssers gepiets zu Bretzenheim [4]) gehalttenn würdt, nit versehen, sondern auch etwa Zu Zeiten, nit der ort geen oder khommen, wie sich gepürt, Also dass vnss von Oberkeit wegen Inzusehen gepuren will, Derhalben Ist vnser beger vnd beuelch Ir wollen hinofuro Zu Jeden Zeittenn, Zu verkündigung vnd vsslegung dess helgen Euangeliums, auch Reichung dess Nachtmahls Krancken vnd sonst, wie Ir wissen auch zu Kindertauffen vnd begrebnuss Zu gehorsamen schuldig, euch onnachlessig dahin schicken, vnd verfugen vnd anders nit ferer oder weiter vnser Vnderthonen dan mit Christlicher Euangelischer ler, Nachtmal, Kindertauffen, begrebnuss, vss vnd Inleitung, der eheleut, schwanger Weiber auch dem Jungen Volck, vnderweisung

[1]) Ein Verzeichniss im Grossh. Staatsarchiv zu Darmstadt vom Jahre 1617 zählt die Falkensteinischen Rechte in Biebelsheim auf. Es erscheinen darunter die hohe und die niedere Obrigkeit, das Gericht die Leibeigenschaft etc.

[2]) Lehmann, Urkundliche Geschichte der Herrn und Grafen von Falkenstein in den Mittheilungen des historischen Vereins der Pfalz III. S. 5, 113.

[3]) Lehmann, a. a. O. S. 128. Ders. Urkundliche Geschichte der Burgen der bayrischen Pfalz IV. S. 212,

[4]) Bretzenheim eine Stunde von Biebelsheim entfernt, an dem rechten Ufer der Nahe, jetzt preussisch.

dess Cachaissmus[5]) etc. halten oder vbenn, Dan wie obgemelter ort vnnd Nemlich zu Bretzenheim denselben gegeben ordnung nach gehalten wurdt, Dass thun wir also entlich Zu euch versehen, Dass wollen auch gunstig nit pergen, Dessen ewer Antwurt begerende, Dat 13 Martii Ao. 1557.

Adresse:
Dem Ersamenn vnserm besonderen
Lieben hern Niclauss Theobaldj
Pfarverseher
Zu [6])
Biebelssheim.

Darunter steht:
Graff zu Falckenstein verlangt
enderung der religion zu Bibelsheim.
Ao. 57.

Biebelsheim war zwar ein Filial von dem benachbarten Planig, wo das Jacobskloster in Mainz das Patronat hatte,[7]) es besass aber doch eine dem St. Martin geweihte Kirche, welche schon 1350 erwähnt wird, während 1358 ein Capellan vorkommt.[8]) 1501 wurde eine neue Kirche gebaut, wenigstens bescheinigen in diesem Jahr Schultheiss und Gemeinde des Dorfs, dass ihnen die Herrn von St. Jacob als Beisteuer „zu dem buw vnser nuwen kirchen eyllf Gulden schlechter werung, vier wyss pfennig vnd eyn swartz kassel“ bewilligt haben.[9]) Im Jahr 1533 wird vom Abt Johannes zu St. Jacob auf den Katharinenaltar zu Biebelsheim der Licentiatus beider Rechte und Priester Jodocus Selbach präsentirt.[10]) Dieser Katharinenaltar wurde 1537 der Martinskirche incorporirt.[11]) Das Patronat dieser Kirche stand nach dem oben erwähnten Verzeichnisse 1617 Falkenstein zu. Für den Kirchenbau zu Planig waren nach zahlreichen Urkunden die Biebelsheimer gleichwohl beitragspflichtig.

Ernst Wörner.

Wirksamkeit der einzelnen Vereine, Literarisches.

(Verein für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a. M.) Im Januar fand im Saale des Wintergartens die 23. General-versammlung des Vereins statt. Der Tagesordnung gemäss machte den Anfang der Jahresbericht des Vorstandes. Derselbe konnte zwar im Grossen und Ganzen einen günstigen Stand der Theilnahme an den Vereinsbestrebungen constatiren, musste aber doch Klage führen darüber, dass die Theilnahme an den eigentlichen Arbeiten des Vereins, den Vereinsabenden und den Veröffentlichungen sich auf einen so engen Kreis von Mitgliedern beschränkte. Der Vorstand glaubte die Hoffnung aussprechen zu können, dass auch aus den neueingetretenen Mitgliedern diesem Kreise eine Erweiterung zu Theil werden würde. Es wurde sodann der Verbindungen mit den auswärtigen Vereinen, der Theilnahme an dem Gesammt-Verein der deutschen Geschichtsvereine, der beiden Ausflüge mit den benachbarten Vereinen nach Oppenheim-Worms und nach Heubach-Miltenberg, sowie des Winckelmannsfestes vom 9. December und der Theilnahme des Vereins an der Eröffnung des historischen Museums gedacht. Der Publication des Vorjahrs, einem Neujahrsblatt, zur Geschichte hiesiger Geschlechter, wird sich im begonnenen Jahre ein weiteres Neujahrsblatt „Zur Geschichte der Brückenkapelle“ von Herrn Senator von Oven und Professor Becker anschliessen sowie das Schlussheft des fünften Bandes der Mittheilungen an die Mitglieder. Dankbar gedenkt der Vorstand der seitens der Kreisstände ihm bewilligten Beihilfe von 900 M., die er auch im neuen Jahre zu erhalten hofft. Die Kassenverhältnisse des Vereins stellten sich im Vorjahre wie folgt: Einnahmen Saldo vom Vorjahre 658 M. 20 Pf., Beitrag von 400 Mitgliedern 2450 M. 72 Pf., Legate 257 M. 14 Pf., Zuschuss des Kreisverbandes 900 M., Verkauf von Vereinsschriften 56 M. 50 Pf., und Zinsen von Obligationen 20 M. 38 Pf. Gesammt-Einnahme 4342 M. 86 Pf. Die Ausgaben erreichten nicht ganz die Höhe der Einnahmen; es verbleiben für 1879 noch 1142 M. 75 Pf., wovon jedoch noch 796 M. für Druckkosten abgehen. Die Bibliothek des Vereins ist seit dem Anfange des verflossenen Jahres im neuen Archivgebäude aufgestellt und dort täglich benutzbar. Das Lager der älteren Vereinsschriften schlägt der Vorstand vor, dadurch etwas zu lichten, dass eine Preisherabsetzung der sämmtlichen älteren Vereinsschriften auf etwa die Hälfte des bisherigen Preises eingeführt wird. Der Vorstand hofft auf diese Weisse ein grösseres Interesse an der Thätigkeit des Vereins in der Frankfurter Bürgerschaft zu erwecken und neue Mitglieder dem Vereine zuzuführen, deren derselbe zur Durchführung seines Zieles, der Erforschung der vaterstädtischen Geschichte, so sehr bedarf. Der Kassenbericht ist ein verhältnissmässig günstiger, da der Vorstand von einer grösseren Publication im Vorjahre Abstand genommen hatte, obschon genügender Stoff dafür vorgelegen hatte. Die Neuwahl des Vorstandes hatte den Erfolg, dass die austretenden Herren Dr. Euler, Dr. Becker, Dr. von Oven, Dr. Stricker wieder gewählt wurden, während für den verstorbenen Herrn Pfarrer Dr. Steitz der Herr Prediger Dr. Dechent neu gewählt wurde. Die Kassenrevisoren verblieben die alten. Der Antrag des Vorstandes auf Herabsetzung des Preises der älteren Vereinsschriften wurde angenommen sowie auch der Vorschlag desselben, in einem Circulair dieses der Bürgerschaft anzuzeigen und um neue Mitglieder zu werben. Hierauf widmete Herr Prediger Dr. Dechent in schwungvoller Rede Herrn Consistorialrath Dr. Steitz warme Worte der Erinnerung. (J. Bl.)

Der Geschichtsfreund, Mittheilungen des historischen Vereins der fünf Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. XXIII. Bd.

Inhalt: Jahresbericht. Verzeichniss der Mitglieder und Verbindungsvereine. — Rohrer, Reformbestrebungen der Katholiken in der schweizerischen Quart des Bisthums Constanz 1492—1531. — Vogel, Die ehemaligen Herrschaftsrechte des Gotteshauses Engelberg. — Amberg, Die Wandgemälde im Hause des Herrn d'Orelli-Corragioni in Luzern. — Die ehemalige Gerichtsbarkeit und das Schloss Burnas. — Schiffmann, Die Anfänge des Schulwesens im Lande Uri. — Ders., Ein Beitrag zur Altersbestimmung des Landbuches von Uri. — Lütolf, Die Regesten und Urkunden des Familienarchivs Rusconi in Luzern mit geschichtlicher Erörterung. — Kleine Mittheilungen. — Urkundenverzeichniss.

---

[5]) Sic.

[6]) Die unterstrichenen Worte sind mit Tinte nachgefahren. In Niclauss ist der erste Buchstabe nachgefahren. Rasuren sind in der ersten Hälfte des Worts „Lieben“, bei den Worten „Theobaldj“ und „Zu“ zu erkennen.

[7]) Seit undenklicher Zeit sei Biebelsheim ein Filial von Planig, heisst es in einem Schreiben des Abts Wilhelm von St. Jacob von 1631 im Grossh. Staatsarchiv zu Darmstadt. In Planig wurde nach einer Notiz in einer ebenda befindlichen alten Chronik die Reformation 1567 durch die Herrn des Orts, die von Löwenstein eingeführt.

[8]) Urkunden des Grossh. Staatsarchivs.

[9]) Urkunde ebendas.

[10]) Urkunden ebendas.

[11]) Urkunde ebendas. Derselben hängt das neu angeschaffte Gemeindesiegel an. 1512 bestand noch kein solches. Das neue Siegel enthält lediglich ein von drei Sternen umgebenes B mit Umschrift

Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, Neue Folge. XIV. Band. Heft 1 und 2.

Inhalt: Werner, Ueber einen Fund römischer Consulardenare. — Goos, Skizzen zur vorrömischen Culturgeschichte der mittlern Donaugegenden. (Fortsetzung und Schluss). — Teutsch, Aus dem sächsischen Leben vornehmlich Hermannstadts am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. — Theil, Michael Conrad von Heidendorf. Eine Selbstbiographie. (Fortsetzung.) — Teutsch, Denkrede auf Joseph Fabini. — Müller, Die Incunabeln der Hermannstädter „Capellenbibliothek“. I. Abschnitt. Von 1469—1500. — Teutsch, Herrmannstadt und die Sachsen im Kampf für Habsburg 1598—1605. — Hausmann, Der graue Siebenschläfer Myoxus glis. Beiträge zur Naturgeschichte desselben. — Fuss, Systematische Aufzählung der in Siebenbürgen angegebenen Cryptogamen.

* In der **Versammlung des hist. Vereins von Oberpfalz und Regensburg** am 18. December hielt Herr Archivrath Dr. Corn. Will einen sehr interessanten Vortrag über die Geschichtsliteratur Regensburg's von den ältesten Zeiten bis jetzt. Er charakterisirte die Bestrebungen und Leistungen der einzelnen Jahrhunderte unter Hervorhebung besonders bedeutender Persönlichkeiten, so z. B. des Kanzlers und Bischofs Baturich aus der ersten Hälfte des 9. Jahrh., des Emmeramer Mönches Othlo aus dem 11. Jahrh. der neben zahlreichen anderen histor. Schriften auch eine Biographie des Bischofs Wolfgang geschrieben hat, des fruchtbaren Meisters Konrad von Megenberg aus dem 14. Jahrh., des Presbyter Andreas aus dem 15. Jahrh., des Geschichtschreibers der Hussiten-Kriege etc., des Aventin etc. und schloss unter Hinweisung auf die ausserordentlichen Verdienste Rieds, des Verfassers des Codex diplomaticus episcopatus Ratisbonensis, auf dessen äusserst zahlreichen Nachlass er zuletzt aufmerksam machte.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. XXV. Jahrgang. Nr. 9 und 10.

Inhalt beider Nummern: Essenwein, Die Doppelcapelle der Kaiserburg zu Nürnberg und ihre Bedeutung als Mausoleum der Burggrafen. — Wernicke, Urkundliche Beiträge zur Künstlergeschichte Schlesiens. — Wattenbach, Aus einer Halberstadter Handschrift. — Gmelin, Eine urkundliche Notiz über Ulrich Reichental. — v. Eye, Die Tulpenmanie des 17. Jahrhunderts. — Dümmler, Zur „Warnung für Biertrinker“. — Essenwein, Aus der Sammlung von Initialien und Druckverzierungen des germanischen Museums. — Mörath, Zur Geschichte des Ansbacher Schützenwesens im 15. Jahrh. — F. Zimmermann Zur Einführung des gregorianischen Kalenders. — Chronik des germanischen Museums. Schriften der Akademien, Museen etc. Literatur. Vermischte Nachrichten.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. XXV. Jahrgang. Nr. 11 und 12.

Inhalt beider Nummern: Wattenbach, Aus einer Halberstadter Handschrift. — Mörath, Zigeuner in Franken im 15. Jahrh. — Nachtrag zum Doppeladler. — Interessantes Stadtsiegel aus dem Anfang des 14. Jahrh. — Müller, Modisten. — v. Weech, Haushaltungsordnung des Benedictinerklosters Schwarzach am Rhein von 1654. — Blaas, Trudenspruch. — Vocke, Ein fränkisches Rechtsbuch des Kurfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg. — Wernicke, Urkundliche Beiträge zur schlesischen Künstlergeschichte.

* **Die vormaligen geistlichen Stifte im Grossherzogthum Hessen.** Von G. I. Wilhelm Wagner. Zweiter Band. Provinz Rheinhessen. Mit 15 Tafeln Abbildungen. Unter Mitwirkung von Dr. Fr. Al. Falk, bearbeitet und herausgegeben von Friedrich Schneider. Darmstadt im Selbstverlag des historischen Vereins (in Commission bei Klingelhöffer).

Die Geschichte ist ein steter Zerstörungs- und Entstehungsprocess. Wer das vorliegende Buch zur Hand nimmt, wird erstaunen über die Fülle von geistlichen und zum grossen Theile sehr bedeutenden Stiftungen, welche im Mittelalter auf dem verhältnissmässig so wenig ausgedehnten Territorium des heutigen Rheinhessen verbreitet waren. Allerdings fallen auch zwei Bisthumsstädte in den Bereich dieser Provinz. Der Einfluss jener Stiftungen auf das kirchliche, resp. politische Leben der Gegend nicht nur, sondern auch auf das commerzielle und wirthschaftliche war enorm. Namentlich auf das letztere werfen die Zusammenstellungen, die das obige Buch über den Güterbesitz der einzelnen Anstalten giebt, ein helles Licht. Wir sehen hier bei jedem einzelnen Stift an urkundlichem Material gesammelt, was in zahlreichen Büchern zerstreut ist oder sich ungedruckt im Archiv befindet. Als Nachschlage- und Hülfs-Buch ist das vorliegende Buch fortan für Jeden unentbehrlich der sich mit rheinhessischer Geschichte beschäftigt.

Einen besonderen Vorzug hat dasselbe durch seine zahlreichen kunstarchäologischen Notizen, welche wesentlich dem Herausgeber zu danken und welche durch die beiliegenden 15 Tafeln, meist Grundrisse von kirchlichen und klösterlichen Gebäuden enthaltend, erläutert sind. Es sind sowohl noch ganz oder theilweise bestehende Anlagen, welche dargestellt werden, als auch verschwundene. Unter letzteteren möchten z. B. die Dominikanerkirche in Mainz, dann die Karthause und das Kapuzinerkloster ebendaselbst u. s. w. zu erwähnen sein. Unter jenen nennen wir die treffliche Aufnahme der Binger Stiftskirche und die Reproduction der interessanten Aufnahme des Reichclarissenklosters in Mainz, die zur französischen Zeit stattfand. Die schöne Klosterkirche, welche heute ihres Seitenschiffes beraubt und als Magazin dienend, nur wie ein gewaltiger Torso aufragt, erscheint auf jenem Plan in dem Zustande vor ihrer Verwüstung. Bemerkenswerth sind auch Grundriss und Querschnitt der Carmelitenkirche, welcher Bau hier zum ersten Male publicirt wird. Die Kirche, heute gleichfalls ein Magazin, zeichnet sich durch die viereckige Gestalt der Grundfläche des Chorhauptes bei dreiseitigem Schluss desselben von der Höhe der Seitenschiffe an, sowie durch die eigenthümliche Kürze des Schiffes aus. Die Archäologen und Architekten werden dem Herausgeber für alle diese Beigaben besonders zu Dank verpflichtet sein.

Die Geschichte der einzelnen Bauwerke, welche der Herausgeber mit möglichster Vollständigkeit herbeigetragen hat, bewahrt eine Reihe von Details vor der Vergessenheit Wie sehr ist dies z. B. mit den topographischen Nachrichten aus Mainz der Fall. Das Buch giebt geradezu ein Bild, wie sich auf dem alten Kulturboden dieser Römerstadt die Wandlungen in den Hauptgebäuden vollzogen haben. Der Stadtplan aus dem vorigen Jahrhundert, der beigefügt ist, leistet hierbei gute Dienste. Was standen damals, wenige Jahre vor dem Ausbruch der französischen Revolution noch für prachtvolle Bauten anfrecht, die seitdem verschwunden sind! Wie erkennt man, dass das, was wir heute noch haben, doch nur die Reste sind einer Welt voll Kunstschöpfungen, die in ihrem Glanze gesehen zu haben eine Erinnerung ohne Gleichen sein müsste!

Wichtige Beifügungen verdankt das Werk auch dem Vereinssecretär, Herrn Staatsarchivar Dr. Schenk zu Schweinsberg, dessen Forschungen die Bestimmung einer Reihe von Stiften, sowie die Feststellung der Standorte solcher ermöglicht haben. Namentlich sind den „Nachträgen und Verbesserungen“, welche sich zugleich auf den ersten Band des Wagner'schen Werks (Stifte in Starkenburg und Oberhessen) beziehen, die archivalischen Untersuchungen von Herrn Dr. Schenk zu Schweinsberg zu Gute gekommen.

So wird das vorliegende Buch nach den verschiedensten Seiten hin Interesse haben.

* Von dem unseren Lesern wohlbekannten archäologischen Quellenwerk von Dr. L. Lindenschmit: **„Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit“** liegen uns zwei weitere Hefte des dritten Bandes, das IX. und X., vor. Dieselben bereichern gleich den früheren in mannigfacher Richtung die wissenschaftliche Erkenntniss der verschiedenen Perioden unserer Vorzeit. Um einzelnes zu erwähnen, so sei vor Allem der Taf. 4 des IX. Heftes (Römische Metallarbeiten mit Verzierung von Schmelzwerk, Tauschirung und Niello) und des dazu gehörigen längeren Excurses: „Bemerkungen über die Verzierung römischer Metallarbeiten durch Damascinirung oder Tauschirung und ihr Verhältniss zu gleichartigen Denkmalen der merovingischen Zeit“ gedacht. Die Darstellung des bewährten Kenners unserer deutschen Grabfunde wirft ein ganz neues Licht auf die Fortdauer und den Neuaufschwung römischer Kunstfertigkeit in den von den germanischen Stämmen der Franken, Alemannen, Baiern u. s. w. eroberten römischen Provinzen. Der Verfasser tritt zwei extremen Auffassungen gleichmässig entgegen, derjenigen, welche der germanischen Metallarbeit jede Entwicklung absprechen will, sowie der, welche dieselbe jener der alten Culturvölker vollkommen gleichstellen möchte. Er bejaht zwar die Frage, ob die fränkische u. s. w. Metallkunst ihren Ausgangspunkt von der römischen Technik genommen habe, aber er beweist auch, wie sich von diesem Ausgangspunkt ein eigenthümlicher Stil mit theilweise neuen Verzierungsmotiven entwickelt, ein Stil dessen Erzeugnisse unsere merovingischen Friedhöfe erfüllen. Wir müssen erkennen, dass die einheimische Bevölkerung des Rhein- und Moselgebiets schon zur Römerherrschaft im Vollbesitze aller Zweige der römischen Industrie, in manchen, z. B. in der Glasfabrikation und der Herstellung der aretinischen Thongefässe anderen Provinzen voraus war. Gegen das Ende des Römerreichs sanken, wie die Macht des Staats, so auch die Kräfte der Industrie und die Erfindungsgabe der Handwerker. Da erschienen die germanischen Eroberer, welche einen neuen Verzierungsgeschmack als Gabe aus ihrer Heimath mitbrachten und nun lernten, ihn auf dauerndes Material zu übertragen. Keine galloromanischen und keine römischen Arbeiter waren die Schöpfer dieses in seinen bald wildphantastischen bald primitiven Motiven durchaus originellen Stils, der allen germanischen Stämmen gemeinsam war. Es „deutet“ wie der Verfasser bemerkt, „die Sicherheit, die erfindungsreiche Leichtigkeit der verschiedenartigen, immer charakteristischen Verwendung der Motive, die überall gleichmässige Vertrautheit mit denselben auf älteste Ueberlieferung innerhalb der germanischen Stämme und auf eine ursprüngliche Entwickelung dieses Stils, in einem leicht zu behandelnden Material in Farben sowohl, als namentlich in Holzschnitzerei. Auf diese letztere verweist schon der kräftige Vortrag und die besondere Darstellungsweise der eingeschnittenen Verzierungen bei den Broncearbeiten, und wohl auch die Vorliebe für die Tauschirung, bei welcher ja ebenfalls die Ornamentlinien in die Fläche vertieft eingeritzt oder ausgegestochen werden müssen“. Es kann hier unsere Aufgabe nicht sein, auf das Detail der Beweisführung einzugehen, nur ein sehr entscheidendes Moment in derselben wollen wir hier erwähnen, dass im Vergleich zu westfränkischen und burgundischen Friedhöfen diejenigen des Rheingebiets eine durchgehende Ueberlegenheit in den Erzeugnissen der Waffenschmiedekunst zeigen. „Was wir aus diesen Gräberfunden der merovingischen Zeit gewinnen,“ sagt der Verfasser, „ist der Ausblick auf eine erfreulichere Seite jenes dunkeln Zeitraumes, welchen wir nach einer Geschichtsüberlieferung, die nur Gewaltthaten zu registriren wusste, als eine Periode dumpfer Rohheit und freudloser Barbarei zu betrachten gewöhnt wurden.“

Noch auf andere Seiten der merovingischen Kunst- und Handwerksübung weisen uns die vorliegenden Hefte. Das X. Heft publicirt auf Taf. 4 den merkwürdigen Erzbecher aus einem fränkischen Grabe zu Wies-Oppenheim mit figürlichen Darstellungen in getriebener Arbeit und Inschriften. Unter jenen ist diejenige eines Kreuzes und diejenige von Adam und Eva unter dem Baume der Erkenntniss (AM ET EVVA steht dabei) zu erkennen, diejenige der Verkündigung zu vermuthen. Die inschriftlichen Zeichen sind meist Bruchstücke, doch ist das Wort SALVATOR lesbar. Die folgende Tafel 5 bringt fränkische und angelsächsische Helme. Ein angelsächsischer trägt oben den Eber, das signum apri, des eoforcumbul. „Das Schwein allgülden, der Eber eisenhart,“ heisst es im Beowulf. Taf. 5 des Hefts IX. bringt Angonen, diese vorzugsweise fränkische und zwar ripuarische Waffe. Wir haben in unseren Museen immer noch wenig Exemplare; 1850 war noch kein einziges bekannt, jetzt sind 36 Exemplare nachweisbar, von welchen 14 auf das nördliche Frankreich, Belgien und Burgund, 22 auf Deutschland fallen. Von letzteren sind 19 in den mittelrheinischen Museen von Mainz, Darmstadt (hist. Verein), Wiesbaden und Frankfurt. Heft IX. Taf. 6 bringt Schmuckgeräthe aus fränkischen und alemannischen Gräbern, Heft X. Taf. 6 Schmuckstücke und Geräthe, fränkische, alemannische und angelsächsische, aus Bergkrystall, Gold, Silber und silberbelegtem Erz.

Von römischen Gegenständen bringt noch Taf. 3 des IX. Heftes den bekannten Grabstein des Schiffers Blussus im Mainzer Museum mit lesenswerthen Erörterungen über die Tracht der darauf Dargestellten und Taf. 3 des X. Heftes eine Ergänzung zu der im II. Band der Alterthümer gegebenen Darstellung reitender Matronen. Funde aus Grabhügeln enthalten Heft IX. Taf. 1 (Gewandnadeln), Heft X. Taf. 1 (Dolche), Taf. 2 (Thongefässe). Thongefässe von ungewöhnlicher Form und Verzierungsweise sehen wir auf Taf. 2 des IX. Hefts; eingehende Erörterungen besprechen sie, sowie ihren Zusammenhang mit anderen Funden näher.

Zeitschrift des histor. Vereins für Schwaben und Neuburg. IV. Jahrgang. Heft 2 und 3.

* Indem wir gewohnter Massen den Inhalt der beiden jüngsten Hefte dieser Zeitschrift unseren Lesern anzeigen, möchten wir ihre Blicke auf einige darin enthaltene Aufsätze lenken. Das 2. enthält neben zwei anderen grösseren und zwei kleineren Aufsätzen eine umfänglichere Arbeit von Archivar Dr. Buff unter dem Titel: Verbrechen und Verbrecher zu Augsburg in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. Dieselbe giebt eine Darstellung städtischer Zustände, die für die geschilderte Epoche deutschen Culturlebens typisch zu sein scheint, typisch in der unbändigen Wildheit, die damals weite Kreise des Volks umfasst hielt, typisch in der fahrigen und bald grausamen bald lächerlich milden Weise, wie jenes Jahrhundert Verbrechen behandelte, behandelte in einer ruhelosen Zeit, die wenn je eine ein consequentes Vorgehen erheischt hätte. Der Verfasser schliesst seine Darstellung an ein altes Achtbuch an, welches das Verzeichniss derjenigen Verbrecher enthält, die sich dem Gericht nicht gestellt hatten und deren Verbrechen bedeutend genug waren, Verbannung nach sich zu ziehen. Die Einträge beginnen in der 1 Abtheilung des Buchs eigentlich schon 1302, regelmässig in beiden 1338; bis gegen den Schluss des Jahrhunderts dauern die regelmässigen Einträge mit wenig Unterbrechungen an. Es ist kein umfassendes Verbrechensverzeichniss, was wir vor uns haben, es fehlen die an Leib und Leben gestraften Verbrecher, bei denen die Ausweisung wegfiel, es fehlen die, welche die Verbrechen mit Geld sühnten, es fehlen die Uebelthäter, deren Verbrechen nicht bekannt wurden, aber das Ganze giebt doch ein ungemein lehrreiches Bild einer, menschlich genommen, so trüben Epoche deutscher Geschichte. Entsetzlich sind die Strafen, die damals gang und gäbe waren, Blendungen z. B. sind neben der Ausweisung zahlreich genug, und es mag den modernen Menschen manchmal ein Grausen erfassen, wenn er liest, mit welcher Leichtigkeit damals entsetzliche Verstümmelungen verhängt wurden, verhängt oft für in reinem Wahn erfundene Verbrechen, welche Truggebilde heute

jedes Kind verlachen würde. Auch auf die Unpartheilichkeit der Richter den Vornehmen und Reichen gegenüber oder besser gesagt die Partheilichkeit derselben fallen recht eigenthümliche Lichter. Interessant ist, wie der Verfasser ein strafferes Regiment seit der Herrschaft der Zünfte nach dem Jahr 1368 constatirt; die Gewaltthaten nehmen ab; die Wildheit der Gesinnung, welche uns manchmal selbst harte Strafen natürlich erscheinen lässt, scheint nachzulassen; es wurde strenger und consequenter regiert. Wir haben auf das Einzelne nicht näher einzugehen, möchten aber den Aufsatz allen unsern Lesern bestens empfehlen.

Das dritte Heft enthält zunächst im ersten Theil eine Arbeit von Christian Meyer, die Beiträge zur Verfassungs- und Rechtsgeschichte der Stadt Augsburg giebt und das Stadtrecht von 1104 und die vorhergegangene Zeit, sowie die nachfolgende bis zu dem grossen Stadtrecht von 1276 erörtert.

Der folgende Aufsatz von Dr. F. L. Baumann bringt Mittheilungen über die städtische Chronik von Kempten, aus denen wir hier hervorheben die von dem Chronikenschreiber Schwarz erzählte Geschichte des Mathias Waibel, Pfarrvicars an der unmittelbar neben dem Stifte Kempten ausserhalb der Stadt gelegenen Kirche St. Lorenz aus dem Jahr 1525. Waibel war ein revolutionärer Agitator, wie wir heute sagen würden, aber ein Mann von aussergewöhnlicher Begabung, schön mit dichtem Lockenhaar; er hat nicht nur die neue Lehre gepredigt, er hat auch durch seine Agitation den Bauern - Aufstand im Kemptischen und im Allgäu angefacht; weithin wirkte er gewaltig durch seine Rede. An Niemanden mehr als an ihn hat sich das Volk späterhin erinnert, es hat ihn bis heute nicht ganz vergessen. Vor Allem Interesse erregt das zeitgenössische Volkslied welches uns Baumann (allerdings nicht nach dem Texte der in Sprache stehenden Chronik) mittheilt und das den Tod des Pfarrherrn, den er durch Truchsess'sche Söldner am Galgen erlitt, von dem Gefühl erfüllt, dass hier ein Märtyrerthum rechter Art geschehen sei, schildert. Der Leichnam des ohne Urtheil und Recht Gemordeten wurde nachmalsnoch beschimpft, die Gebeine, die ein Jahr nach dem Vorfall in einer Feldcapelle beerdigt worden waren, wurden aus der Gruft gerissen und bei der Buche eingescharrt, an deren Zweigen Waibel sein Ende gefunden hatte. Auch über diese letzte Ausgrabung hat sich ein Meistersängerlied erhalten, das uns von Hrn. Baumann mitgetheilt wird. — Wir reihen folgende Notiz aus der schwarzischen Chronik an, die zur Einleitung des Verfahrens gegen Waibel gehört: „Als nun von sollichen des punds reitern vil zu Leukirch lagen, sein in 12 pferd mit sambt dem profosen Aychelin gennant (J. Hans von Werderstain bericht mich, das dieser Aichelin der letste wisende sey gewest von dem westphalischen gericht, ein reiter von Pregentz) ausgeritten.“ — Die Hefte 2 und 3 bringen ausserdem neben Mittheilungen geringeren Umfangs folgende Arbeiten: Primbs, Das Todtenbuch des Stifts in Lindau sammt Nachrichten über die Stiftfräuleins und Stiftsgeistlichkeit. — Grosshauser, Die römischen zu Augsburg gefundenen Münzen. — Baumann, Beiträge zur Ortsgeschichte. — Kriegerische Vorgänge im Markte Krumbach a. d. Kambach und in dessen Umgebung aus dem Jahr 1700.

Notizen, insbesondere über alterthümliche Funde, Restaurationsarbeiten etc.

(Die voigtstedter Gräberfunde). Hierüber bringt Dr. Fulda zu Sangerhausen in der „Magdeb. Ztg.“ folgenden Fundbericht: „Die Fundstelle liegt in einem zum Pforta'schen Rittergute gehörigen Ackerstück, welches in dem unteren Theile des westlich vom Dorfe Voigtstedt allmählich ansteigenden Terrains an den edersleber Communalweg anstösst. Dieselbe markirt sich in keiner Weise in der äusseren Gestaltung des Terrains, doch ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass diese durch Abschwemmung und Jahrhunderte lange Cultur allmählich wesentlich verändert ist. Im Allgemeinen gab zur Auffindung von Gräbern an dieser Stelle Veranlassung der Umstand, dass die Eisenbahn dieses Feld in einem $1^1/_2$—3 m. tiefen ziemlich genau von Norden nach Süden verlaufenden Einschnitte durchschneidet. Leider haben sich die näheren Umstände der Auffindung der einzelnen Fundstücke bisher nur theilweise genügend feststellen lassen, da dieselben anfangs meist von den Arbeitern mitgenommen waren und nur allmählich an die Bauverwaltung oder an die Gerichtsbehörde abgeliefert wurden. Als der Vorstand des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde von Sangerhausen und Umgegend von dem Funde Kenntniss erhielt, stellte derselbe zwar sofort, bereitwillig unterstützt von den Baubeamten, an Ort und Stelle sorgfältige Nachforschungen an und zwar vorzugsweise mit Hülfe von Photographien, die er von den Fundstücken hatte anfertigen lassen und die nunmehr den bei der Auffindung betheiligten Arbeitern vorgelegt wurden; doch waren diese Erhebungen dadurch sehr erschwert, dass ein Theil der Arbeiter polnischer Nationalität, ein anderer nicht mehr in der Nähe der Fundstelle beschäftigt war. So konnte zwar nicht ein völlig gesichertes Bild von der Lage, in welcher die einzelnen Fundstücke angetroffen wurden, aber doch wenigstens ein Ausgangspunkt für weitere Untersuchungen gewonnen werden. Im Allgemeinen stellte sich heraus, dass zu unterscheiden sind Funde, die in einer Tiefe von 2—3 m. gemacht wurden, und solche, die nicht über 1 m. Tiefe hinabreichten. Den Tieffunden gehörten die sämmtlichen Gold- und Silbergeräthe, sowie die Broncegefässe bis auf eines an; den oberflächlichen Funden u. a. sämmtliche Thongefässe. Den ersten Fund bildete ein Skelet, welches waagrecht frei im Kies etwa auf der Mitte der Bahnlinie 2 m. unter der Ackeroberfläche lag. Nach den Beschreibungen der Arbeiter liessen die Knochen auf eine bedeutende Körpergrösse schliessen. Leider wurden dieselben zerschlagen und später wieder eingegraben. Jedenfalls wird ein Versuch gemacht werden müssen, dieselben wieder aufzufinden und wo möglich die Schädelknochen wieder zusammen zu stellen. An den nach Süden liegenden Fussknochen dieses Skelets wurden silberne Sporen von ausserordentlich kunstvoller Arbeit gefunden. Der Stachel derselben läuft in eine kegelförmige Spitze aus; ausser den beiden den Fuss einspannenden Bügeln findet sich noch ein dritter kürzerer vor, der nach oben gerichtet ist. Die nach aussen sechskantigen Bügel laufen sämmtlich in Platten aus, an deren innerer Seite sich Knöpfe befinden, die zur Befestigung des Riemenwerks dienten. Der Uebergang zur Platte wird von dem oberen und äusseren Bügel durch eine Einschnürung markirt, die mit einer zwischen zwei Silberringen liegenden ornamentirten Goldplatte geschmückt ist. Leider hat sich dieser Goldschmuck nur an dem linken Sporn erhalten. Das Silber der Sporen ist 14löthig, der rechte wiegt 75, der linke 85 g.; auch öffnet sich der rechte Sporn 7, der linke 8 cm., eine Differenz, die sich vielleicht dadurch erklärt, dass der linke Fuss häufig etwas stärker als der rechte ist. Die Sporen haben am meisten Aehnlichkeit mit einem bei Rheinzabern gefundenen römischen Broncesporn, doch hat bei diesem der dritte Bügel die Gestalt eines Schlangenkopfes. Genau scheinen mit demselben übereinzustimmen zwei silberne Sporen, welche im Jahre 1866 in einem Grabe bei Makranstedt gefunden wurden. Herr Otto Moser in Leipzig hat diesen auch in anderer Hinsicht den voigtstedter Funden ähnlichen Grabfund im „Leipz. Tgbl.“ vom 4. December 1866 eingehend beschrieben; leider sind die makranstedter Fundstücke (ausser den Sporen noch Glas-, Erz- und Thongefässe) für eine hohe

Summe an das britische Museum verkauft worden. Ganz nahe dem Fussende dieses Skelettes lagen zwei Broncee-eimer von 21 und 24 cm. Weite. Leider fehlt bei beiden der untere Theil. Der kleinere Eimer hat zwei massive Henkel, die niedergeschlagen genau auf den Rand des Eimers passen und einen ornamentalen Abschluss desselben zu bilden scheinen, eine Construction, die den praktischen Zweck hatte, das Schwanken des mit Wasser gefüllten Gefässes zu vermindern, zugleich aber auch dem künstlerischen Interesse besonders günstig war. Wir finden solche Doppelhenkel sehr häufig an römischen Eimern und zwar sowohl an Prachtgefässen wie an solchen, die zum gewöhnlichen Gebrauche bestimmt waren. Das voigtstedter Exemplar gehört der letzteren Art an, da ausser Kreislinien, die den Rand bezeichnen, und ringförmigen Wulsten, welche die Henkel in Abständen von 3/4 cm. umgeben, sich keine Ornamente an demselben befinden. Der grössere Eimer hat nur einen Henkel, ist aber sonst dem kleineren ganz gleich. Etwa 10 — 20 Schritte südlich von dem Skelete (eine genauere Bestimmung ist leider bisher nicht möglich gewesen), und zwar ebenfalls auf der Sohle des Bahnkörpers fand sich eine zweite Gruppe von Broncegefässen vor. Zunächst eine sehr gut erhaltene runde Schale von 27 1/2 cm. Weite und 8 cm. Tiefe. Boden wie Seitenwand sind auch hier mit zahlreichen concentrischen Kreisen geschmückt. In dieser Schale lag ein Sieb mit Handgriff von 10 cm. Durchmesser und 4 1/2 cm. Tiefe. In der Form wie in der kunstvollen Anordnung der Löcherreihen stimmt dasselbe in auffallender Weise mit einem pompejanischen Exemplar überein. Auch das oben erwähnte makranstedter Grab enthielt ein trefflich gearbeitetes Broncesieb. In derselben Schale lag noch ein Tiegel, der, abgesehen von der fehlenden Durchlöcherung, dem Sieb fast ganz gleich ist. Nur wenige Schritte östlich oder südöstlich von diesen Gefässen in dem an dem Bahnkörper entlang laufenden Graben, etwa 30 cm. tiefer als die bisher erwähnten Funde fand sich eine Gruppe von Silbergeräthen. Besonders kunstvoll gearbeitet ist eine 10 cm. lange Gewandnadel mit starker noch wirksamer Spiralfeder. Der Bügel dieser Spange ist an zwei Stellen genau in derselben Weise wie die Sporen mit ornamentirten Goldplatten geschmückt. Mit dieser Spange zusammen wurde eine 21 cm. lange, ebenfalls silberne Haarnadel und ein nur theilweise erhaltenes Geräth, vielleicht ein Handgriff, endlich auch ein Knopf aus röthlichem Glasfluss gefunden. Ungefähr zehn Schritte weiter südlich kam in demselben Graben und zwar in derselben Tiefe ein Goldreif mit Resten eines Broncegefässes, die nicht erhalten sind, zu Tage. Der Reif ist aus starkem, glatten Golddraht durch Schmieden hergestellt, und zwar ist das eine Ende zu einer Schleife, das andere zu einem in diese eingreifenden Knopfe ausgeschmiedet. Die Erhaltung dieses aus reinem Golde verfertigten Halbringes ist eine vollkommene, so dass derselbe sich noch jetzt auseinanderbiegen, um den Hals herumlegen und schliessen lässt. Das Gewicht des Ringes beträgt 107 g., der Metallwerth ungefähr 270 M. Ebenfalls zu den Tieffunden gehören vermuthlich noch 2 Broncen, deren Fundort mit Sicherheit zu ermitteln nicht gelungen ist, nämlich der untere Theil eines Gefässes und eine flache, längliche Schüssel, deren innere Seite versilbert ist. Die Länge der ovalen Vertiefung dieser Schüssel beträgt 30, die Breite 20 cm. Dieselbe ist umgeben von einem flachen Rande, der an der Langseite noch nicht 2 cm., an der schmalen Seite 10 cm. breit ist und in einer kunstvollen, aus mehreren grösseren und kleineren Bogen zusammengesetzten Curve abschliesst. Leider ist diese Schüssel sehr stark beschädigt. Endlich ist auch wohl ein schwacher Silberreif von 6 1/2 cm. Durchmesser zu den Tieffunden zu rechnen. Alle bisher erwähnten Funde gehörten der Mitte und Ostseite des Einschnittes an. Dagegen fanden sich auf der Westseite desselben, theils diesen Funden gegenüber, theils weiter nach Süden hin, eine grössere Zahl von Gräbern, die durchweg dicht unter dem Mutterboden lagen. Dieselben waren leicht zu erkennen an Mörtelschichten, von denen die Skelette umgeben waren. Die Knochen lagen mehrfach nicht mehr in richtiger Ordnung, die Thongefässe, welche sich regelmässig unter den Beigaben befanden, waren häufig zertrümmert und unvollständig, beides wohl in Folge von Störungen, wie sie bei der oberflächlichen Lage dieser Gräber durch Wurzeln oder durch den Pflug leicht stattfinden konnten. Die Zahl der Gräber liess sich nicht fessstellen, meist auch nicht die Lage der einzelnen Fundstücke, welche aus denselben zur Ablieferung gelangten. Von einem Grabe, welches unter dem die Bahnlinie durchschneidenden edersleber Communalwege lag, hat sich die Schädeldecke erhalten; dieselbe ist ziemlich kurz und von mässigem Umfange; sie gehörte jedenfalls einer jugendlichen Person an. Ausser dem Skelet wurden in diesem Grabe nur Scherben von Thongefässen und zwei einfache Gewandnadeln mit Spiralfedern von Broncee gefunden. Aus anderen Gräbern haben sich erhalten ein vollständiger Schädel (ausgesprochener Langschädel), eine vollständige grössere Urne ohne Verzierungen; ferner Reste von mehreren grösseren Urnen mit sehr feinen, schachbrettartigen Linearverzierungen am Halse, dessgleichen Scherben mit roherem Mäanderornament. Von besonderer Wichtigkeit ist, dass auch ein grösseres Broncegefäss von 40 cm. Weite und 12 cm. Tiefe in diesen oberflächlichen Gräbern gefunden wurde. Dasselbe stimmt in Technik, Form und Ornamentirung durch concentrische Kreise mit den Tieffunden überein. In der starken Grünspankruste, welche das Innere des Gefässes überzieht, fanden sich Reste eines Gewebes, welches sich bei mikroskopischer Untersuchung als Leinen herausstellte. Endlich befinden sich unter den Fundstücken noch Eisengeräthe, insbesondere eine Speerspitze und ein Schildbuckel, beide in der Form mit germanischen Grabfunden übereinstimmend. Ob diese Eisengeräthe den oberen oder den Tief-Funden angehören liess sich leider nicht feststellen.“ Der Verfasser kommt nun auf die Zeit und Herkunft der gesammten Gräber zu sprechen. Er ist der Ansicht, dass die Broncee- und Silbergeräthe italischen Ursprungs sind, und schliesst aus der Uebereinstimmung des Siebes mit dem pompejanischen, dass die Zeit nicht allzu fern derjenigen des Untergangs von Pompeji (79) liege. Indessen scheint sie ihm doch etwas jünger zu sein, da die Anklänge an die ältere (etruskische) Technik fehlen; auch seien insbesondere die Broncegefässe nicht mit derjenigen Solidität und Sorgfalt gearbeitet, die man an Erzeugnissen italischer Industrie des ersten Jahrhunderts zu finden pflegt. So werde man denn die voigtstedter Gräber wohl dem zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung zuweisen müssen und zwar auch die oberflächlichen, da in diesen ja auch ein Broncegefäss gleicher Art gefunden wurde. Der Verfasser sagt weiter: „Wenn aber so viele römische Alterthümer in diesen Gräbern zu Tage gekommen sind, so sind diese selbst darum doch keineswegs römischen Ursprungs. Es fehlen in ihnen vollständig Münzen und Thongefässe von sogenannter Sigelerde, wie sie sich z. B. in den rheinischen Römergräbern so zahlreich finden; dagegen weisen Urnen und Eisengeräthe auf einheimischen Ursprung hin und auch der Goldring, der bei so bedeutendem Metallwerth eine so einfache Technik und keinerlei künstlerischen Schmuck zeigt, scheint einheimisches Fabrikat zu sein. Die Gräber werden also einer einheimischen Bevölkerung angehören, die im Besitze mannichfacher Erzeugnisse italischer Industrie war. Im zweiten Jahrhundert aber gehörte die hiesige Gegend jedenfalls zum Gebiete der Hermunduren, von denen Tacitus im 41. Cap. der „Germania“ berichtet, dass sie mit den Römern lebhaften Handel trieben und vielfach in der Hauptstadt der römischen Provinz Rhätien (Augusta Vindelicorum, Augsburg) als gern gesehene Gäste verkehrten.“

Commissions-Verlag der Hofbuchhandlung von A. Klingelhöffer in Darmstadt. — Druck von Heinrich Kichler.

„Ingeldus."

Aus dem fränkischen Friedhofe zu Dietersheim. Rheinhessen.

Herausgegeben von dem Verwaltungsausschusse des Gesammtvereins in Darmstadt unter Redaction von Ernst Wörner.

Correspondenzblatt

des

Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine.

Das Correspondenzblatt erscheint monatlich einmal und kostet jährl. 5 Mark.

№. 2. Siebenundzwanzigster Jahrgang 1879. Februar.

Angelegenheiten des Gesammtvereins.

General-Versammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine in Marburg.

Protocoll der **1. Sitzung der 2. Section** vom 17. September 1878.

Der Vorsitzende Herr Bauinspector Cuno eröffnete die Sitzung um 1 Uhr Mittags und stellt Frage 1 zur Debatte.

Dieselbe lautet: Lässt sich ein Zusammenhang der Gruppe hessischer frühgothischer Hallenkirchen mit anderen Bauwerken nachweisen, oder deutet die nahe Verwandtschaft derselben auf eine lokale Schule?

Herr Cuno bezeichnete als die wichtigsten Kirchen derart für Hessen die St. Elisabethskirche und die Kirchen zu Wetter, Frankenberg und Haina, Herr Conservator Bickell nannte die Kirche zu Friedberg, Herr Pfarrer Bindewald aus Frischborn die zu Grünberg. Aus dieser bedeutenden Anzahl charakteristisch ausgeprägter Gebäude zog Herr Bickell den Schluss, dass dies nur durch das Vorhandensein einer lokalen Schule möglich sei. Herr Cuno erwähnte, dass die Westphälische Schule am meisten Aehnlichkeit mit dieser etwa in Hessen vorhanden gewesenen habe, und glaubte dies durch die vielfach in Westphalen vorkommenden Hallenkirchen beweisen zu können. Herr Bickell bestätigte diese Behauptung durch Nennung einiger Kirchen in Westphalen, namentlich einiger in Münster und der in Obermarsberg. Herr Cuno behauptete, wenn die Steinmetzzeichen überhaupt sichere Schlüsse auf Identität der Arbeiter zulassen, man aus der Aehnlichkeit verschiedener Zeichen an der St. Elisabethskirche mit denen an der Petrikirche zu Soest schliessen könne, dass Marburger Steinmetzen auch in Soest gearbeitet haben müssten oder umgekehrt.

Einen sichern Abschluss hinsichts der Frage 1 ergab die Debatte nicht. Es wurde desshalb zur Frage 2 geschritten. Dieselbe lautet: Lässt sich von keiner derselben ein Meister nachweisen? Bieten Sculpturen etc. sowie Steinmetzzeichen keinen Anhalt?

Der Vorsitzende verwies auf seine Bemerkung am Schluss der Debatte ad Frage 1. Herr Bickell glaubte aus den Zeichen nicht Folgerungen auf den Meister ziehen zu können. Freiherr von Münchhausen schloss sich dieser Ansicht an. Im Uebrigen blieb die Debatte hinsichts der Ermittelung eines lokalen Meisters resultatlos.

Herr Cuno stellte desshalb die Frage 3 zur Erörterung, welche lautet: Die Portalsculpturen der Elisabethkirche tragen einen so sicher ausgeprägten Charakter und entsprechen so wenig den nachweisbaren Gesichtstypen der Gegend, dass deren Anfertigung durch einen fremden Künstler anzunehmen ist.

Herr Pfarrer Rullmann aus Kesselstadt bezweifelt die Möglichkeit der Bejahung dieser Frage, indem er nicht glaubt, dass die Gesichtstypen bestimmter Gegenden sich so lange constant erhalten. Die Herren Geh. Baurath von Ritgen, Freiherr von Münchhausen und Cuno glauben die Frage bejahen zu sollen. Herr Bickell geht näher im Sinne der letzteren auf die Frage ein und weist auf Viollet le duc hin, welcher bei Statuen verschiedener Kathedralen behauptet, dass die Gesichter der Statuen noch identisch mit den Gesichtstypen der betreffenden Gegenden seien. Herr Theobald aus Hamburg bestätigte diese Ansicht durch verschiedene eigene Wahrnehmungen.

Der Vorsitzende liest demnächst die 4. Frage vor; sie lautet: Gibt es Altäre mit Einrichtungen wie die des Altars der Elisabethkirche zu Marburg? Ist damit nicht eine zwischen Retabel und Flügelaltar vermittelnde Form gegeben?

Er erinnert hiernach an seine bezüglichen Erörterungen bei Gelegenheit der Besichtigung der St. Elisabethskirche am Vormittag und fordert den Conservator des hessischen Vereins Herrn Bickell auf über seine einschlägigen Studien zu referiren.

Herr Bickell referirt hierauf unter Vorlegung von 2 Zeichnungen. Das Wesentliche der Eigenthümlichkeit dieses Altars besteht demnach darin, dass mittelst einer Hebevorrichtung vor den Figurennischen des Altars eine Tafel zur Verdeckung derselben vorgeschoben werden kann. Bei dem Zeigen der Figuren senkt sich der Schieber hinter resp. unter den Altartisch. Unter demselben befindet sich ein kleiner vertiefter, hinter dem Altar besteigbarer Raum, woselbst die Rollen und Nuten zur Bewegung des Schiebers noch sichtbar sind.

Herr Bickell begründet die Ansicht, dass diese Einrichtung eine Uebergangsform zwischen Retabel und Flügelaltar sei und behält sich vor diese Sache durch eine Publikation weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Die Herren Oberst von Cohausen aus Wiesbaden, Geh. Baurath von Ritgen, Pfarrer Rullmann und Cuno erörterten die Frage durch bezügliche Fragen und Ausführungen, um schliesslich Bickells Ansicht beizupflichten.

Herr Cuno stellt die Frage 5 zur Erörterung. Sie lautet: Wie ist der Altar (?) der Liebfrauenkapelle zu Frankenberg benutzt worden? Finden sich ähnliche Anlagen anderwärts? Es wird hierbei auf die ausliegenden Zeichnungen des Altars von Ungewitter und Hundeshagen aufmerksam gemacht.

Herr Bickell begründet seine Ansicht, dass die Vorrichtung kein Altar sei, sondern eine solche zur Ausstellung von Reliquien, zumal die geringe Breite des Tisches von kaum 75 Cm. den Gebrauch als Altar vollständig ausschlösse. Freiherr von Münchhausen, Herr Justizrath Grimm aus Marburg, Herr Oberst von Cohausen, Herr Dr. Mohr zu Marburg und Herr Dr. Becker zu Marburg erörterten die Frage des Weiteren, und einigte man sich dahin, dass die Altäre mit ähnlichen Einrichtungen lediglich zur Exposition von Reliquien gedient haben, welches um so mehr an Wahrscheinlichkeit gewann, als bei der Frankenberger Capelle die zwei gegenüber liegenden Thüren und die geringe Grösse des Raumes auf das Passiren einer Procession hinweisen. Die grossen Messen, die noch bis ins 16. Jahrhundert in Frankenberg abgehalten wurden, lassen vermuthen, dass die Kirche diese Frequenz zu solchen Schaustellungen benutzt habe. Die Discussion wurde demnächst hierüber geschlossen und die wie nachstehend lautende Frage 6. zur Besprechung vorgenommen: Seit wel-

cher Zeit lassen sich Todtenleuchten und dergl. in Deutschland nachweisen? Welches sind die ältesten erhaltenen und was findet sich davon in Hessen?

Der Vorsitzende orientirt die Versammlung zunächst über den Gegenstand durch Skizzirung einer ihm aus Paderborn her bekannten Todtenleuchte.

Herr Bickell beschreibt demnächst die älteste ihm bekannte aus Magdeburg, die 2. zur Schulpforte, die älteste in Hessen zu Frankenberg und weitere zu Fulda, Treysa und Marburg. Er erläuterte seinen Vortrag durch von ihm selbst aufgenommene Photographien. Herr von Münchhausen referirt über solche in Hannover und constatirt, dass die Todtenleuchte noch in Uebung sei in Südtyrol. Herr Westermann bespricht derartige Vorrichtungen in Westphalen, namentlich in dem vormaligen Stift Schildesche bei Bielefeld. Herr von Ritgen nennt Todtenleuchten in transportabler Form, welche er zu Jena bemerkt habe.—

Herr Cuno stellt die Frage 7: Wo ist der Reliquienschrein der h. Elisabeth muthmasslich angefertigt? Ist die Zusammenstellung aus rheinischen, byzantinischen etc. durch den Handel bezogenen Ornamenten bes. Filigran und Emaillen durch einen lokalen Goldschmidt wahrscheinlich? Findet sich anderwärts auch eine Verwendung vielmals wiederkehrender gestanzter oder gegossener Theile?

Herr von Münchhausen spricht über Filigranarbeiten in Hannover, Herr Dr. Montelius aus Stockholm über nordische Filigranarbeit, Herr Bickell über solche und über Emaillen in Hessen. Herr von Ritgen theilt mit, dass Arbeiten, wie sie sich am Sarg der h. Elisabeth befinden, auch an den Schreinen zu Aachen und Cöln zu finden seien, man könne desshalb annehmen, dass der Bezug der Ornamente vom Rhein her geschehen sei. Herr Montelius schenkt dem Verein sein Werk: „Führer durch das Stockholmer Museum“. Schliesslich wurde die Sitzung wegen vorgerückter Zeit vertagt auf Mittwoch den 18. September von 10—12 Uhr Vormittags.

Protokoll der **2. Sitzung der II. Section** vom 18. September 1878.

Eröffnung um 11¼ Uhr.

Die Frage 8: Was hat sich an mittelalterlichen Goldschmiedearbeiten in Hessen erhalten? Finden sich nicht noch Reste, die auf Fulda zurückzuführen sind? wird zur Erörterung gestellt.

Herr Conservator Bickell referirt, dass von Fuldaer Arbeiten sonst nichts erhalten sei. Es seien nur kleine Erzgüsse in Fulda vorhanden. Am meisten sei von hessischen Arbeiten der Art in Fritzlar im dortigen Domschatz enthalten, byzantinisch sei dort nur das grosse Vortragekreuz, das andere stamme sämmtlich aus heimischer Industrie; ausserdem gibt es noch eine Monstranz in Ungedanken, Volkmarsen, Marburg etc., ebenso Kelche, besonders in Fritzlar, Caldern, in Marburg mehrere spätgothische, ferner in Schmalkalden, Herrenbreitungen, Cassel, (im Museum Schrank No. 5.)

Ferner noch Kelche in Kirchberg, Merxhausen, Rollshausen, Sontra, in Marburg im Museum. Ein merkwürdiger drehbarer Kelch in Wilhelmshausen wird durch Herrn Pfarrer Rassmann erwähnt. Der Missbrauch, dass alte Kelche zu neuen umgeschmolzen werden, wird gerügt. Herr Bickell erwähnt eine kupfervergoldete Monstranz von flacher Anlage in Ginseldorf, jetzt abhanden gekommen. Emaillirtes vergoldetes Kreuz in Fritzlar. — Ferner erwähnt derselbe die Schützenkleinodien in Sontra, Hersfeld, Hofgeismar, desgleichen andere Profangeräthe als: Becher im Marburger Museum, früher Stadt-Eigenthum.

Der Vorsitzende Herr Bauinspector Cuno zeigte Abbildungen byzantinischer und deutscher Emaillen vor, zwischen denen eine Verwandtschaft evident ist.

Es wurde sodann zur Frage 9 geschritten: Ist über die ursprüngliche Anlage des Schlosses zu Marburg, die Zeit seiner Gründung etc. etwas bekannt?

Herr Cuno legte alte und neue Pläne des Schlosses vor und gibt über den Ursprung der hiesigen Burg an, dass der Bergfried nach alter Zeichnung von de Brie im Hof gestanden haben soll, während die Spuren auf die äussere südwestliche Ecke deuten. Er gibt an, dass ein kleines romanisches Flechtband im Schlosshofe vorhanden sei, welches Verwandtschaft mit mehreren noch in der alten Aula vermauerten Steinen aufweise. Der gewöhnliche Zugang zum Schloss sei wahrscheinlich auf der Nordseite mittelst Serpentinen am Hexenthurm vorbei durch ein jetzt vermauertes Thor gewesen, hier sei noch ein Flankirungsthurm vorhanden. Sichere Nachrichten seien nicht vorhanden. Herr von Cohausen bemerkt, die allgemeinen Befestigungsprincipien müssten hier zur Probe einmal angewandt werden. Der Bergfried sei jedenfalls an der Angriffsseite. — Eine weitere Behandlung der Frage soll bei der Localbesichtigung vorgenommen werden.

Hierauf schritt man zu der Frage 10: Das Elisabethenhospital dahier (jetzt medicinische Klinik) scheint im Wesentlichen noch aus dem 13. Jahrhundert zu stammen und eine ähnliche Anlage gehabt zu haben, wie die älteren französischen (cf. Viollet le Duc). Finden sich dergleichen sonst noch in Deutschland oder lassen sich andere Typen und welche nachweisen?

Herr Cuno berichtet über ältere Krankenhäuser. Es waren diess grosse einheitliche Räume, durch leichte Wände in oben offene Zellen getheilt mit hochliegendem Umgang; gewöhnlich Kapelle an einem Giebel. Herr Theobald erwähnt ähnliche Anlagen in Lübeck. Herr Kolbe hält die jetzige Klinik nicht für das eigentliche Krankenhaus, sondern für eine Herberge für Pilger (Hospiz), später Siechen- und Altleutehaus. Durch Herrn Montelius wird das Hospital in Brügge erwähnt, in Gemälden dort noch erhalten. Nach Herrn Grotefend ist im Frankfurter Spital „zum heiligen Geist“ eine spätgothische zweischiffige Halle, in jedem Schiff eine Bettenreihe; am Giebel eine vollständige Kirche. Die Stiftung ist aus dem 15. Jahrhundert zur Verpflegung auch auswärtiger Siechen, Ansicht im Frankfurter Archiv. Alles dies bestätigt die präsumirte frühere Bestimmung der jetzigen Klinik. — Herr Cuno bemerkt, dass im Kloster Eberbach ein ähnlicher Saal, mit Kapelle verbunden, gewölbt vorhanden sei und habe wahrscheinlich zu ähnlichen Zwecken gedient, bisher sei dies als Sommerrefektorium angeführt. Herr Kolbe bemerkt, dass die Infirmerie und das Franciskanerhospital dahier die Kapelle an der Giebelseite hätten, so dass der Kranke der Messe etc. leicht beiwohnen konnte; an der medizinischen Klinik dagegen sei die Kapelle an der Langseite. Herr Cuno erwähnt, die Heizung sei wahrscheinlich unterirdisch, wie auf der Marienburg-Preussen noch ersichtlich. Herr Theobald theilt Aehnliches vom Kloster Maulbronn und Rathhaussaal in Lüneburg mit, ebenso im Kaisersaal von Goslar. Herr Bickell hat in Hersfeld im Stiftsgebäude ähnliche Heizanlagen im Jahre 69 entdeckt.

Es fand hierauf eine Abschweifung zu einigen ausgestellten Figuren aus Blei durch Herrn Grotefend statt. Die Figuren sind im Hofe vom Tower in England bei Canalisationsarbeiten gefunden, durch einen Frankfurter Kaufmann hierhergebracht. Aehnliche Arbeiten sind bisher nicht vorgekommen, daher Zweifel gegen die Aechtheit erhoben wurden.

Es wird gefragt, ob ähnliche Sachen Jemanden in der Gesellschaft bekannt sind; nähere Aufklärungen sollen vom britischen Museum erbeten und nächstes Jahr in der Generalversammlung gegeben werden.

Zur Frage 11: Lassen sich bestimmte Construktionssysteme für Fachwerkshäuser aufstellen, und welche kommen in Deutschland vor? Sind einzelne für bestimmte Perioden und Gegenden charakteristisch?
trägt Herr Bickell vor: Das alte Holzhaus ist Blockhausbau; später der in Norwegen übliche Spundbau, mit Rahmen von Hölzern, zwischen welchen Verticalbohlen eingefügt

werden. Noch später, wie hier in Marburg, der sogenannte Stylbau, bei welchem Stiele und Streben durch sämmtliche Etagen durchgehen; die zum Auflager der Deckenbalken dienenden Schwellen in die durchgehenden Pfosten eingezapft (mit Keilen). Ein Beispiel aus dem Jahre 1320 wird durch Skizzen erläutert. Die ausgekragten oberen Etagen haben vorderen Abschluss durch Fachwerk, dessen Stiele an den Balken mittelst Zapfen hängen; dieses Hängen ist auch durch eine entsprechende äussere Ausbildung ausgedrückt. Aehnliche Construktionen hinsichts der durchgehenden Balken kommen im Enzthal bei Wildbad vor. Eine Zwischenconstruction, zur nächsten überführend, bietet ein Haus in Alsfeld, bei welchem die die Balken tragenden Schwellen durch besondere Stiele getragen werden, welche neben den durchgehenden Stielen stehen; keine Diagonalverbindung. Später der noch übliche Etagenbau, bei welchem Stiele und Streben nur durch je eine Etage gehen. — Ein Haus in Fritzlar zeigt in den beiden unteren Etagen die ältere, oben die neuere Construction.

Beispiele ausserhalb Hessens für das ältere System sind nicht bekannt. Zur Erläuterung dieses Vortrages dienten von Herrn Bauinspector Hoffmann in Fulda eingesandte Skizzen von Holzhäusern verschiedener Systeme, ebenso Photographien von Herrn Bickell.

Zur Frage 12: Lassen sich auch für die Ornamentation der Fachwerkbauten bestimmte Gruppen nachweisen und wie charakterisirt sich der Holzbau in Hessen insbesondere?
behauptet Herr Cuno: Die Ornamentik wird jedenfalls immer vom Styl abhängen.

Herr Bickell bespricht verschiedene Manieren in Hessen und Norddeutschland, am Harz starkes Vortreten der Etagen und reiche Ausbildung der Knaggen und Balkenköpfe, am Rhein häufig durchgehende, die Balkenköpfe verdeckende Bretter, mehrere Fenster zu einer Gruppe etc. In Hessen kreuzen sich beide Manieren, wovon verschiedene angeführte Gebäude Zeugniss geben. Charakteristisch für Hessen sind die Schnitzereien, besonders an Eckpfosten (der sogenannte wilde Mann als Caryatide gedacht.)

Bei Frage resp. Antrag 14: „Der Gesammtverein möge die Aufnahme und Beschreibung älterer Wohnhäuser und besonders Fachwerkbauten unter Mitwirkung der verbundenen Vereine in die Hand nehmen, eine einheitliche Methode hierfür festsetzen und das Reich um eine ausreichende Subvention für diese äusserst wichtige und völlig unaufschiebliche Arbeit angehen. Da die völlige Zerstörung der Mehrzahl der darzustellenden Gebäude in verhältnissmässig kurzer Zeit vorauszusehen, würde es sich empfehlen, den betreffenden Abbildungen durch thunlichste Herstellung in Photographie (Lichtdruck) Beweiskraft in vollster Objectivität zu geben“, empfiehlt Herr Theobald, der hessische Verein möge einen Fragebogen aufstellen, der den Sammlern des Materials bestimmten Anhalt bietet. Herr Cuno spricht den Wunsch aus, die Regierung möge die Baubeamten mit der Aufnahme alter Holzbauten beauftragen. Herr Bickell empfiehlt, dass einzelne Sachverständige je einen Bezirk durchforschen. Herr von Cohausen schlägt vor, die Regierung zu ersuchen, dass statt der Studienreisen in Italien auch solche innerhalb Deutschlands staatlicher Seits subventionirt werden. Herr Draudt verweist auf ähnliche erfolglose Petitionen an den Reichstag seitens des Verbandes des deutschen Architekten- und Ingenieur-Vereins. Herr Bickell empfiehlt die Wahl einer Commission zur Vorbereitung der Sache. Herr Theobald wiederholt nochmals, dass für Mitteldeutschland der hessische Verein, für Norddeutschland der Lüneburger Verein weitere Schritte thuen, da beide dazu geeignete Persönlichkeiten besitzen. Diese Personen müssten eine gewisse Autorität haben, z. B. Disposition über die Spalten des Vereinsblattes, ferner müsste ein süddeutscher Verein noch hinzugezogen werden, am besten durch Cooptation. Herr Cuno glaubt diese ganze Frage unter den Antrag 13 unterordnen zu können, bei welchem sich dieselben Schwierigkeiten ergeben; derselbe soll in der morgenden Generalversammlung behandelt werden.

Schluss $1^{1}/_{4}$ Uhr. Die Versammlung votirt dem Vorsitzenden, Herrn Bauinspektor Cuno, ihren Dank.

Mittheilungen für Deutsche Geschichte und Alterthumskunde überhaupt.

Antwort auf den offenen Brief des Herrn v. C. in Nr. 4. des Correspondenzblatts von 1878, S. 29.

Gegen mein Erwarten ist die Frage über Alter und Herkunft der sog. Römerthürme aufs Neue an die Oeffentlichkeit gekommen, ehe es mir möglich war, das theilweise schwer zu erreichende Arbeitsmaterial in derjenigen Verarbeitung und Menge zu beschaffen die zur überzeugenden Beweisführung genügend ist, so dass ich jetzt nur in Kürze die Gründe darlegen kann, welche mich abhalten einer oder der andern der jetzt geltenden Ansichten ohne Bedenken beizutreten.

Gerade das, was die Schlussworte des Briefes verlangen, dass den Thürmen auch, wenn sie nicht römisch sein sollten unsere Zuneigung gewahrt bleibe, der Eindruck den diese Bauten auf jeden Beschauer machen, die trotzige stolze Haltung die sie zeigen und die gleichsam greifbare Sicherheit, welche sie den Insassen gewährten, war es, was mich veranlasste nicht ohne Prüfung die Ansicht der Vorgänger zu übernehmen. Vergeblich suchte ich aber nach überzeugenden Beweisen für die römische Herkunft, nur die sorgfältige Bauweise und die wiederum unerwiesene Behauptung, dass nur die Römer solche Bauwerke aufführen konnten, wurde als Beweisgrund angegeben. Wem solche Beweisführung genügt, der mag sich damit zufrieden geben, wer aber die römischen Ueberreste eines Landes zu verzeichnen sich vorgenommen hat, von dem darf man wohl erwarten, dass er sich bemühe Römisches und Nichtrömisches nach Kräften zu unterscheiden. Ich wendete mich desshalb auch nach der gegnerischen Seite, die behauptete, die Thürme gehörten dem 12. Jahrh. an in der Hoffnung dort einen sicheren Nachweis zu finden. Leider sah ich mich auch hier getäuscht. Denn alle die Kennzeichen, welche die mittelalterliche Herkunft beweisen sollten und den römischen Bauwerken abgesprochen wurden, finden sich in gleicher oder ähnlicher Weise bei den Römern z. B. Steinmetzzeichen, Vertiefungen zum Einsetzen der Wolfszange, Mörtelmischung u. s. w. ja selbst die von Herrn v. C. den Römern genommenen Bossenquader mit Randschlag sind an einigen unleugbar römischen Bauten deutlich zu sehen. Die stoa Hadriani in Athen, (Stuart-Reweth, the antiquities of Athens vol. IV. chap. I.), dann das Amphitheater in Pola vermuthlich aus der Zeit des Diokletian oder Maximin (Stuart-Reweth a. a. O. vol. I. chap. V. und chap. I. p. 5) zeigen uns deutlich diese Bauweise, ebenso das Mauerwerk des Nord-Eingangs des Römerlagers von Housesteads (Bruce, Roman wall p. 187.)

In gleicher Weise findet man am Unterbau des kapitolonischen Jupitertempels, sowie am sog. Arco de'Pantani hinter dem Tempel des Mars ultor Buckelquader mit Randschlag und da die genannten Gebäude aus der Römischen Kaiserzeit stammen so würden sie eher einen Beweis für als gegen die Herkunft der Thürme von den Römern abgeben, da gerade zu der Zeit, wo jene Bauten errichtet und die Bauweise der Buckelquadern mit Randschlag von den Römern geübt wurde, unser Land von ihnen besetzt

war. Dazu kommt noch, dass ein Theil der Thürme z. B. der von Neubaiern, Wittislingen aus Buckelsteinen ohne Randschlag erbaut ist, die selbst nach Herrn v. C. Ansicht von den Römern angewendet wurden, für welche also der Beweis des Nichtrömerthums und der mittelalterlichen Abstammung eigens geführt werden müsste; ferner dass nur eine verhältnissmässig kleine Anzahl solcher Thürme ausserhalb des früher römischen Gebietes liegt, wofür ebenfalls ein Grund gesucht werden muss. Einige lassen den Gedanken an einen mittelalterlichen Bergfrid nur schwer zu z. B. die Thürme in Günzburg, Wittislingen, Wessobrunn, Rieshofen und Windshausen, denn sie liegen nicht auf der Höhe, sondern in der Tiefe an solchen Stellen, die man gewiss nicht gewählt hätte, wollte man eine einzelne, von andern unabhängige Befestigung errichten in einer Lage, die z. B. bei Rieshofen nur erklärlich wird durch die Aufgabe des Thurms, als Glied einer Signalkette zu dienen. Eine solche lässt sich vom vallum längs der Altmül bis zum Castell von Pfunz heute noch derart nachweisen, dass ein früher nicht bekannter Quaderthurm, der zwischen Arnsberg und Rieshofen die Verbindung herstellen musste, an dem hierzu geeigneten Punkte zu Pfalzpaint gesucht und in die Reste eines früher Frauenbergischen Schlosses eingebaut auch wirklich aufgefunden wurde.

Auffallend ist ferner, dass weit auseinander gelegene Thürme gleiche Ausmasse aufweisen. So ist z. B. der Thurm von Kipfenberg und der von Wittislingen in den äusseren und inneren Massen völlig gleich, der von Wessobrunn stimmt wieder mit diesen beiden innen völlig überein, während er aussen wenig abweicht.

Die eben genannten Thürme sind aber ziemlich weit von einander entfernt, denn Kipfenberg liegt an der Altmül am limes in Mittelfranken, Wittislingen 1 St. nördlich von der Donau zwischen Ulm und Donauwörth in Schwaben, und Wessobrunn 2 St. westlich von Weilheim in Oberbayern; also drei an Plätzen die von den Römern nachgewiesener Massen besetzt und bewohnt waren. Auch ist eine solche Gleichheit nicht zufällig sondern deutet auf gleichen Handwerksbrauch oder militärische Vorschrift und gerade die letzte fehlt den mittelalterlichen Bauten, die meist jede für sich blos dem örtlichen Bedürfniss angepasst, zwar eine gewisse durch die Zeit der Herstellung veranlasste Aehnlichkeit, aber keine Gleichheit aufweisen. Alle meine Bemühungen in Deutschland, Frankreich oder England ähnliche Reihen von gleichgebauten Thürmen zu finden waren bis jetzt erfolglos. Nur die Schweiz hat meines Wissens solche aufzuweisen cf. bulletin de la société p. la conservation des monuments historiques d'Alsace, deuxième serie septième volume (1869) S. 130—133 (Notice sur les tours primitives dans l'ancien évêché de Bâle par M. Gniquerez.)

Dabei darf ich freilich nicht unerwähnt lassen, dass ich bis jetzt noch nicht alle mir zugänglichen Schriften zu diesem Zwecke benutzen konnte und eine Anzahl wünschenswerther Schriften mir bis jetzt noch nicht zugänglich war.

Es müsste also, da die Zusammengehörigkeit der Thürme an mehreren Stellen unleugbar ist, auch ihre gleiche oder ähnliche Bauart auf gleiche Bauzeit hinweist und zugleich ein einheitliches Vorgehen der Dynasten oder kaiserlichen Befehl voraussetzt, in der Reichs- oder Landesgeschichte nachgewiesen werden können, wo die höchst kostspielige Erbauung solcher Schutzanstalten im Lande nothwendig war und nach einheitlicher Vorschrift ausgeführt wurde.

Für einzelne Thürme die jetzt Kirchthürme sind wird sich auch aus dem Bau- oder Einweihungsjahr der Kirchen abnehmen lassen, bis zu welcher Zeit wenigstens ihre Umwandlung aus Wehrthürmen in Kirchthürme erfolgte z. B. Untermeitingen, Günzburg, Wittislingen, Euushofen, Jengen, besonders da, wo aus den abgetragenen oberen Stockwerken des Thurms der Sockel der Kirche erbaut wurde, und der Thurm mit dem Kirchenschiff nicht im Steinverband steht, also gewiss älter ist, als der anstossende Kirchenbau, wie dies bei den letztgenannten sich zeigt.

Weitere Zeitangaben liefert vielleicht die Baugeschichte der Burgen, wie Pappenheim, Kipfenberg, Wellheim, Altmanstein, bei denen sich im Gegensatz zu anderweitigen Beobachtungen in der Mantel- und Zwingermauer entweder gar keine oder nur wenige Spuren einer gleichen Bauart mit den Thürmen vorfinden, so dass die meines Wissens von Prokopius gebrauchte Bezeichnung monopyrgium ohne Zwang angewendet werden konnte, da ausser dem Thurm fast alle übrigen Baureste völlig andere, weniger sorgfältige jüngere Bauart an sich tragen.

Selbst für den Fall, dass man mittelalterliche Bauten vor sich hat, ist es nöthig, die Kennzeichen gewisser Zeiten wie Pechnasen, Gewölbe etc. genau zu betrachten, da ältere Thürme hie und da mit den Verbesserungen späterer Zeit versehen oder anderen Zwecken angepasst wurden. So ist das Gewölbe des grossen Abbacher Rundthurmes, welches hauptsächlich zu dessen Zeitbestimmung seither gedient hat, wie die in den Schlitzen ringsum gehende Steinfuge zeigt offenbar nach Vollendung des Thurmes, vielleicht lange nach derselben eingefüttert, ebenso scheinen die Pechnasen des Thurmes von Miltenberg, der unsern sog. Römerthürmen ganz ausserordentlich gleicht, in den ursprünglich glatten Thurm eingelassen zu sein. Nur die äusserste Vorsicht bei der Untersuchung, das Zusammentreffen einer Reihe von Wahrscheinlichkeitsgründen an einer grösseren Anzahl gleichartiger Bauten berechtigt uns giltige Schlüsse zu ziehen und diese auf analoge Fälle anzuwenden. Derartige umfassende Untersuchungen sind aber bis jetzt für unsere sog. Römerthürme nicht gemacht, lassen sich auch in kurzer Zeit nicht machen, da sie viele archivalische, architektonische und topographische Arbeiten voraussetzen, die nicht vorliegen, sondern meist erst begonnen werden müssen. Die Mühseligkeit des Unternehmens soll mich nicht abschrecken nach Kräften diese Arbeiten zu fördern, an Stoff fehlt es nicht, da die Zahl derartiger Thürme oder Thurmreste innerhalb des früheren Römischen Gebietes in Bayern mehr als siebzig beträgt, die jetzt etwa zu einem Drittel in Aufrissen oder Vermessungen in meinen Händen sind. Die Ergebnisse der Vergleichungen werde ich seinerzeit veröffentlichen, sobald ich die mir zugänglichen Quellen für hinreichend erschöpft halte, einstweilen aber glaube ich, dass nur durch bestimmte, wohlbegründete Beweismittel, nicht durch blosse Wahrscheinlichkeitsschlüsse der Sache genützt werden kann, und werde inzwischen nur dann in dieser Frage die Feder ergreifen, wenn offenbar irrthümliches als Beweismittel beigebracht wird.

München im Nov. 1878. F. Ohlenschlager.

Wo haben wir die beiden Lager und das Schlachtfeld des Varus zu suchen?

1) Vellejus Paterculus berichtet II., 117: „Varus Quintilius — mediam ingressus Germaniam — trahebat aestiva." Das Sommerlager war also, ganz im Allgemeinen gesagt, mitten in Deutschland, als dessen westliche Grenze die Römer den Rhein ansahen (Tac. Germ. 32).

Enger schon umschreibt die Gegend Dio Cassius 56, 18: *„Δεξάμενοι δὲ τον Οὔαρον ὡς καὶ πάντα τὰ προστασσόμενά σφισι ποιήσοντες προήγαγον αὐτὸν πόῤῥω ἀπὸ τοῦ Ῥήνου ἔς τε τὴν Χερουσκίδα καὶ πρὸς τὸν Οὐίσουργον."* Die bereits den Römern unterworfenen oder mit ihnen verbündeten Germanen in Nordwestdeutschland veranlassten also den Varus, fern vom Rheine weg zu ziehen, und zwar in das Land der Cherusker und gegen die Weser hin. Er kam nicht an die Weser, wie zwanzig Jahre vor

ihm Drusus, von dem Dio 54,32 sagt: „*Καὶ ἐς τὴν Χερουσκίδα προεχώρησε μέχρι τοῦ Οὐισούργου.*“ Demnach befinden sich mit Chr. Geb. Clostermeier alle diejenigen im Irrthum, welche das Sommerlager des Varus an die Weser setzen. Der römische Feldherr stand vielmehr westlich von der Weser, aber immerhin noch im Lande der Cherusker.

Aus Tacitus Ann. I, 60 erfahren wir sogar den Bezirk, in welchem die beiden Lager und das Schlachtfeld liegen, und es werden uns zugleich zwei feste Ausgangspunkte gegeben; wir lesen nämlich: „Ductum inde agmen ad ultimos Bructerorum, quantumque Amisiam et Lupiam amnes inter vastatum, haud procul Teutoburgiensi saltu, in quo reliquiae Vari legionumque insepultae dicebantur.“ Also im Teutoburger Walde lagen die Gebeine der unter Varus gefallenen Legionen, gar nicht weit von den Quellen der Ems und Lippe und von der östlichen Grenze der Brukterer. Sonach können wir auch M. F. Essellen und allen denen nicht beistimmen, welche das Schlachtfeld zu weit westlich oder nördlich, im Gebiete der Brukterer oder Ampsivarier oder Angrivarier, in den Bergen bei Beckum und Stromberg bei Brakwede und Schildesche suchten.

Die beiden Lager des Quintilius Varus befinden sich vielmehr zufolge unserer Geschichtsquellen im mittleren Deutschland, in dem Lande der Cherusker, im Teutoburger Waldbezirke, westlich von der Weser östlich von der Ems und Lippe, und zwar in der Nähe ihrer Quellen. Man sollte meinen, mit so genauen Angaben in der Hand müsste ein Jeder, welcher vorurtheilsfrei und eifrig nachforscht, die betreffenden Römerlager auffinden, vorausgesetzt natürlich, dass sie überhaupt noch da sind.

2) Es kann übrigens nicht schaden, wenn man sich auch von der Beschaffenheit der Oertlichkeiten, in denen man zu suchen hat, zuvor ein möglichst genaues Bild verschafft. Am eingehendsten schildert uns Dio 56, 20 die Gegend: „*Τά τε γὰρ ὄρη καὶ φαραγγώδη καὶ ἀνώμαλα καὶ τα δένδρα καὶ πυκνὰ καὶ ὑπερμήκη ἦν*“. Wir haben also in einem Gebirge zu suchen, welches schluchtenreich und unregelmässig gebildet, und welches dicht mit überlangen Bäumen bewachsen ist. Desshalb dürfen wir auch nicht mit W. E. Giefers das Schlachtfeld in die kaum von Hügeln unterbrochene und sandige Ebene zwischen der Dörenschlucht und Herford, in das Thal der Wehre verlegen.

Weiter heisst es bei Dio 56, 21: „*Αὐτοῦ τε οὖν ἐστρατοπεδεύσαντο, χωρίου τινὸς ἐπιτηδείου, ὥς γε ἐν ὄρει ὑλώδει ἐνεδέχετο, λαβόμενοι.*“ Das zweite Lager, welches Varus in seiner Bedrängniss gegen Ende des ersten Schlachttages aufschlug, war also an oder auf einem waldigen Berge. Damit stimmt nun die Annahme von L. Hölzermann nicht, dass nämlich die viereckige Umwallung beim Stammhofe in der Nähe von Schieder dieses Nothlager sei, denn dasselbe liegt in einem waldigen Grunde und wird von einem Bache durchflossen.

Ein drittes Kennzeichen für die betreffende Gegend gibt uns Florus II, 30: „Nihil illa caede per paludes perque silvas cruentius“. Das Schlachtfeld zieht sich also nicht allein durch Wälder, sondern auch durch Sümpfe hin. —

3) Schliesslich ist es wichtig, von dem Schlachtfelde selbst und von den beiden aufzusuchenden Lagern eine richtige Vorstellung zu gewinnen. Das Sommerlager beschreibt Tac. Ann. I, 61 mit folgenden Worten: „Prima Vari castra lato ambitu et dimensis principiis trium legionum manus ostentabant.“ Es hat also einen weiten Umfang, zeigt einen besonders abgemessenen Feldherrnplatz, bietet Raum für drei Legionen, und ist mit Fleiss befestigt. Das Nothlager dagegen wird folgendermassen dargestellt: „Dein semiruto vallo, humili fossa accisae jam reliquiae consedisse intellegebantur.“ Den eigentlichen Wall fand man demnach schon sechs Jahre nach der Schlacht halb eingerissen; der Graben ist zu seicht; das Ganze erscheint als Werk eines bereits zusammengehauenen Heeres.

Für die Beurtheilung der Grösse des Schlachtfeldes sodann und seiner Besonderheiten verzeichnen wir Dio 56, 19: „*Ἐπανίστανταί τινες πρῶτοι τῶν ἄπωθεν αὐτοῦ οἰκούντων ἐκ παρασκευῆς*“. Der Anordnung des Armin gemäss empörten sich zuerst fernerhin Wohnende, durch welche Kriegslist Varus aus seinem festen Lager gelockt wurde. Dann Vellejus II, 119: „At e praefectis castrorum duobus quam clarum exemplum L. Eggius, tam turpe Cejonius prodidit, qui, cum longe maximam partem absumpsisset acies, auctor deditionis supplicio quam proelio mori maluit.“ Die Schlacht fängt also beim Sommerlager an, nachdem die meisten Legionssoldaten dasselbe verlassen haben, und zwar mit der Ueberrumpelung der beiden Lagerpräfekten und ihrer Leute. — Weiter bei Dio 56, 19: *Ἐπῆλον αὐτῷ ἐν ὕλαις ἤδη δυσεκβάτοις ὄντι*“. Jetzt steckte Varus mit seinem Heere in Wäldern, aus denen schwer zu entkommen war. „*Καὶ ὁδοποιοῦντας γεφυροῦντάς τε*“. Wege musste man bahnen und Brücken für Wagen machen. „*Τό τε ἔδαφος ὀλισθηρὸν περί τε ταῖς ῥίξαις καὶ περὶ τοῖς στελέχεσι γενόμενον σφαλερώτατα αὐτοῦ βαδίξειν ἐποίει.*“ Vom Regen wurde der Boden schlüpfrig; Wurzeln und Stämme hemmten den Marsch. Dann Florus II., 30: „Tertiam signifer, prius quam in manus hostium veniret, evolsit mersamque intra baltei sui latebras gerens in cruenta palude sic latuit.“ Ein Fahnenträger mit dem Adler unter seinem Gürtel sinkt um in den blutigen Sumpf. Und Tac. Ann. I., 61: „Medio campi albentia ossa, ut fugerant ut resisterant, disjecta vel aggerata.“ Das Schlachtfeld des ersten Tages, auf dem die Römer kämpfend vordrangen, befindet sich also zwischen dem Sommerlager und dem Nothlager.

Ueber das Schlachtfeld des folgenden Tages lesen wir bei Dio 56, 21: „*Συντεταγμένοι μέν πῃ μᾶλλον τῇ ὑστεραίᾳ ἐπορεύθησαν, ὥστε καὶ ἐς ψιλόν τι χωρίον προχωρῆσαι.*“ Vom zweiten Lager also kamen die Römer auf eine Blösse. „*Ἐντεῦθεν δὲ ἄραντες ἔς τε ὕλας αὖθις ἐσέπεσον.*“ Von da sich in Schlachtordnung zusammen schliessend geriethen sie wieder in Wälder. „*Ἡ τετάρτη τῆς ἡμέρας πορευομένοις σφίσιν ἐγένετο.*“ Als den Soldaten die vierte Tagesstunde angekündigt war, also um 10 Uhr Morgens, begann für sie in Sturm und Regen das letzte Ringen. Hiernach lässt sich die Ausdehnung des Schlachtfeldes vom zweiten Lager aus ungefähr abschätzen.

Erwägen wir, dass unter günstigen Verhältnissen, insbesondere, wenn nicht Menschenhand die Alterthümer zerstörte, sogar von gewöhnlichen Nachtlagern der Römerheere längs der Lippe und Ems erkennbare Reste geblieben sind, so werden wir annehmen, dass um so mehr sich ein Sommerlager erhalten habe, welches die Römer, von kriegerischen Germanen rings umgeben, gewiss mit aller Sorgfalt befestigten. Dr. A. Deppe.

Die Hügelgräber im District Diethersschlag im Bessunger Gemeindewald.

Die Nummer 10 des Correspondenzblattes Jahrg. 1878 enthält einen kurzen Bericht über die im September v. J. durch Hrn. Oberförster Muhl vorgenommene Eröffnung eines der im Bessunger Gemeindewald, District Diethersschlag gelegenen Grabhügel, wobei zugleich der in den

Jahren 1874 und 1875 von Mitgliedern der Darmstädter Turngemeinde vorgenommenen Eröffnung mehrerer Grabhügel und der dabei gemachten Funde in Kürze gedacht wurde.

Bei dem allgemeinen Interesse, welches diese, wohl noch aus der Zeit römischer Herrschaft stammenden Gräber besitzen, dürfte es gerechtfertigt erscheinen, einer Reihe von mir bei den damaligen Aufgrabungen gemachten Beobachtungen hier eine bleibende Stelle zu geben.

Die fragl. Ausgrabungen wurden im October 1874 und im Mai 1875 gemacht und lieferten folgende Resultate.

Man wählte zunächst einen der grössten Hügel aus und begann einen Durchschlag durch denselben, der etwa 20' lang war, den ganzen Hügel durchschnitt und bis auf den gewachsenen Grund fortgesetzt wurde. Man fand in durchgehends ganz trockenem Boden nur einzelne Steine vor. Vom Boden aufwärts betrug dieHöhe des Hügels im Mittelpunkte 2½ M., auch bemerkte man jetzt, dass der Durchschlag nicht durch die Mitte des Hügels führe; da aber eine Buche auf demselben stand, die geschont werden musste, legte man einen Stollen an und stiess nach längerem Graben auf eine wohlerhaltene Urne von 137 Cm. Umfang und 37 Cm. Höhe, welche hart an einer Reihe ziemlich dicht und aufrecht stehender, jedoch nicht mauerartig aufgesetzter rauher Steine von ziemlich regelmässiger Form und einer durchschnittlichen Länge von 30 — 35 Cm. stand. Ausserdem fanden sich in dem Grabe noch die Trümmer mehrerer kleiner Gefässe. Eine weitere Untersuchung war wegen des drohenden Einsturzes der losen Erdmassen unthunlich. Die Urne war unbedeckt und bis zum Rande mit von Baumwurzeln durchzogenem feinem Sande angefüllt, nach dessen Entfernung eine 4 — 5 Cm. hohe feste erdige Schichte zum Vorschein kam, aus welcher eine ca. 10 Ctm. hohes, nach unten gerundetes und spitz zulaufendes Näpfchen mit kaum angedeutetem Fusse hervorragte, das später herausgehoben wurde.

Bei der Aufdeckung des zweiten Hügels fanden sich hart an der Oberfläche schon mehrere Scherben vor, welche vermuthlich beim Ausgraben von alten Stöcken an die Oberfläche gelangt waren. In ca 1¾ M. Tiefe stiess man auf einen gut 1½ M. langen, aus sorgfältig an einander gesetzten rauhen Steinen umschlossenen länglich-viereckigen Raum, in welchem sich die Trümmer zweier Urnen fanden, in deren einer ein dem oben beschriebenen gleiches kleines Näpfchen in unversehrtem Zustande aufgefunden wurde.

Im dritten (kleinen) Hügel kam man schon in geringer Tiefe auf eine starke Schicht unregelmässig gelagerter Steine, nach deren Entfernung sich im nassen Boden ein etwa 1 M. langes, stark von Rost zerfressenes eisernes Schwert von der ältesten in Deutschland bekannten Form vorfand. Hart an der Steinwand lagen die gänzlich verweichten Trümmer einer Urne, die mit einem flachen ebenfalls zerfallenen Gefässe bedeckt war. Auch mehrere zerbrochene schüsselartige Gefässe fanden sich hier vor. Nimmt man die Stelle, an welcher sich die Urne befand als das obere Ende des Grabes an, so lag das Schwert in einem spitzen Winkel quer durch das Grab, könnte also von der linken Hand des Todten aus über dessen Brust gelegen haben. Von dem in den vorher eröffneten Gräbern gefundenen Näpfchen war diesmal keine Spur vorhanden.

Der vierte (kleine) Hügel war nur mit einer schwachen Erdschichte bekleidet und bestand im übrigen aus planlos übereinander geworfenen grossen und kleinen Steinen, die fast bis zur Oberfläche reichten. In nahezu 2 M. Tiefe fanden sich im nassen Boden die Bruchstücke von 3 Urnen und verschiedenen kleinen Gefässen.

Im fünften Hügel fanden sich fast gar keine Steine vor, obwohl derselbe, um auf die Steine zu kommen, an welchen man erfahrungsgemäss stets auf Gefässe gestossen war, in gut 3 M. Länge und 2 M. Breite aufgedeckt wurde. In nahezu 2 M. Tiefe fand sich ebenfalls ein eisernes Schwert in Grösse und Form des erstgefundenen, aber weit besser erhalten, obwohl es sehr feucht lag. Es war mit einem ca. 3 Cm. breiten grobmaschigen Gewebe kreuzweise umwunden, dessen Maschen und übereinandergeschlagenen Stellen nach der Verwesung des Stoffes von Oxyd ausgefüllt wurden und dadurch deutlich sichtbar geblieben sind. Bezüglich der Lage ist auf das bei dem 3. Grabe gesagte zu verweisen. Auch hier kamen Trümmer einer Urne und sonstiger Gefässe vor.

Um die Anordnung der Steinumfassung kennen zu lernen, wurde bei der folgenden Ausgrabung ein grosser Hügel ausgesucht, vom Mittelpunkte desselben aus ein Kreis von ca. 3 M. Durchmesser gezogen, bis auf den gewachsenen Boden gegraben und dann die Erde nach Innen zu ausgehoben. Man fand in dem ganzen Hügel nicht einen Stein, wohl aber ein kurzes, sehr verrostetes eisernes Messer. Dieses Grab war verhältnissmässig am reichsten mit Gefässen ausgestattet, die aber sämmtlich zerbrochen waren.

In dem siebenten Hügel, der an seiner Basis mit einem Kreise von in regelmässigen Abständen stehenden, über den Boden hervorragenden Steinen umgeben ist, wurde ausser einzelnen Steinen nichts vorgefunden. —

Einige Angaben über Material, Form etc. der gefundenen Gefässe werden später folgen. —

Wie wir heute durch die Tiefe der Gräber unsere Todten vor Störungen zu bewahren suchen, so hatte jenes Volk, welches diese Grabhügel errichtete, das gleiche Bestreben. Wenn wir aber unsere heutigen trefflichen Werkzeuge mit den damals vorhandenen vergleichen, so erscheint es begreiflich, dass man damals vorzog nicht in die Tiefe zu graben, sondern Rasen und Oberflächeboden abzuheben und über dem auf der flachen Erde liegenden Todten aufzuhäufen. Da jedoch nicht allein Menschen, sondern auch Thiere seine Ruhe bedrohten und die Beigaben an Waffen, Gefässen etc. in Unordnung bringen konnten, so wurde auch diesen durch die Steinpackung, welche die Leiche als Kernschale umschloss, ein Schirm entgegen gesetzt. (Vergl. A. von Cohausen „Die Hügelgräber östlich vom goldenen Grund, zwischen Camberg und Neu-Weilnau." Annalen für Nass. Alterthumskunde und Geschichtsforschung. Bd. XIV.)

Was nun die Anordnung der einzelnen Gräber betrifft, so sind dieselben, wie wir gesehen haben, keineswegs nach einem einheitlichen Plane hergestellt, vielmehr wurde bereits constatirt, dass eines derselben fast ausschliesslich aus planlos übereinander geworfenen grossen und kleinen Steinen bestand, über welchen nur wenig Erde lag. Andere enthielten auf der Sohle aus grösseren, dicht aneinander gesetzten Steinen gebildete Wände, worin die Leiche fast wie in einem Sarge gelegen haben musste, wieder andere enthielten im Innern zwar ziemlich regelmässig, aber in grösseren Zwischenräumen liegende Steine, im fünften und siebenten Hügel fanden sich nur ganz vereinzelte, im sechsten gar keine Steine.

Die Grösse des Hügels hatte auf die Fundresultate keinen Einfluss, dagegen wurden in grossen Hügeln keine oder nur wenig Steine vorgefunden, deren Zahl mit der abnehmenden Grösse des Hügels stieg. Regelmässige Steinpackungen, wie solche Herr Oberst v. Cohausen bei den früher unter seiner Leitung im Kammerforst geöffneten Gräbern fand, waren nirgends vorhanden.

Nach Angabe des Forstwarten sollen die bei den Grabanlagen verwendeten Steine, welche keine Spur von Bearbeitung zeigen, in einiger Entfernung von den Hügeln zu Tage treten. Deren Herbeischaffung mag bei den mangelnden Beförderungsmitteln immerhin ein mühevolles und zeitraubendes Geschäft gewesen sein.

Da nun die Eisen-Funde die Annahme nicht unberechtigt erscheinen lassen, dass die Gräber zwar aus einer frühen Zeit, aber doch aus einer Culturepoche stammen, in welcher die Menschen, deren Grabanlagen hier in Frage stehen, bereits Handelsbeziehungen mit den Römern oder anderen Völkern angeknüpft hatten, so ist wohl auch die Annahme berechtigt, dass die traditionelle Anordnung der

Gräber mit einer Steinlage als Schutz gegen Störungen der Grabesruhe hier zwar noch fortgeübt wurde, sobald Zeit und Kräfte genug zur Verfügung standen, um die Steine herbeischaffen zu können, dass man aber auch je nach Umständen keinen Anstand nahm, von dem alten Brauche abzusehen und mit einem Erdaufwurf die Grabstätte für ausreichend verwahrt zu erachten. —

Da sich nirgends Kohlen oder Brandspuren fanden, erscheint als feststehend, dass die Leichen unverbrannt auf den gewachsenen Boden gelegt, und dann über denselben sammt den Beigaben ein Hügel gewölbt wurde, und zwar entnahm man das Material zu letzterem aus nächster Nähe, so dass sich um den Hügel ein Graben bildete.

Was nun die Construction der Hügel anlangt, so geht meine Ansicht dahin, dass rings um die Leiche eine Erhöhung von Sand event. auch Steinen aufgeführt und dann mit Holz überdeckt wurde, wonach man den Hügel bis auf die gewünschte Höhe mit Sand und Steinen überschüttete. Zu der Annahme, dass die Gräber innen mit Holz verdeckt gewesen, führte mich die Beobachtung, dass in allen Fällen die Urnen auf einer Seite und in einer Weise zertrümmert gewissermassen in sich zersplittert waren, während die entgegengesetzte Seite regelmässig grosse Scherben zeigte, die sich an den Bruchstellen leicht wieder zusammen fügen liessen. Das Holz war offenbar im Laufe der Zeit gefault und dann einseitig heruntergebrochen, wobei natürlich die Stücke des Gefässes, welche nach Innen zu fielen, weit weniger beschädigt wurden, als die Stücke, auf welche die Last direct traf.

Die Beigaben als Urnen etc. wurden stets hart an der Steinpackung und höchst wahrscheinlich zu Häupten des Todten aufgestellt. Es lässt sich dies aus der Lage der aufgefundenen Schwerter, die wohl an der linken Seite der Leiche gelegen haben werden, logischerweise aber auch daraus schliessen, dass man bei dem natürlichen Gefälle des fragl. Territoriums doch kaum annehmen kann, dass der Todte mit den Füssen bergauf, also höher als mit dem Kopfe gelegt wurde. Die Gefässe fanden sich aber an der höher gelegenen Stelle des Grabes vor.

Die Leichen sind sammt Knochen durch vegetabilische etc. Einflüsse verschwunden, gleich dem Inhalt der ihnen beigegebenen Gefässe, denn der Boden war mit Wurzeln durchzogen, welche auch bis in die Gefässe führten. —

Es erübrigt nun noch eine kurze Beschreibung der Funde. Von metallenen Geräthen wurden nur Waffen, bestehend aus zwei Schwertern und einem Messer, sämmtlich von Eisen, gefunden, welche an das Gr. Museum abgegeben wurden. Grosse Urnen wurden neun, jedoch nur eine in ganzem Zustande gefunden. Drei derselben enthielten kleine Näpfchen von $7^{1}/_{2}$—10 Cm. Höhe, die in Ermangelung eines Fusses zwischen 3 kleinen Steinen standen. Zwei derselben sind sammt der im ersten Hügel ausgegrabenen Urne im Gr. Museum, das dritte kleinste, leider nicht ganz vollständige Exemplar ist in meinem Besitz. Es befand sich in der Urne aus dem 6. Grabe, welche ich aus mehr als 100 Stücken wieder zusammengesetzt habe. Sie misst im Umfang 124 Cm., in der Höhe 34 Cm. und ist namentlich dadurch beachtenswerth, weil sie am oberen Rande mit aus schwarzer Farbe (Graphit?) aufgetragenen Ringen und Strichen verziert ist. Die Urnen stimmen in der Form nicht ganz überein, differiren namentlich in dem oberen Theile; bei der einen ist der Rand steil aufragend, bei der anderen wieder flach umgeschlagen.

Die übrigen Gefässe waren, soweit sich aus den vorhandenen Ueberresten constatiren lässt, ziemlich tiefe, schüsselartige Gefässe von ca. 15—25 Cm. Durchmesser, mit kaum angedeutetem Fusse. Nur eines derselben hatte einen flachen grossen Fuss und ganz die Form einer flachen ovalen Schüssel.

Sie sind sämmtlich aus einem groben, kohlengefärbten, mit kleinen weissen Steinchen vermischten Thon gearbeitet; nur die Bruchstücke eines Gefässes sind innen und aussen mit einer dünnen Schichte röthlichen Thones überkleidet.

Endlich ist noch zu erwähnen, dass eines der kleinen Gefässe auf der inneren Seite vier schwarze parallel laufende Linien zeigt, die namentlich auf der innen haftenden Erdschicht nach deren Entfernung deutlich sichtbar waren.

Die Urnen sind an dem oberen Theile hübsch glatt, an dem unteren Theile aber rauh und haben einen zu ihrer Grösse auffallend kleinen Fuss. Sie sind ohne Zweifel auf der Töpferscheibe gearbeitet, wohl aber lässt sich aus inneren Gründen behaupten, dass die in ihnen enthaltenen kleinen Näpfchen aus freier Hand geformt sind. Hält man Daumen und Zeigefinger (letzteren etwa 1 mm. von dem Daumen entfernt) übereinander, der lichte Raum zwischen beiden Fingern zeigt uns dann ganz genau die Form der Gefässwand; ein Stück weichen Thon, zwischen diesen beiden Fingern gedreht, nahm sozusagen von selbst die in Rede stehende Form an, und denken wir uns das Gefäss in grösserem Masstab ausgeführt, so haben wir die Urne.

Darmstadt. Heinrich Kichler.

Wirksamkeit der einzelnen Vereine, Literarisches.

Berlin, 3. Februar. Der **Verein für die Geschichte Berlins** hielt am Sonnabend seine statutenmässige Generalversammlung im Bürgersaale des Rathhauses ab. Auf derselben handelte es sich zunächst um die Ausfüllung der Lücken, die der Tod das Geh. Hofrath L. Schneider und der Abgang des Archivars Dr. Brecht in den Vorstand gerissen. Es wurde der bisherige zweite Vorsitzende, Oberpostdirector Geheimrath Sachsse, mit 63 von 69 gültigen Stimmen gewählt. Herr Sachsse nahm die Wahl dankend an, bemerkte aber gleichzeitig, dass er, wenn er es sich auch zur Ehre anrechne, Nachfolger L. Schneiders zu sein, doch durch sein Amt verhindert sei, sich so vollständig dem Verein zu widmen, wie der Verstorbene es gethan. Es musste nun die bisher vom Geheimrath Sachsse bekleidete Stelle eines zweiten Vorsitzenden wieder besetzt werden. Die Wahl fiel hierbei auf den Stadtrath Friedel, der aber über die (voraussichtliche) Annahme der Wahl sich nicht erklären konnte, da er nicht anwesend war. Zum Archivar des Vereins ward sodann der Kanzleisecretär Brose, der bisherige zweite Schriftführer, und an die Stelle des Letzteren Kaufmann Alfieri gewählt. Der Vorstand des Vereins besteht sonach gegenwärtig aus den drei Vorsitzenden Sachsse, Friedel und Budzies, den beiden Schatzmeistern Ritter und G. Goldberger, dem Generalsekretär v. Fireks, dem Archivar Brose und den beiden Schriftführern F. Meyer und Alfieri. Nachdem sodann auf Vorschlag des Vorstandes durch Acclamation der Professor Holtze zum Ehrenmitgliede des Vereins ernannt war, erfolgte die Abstattung des Jahresberichts. Nach dem Berichte des Schatzmeisters betrug der Kassenbestand Ende 1877 1558 M. Dazu kommen pro 1878 Beiträge 4668 Mk., Zinsen 120 Mk., verkaufte Druckschriften 483 Mk.; Gesammt-Einnahme 6829 Mk. Die Ausgaben für Druck und andere Unkosten betrugen 6714 Mk., so dass ein Bestand von 115 Mk. bleibt. Ueberaus günstig ist der Bericht des Herrn G. Goldberger, des Pflegers der L. Schneider-Stiftung. Anfang des vorigen Jahres betrug dieselbe 9775 Mk. und wuchs durch Zinsen, Geschenke und verschiedene Einnahmen nach Abzug der nur 172 Mk. betragenden Ausgaben auf 10,908 Mk. Unter den Geschenken befinden sich zweimal 300 Mk., wovon die eine Summe von Sr. Majestät dem Kaiser herrührt. Zum Schluss spricht der Bericht die zuversichtliche Erwartung aus, dass der Fonds bald die statutenmässige Höhe erreichen dürfte,

welche ihn zum Beginn seiner Wirksamkeit, Honorirung von Preisaufgaben, Unterstützung etc. berechtigt. Ueber die Geschäftsthätigkeit des Vereins berichtete endlich der Generalsekretär, Freiherr v. Fircks. Im Januar 1878 hatte der Verein 492 Mitglieder. Dazu kamen im Laufe des Jahres 36, aus schieden 28, darunter 9 durch den Tod, nämlich die Herren Bath, Bölke, Borsig, Brachvogel, Hiltl, E. Meyer, Schlochauer, L. Schneider und Steinbrinck. Im Januar 1879 betrug die Zahl der Mitglieder 500, wovon indess im Laufe des Monats zwei langjährige Mitglieder starben, während über 20 neue Mitglieder beitraten. Im Laufe des Jahres fanden 19 Sitzungen statt, 6 öffentliche und 13 Arbeitssitzungen, in jenen traten 8, in diesen 15 Redner auf. Die Vereinsschriften erfuhren eine Erweiterung um 20 Bogen. Die Urkunden reichen jetzt bis 1425, soweit wie die Chronik. Von den kleineren Schriften ist das 15. Heft erschienen: Dr. Brecht, das Dorf Tempelhof. Der Verlag der Schriften ist auf die Mittler'sche Buchhandlung übergegangen. Die sämmtlichen Sammlungen sind ansehnlich gewachsen; der Verein steht mit 49 historischen Gesellschaften in Tauschverbindung und versendet seine Publikationen ausserdem an die Universität Strassburg, an das statistische Bureau von Berlin, an das Archiv von Braunschweig, an das preussische Staatsarchiv und an den Magistrat zu Stendal. Im abgelaufenen Jahre haben sich 18 Geschenkgeber, darunter der Kaiser und der Prinz Carl, um den Verein verdient gemacht; das Vereinslokal ist angemessen verschönert worden. Am 28. Februar wird ein Winterfest für Damen veranstaltet werden, wenn sich bis dahin noch eine speciell berlinische Aufführung arrangiren lässt.

Die Geheimwissenschaften Asiens: Die Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer von Fr. Lenormant. Verbesserte deutsche Ausgabe. Jena, Costenoble 1878.

Wer kennt nicht den Namen der Chaldäer, der Wissenden und Magier grauer Vorzeit? Ihr Ruf stimmt zu dem Charakter der semitischen Völkerfamilie überhaupt, aus deren Schosse die Kulten Baals, Allahs, Jehovas und das Christenthum hervorgiengen. Die semitischen Kaldi werden urkundlich um 900 v. Chr. genannt; nach ihnen hiess Babylonien, wenigstens ein Theil desselben, Chaldäa. Ihre sprachlichen Urkunden aber reichen über das 2. Jahrtausend v. Chr. zurück. Dagegen erhielt ein iranischer (persischer) Stamm in Armenien und Kurdistan den Namen Chaldäer bei den Klassikern. Erst durch die Entzifferung der mesopotamischen Keilschriften auf den Ziegelbüchern Ninives und Babylons fielen neue und überraschende Lichter auf die „chaldäische“ Weisheit und Religion dieser uralten Kulturländer. Wie Schrader in Deutschland, so gehört Lenormand in Frankreich zu den bedeutendsten Forschern auf diesem Gebiete. Was sie und ihre Genossen auf jenen Ziegeln lasen, können wir hier nur kurz andeuten, indem wir die verschiedenen abweichenden Ansichten einer Minderheit zur Seite lassen. Die Ziegelschriften gehören zweien grundverschiedenen Völkern und Sprachen an. Die semitischen (assyrischen, chaldäischen Eroberer fanden in Mesopotanien ein ihnen ganz unverwandtes Volk vor, mit welchem sie schon früher in geistiger Wechselwirkung gestanden hatten, und dessen Kultur und Kultus sie jetzt mehr und minder adoptirten, wesshalb sie dessen Schriften übersetzten. Viele derselben sind uns in Original und Uebersetzung erhalten. Sie bezeichnen die Sprache oder das Volk der vorsemitischen Mesopotamier mit den Namen Akkad und Sumer. Das Merkwürdigste ist, dass diese Sprache (deren Keilschrift auch die dortigen Semiten annahmen) einer Völkerfamilie angehört, deren Qualitäten sonst bedeutend unter denen der Semiten und der Indogermanen stehn. Man bezeichnet dieselbe allzuweit als „turanische“ Rasse, etwas enger als ural-altaische Völkerklasse, bestimmter als finnische Familie, für deren Beziehungen unser Verfasser höchst beachtenswerthe Belege liefert. Er gibt reichliche Auszüge der akkadischen und assyrischen Schriften und zieht Kultur, Religion und Sage vieler anderer Völker zur Vergleichung. Ein Anhang des Werkes bespricht das Buch Daniel. Dass alle diese Entdeckungen und Forschungen weitreichende Prämissen für Ethnographie und Kulturgeschichte überhaupt bilden, ist selbstverständlich. Lz. D.

Der deutsche Herold. IX. Jahrgang. Nr. 8 und 9. Nr. 10. Nr. 11 und 12.

Inhalt: Hübner, Die adeliche Familie von Schellwitz. — Bar. v. Buttlar, verpflanzte Stämme. — Seyler, Gesch. der nordamerikanischen Flagge. — Archivrath Masch. — Graf v. Oeynhausen, Der Ursprung der Familie von Medem in den Ostseeprovinzen. — Unbekannte Wappen. — Graf v. Oeynhausen, Die Familie Pfaudt von Kürnburg. — Ders., Beiträge zur Kunde Lippischer Adelsgeschlechter. — Kindler u. Knobloch, Elsässische Studien II. — Verzeichniss der Leichenpredigten im v. Nostitz'schen Familien-Archiv. — Aus sächsischen Kirchen. Forts. — L. Clericus, Ein portugiesischer Stammbaum. — Aus alten Kirchen. — Das neunte Vereinsstiftungsfest. — Protocolle. Ergänzungen und Berichtigungen. Miscellen. Anfragen.

Mittheilungen des Geschichts- und Alterthums-Vereins zu Leisnig. V. Heft.

Inhalt: Hingst, Der Leinewebermeister Johann Kamprad, Verfasser der zweiten gedruckten Chronik von Leisnig. — Altendorff, Das ehemalige Cistercienser-Kloster Buch oder Ilgenthal bei Leisnig. — Hingst, Die Verheerungen der Pest in und um Leisnig vom 15. bis 17. Jahrh. — Hofmann, Nachrichten aus dem Knopfe des kleinen Thurmes der Stadtkirche St. Matthäi zu Leisnig. — Hingst, Annalen des Klosters Buch. — Anhang, enthaltend Vereinsnachrichten.

Notizen, insbesondere über alterthümliche Funde, Restaurationsarbeiten etc.

Mainz, 22. Februar. Vorgestern wurde hier auf der neuen Wallstrasse am Cavalier Boyen, unweit der alten Römerstrasse ein **Steinsarg** mit fünf Glasgefässen gefunden. Die Gefässe von römischer Form wurden in das Museum gebracht. Gestern fand sich dicht dabei noch ein zweiter Steinsarg. Beide Särge sind inschriftslos, in der bekannten geriefelten Art bearbeitet, der eine auch mit den so häufig wiederkehrenden Eckleisten im Innern versehen. Der Deckel des einen fehlt, der des anderen ist zerbrochen und nach den Seiten abgedacht. Die ganze Weite der Särge war mit Kalk ausgegossen, der die Leichen dicht umschloss. Beide Särge fanden sich nur etwa zwei Fuss unter dem inneren Banket der Strasse und sind von Nordwest gegen Südost gerichtet. Auf dem ganzen Höhenzug liegen viele alte Grabstätten.

Commissions-Verlag der Hofbuchhandlung von A. Klingelhöffer in Darmstadt. — Druck von Heinrich Kichler.

Herausgegeben von dem Verwaltungs-ausschusse des Gesammt-vereins in Darmstadt unter Redaction von Ernst Wörner.

Correspondenzblatt

des

Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine.

Das Correspondenzblatt erscheint monatlich einmal und kostet jährl. 5 Mark.

№. 3 & 4. **Siebenundzwanzigster Jahrgang 1879.** **März & April.**

Angelegenheiten des Gesammtvereins.

Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine in Marburg.

Protocoll über die **zwei Sitzungen der 1. Section** vom 17. und 18. Sept. 1878.

Unter dem Vorsitz des Herrn Oberst von Cohausen von Wiesbaden.

Es kamen zur Verhandlung:

Frage 1: Haben sich die Reihengräber (mit unverbrannten Todten) unter Beigabe aus merowingischer Zeit irgendwo im Gebiet des ehemaligen Kurhessens gefunden?

Herr Pfarrer Rullmann berichtete über derartige Gräber bei Mittelbuchen und verwies auf den betreffenden Aufsatz in den Mittheilungen des Hanauer Bezirkvereins für Hessische Geschichte, 1876 Nr. 5. In der weiten Umgegend von Marburg haben sich keine derartigen Gräber gefunden.

Frage 2: Haben sich ausser den Germershäuser Hügeln in Hessen Hügelgräber gefunden ohne Urnen und mit Eisenfunden?

Ausser den Germershäuser Grabhügel-Funden, welche sich in dem Museum Fridericianum in Kassel befinden und über welche Dr. Pinder im Supplement VI. der Zeitschrift für hess. Geschichte und Landeskunde berichtet hat, sind noch, wie Herr Dr. Buchenau vorträgt, die Funde auf dem Hemmerich ½ Stunde östlich von Marburg zu erwähnen, welche aber allerdings vorzüglich aus Urnen und etwas Bronze bestanden, sowie die gelegentlichen Bronzefunde bei Iba. Dieselben gehörten jedoch ihrem Material nach sowie die gleichfalls berührten Hügelgräber im Walde von Arnsburg und von Wilhelmsbad ihrer Lage nach nicht in die durch die Frage 2 angeregte Antwort. In diesem Sinn aufzufassen wird auch die durch Herrn Oberst Blumenbach dahin gestellte Nachricht sein, es sei bei Lambach zwischen Borke und Wabern auf dem Manöverfeld in einem germanischen Grabe ein Stein der 17. Legion gefunden worden.

Frage 3: Ist irgend eine Gegend in Hessen, in welcher beim Ackern etc. Feuersteinsplitter in grösserer Zahl gefunden worden sind?

Nur Herr Pfarrer Rullmann, welcher zwei schöne Feuersteinsplitter aus der Gegend von Hanau vorlegte, weiss von solchen Funden zu berichten. Ein in der Gegend von Marburg gefundenes Feuersteinbeil wird von Pinder erwähnt. Im Ganzen aber wurde die Frage verneinend beantwortet.

Frage 4: Sind auf dem Gebiet des früheren Kurfürstenthums Hessen monolithische Steinmale vorhanden ähnlich denen, welche im Grossherzogthum Hessen, in der Pfalz, in Rheinpreussen Hinkelstein, Gollenstein, Lange Stein, Spindelstein u. s. w. genannt werden? oder giebt es Fluren etc., die nach solchen Steinen benannt werden (am Hinkelstein etc.)?

wurde gleichfalls entschieden verneint.

Frage 5: Auf dem Scheitel des Greinberges bei Miltenberg ist im letzten Frühjahre nahe vor der Südostfronte des dortigen Ringwalles, innerhalb dessen sich eine römische Militärstation befand, ein wesentlich unbearbeitetes obeliskenartiges Sandstein-Denkmal von fast 5 Meter Länge bei nur ½ Meter Dicke an der Basis, zerbrochen halb über halb unter der Bodenfläche liegend, aufgefunden worden, welches in grossen Uncialen von gut römischem Ductus folgende Inschrift trägt:

INTER
TOVTONOS
C
A
H
F.

a) Welcher Klasse von Denkmälern ist dieser Stein einzureihen und welchem Zeitraume gehört er an?

c) Wie ist die Inschrift, namentlich in den Einzelbuchstaben zu deuten?

c) Wird eine Völkerschaft der „Toutoni“ noch sonst irgendwo erwähnt?

d) Kann im römischen Decumatenlande, zumal inmitten der beiden Linien des Odenwald-Limes von geschlossenen Völkerschaften oder Gauen die Rede sein?

e) Sind im Decumatengebiete Gränzsteine, namentlich auch alamannische oder fränkische Marksteine mit römischen Inschriften bekannt geworden, sowie überhaupt etwaige Beispiele von Gränzsteinen mit nur einseitiger Nachbarbezeichnung?

f) Sind Grabdenkmäler mit römischen Inschriften, welche weder den Namen der Bestatteten, noch denjenigen der Widmenden enthalten, bekannt?

Die Beantwortung dieser Frage durch den Herrn Kreisrichter Conrady lag in Nr. 8 und 9 des Correspondenz-Blattes von 1878 der Versammlung vor und fand weitere Erläuterungen durch den Herrn Verfasser. Ein Brief des Herrn Professor J. Becker über eine in der Oeffentlichkeit bevorstehende, aber noch nicht mitgetheilte Meinungsaeusserung des Herrn Prof. Mommsen konnte zu keiner Besprechung Anlass geben. (Mittlerweile hat Herr Mommsen seine Ansicht veröffentlicht, vergl. Correspondenzblatt 1878 Nr. 11.)

Die Fragen 6., 7., 8., 9 und 10 nämlich:

6) Kann die von den Anhängern des nordischen Dreitheilungssystems immer noch aufrecht erhaltene Behauptung einer strengen Abscheidung der Stein-, Erz- und Eisenperiode begründet werden, und ist sie für Dänemark selbst in der behaupteten Reinheit und Bestimmtheit nachzuweisen?

7) Inwiefern kann die Aufstellung sogenannter „Entwickelungsreihen“ der nordischen Bronze eine wissenschaftliche Bedeutung beanspruchen?

8) Gibt es Beweise für die Existenz einer uralten primitiven Eisenindustrie in Deutschland?

9) War in Amerika das Eisen bis zur Ankunft der Europäer unbekannt, und ist dort, wie zur Unterstützung des europäischen Dreiperiodensystems behauptet wird, eine Bronzeperiode nachzuweisen?

10) Welche Folgerungen ergeben sich aus den Funden von Mykenä für die allgemeine Geschichte der Metallindustrie?

griffen so naturgemäss ineinander, dass die Beantwortung der einen fast stets auch die andere betraf. Es waren die Vorträge der Herren Dr. Hostmann, Dr. Montelius und Dr. Beck, um welche sich die Discussion im Wesentlichen bewegte. Die Discussion wurde in der Sitzung der ersten Section vom 17. September begonnen, in welche die Vorträge von Herrn Dr. Hostmann und Herrn Dr. Montelius fielen, und fortgesetzt in der Sitzung vom 18. September, in welcher Herr Dr. Beck sprach. In der Sitzung vom 17. September verwahrte sich vorher noch Herr Director Dr. Lindenschmit, der durch Heiserkeit im Reden behindert war, immer wieder von Neuem die aus Nationaleitelkeit hervorgegangene Behauptung einer nordischen Bronzecultur im Gegensatz zu der des Südens zu widerlegen.

Die Discussion vom 17. September wurde eröffnet durch einen Vortrag von Dr. Hostmann über Frage 10. Der Redner bemerkt, wie die nordische Dreiperiodentheilung nicht mehr erschüttert werden könnte, als durch den Umstand, dass das Eisen weit leichter herzustellen sei, als Kupfer, ja dass der Herstellung dieses noch diejenige von Gold nicht nur, sondern auch von Silber und Blei habe vorgehen müssen. Das Eisen bildet die nothwendige Grundlage für die ganze Hüttenkunde; historisch nimmt dieselbe mit der Herstellung des Eisens ihren Anfang. Die Kunst des Schmiedens geht dem Giessen voraus. Ein metallarmes Land wie Dänemark kann überhaupt nicht bei Schlüssen für die Entwicklung der Metallkunde in Betracht kommen. Hier sind unsere Blicke vor Allem auf die alten Culturländer zu richten. Der Redner kommt zu den Funden von Mykenä. Wir finden in den Gräbern von Mykenä Gold, Silber, Kupfer, Blei und Zinn in mannigfaltiger Weise verbreitet. Eisenmesserchen wurden im Schutt gefunden. Der Redner bemerkt, dass das Gold bereits legirt und das Silber in grosser Menge neben dem Golde in Mykenä vorkommt, sowie dass auch das Silber schon mit Kupfer legirt ist und dass man es gereinigt darzustellen unternahm. Der Kupferzusatz zum Silber ist nicht ganz 4 %. Weit unvollkommener ist der Prozess der Behandlung von Kupfer, das einen bedeutenden Arsenikgehalt hat und daher sehr schwer darzustellen sein musste. Der Markt für Kupfer scheint nicht sehr bedeutend gewesen zu sein. Zinn tritt nur als Bestandtheil von Bronze auf. Aus Gold, Silber und Kupfer oder deren Legirungen sind alle Mykenäischen Gegenstände; sie sind geschmiedet, gehämmert und getrieben; alles überwiegt aber an Fülle des Vorkommens das Gold. Der interessanteste Theil der Funde besteht in den hohl getriebenen Erzeugnissen der Gefässbildnerei aus edlen Metallen, Erzeugnissen so verschieden hinsichtlich der Form, wie bedeutend hinsichtlich der Geschicklichkeit ihrer Verfertiger. Fragen wir nach der Arbeitsmethode. Die Technik der Goldschlägerei stand bereits auf einer sehr hohen Stufe; sehr grosse und dünne Goldplättchen wurden mit erstaunlicher Routine, um so erstaunlicher, da ein Walzenwerk nicht existirte, hergestellt. Die reliefartigen Linien auf den Plättchen wurden von der Rückseite aus mit der Hand gearbeitet, die Halbkugeln auf den Stirnbinden wurden durch Eindrücken des Blechs in entsprechend ausgedrehte Vertiefungen hergestellt. Alle Objecte aber wurden von aussen her noch höchst sorgfältig bearbeitet. Durch Eindrücke in steinerne Formen wurden die Thierbilder hergestellt, auch hölzerne Modelle wurden, wie z. B. bei den Todtenmasken benutzt. Zu den Operationen der Goldschmiede ist auch das Plattiren und die Löthung zu rechnen. Ausser den Gefässen von Edelmetallen ergeben die Gräber von Mykenä noch zahlreiche Gefässe von Kupfer, welche aber nicht aus Einem Stück geschmiedet sind, sondern aus mit Stiften zusammengehaltenen Platten bestehen. Draht wurde nicht gezogen, sondern aus Blechen geschnitten und dann gehämmert. Dazu brauchte man allerdings stählerne Messer, wie auch stählernes Handwerkszeug zu den grossartigen Steinhauerarbeiten. Die Gusswaaren von Mykenä kommen nur in Bronze vor, und es sind vorzugsweise zu bemerken die Schwertklingen. Die Technik des Giessens liegt noch in den Windeln. Die mykenäischen Goldarbeiter hatten noch keine ordentliche Idee von der Herstellung einer rationellen Gussform. Wir haben es statt mit Waffen nur mit Scheinwaffen, Symbolen zu thun, die statt der im Kampfe wirklich gebrauchten Stahlschwerter mit in das Grab gegeben wurden, denn wir können diese unvollkommenen Objecte nicht als dem Zweck der Waffe entsprechend erachten. Wir sehen die Giesskunst oder, was gleichbedeutend ist, die Bronzetechnik von Mykenä als verhältnissmässig jungen Zweig einer uralten, über die Schranken des gemeinen handwerklichen Betriebs weit vorgeschrittenen Metallindustrie. Damit aber ist der Stab über ein System gebrochen, welches die Bronzeindustrie als unabhängiges Gewerbe vor der Eisenschmiedekunst entstehen lässt.

Der Vortrag von Herrn Dr. Hostmann mit den Bemerkungen desselben zu der sofort zu erwähnenden Frage 9 folgt in Anlage I. zu diesem Protocoll in ausführlicher Aufzeichnung.

In der gleichen Sitzung kam nach Frage 10 zunächst Frage 9 zur Verhandlung, über die sich gleichfalls Herr Dr. Hostmann verbreitete. Die Steinsculpturen der amerikanischen Völker lassen sich nicht denken ohne Metallwerkzeuge. Das Eisen war vor Ankunft der Europäer durchaus bekannt. Man bearbeitete hauptsächlich Gold und Silber. Von einer „Bronzeperiode“ keine Rede.

Zur Frage 6 bemerkte Herr Dr. Hostmann zunächst, dass er bereits in zahlreichen Abhandlungen die Eisenfunde in Steindenkmalen nachgewiesen habe. Erst kürzlich ist in Ostfriesland in einem Steingrab (Dolmen) das Stück eines eisernen Schwertes gefunden worden. Selbst der Däne Worsaae kann nicht leugnen, dass er in Steingräbern Eisensachen gefunden habe, später erst meint er, das Eisen „könne“ zufällig hineingekommen sein. Der Redner geht auf die Widersprüche, in denen sich der dänische Gelehrte verwickelt, näher ein. In Dithmarschen sind Eisenschwerter in den ältesten Grabstätten gefunden worden, in eben solchen auch Bronzen. Die Dreitheilung ist absolut nicht haltbar. Die Verzierungen auf den Bronzegefässen Kopenhagens sind mit den schönsten Stahlwerkzeugen gefertigt.

Herr Montelius aus Stockholm entwickelt den von ihm vertretenen Standpunkt, welcher die Periodeneintheilung in eine Stein-, Bronze- und Eisenzeit aufrecht erhält. In der erstgenannten habe man blos Steingeräthe gekannt. Etwa in Steinkisten gefundene Bronze und Eisen seien aus späterer oder der Uebergangs-Zeit; auf dem Boden solcher hatte sich noch kein Eisen gefunden. Der Zufall oder der Handel kann ein einzelnes Stück nach dem Norden gebracht haben. Eine nordische Bronzeperiode habe existirt, allerdings aber nur so, dass das Rohmaterial verarbeitet worden sei. Die Erfindung der Verarbeitung sei daher auch aus dem Süden gekommen, im Norden sei aber in der Folge ein eigener Typus ausgebildet worden.

In der Anlage II. zum Protokoll sind die von Herrn Montelius in seinem Vortrage entwickelten Anschauungen in der Form enthalten, die er denselben bei der von ihm nachträglich genommenen Einsicht der Anlage durch eine Ueberarbeitung gegeben hat.

Herr Dr. Hostmann bemerkte am 17. gegen die gegentheilige Ansicht, dass Eisen allerdings auf dem untersten Grunde des enggeschlossenen Grabes gefunden, und dass da ein gut beglaubigter Fund schon von Werth sei. Es möge wohl einmal eine reine Steinzeit gegeben haben, aber die Gräber, um die es sich handelt, gehören nicht in sie, sondern in eine weit jüngere Zeit. Dass so wenig Eisen bei Bronze in Dänemark gefunden werde, erkläre sich aus

dem leichten Rosten des Eisens in dänischem Boden und daraus, dass die Funde meistens von Bauern gemacht worden seien, welche das verrostete Eisen weggeworfen hätten.

An den Vortrag des Herrn Dr. Montelius knüpften sich noch einige Fragen die der genannte Herr mit Bereitwilligkeit beantwortete.

Verfertigte man in Schweden die Bronze-Waffen und Schmuckstücke aus Bruchstücken importirter Waaren?

Nein, sondern, da man weder selbst Zinn noch vor der Entdeckung der Fahluner Kupferwerke im Mittelalter Kupfer hatte, so verfertigte man jene Bronzeschwerter aus Bronze-Masseln, die uns auf dem Handelswege zukamen.

Also gieng das Rohproduct aus den Culturländern zur Verfeinerung nach Schweden?

Ja.

Wonach beurtheilt man, ob z. B. ein Bronzeschwert in Schweden oder in einem anderen Lande gemacht sei?

Dann verfahren wir so: Wir zählen die bei uns gefundenen Schwerter dieser Art und mit diesen Ornamenten, — sowie die in dem anderen Lande gefundenen; und wenn dann die Zahl der bei uns gefundenen diese übersteigt, so schliessen wir, dass sie bei uns angefertigt worden sind.

Sie würden also, wenn fünf ähnliche Schwerter in Schweden und ein solches in Italien gefunden worden, sagen: Sie sind alle bei uns fabrizirt und eines ist nach Italien importirt worden?

Ja, das würden wir sagen.

Herr Dr. Becks Vortrag folgt in Anlage III. zum Protokoll. Derselbe hatte die Sitzung am 18. September eröffnet. In ihm betrachtet Herr Beck die in Rede stehenden Fragen vom metallurgischen Gesichtspunkt. Er erklärt es technisch für unmöglich, dass eine Bronzeindustrie sich bilden konnte ohne Kenntniss des Kupfers und Zinns. Zufällige Erzmischungen finden sich nicht. Was nun das Schmelzen betrifft, so ist die Darstellung des Kupfers weit schwerer, wie die des Eisens. Zinn ist äusserst selten und für das Alterthum kommt als Fundort nur Indien und Britannien in Betracht. Den Zinnhandel des Alterthums trieben die semitischen Küstenvölker, sie waren auch wohl die Erfinder der Bronze. Die Phönizier beherrschten den Bronzehandel. Die Bronze hat dem Eisen gegenüber manche Vorzüge, schöne Farbe, sodann ihre Schmelzbarkeit; man konnte sie giessen. Die Barbaren haben wohl von den Phöniziern das Schmelzen gelernt und konnten so Zerbrochenes wieder herstellen. Eine selbständige Erfindung kann den nordischen Völkern nicht zugesprochen werden. Die Bronze ist ihnen auch nur in bearbeiteter Form, nicht in Barren zugeführt worden. Und zwar kannten die Germanen damals das Eisen bereits. Dr. Beck macht noch darauf aufmerksam, dass alle indogermanischen Sprachen Einen Ausdruck für Eisen haben. Die Bronze hat nicht einmal in den germanischen Sprachen eine ursprüngliche Bezeichnung.

Herr Dr. Hostmann betonte noch am 18. September, dass die Verfechter des Dreitheilungssystems früher sich auf die Technik zu ihren Gunsten berufen haben; die technische Stütze sei ihnen jetzt genommen. Es ist nicht denkbar, dass eine Metallindustrie besteht, die sich nur auf zufällige Zufuhr von Metallen stützt. Es lässt sich nicht vorstellen, wie bequem die Bronzezufuhr hätte sein müssen, um auf so umfangreichem Gebiet die dauernde Uebung der Metalltechnik zu ermöglichen. Warum soll man nicht das Einfachere, die Einfuhr der fertigen Stücke eher als der Barren annehmen?

Die Frage betreffend: Gibt es Beweise für die Existenz einer uralten primitiven Eisenindustrie in Deutschland? berichtet Dr. Hostmann über Erscheinungen, welche auf eine solche Industrie schliessen lassen. Weitere Mittheilungen über diesen Gegenstand machen die Herren Dr. Beck, Schierenberg, Dr. Montelius und der Vorsitzende.

Frage 11: Gelangten die Römer durch die Dörenschlucht auf das varianische Schlachtfeld?

Die Römer gelangten nicht durch die Dörenschlucht auf das varianische Schlachtfeld. Diese ist keine Schlucht, sondern ein offenes sandiges Thal. Ausgrabungen daselbst, zu welchen Herr Schierenberg die Mittel gegeben hat, haben keinerlei hierher gehörige Weganlagen oder Verschanzungen nachgewiesen, sondern deren einstige Existenz verneint.

Frage 12: Wo finden sich in Deutschland jene schon so oft besprochenen Glasburgen oder Schlackenwälle, die forts vitrifiés der Franzosen, die vitrified forts der Engländer und Schotten? Ist darüber schon berichtet und Wo?

Kann eventuell eine Persönlichkeit in ihrer Nähe bezeichnet werden, welche im Stande ist und bereit sein würde, darüber so genaue Auskunft zu ertheilen, dass sie aufzufinden und zu erfragen sind? Hat einer der Anwesenden schon solche Schlackenwälle gesehen?

Der Vorsitzende bemerkt: Nachdem ich 1861 in Westermanns Monatsheften über die Ringwälle am Taunus und anderwärts geschrieben und den Steilaufbau der Steinwälle mittelst Holzeinlagen nach Art der gallischen Mauern, die Schlackenwälle nur als ein Zerstörungsproduct dargestellt hatte, schrieb Fd. Prevost, capitaine de Genie in Saumur 1864 ein kleines Memoire sur les forts vitrifiés, worin er die absichtliche Verglasung zum Zweck der Festigkeit vertrat.

Ich berichtete darüber in den Bonner Jahrbüchern 1864 XXXVII. 197., wobei ich die erste Erwähnung der Vitrified forts in Schottland 1777 und die Thatsache von dagegen ebendaselbst 1780 erhobenen Bedenken angab. —

Ebendaselbst XLI. 1866 p. 160. und XLII. 1867 205. finden sich Erörterungen für und gegen über denselben Gegenstand.

In der Zeitschrift für Ethnologie II. 1870 p. 257 berichtet Virchow über gebrannte Steinwälle in der Oberlausitz — auch hier findet sich einige ältere Literatur erwähnt.

Es wurden namentlich die Landskrone und der Rothstein bei Görlitz, der Schafberg und der Stromberg bei Loebau untersucht.

P. 464 wird die Ansicht einer Holzeinlage zum Zweck des Steilaufbaues bestritten und die Meinung, diese Einlage habe zum Zweck einer glasigen Verbindung der Steine gedient, wieder vertheidigt.

Daselbst V. Verhandlungen p. 145. berichte ich über einen Schlackenwall auf dem Limberg bei Saarlouis.

Im folgenden Jahrgang derselben Zeitschrift (1871) III. 107 berichtet Virchow wieder über kleine Verschlackungen auf dem Rothstein und über grössere in dem Brandwall bei Koschütz bei Dresden;

IV. 1872 p. 277 über einen Schlackenwall auf der Hühnerkoppe bei Blankenburg;

IX. 1877 p. 210 über einige Schlacken aus der Gegend von Rothenburg a. d. Tauber.

Frage 13: Sind in Deutschland weitere Stellen bekannt, wo sich Spuren finden, dass man dort früher im Walde Pottasche bereitet hat?

In den Lippischen Wäldern finden sich manche Stellen, welche durch Schlackenhaufen kenntlich sind, welche denen der Schlackenwälle völlig gleich zu sein scheinen.—

In Schlesien sind mehrfach grosse Aschenplätze aufgefunden worden. Eine Stunde südwestlich von Braubach liegen nach dem Einrich drei Höfe, die sogenannten Potaschenhöfe, die ihre Anlage im Walde und ihren Namen auch nur der Nutzbarmachung des Holzes durch Potaschebrennen verdanken können.

Herr Schierenberg beschreibt Schlackenhaufen in den Lippischen Wäldern von denen er Handstücke vorzeigt, welche gleichfalls dem Potaschebrennen ihre Entstehung verdanken.

Anlage I zum Protocoll über die Sitzungen der ersten Section vom 17. und 18. Sept. 1878.

Die Metallarbeiten von Mykenä und ihre Bedeutung für die allgemeine Geschichte der Metall-Industrie.

Vortrag von Dr. Hostmann in Celle.

Meine Herren! Von allen gegen das Nordische System der Dreiperiodentheilung gerichteten Einwürfen vermochte keiner dasselbe in höherem Grade in der Wurzel zu erschüttern, als der Nachweis, dass es mit den einfachsten Principien der wissenschaftlichen Metallkunde in offenbarem Widerspruch stand.

Während nämlich nach der Anschauung dänischer Archäologen die Bearbeitung des Eisens mit solchen Schwierigkeiten verknüpft sein sollte, dass sie nur erst nach langer, ausschliesslicher Uebung in der Behandlung des Kupfers und Zinns ermöglicht werden konnte, legten Männer wie John Percy, Lowthian Bell, Karmarsch, von Uchatius, die zu den bedeutendsten Metallurgen und Technikern der Gegenwart zählen, einstimmig Zeugniss dahin ab, dass kein Metall, mit Ausnahme des Bleis, sich leichter aus seinen Erzen reduciren lasse als das Eisen, dass insbesondere die Gewinnung des Kupfers weit schwieriger und umständlicher sei, und dass der Darstellung von Zinnbronze, zu deren fernerer Bearbeitung und Verzierung ohnehin stählernes Werkzeug erforderlich sei, neben dem Golde auch bereits das Silber und Blei, einzeln oder in wechselseitiger Mischung vorangegangen sein müsse.

Demnach bildet also das Eisen die natürliche und nothwendige Grundlage für die allmälige Entwicklung und Ausbildung der Hüttenkunde. Und in der That, bei allen metallverarbeitenden Völkern, sowohl der alten, wie auch der neuen Welt, geschah nachweislich der erste Schritt in die Geheimnisse hüttenmännischer Vorgänge, der Uebergang aus der vormetallurgischen Zeit, wie ich es nennen möchte, in die metallurgische, nicht, wie so häufig angenommen wird, durch Zugutemachung des Kupfers, sondern durch die des Eisens. Wohl gibt es daher, u. a. in Afrika und Asien, eine Menge von Naturvölkern, die kein anderes Erz als das Eisen zu bearbeiten kennen und oft hoch darin bewandert sind; aber vergeblich würde man in der Vergangenheit wie in der Gegenwart nach einem Volke suchen, dessen Metallkunde sich nur auf die Verhüttung des Kupfers erstreckte. Selbst die im gediegenen Zustande vorkommenden Metalle, ausser dem Golde bekanntlich Silber und Kupfer, welche als solche ohne Zweifel dem Menschen früher als das Eisen bekannt waren, finden wir metallurgisch verwerthet, d. h. geschmolzen und geläutert nur dort verarbeitet, wo man eben durch die Behandlung des Eisens bereits mit hüttenmännischen Proceduren vertraut geworden war. Diese Thatsache mag auf den ersten Blick auffällig erscheinen; aber sie wird begreiflich, wenn wir wissen, dass, ganz abgesehen von dem umständlichen, künstlichen Processe ihrer Läuterung, allein schon das blosse Einschmelzen der Edelmetalle und des Kupfers die Erzeugung einer 3—400° Cels. höheren Temperatur erfordert als die, ohne eigentliche Schmelzung des Erzes vor sich gehende Reduction des Eisens. Ohne Zweifel hat die Unbekanntschaft mit dieser wichtigen, nur dem Eisen eigenthümlichen Eigenschaft, auf welcher bis ins XIV. Jahrhundert hinein die gesammte Eisenindustrie der Erde beruhte, in der Neuzeit nicht wenig dazu beigetragen den irrigen Ansichten von der Schwierigkeit der Eisenverhüttung fast den Charakter eines unantastbaren Dogmas zu verleihen.

Mit der Theorie von der Präexistenz der Bronze und des Goldes vor dem Eisen, Silber und Blei trat zugleich die ebenso irrige Behauptung auf, dass die Kunst des Formens und Giessens älter gewesen sei als das Schmiedehandwerk. Das Widernatürliche dieser These, zu der lediglich das fast ausschliessliche Auftreten von gegossenen Bronzen und Goldsachen in dänischen Grabhügeln Veranlassung gegeben, brauche ich gar nicht mehr zu erörtern. Es genügt der Hinweis auf die einfache Thatsache, dass alle halbcivilisirten Völker sich aufs Schmieden verstehen, während mit der Formerei und Giesskunst nur die eigentlichen Culturvölker vertraut sind. Die unmittelbare Formgebung mittelst Hammer und Ambos bildet so sicher die ursprüngliche, gleichsam vorbereitende Art der Metallverarbeitung, dass allein schon der Abgang an allen untergeordneten, gehämmerten und geschmiedeten Fabrikaten ausreichend erscheint, um den nordischen Bronzen jeden Anspruch auf Heimathsrecht zu entziehen.

Es kommt endlich noch die wichtige, durch sorgfältige Versuche endgültig festgestellte Thatsache hinzu, dass sämmtliche auf jenen Bronzen befindlichen vertieften Linearornamente mit keinen anderen als mit stählernen Werkzeugen ciselirt, gepunzt oder gravirt werden konnten. Mag also irgendwo eine Broncezeit existirt haben, so viel wenigstens steht fest, — die Nordischen Bronzen können nie mehr als Beweis dafür herangezogen werden!

M. H.! Der Hauptmissgriff, dessen die dänische Archäologie bei Aufstellung ihres Systems sich schuldig machte, beruht darin, dass sie einem rein spontanen, von den natürlichen Culturmitteln ihres Landes durchaus unabhängigen Verhältnisse die Bedeutung einer culturgesetzlichen Erscheinung beilegte. Die Ankunft der fremden Bronze in das, mit Ausnahme wenigen Eisenerzes, von allen Metallen entblösste dänische Gebiet stand so vollständig ausser aller Beziehung zu der einheimischen Culturentwicklung, dass sie eben so gut, um mich diesen läppischen Kunstausdrucks zu bedienen, *vor* dem „polirten Steinzeitalter" wie nach demselben, oder eben so gut erst *nach* der Entdeckung des Eisens wie vor derselben stattfinden konnte. Man begreift daher kaum, wie es möglich war, diesem selbst für die Geschichte der Metalle ganz gleichgültigen Ereignisse den Charakter einer Culturperiode beilegen zu wollen, einem Ereignisse, aus dem streng genommen nichts weiter zu folgern ist, als dass zu jener Zeit irgendwo ein handeltreibendes Industrievolk existirte, dem die Verwendung von Bronze zu Exportzwecken am Meisten zusagte. Ganz mit demselben Recht könnte Jemand von einer „Glasperiode" bei jenen halbcivilisirten Völkern reden wollen, die der moderne Tauschverkehr schon seit Jahrhunderten mit Glasperlen zu versorgen pflegt!

Ueberhaupt können die Verhältnisse eines metallarmen Landes, wie Dänemark, gar nicht in Betracht kommen, wenn es sich darum handelt, aus der pragmatischen Betrachtung alter Culturüberreste allgemeine Schlüsse für die geschichtliche Entwicklung der Metallkunde zu abstrahiren. Vielmehr liegt auf der Hand, dass für einen solchen Zweck lediglich die Alterthümer eines Landes in Frage kommen können, dessen Boden mit Mineralschätzen reich gesegnet wurde. Noch besser aber wird man vor Trugschlüssen gesichert sein, wenn neben diesen natürlichen Bedingungen auch die ethnographischen und besonderen Cultur-Verhältnisse des Landes derartige waren, dass eine selbständige, einheitliche Entwicklung seiner gewerblichen Industrie, allem Ermessen nach, vorausgesetzt werden kann.

Wenn irgendwo, so finden wir nun diese Postulate, ich brauche das des Nähern kaum auseinander zu setzen, in geeignetster Weise erfüllt in den altasiatischen Culturländern, wo auch bereits durch die von den Engländern und Franzosen, nicht minder durch die von Schliemann bei Hissarlik veranstalteten grossartigen Ausgrabungen ein für die Geschichte der Metalle höchst werthvolles und in dieser Hinsicht längst nicht gewürdigtes Resultat zu Tage gefördert ist. Dies wurde neuerdings noch wesentlich vermehrt durch die Aufdeckung der Akropolisgräber von Mykenä, die, wenn auch auf griechischem Boden doch mit griechischer Cultur und Nationalität nichts zu schaffen haben.

Die Gräber reichen hinauf über die Zeit der berühmten Schatzhäuser und müssen, wie diese, auf die Einwanderung lydisch-phrygischer Colonisten zurückgeführt werden. Ihr ganzer Inhalt zeigt an Material und Form durchweg asiatisches Gepräge, und dabei stehen die verschiedenartigsten Erzeugnisse des menschlichen Kunstfleisses in einem so harmonischen Verhältnisse, sie bilden zusammen ein so einheitliches Ganze, dass, von einzelnen Gegenständen abgesehen, ein Zweifel an ihrer echt endemischen Natur gar nicht obwalten kann.

Vielleicht könnte es vermessen erscheinen, diese Alterthümer hinsichtlich ihrer Technik zum Gegenstande einer besonderen Erörterung zu machen, ohne sie selbst in Augenschein genommen zu haben. Allein die, dem Schliemannischen Werke eingefügten zahlreichen Zeichnungen sind von sachkundiger Hand mit so viel plastischer Wahrheit ausgeführt, dass sie in den meisten Fällen ausreichen zur Beurtheilung der Arbeitsmethoden; und was die Beschaffenheit des Materials selbst betrifft, so bieten die analytischen Untersuchungen von John Percy und Landerer wenigstens für unsere Zwecke genügende Aufklärung. Immerhin hoffe ich bei meinem Versuche auf Ihre gütige Nachsicht um so mehr rechnen zu dürfen, als leider aus den Schliemannischen Erläuterungen für technische Zwecke nur wenig Brauchbares zu entnehmen ist.

In den Gräbern von Mykenä finden wir das Gold, Silber, Kupfer, Blei und Zinn in mannigfaltiger Weise verbreitet. Das Eisen scheint unter den Grabmitgaben nicht vertreten gewesen zu sein; doch wurden eiserne Messerchen nebst höchst primitiven Bronzemessern und geschliffenen Steinkeilen im Schutt gefunden, und wir werden später sehen, dass es zur Zeit der Gräber bereits zu Waffen verwendet wurde. Die übrigen Metalle betrachten wir zunächst hinsichtlich ihrer Qualität und metallurgischen Darstellung.

Das Gold kommt bekanntlich in der Natur nur im metallischen Zustande vor, aber selten ganz rein, sondern mit einem mehr oder weniger hohen Gehalt an Silber und geringen Mengen von Kupfer und Eisen. Das Bruchstück eines goldenen Gefässes bestand nach der angestellten Analyse aus 89.36 % Gold, 8.55 Silber, 0.57 Kupfer und 0.20 Eisen, wonach mit grösster Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass in diesem Falle natürliches Waschgold direct eingeschmolzen und verarbeitet wurde. Dagegen ergab die Analyse einer Probe Blattgold neben 23.37 % Silber noch 2.22 Kupfer, 0.35 Blei und 0.24 Eisen, und hier lässt der hohe Silber- und Kupfergehalt, sowie die Anwesenheit von Blei nicht zweifeln, dass das verwendete Gold absichtlich mit Silber vermischt wurde. Demnach war in Mykenä bereits die im classischen Alterthum als Electrum bekannte, künstliche Legirung von etwa 3 Theilen Gold mit 1 Theil Silber gebräuchlich, wodurch die, von mir bei anderer Gelegenheit entwickelte Hypothese sehr gestützt wird, dass gerade die edlen Metalle die erste Veranlassung wurden zur Entdeckung der wichtigen Operation des Legirens. Es musste bei der Verarbeitung verschiedener Sorten Waschgold sich eben bald herausstellen, dass die helleren Stücke bei gleicher Dehnbarkeit eine grössere Härte wie die dunkeln Stücke besassen, so dass es nahe genug lag, durch künstliche Mischung die Natur nachzuahmen. Auch in Hissarlik wurde dieselbe Gold-Silberlegirung bei den getriebenen Vasen des Priamosschatzes angetroffen.

Wenn in Mykenä bereits das Silber in grösster Menge neben dem Golde auftritt, obgleich beide Metalle nach der nordischen Schablone durch die ganze Bronzeperiode von einander getrennt sein sollten, so entspricht das durchaus den natürlichen Verhältnissen. Denn das Silber kommt, nach Fournet, sogar häufiger als Kupfer in gediegenem Zustande vor, und seine reichen, zum Theil durch prachtvolle Farbe ausgezeichneten Erze boten für die Darstellung keine grösseren Schwierigkeiten als die Kupfererze. Es ist daher leicht begreiflich, wenn sowol die Semiten wie die Indogermanen, woran nach den Ergebnissen der vergleichenden Sprachforschung nicht zu zweifeln, bereits in ihren Ursitzen mit beiden Edelmetallen neben dem Eisen bekannt waren.

Wichtig in metallurgischer Hinsicht ist dagegen der Umstand, dass die alten Colonisten von Mykenä aller Wahrscheinlichkeit nach bereits mit dem Zugutemachen des Silbers durch die sog. Cupellation, d. h. durch Zusatz von Bleierzen und nachherigem Abtreiben des sog. Werkbleis, dem Stannum der Römer, umzugehen wussten. Den Beleg dafür finden wir einmal in der Masse eines gegossenen Hirsches, die nach Landerers Untersuchung aus Werkblei bestehen soll, und dann in den Bestandtheilen des zu einer Vase verarbeiteten Silbers, welches 95.59 % Silber, 0.30 Gold, 3.23 Kupfer, 0.44 Blei, 0.12 Eisen enthielt. Hier deutet zugleich die Menge des vorhandenen Bleis, durch dessen Anwesenheit die Dehnbarkeit des Silbers in hohem Grade beeinträchtigt wird, darauf hin, dass die Affinage nur unvollkommen bewerkstelligt wurde, während der noch höhere Gehalt an Kupfer durch absichtliche, die Härtung des Silbers bezweckende Legirung zu erklären ist. Das Gold ist dagegen nur eine zufällige Beimischung und war überall durch die Abtreibung nicht zu entfernen. Auch die in Hissarlik gefundenen Silbergefässe zeigen einen künstlichen Zusatz von 4—5 % Kupfer, und diese Art der Legirung stimmt bereits genau mit derjenigen überein, die wir (nach Mallet, Bibra u. A.) in griechischen und römischen Silberarbeiten antreffen.

Die bis jetzt vorhandenen Analysen gaben keinen Aufschluss darüber, ob die Mykenäischen Goldschmiede beim Reinigen des Goldes in ähnlicher Weise verfuhren wie beim Silber. Nach Agatharchides reinigten die Aegypter das Grubengold indem sie es, vermischt mit Blei, Zinn, Salz und Gerstenkaff in festverschlossenen Tiegeln fünf Tage und Nächte hindurch glühten. Plinius rühmt die Eigenschaft des Bleis, das Gold zu läutern und keinenfalls konnte eine so grossartige Goldindustrie wie in Mykenä bestehen ohne eine bedeutende Erfahrung in der Benutzung verschiedener Reinigungs- und Flussmittel, als Borax, Salpeter, Soda oder anderer Salze.

Was nun den Standpunkt der Kupferverhüttung in Mykenäischer Zeit anbetrifft, so liegen für seine Beurtheilung im Ganzen drei Analysen vor, von denen sich zwei auf Kupferzinnlegirungen beziehen und nur eine auf Kupfer allein. Der analysirte Henkel eines Bronzegefässes ergab 89.69 % Kupfer und 10,08 Zinn, also eine wahre Standardlegirung, wie sie technisch eleganter gar nicht verlangt werden könnte. Das andere, von einem Bronzeschwerte genommene Stück enthielt 86.36 % Kupfer, 13.06 Zinn und an Nebenbestandtheilen 0.11 Blei, 0.17 Eisen, 0.15 Nickel nebst Spuren von Kobalt, während in dem, zu einem Kessel von 0.5 mm. Wandstücken ausgeschmiedeten Kupfer im Ganzen 0.48 Procenttheile an Zinn, Blei, Wismut, Silber, Eisen und Nickel, nebst 0.83 % Arsenik enthalten waren.

Es rührt nun ohne Zweifel die Verunreinigung des Kupfers in den beiden letzten Analysen von der Verhüttung sog. kiesiger Kupfererze her, und wenn nur die zweite Analyse mit ihren kleinen Mengen an schädlichen Nebenbestandtheilen vorläge, so würde daraus zu schliessen sein, dass dieser schwierigste von allen metallurgischen Processen bereits damals in derselben Weise ausgeführt wurde wie gegenwärtig. Beachtet man aber, dass, nach der ersten Analyse, zur Darstellung gegossener Bronze unnöthiger Weise absolut reines Kupfer verwendet wurde, wie es kaum aus kiesigem herzustellen war, und dass dem gegenüber, wie die dritte Analyse zeigt, das geschmiedete Kupfer in hohem Grade mit Arsenik verunreinigt ist, so müssen diese Anomalien unser Urtheil doch wesentlich modificiren. Hiernach nämlich erscheint es gerechtfertigt, die Verunreinigung des Kupfers lediglich einer zufälligen Beimischung von Kupferkies zuzuschreiben, während reiche oxydische oder einfach geschwefelte Erze, die direct auf Rohkupfer und

Garkupfer verarbeitet wurden, das eigentliche Verhüttungsmaterial in damaliger Zeit bildeten.

Uebrigens ist der in dem Kupfer gefundene Arsengehalt ein so beträchtlicher, dass heut zu Tage kein Kupferschmied solche Waare unter den Hammer nehmen würde.

Das Zinn tritt in Mykenä nicht, wie in den Homerischen Gedichten, als selbständig verarbeitetes Material auf, sondern allein als Bestandtheil der Bronze. Dass diese, was von Sachkundigen überhaupt nie bezweifelt ist, von Anfang her durch bestimmte Vermischung des metallischen Kupfers mit metallischem Zinn gebildet wurde, und keineswegs durch gemeinsame Verhüttung beider Erze oder Verwendung zinnhaltiger Kupferkiese, wird unwiderleglich durch die Constitution der mykenäischen Bronzen, wenn sie auch im Zinngehalt unter einander abweichen, bewiesen. Das Zinn wirkt bekanntlich auf das Kupfer in ähnlicher Weise ein, wie Silber auf das Gold; ob man dabei etwas mehr oder weniger Zinn zusetzte, war, wenn nur eine gewisse Grenze nicht überschritten wurde, ziemlich gleichgültig und namentlich ohne Bedeutung, wenn man die Bronzen weder treiben noch schmieden wollte.

Woher das in Mykenä verwendete Zinn bezogen wurde, ist ebenso schwer zu sagen, als woher der in grossen Massen in den Gräbern gefundene Bernstein stammt. Man wird hier ebensowenig an die Gestade der Ostsee, wie bei dem Zinn an die reichen Seifenlager der Westküste von Hispanien und Gallien denken wollen, die damals wohl noch unerschlossen lagen. Mit grösserer Wahrscheinlichkeit lassen sich daher die zinnführenden Districte in Drangrana und Georgien in Betracht ziehen. Uebrigens wurde der Zinnstein, wie eine alte Ueberlieferung meldet, nachdem er gewaschen, sofort an seiner Lagerstätte niedergeschmolzen, kam in Barrenform in den Handel und musste, wie Hesiod bezeugt, vor dem Gebrauch in kleinen Tiegeln mehrfach geläutert werden. Seine Reduction war doch nicht so leicht, wie man gewöhnlich annimmt, denn in Folge seiner krystallinischen Textur setzt er der reducirenden Einwirkung des Kohlenoxydgases oft hartnäckigen Widerstand entgegen.

Gehen wir nun zur Betrachtung der Metallarbeiten selbst über, so finden wir, dass, ohne Ausnahme, die aus Gold, Silber und Kupfer resp. den Legirungen dieser drei Metalle bestehenden Gegenstände durch Schmieden, Hämmern und Treiben hergestellt wurden. Das Gold aber herrscht bei Weitem vor und rechtfertigt so den alten Ruf des goldreichen Mykenä in ausgezeichneter Weise.

Nach Tausenden zählt die Menge kleiner und dünner, willkürlich in den Gräbern ausgestreuter Goldblättchen. Bei fünf Todten war das Antlitz bedeckt mit einer goldenen Maske, und über ihren Köpfen ruhten 30 sog. Diademe oder elliptische Stücke von Blattgold, 60 cm. lang, 20 cm. breit, und überreich mit zarten erhabenen Mustern von Sternen, Kreisen und Buckeln verziert. Die Brust der Leichen schmückten 21 grosse, sternförmig aus schmäleren und breiteren fein gemusterten Goldblättern zusammengesetzte Zierrathen, auch vier schwere Goldplatten, auf denen Reihen von Spiralkränzen tief und sauber ciselirt sind. Dann fanden sich 700 runde Goldbleche von 6—7 cm. Durchmesser, verziert mit 12 diversen Mustern, bestehend in Spiralen, Triskelen, concentrischen Kreisen, in Blumen und Blättern, auch in dem Schmetterling und Tintenfisch, deren Contouren durch bindfadenförmig erhabene Linien gebildet werden. Dazu noch 410 kleinere, mit ähnlichen, aber einfacheren Zeichnungen versehene Goldscheiben und Rosetten, die alle, wie es scheint, zum Schmuck der Prunkgewänder gedient hatten. Ferner kamen 800 runde und 28 rautenförmige mit dünnem Goldblech überzogene Holzknöpfe zu Tage, auf denen phantastisch verschlungene Linien, geschweifte Hakenkreuze und Triquetra, mäandrische Schweifungen in allen möglichen Varianten und Combinationen ein buntes, oft unruhiges Ornament bilden. Sie waren ursprünglich der Länge nach auf die leinenen und hölzernen Scheiden der Bronzeschwerter festgeklebt. Ausser einem ganz bedeutenden Reichthum an durchbohrten Goldperlen, ausser verschiedenen kleinen aus Golddraht verfertigten Schmucksachen, geschnittenen Siegelringen, Armbändern, Spangen und Nadeln, Arbeiten, die näher zu schildern, ich mir hier versagen muss, fand sich eine grosse Zahl dünner Goldbleche in Gestalt kleiner Löwen und Sphinxe, geflügelter Greife, Hirsche, Schwäne, Adler u. s. w., die meistens in mehreren, ganz identischen Exemplaren vertreten sind.

Weit interessanter als all dieser flache Blatt- und Blechschmuck, sowohl in kunstgeschichtlicher wie in technischer Hinsicht, sind aber die hohl getriebenen Arbeiten in Gold und Silber, namentlich die Erzeugnisse der Gefässbildnerei. Es wurden unter den Grabmitgaben nicht weniger als 24 goldene und 41 silberne Gefässe gefunden, die an Grösse, Form und Verzierung ebenso variiren, wie an Geschicklichkeit der aufgewendeten Arbeit. Neben ganz einfachen, flachen Schalen, neben tassenförmigen Trinkgefässen, deren äussere Wandungen durch senkrechte, mit Bogen überspannte Rippen in schmale, zum Theil mit Blattornament ausgefüllte Felder abgetheilt sind, sehen wir zierliche, auf schlankem Schaft sich kelchartig ausbreitende Trinkbecher, auf deren Bauchwand Rosetten, asterförmige Blumen, jagende Löwen in getriebener Arbeit angebracht sind. Der eine dieser Becher wiegt an reinem Golde nicht weniger als 2 Kilo. Sie sind sämmtlich doppelt gehenkelt und bei vier sehr elegant geschweiften, goldenen Bechern endigen die Henkel in einem ciselirten Hundskopf, der den Becherrand mit seinen Zähnen gepackt hält. Bereits erscheint die Form der Oinochoe mit geschweiftem Ausguss und hochaufragendem Henkel in mehreren Exemplaren vollständig entwickelt, und Bewunderung erregen neben drei reizenden kleinen, mit einem zarten Deckel versehenen Goldvasen, von denen die eine nur 5 cm. hoch ist, die nicht weniger als 60 cm. hohen Silbervasen in der Form unserer Wassercaraffen, deren untere Bauchwand scharf profilirte Canneluren zeigt, während ihr Obertheil mit getriebenen Spiralkränzen verziert ist. Leider haben gerade diese grossen Gefässe, weil sich das Silber bekanntlich in feuchter Erde bald in das sehr brüchige Hornsilber verwandelt dem Druck der Erdmassen nicht zu widerstehen vermocht, so dass nur mehr oder weniger grosse Bruchstücke gerettet werden konnten.

Einen höchst originellen Effect macht endlich ein goldenes Trinkgefäss, bestehend aus einem tassenförmig geformten Becher, der von einer 7 cm. hohen cylindrischen Säule mit abgeplattetem Fuss getragen wird. Von dem Rande des Fusses steigen zwei aus einem geschlitzten Blechstreifen bestehende Träger in geschweifter Linie aufwärts zu den Henkeln, die aus zwei horizontalen, durch eine kurze Walze getrennten Platten bestehen, von denen die obere eine kleine Taube trägt, deren Schnabel der Mündung des Kelches zugekehrt ist. Die einzelnen Theile sind theils durch Löthung, theils durch Niete verbunden, und die ganze Arbeit charakterisirt sich als ächte und ursprüngliche Metalltechnik, während die übrigen Gefässe, namentlich die geschweiften Fussbecher, offenbar den Fabrikaten der Töpferkunst nachgebildet wurden.

Fragen Sie nun, m. H.!, nach den verschiedenen Arbeitsmethoden und den Hülfsmitteln, deren die mykenäischen Goldschmiede sich bei der Herstellung der erwähnten Fabrikate zu bedienen pflegten, so würde darüber im Wesentlichen folgendes zu bemerken sein.

Die Goldschlägerei stand damals bereits auf einer Stufe der Entwicklung, wie sie nicht vollendeter von der classischen Zeit erreicht wurde. Denn, wenn auch nach einer Notiz des Plinius das in Römischer Zeit zum Vergolden benutzte Blattgold beinah 180 mal dünner ausgeschlagen wurde als eines der dünnsten Goldblättchen aus den Gräbern, dessen Dicke nach einer von Percy vorgenommenen Messung 0,06 Zoll betrug, so ist zu berücksichtigen, dass

in Mykenä die Art der Verwendung ein dünneres Ausschlagen der Goldfolien gar nicht gestattete. Jedenfalls zeugt die Anfertigung der vorhin erwähnten, elliptischen Stirnbinden, oder der 135 cm. langen, schmalen Goldblätter, welche das eigentliche Wehrgehenke ersetzten, von einer ganz erstaunlichen Routine in der Goldschlägerei, die um so mehr zu bewundern ist, als das Ausrecken der Zaine, durch keine mechanische Vorrichtung unterstützt, von Anfang bis zu Ende mit schweren eisernen Hämmern, bei häufig wiederholtem Ausglühen des Arbeitsstücks ausgeführt werden musste. Denn von der Verwendung eines zu solchen Zwecken geeigneten Walzwerks kann im ganzen Alterthum gar keine Rede sein, und Piccard, der auf einer goldenen Stirnbinde aus einem griechischen Grabe in der Krim die Spuren der Walze erkennen wollte, irrte eben so gründlich wie einige Gelehrte, die sogar von der Anfertigung gewalzter Bronzebleche reden wollten!

Auffallend ist es übrigens, dass neben der massenhaften Benützung von Blattgold weder in Mykenä noch in etruskischen, griechischen oder thrakischen Gräbern mit ganz ähnlichem Inhalt, wenn ich nicht sehr irre, niemals auch nur ein einziges Stückchen Blattsilber gefunden wurde. Das scheint, obgleich Homer von den silbernen Gewändern des Circe und Kalypso berichtet, im wirklichen Leben nicht zum Besatz der Kleider verwendet zu sein, und da auch Plinius, der ausdrücklich von der Goldschlägerei spricht, nichts von Silberfolien erwähnt, so werden wir kaum fehlgreifen, wenn wir das Fehlen von Blattsilber aus der unzureichenden Läuterung des Silbers, namentlich von Blei, Antimon, Arsen und dergl. zu erklären suchen. Mit einer Stärke von 1/40 Zoll, welche das von Percy analysirte Stückchen Silberblech aufwies, dürfte bei dem Bleigehalt von 0.44 % meiner Ueberzeugung nach bereits das äusserste Mass der Treibfähigkeit erreicht worden sein.

Sehr mannigfaltig waren nun die zur Verzierung der dünnen Folien und Bleche angewandten Methoden. Auf den aus Blattgold bestehenden Gegenständen, namentlich auf dem Kopf- und Brustschmuck sind die feinen reliefartigen Zeichnungen, die meist durch zartgekerbte Linien gebildet werden, dadurch hervorgebracht, dass man das Werkstück auf Treibpech befestigte und von der Rückseite mit verschiedenen kleinen Punzen und Meisselchen aus freier Hand bearbeitete. Zu den grösseren Buckeln aber und den halbkugelförmigen Erhöhungen wie sie u. a. im Durchmesser von 3,5 cm. bis 6,5 cm. auf den mit wundervoller Eleganz und grösster Accuratesse gearbeiteten Ellipsen aus dem dritten Grabe vorkommen, benutzte man eine Bleiplatte, die mit entsprechend ausgedrehten Vertiefungen versehen war, in welche das dünne Goldblech vorsichtig hineingepresst wurde. Aber es ist ein Beweis, wie ungemein entwickelt bereits das Schönheitsgefühl der mykenäischen Goldschmiede sein musste, dass sie sich nie dabei begnügten, obgleich doch alle diese Arbeiten nur zur Grabausstattung dienten, sie einfach von der Rückseite her zu bearbeiten, sondern stets Sorge trugen, ihnen die äusserste Vollendung zu geben durch sauberes, oft unglaublich mühevolles und penibles Nacharbeiten von der Vorderseite, durch Hinzufügung zart ciselirter Zierlinien und mannigfaltiger Ornamente.

Andere Methoden wurden zur Verzierung der etwas stärkeren Goldblätter angewendet. So dienten, um die reliefartigen Zeichnungen mit bindfadenförmigen Contouren auf den 700 runden Goldscheiben hervorzubringen, 12 verschiedene Sternformen mit erhaben ausgearbeiteten Mustern. Auf diese Formen, von denen einige, wie die Unterbrechung der Contouren zeigt, bereits schadhaft geworden waren, drückte man mit weichen Ballen und hölzernen Hämmern das Goldblech allmälig fest und bearbeitete dann die feinen Rippen längs ihrer Seiten mit stumpfen Ziehpunzen, um ihnen ein schärferes Relief zu verleihen.

In ähnlicher Weise wurden sämmtliche kleinen Thierbilder, keineswegs, wie Schliemann meint, durch Guss, sondern einfach durch Eindrücken von dünnen Blechstücken in steinerne Formen hergestellt, auf welchen die Zeichnung vertieft eingegraben war. Zwei solcher Steinformen, von denen die eine aus Granit, die andere aus Basalt besteht, und deren Seiten verschiedene scharf eingeschnittene Figuren, einen Adler, eine Palmette und Anderes zeigen, wurden im Grabesschutt gefunden.

Bei flach gehaltenen Motiven benutzte man statt steinernen Formen solche von Holz oder auch aus gebranntem Thon, während im Uebrigen das Verfahren dasselbe blieb. So lassen u. a. die früher erwähnten 828 mit verziertem Goldblech überzogenen Holzknöpfe deutlich erkennen, dass das Muster vorher in das Holzfutter eingeschnitten war. Nachdem man das Goldblech fest in die Vertiefungen eingedrückt hatte, wurde die Zeichnung durch Punzirarbeit auf der Vorderseite completirt.

Die sehr leicht und flüchtig hingeworfenen Ornamente auf den 410 kleinen Scherben und Rosetten wurden einfach durch Punzirung aus freier Hand hervorgebracht. Zu diesem Zweck befestigte man gleich eine grössere Blechscheibe auf dem Treibkitt, trug den Umkreis der kleinen Rosetten mit dem Zirkel auf, punzirte die Verzierungen und schnitt nach Vollendung der Arbeit die einzelnen Stücke aus.

Zur Herstellung der Todtenmasken dienten hohl gearbeitete hölzerne Modelle, in welche man das Goldblech nach und nach hineinhämmerte und bossirte. Danach wurde die Goldmaske mit Pech ausgefüllt und nun von vornen durch Ciselirung und fernere Ausarbeitung der Barthaare, der Augenbrauen u. s. w. vollendet. Das Hauptverdienst für die Portraitähnlichkeit der Masken gebührt also dem Bildhauer, während im Uebrigen die Arbeit höchst einfach war, und kein Grund vorliegt, wie Schliemann, über die wunderbare Geschicklichkeit der Mykenäischen Goldschmiede zu erstaunen, „die in 24 Stunden aus massiven (!) Goldplatten die Portraits von Menschen anzufertigen vermochten.“ Anstatt einer Holzform wurde bei der Anfertigung einer bei Olbia gefundenen Todtenmaske, wie Graf Uwarow aus einigen in das Gold eingedrückten Sandkörnern wohl mit Recht schliessen will, eine aus Thon gearbeitete Form benutzt.

Während bei den meisten der eben besprochenen Metallarbeiten eine directe Mithülfe der Holz- und Steinsculptur, auch der Töpferkunst in Anspruch genommen war, steht nun die Gefässbildnerei hinsichtlich des mechanischen Theils ihrer Arbeit ganz auf eigenen Füssen, und nur dem Auge des Metallarbeiters diente das Fabrikat des Töpfers als Vorbild. Eine mehr oder weniger grosse Blechscheibe, die frei mit dem Hammer auf geeigneter Widerlage bearbeitet wurde, bildet die einfache Grundlage für alle in Rede stehenden getriebenen Metallgefässe, der weitere Verlauf der mühevollen, ebensoviel Geschick wie Ueberlegung erfordernden Arbeit, die verschiedenen Manipulationen, deren es bedurfte um das ursprünglich flache, aber dehnbare Material nach und nach durch Treiben, Biegen und Zusammenziehen, durch wechselnde Bearbeitung sowohl von Aussen wie von Innen her, neben häufig wiederholtem Ausglühen im Schmiedefeuer in die gewünschte Form zu bringen, das Alles entzieht sich selbstverständlich unserer Betrachtung. Es sei nur noch bemerkt, dass alle Gefässe bis in den Fuss hinunter hohl sind, und dass es daher verkehrt sein würde, wenn man aus der von Schliemann sehr unpassend gewählten Bezeichnung „massiv goldener Becher“ etwa das Gegentheil schliessen wollte.

Eine der grossartigsten, wenn auch nicht der schwierigsten Leistungen der Mykenäischen Goldarbeiter erblicken wir in dem 25 cm. langen, aus Silber getriebenen Stierhaupte, mit goldenen Hörnern von 28 cm. Höhe und einer asterförmigen goldenen Blume mitten auf der Stirn. Auch hier diente, wie bei den Masken, ein hohl gearbeitetes Holzmodell um wenigstens dem Blechstück zunächst die rohe Form des Kopfes zu geben, dessen Einzelheiten dann durch eigentliche Treibarbeit, nachdem das Werkstück ganz

mit Pech ausgegossen war, vervollständigt wurden. Die Hörner dagegen sind gar nicht getrieben, vielmehr einfach in der Weise hergestellt, dass man ein natürliches oder künstlich modellirtes Kuhhorn, ähnlich wie der Homersche Goldarbeiter Laërkes, mit Goldblech überzog und dessen Fuge nachher verlöthete.

Von all den zahlreich aus den Gräbern ans Licht gebrachten Kleinodien sei hier endlich noch einer ächten Juwelierarbeit gedacht, nemlich eines kleinen, sich ringförmig krümmenden und den Rachen aufsperrenden Drachens von 10 cm. Durchmesser. Er ist aus Goldblech verfertigt; aber seine Schuppen bestehen aus dünngeschliffenen regelmässigen Stückchen Bergkrystall, die mit so grossem Geschick zwischen die kleinen Fassungszangen eingelassen sind, dass nur eine einzige sich im Laufe der Zeiten losgelöst hat.

Auf weitere Einzelheiten der Mykenäischen Goldschmiedearbeiten hier näher einzugehen, würde überflüssig und ermüdend sein. Von den zur Verbindung und Verschönerung einzelner Theile gebräuchlichen Operationen, verdient indessen das Plattiren und die Löthung einer kurzen Erwähnung. Die Feuervergoldung des Silbers scheint auffallender Weise nicht in Uebung gewesen zu sein, wenigstens betont Schliemann ausdrücklich, dass nur das Kupfer mit Gold oder Silber plattirt wurde. Vier flache Schalen bestehen aus silberplattirtem Kupfer und wurden einfach durch directes Treiben des plattirten Kupferblechs hergestellt. Wenn dagegen der Fuss, das Mundstück und Theile der Bauchwand einer grossen Silbervase, und ebenfalls das Maul, die Augen und Ohren des silbernen Stierkopfes wie Schliemann meint, mit vergoldetem Kupferblech plattirt sein sollen, so kann dies nur auf irriger Beobachtung beruhen, weil die Plattirung sich überhaupt nur bei kleinen, ebenen Berührungsflächen ausführen lässt. Jene Theile werden muthmasslich nur durch Löthung aufgesetzt sein, mit welcher die Mykenäischen Goldschmiede bereits vortrefflich umzugehen wussten. Sie benutzten als Deckmittel für die Hartlöthung, wie Professor Landerer nachweist, den bekanntlich aus Tibet stammenden Borax. Auch werden die Seitenwände einiger kleinen Kupferkisten und einzelne Stücke eines schmalen Bronzegeräthes als verlöthet bezeichnet, und diese Thatsachen dürften mehr als hinreichend sein, um der, schon anderweitig angefochtenen Behauptung, dass die Löthung „während des ganzen Bronzealters“ unbekannt gewesen sei, endlich ein Ende zu machen.

Dass schliesslich bei der letzten Vollendung der durch das Hämmern und Ausglühen ganz unansehnlich gewordenen Arbeiten verschiedene, theils mechanisch, theils chemisch wirkende Mittel benutzt werden mussten, ist durchaus selbstverständlich, wenn wir auch über die Qualität derselben im Unklaren bleiben werden.

Wir kommen nun zu den Leistungen der Kupferschmiedekunst von Mykenä, die in den Gräbern repräsentirt wird durch nicht weniger als 44 geschmiedete Haus- und Küchengeräthe, darunter 11 mit einem verticalen und horizontalen Handgriff versehenen Hydrien, 7 kraterähnliche Standgefässe mit weiter Oeffnung, ferner 23 grosse Waschkessel und eine auf 3 hohen Beinen stehende Kasserole.

Obgleich kaum anzunehmen, dass alles zu den Gefässen verarbeitete Kupfer in ähnlichem Grade mit schädlichen Nebenbestandtheilen verunreinigt ist wie das von Percy analysirte Stückchen, so lässt doch die Thatsache, dass der Kupferschmied ein so roth- und kaltbrüchiges Material wie jenes arsenikhaltige überhaupt verwendete, darauf schliessen, dass man die Raffirung des Kupfers nicht vollkommen in der Gewalt hatte. Hiermit steht ohne Zweifel im Zusammenhang, wenn dem Anschein nach die meisten dieser Gefässe nicht aus Einem Stücke geschmiedet wurden, sondern, nach Schliemann „einfach aus Kupferplatten bestehen, die mittelst unzähliger kleiner Stifte vereinigt sind.“ Offenbar stand diese Art des Verstiftens noch weit entfernt von der technisch vollendeten, soliden Methode des Falzens und Nietens, die wir an altetruskischen Arbeiten bewundern, wobei ein förmliches Lostrennen des ganzen Bodenstücks, wie von einem der Waschkessel von Mykenä, gar nicht vorkommen konnte.

Von diesen Mängeln abgesehen, lassen namentlich die Hydrien doch eine solche Tüchtigkeit und Accuratesse der Schmiedekunst erkennen, dass wir ihr ohne Bedenken die Herstellung homerischer Schutzwaffen zuschreiben dürfen, wenn solche in den Gräbern selbst auch nicht gefunden wurden.

Im Vergleich zu den kupfernen Gefässen treten die aus Bronze gehämmerten nur in so geringer Zahl auf, dass offenbar der Markt mit Zinn noch sehr beschränkt gewesen sein muss. Wie es scheint sind nicht mehr als zwei, bereits sehr zerstörte, dünne Schalen mit Henkel vorgekommen, deren ungebogene Ränder, sehr en dépit der dänischen Schulweisheit, im Innern, wie Professor Mitzopulos berichtet, einen bleiernen Verstärkungsring erhalten.

Der Schmiedekunst zurechnen müssen wir endlich noch die mykenäische Drahtfabrikation. Denn, obgleich Schliemann die Bemerkung Newton's, dass aller in den Gräbern gefundene Draht nicht gezogen, sondern aus dünnen Blechen geschnitten und dann gehämmert sei, bezweifeln möchte, weil dazu „ein scharfes Stahlmesser erforderlich gewesen wäre“, so hat die Sache nichts desto weniger, wie schon ein einziger Blick auf die Abbildungen lehrt, ihre volle Richtigkeit. Ohnehin ist es durchaus begreiflich, dass der erfinderische Geist des Menschen auf die Entdeckung des Drahtziehens erst dann gerathen konnte, nachdem schon lange Zeit hindurch geschnittener Draht benützt worden war. Auch in Aegypten war ungefähr gleichzeitig mit unsern Gräbern das Drahtziehen noch gänzlich unbekannt: „er hämmerte,“ heisst es im Exodus, c. 39 v. 3, „das Gold und schnitt es zu Fäden, dass man es wirken konnte unter die Seide.“ Und noch Homer lässt den Hephästos die unsichtbaren Fäden des berüchtigten Drahtnetzes nicht ziehen, sondern schneiden. Ueberhaupt dürfte vor dem VIII. Jahrhundert die Anwendung gezogenen Drahtes zunächst aus Gold, später erst aus Bronze, schwerlich nachzuweisen sein.

Freilich bedurfte es eines guten stählernen Messers um Gold- und Kupferplatten in Drähte zerschneiden zu können. Aber ohne stählernes Handwerkszeug konnten weder die Felsblöcke der Akropolismauern nach dem Kanon behauen, weder die Sculpturen an den Marmor- und Porphyrsäulen und Friesen in den Thesauren, oder die Reliefs über dem Löwenthore gemeisselt, noch sonstige ausserhalb der Gräber befindliche architectonische Arbeiten unternommen werden; wie auch die Herstellung der kleinen Steinformen, der aus Einem Stück geschnittenen goldenen Siegelringe, der oft ausserordentlich feinen, scharfen Ciselirungen an den goldenen und silbernen Gegenständen in den Gräbern selbst nicht möglich gewesen wäre ohne stählerne Griffel und Meissel. Wenn das Eisen als solches unter den Grabmitgaben gefehlt hat, so kann das um so weniger auffallen, als der einzig würdige Gegenstand aus diesem unscheinbaren Metall, die Waffe, zurückbehalten und durch Emblemata, wie wir sehen werden, ersetzt wurde.

Nach Erledigung der mykenäischen Schmiedearbeiten wenden wir uns nun zu den Fabrikaten der Giesskunst, die, von zwei oder drei Ausnahmsfällen abgesehen, nur in Bronze vorkommen und in 156 Schwertklingen, einigen Lanzenspitzen und kleinen Messern bestehen.

Was zunächst die Schwerter betrifft, so rühmt Schliemann allerdings ihre „ungeheure Länge und ausserordentliche Schmalheit“. Prüfen wir sie aber näher und beachten namentlich einen in natürlicher Grösse abgebildeten Querschnitt, so finden wir, dass die ungeheuren Schwerter nichts Besseres sind, als viereckige Bronzestangen von Fingersdicke, die, sehr roh modellirt, mit ihrer völlig rauhen Oberfläche und einer fast 5 mm. hohen Gussnaht, weit mehr Aehnlichkeit mit einem gewöhnlichen Bratspiesse, als einer

Waffe zu haben scheinen. Nur die kürzeren Klingen sind flacher geformt und schwertähnlich; aber auch bei ihnen zeigt sich, und zwar mitten auf dem Rücken entlang, ein Grat, der nichts anderes sein kann, als die Gussnaht. Dies führt uns zu dem instructiven Ergebniss, dass die Mykenäischen Bronzearbeiter offenbar noch keinen Begriff hatten von der Herstellung einer regelrechten, zweitheiligen Gussform. Man hüllte vielmehr das ganze Modell in Thon ein, und da man begreiflicherweise nun nicht im Stande war, den Mantel derartig auseinander zu schneiden, dass die Schnittflächen in der Ebene der Klinge zusammentrafen, blieb eben nichts anderes übrig, als die Schnitte senkrecht gegen die Klinge auf dem Rücken entlang zu führen.

So entstanden diese merkwürdigen Gussnähte, die, wie es scheint, bei den meisten Klingen nicht einmal beseitigt wurden. Nur von einer einzigen Klinge wird erwähnt, dass sie „in ihrer ganzen Länge mit parallel laufenden Linien von Intaglioarbeit geschmückt sei, die ihr ein sehr hübsches Ansehen gäben.“ Sonst aber ist überhaupt an keinem einzigen Bronzestück aus den Gräbern auch nur die kleinste Spur eines Ornamentes zu bemerken.

Eben so wenig wie den papierdünnen Wehrgehenken und den leinenen mit Goldknöpfen besetzten Scheiden, „mit denen,“ wie Schliemann richtig erkennt, „niemals ein lebendiger Krieger zu Felde ziehen konnte“, wird man diesen unsoliden, zum Theil sogar mit einem Goldanstrich überzogenen und in so übermässiger Anzahl vorkommenden Schwertern irgend einen praktischen Zweck beilegen wollen, der obendrein gänzlich ausgeschlossen ist durch den Mangel an jeder tüchtigen Verbindung zwischen der Klinge und ihrem nur lose aufgeschobenen, mit dünnem, aber reich verziertem Goldblech überzogenen hölzernen Griff. Vielmehr liegt hier der klare Beweis vor Augen, dass von jeher die Bronzeschwerter keine andere Bestimmung hatten, als zu Weihgeschenken und Grabmitgaben zu dienen. So wurden sie auch in Mykenä nur an Stelle des echten Stahlschwertes in die Gräber gelegt, dessen gedrungene,. schilfblattförmige, von den Bronzeklingen ganz verschiedene Gestalt die Sculpturen auf den Grabsteinen deutlich erkennen lassen.

Ueberhaupt bildeten niemals die Bronzeschwerter das Fabrikat eines Volkes, dem das eisengeschmiedete Schwert unbekannt geblieben. Sie können nur als künstliche Nachbilder des letzteren angesehen werden, das im praktischen Leben zu ersetzen, sie zur Noth geeignet waren, sobald eine hoch entwickelte Technik ihnen den äussersten Grad von Vollendung zu verleihen wusste.

Im Gegensatz zu den simulirten Schwertern sind die in den Gräbern gefundenen sieben oder acht Lanzenspitzen als wirkliche Waffen zu betrachten. Sie sind sämmtlich, was bekanntlich nicht in Hissarlik der Fall war, mit einer Tülle zum Einstecken des Schaftes versehen, und eine von ihnen zeigt ausserdem zwei seitliche Oehre. Gegenüber der mangelhaften Ausführung der Schwertklingen müssen Zweifel entstehen, ob diese Lanzenspitzen vollständig durch Guss, wozu eine exact gearbeitete, zweitheilige Form mit eingesetztem Lehmkern erforderlich gewesen wäre, hergestellt wurden. Leider sind gerade hier die Abbildungen viel zu sehr vernachlässigt, um ein näheres Urtheil über die Qualität der Arbeit gestatten zu können.

Als eigenthümliche und ganz isolirt stehende Leistung der mykenäischen Giesskunst ist endlich ein, dem Anschein nach hohl gegossener, ungeschickt modellirter Hirsch zu erwähnen, von 12 cm. Länge mit einem 3 cm. weiten Ausguss auf dem Rücken. Eine solche, in der Kategorie des eigentlichen Kunstgusses gehörende Leistung würde auffallen müssen, wenn nicht durch die Verwendung der schon früher erwähnten, so leichtflüssigen Mischung von Blei und Silber, die Ausführung des Experiments sehr vereinfacht oder überhaupt ermöglicht wäre. Und zwar in folgender Weise. Das aus Wachs geformte Bild wurde wie die Modelle der Schwerter ganz in Thon eingehüllt, und danach das Wachs, nachdem man eine Oeffnung auf dem Rücken angebracht hatte, über Kohlenfeuer ausgeschmolzen. In die nun entstandene hohle Form goss man das kaum geschmolzene Metall. Nachdem dies so weit erstarrt war, dass es an die Formwände sich angesetzt hatte, stürzte man die Form und liess den übrigen noch flüssigen Inhalt abfliessen. Damit war das kleine Kunstwerk vollendet, das, wenn auch gepfuscht, doch für die Geschichte der Giesskunst von grossem Interesse bleiben wird.

Mit diesen Gegenständen und vielleicht noch einigen kleinen Gold- und Silberringen sind alle Erzeugnisse der Mykenäischen Giesskunst erledigt. Und vergleichen wir sie nun mit den geschmiedeten und getriebenen Arbeiten, so ist unverkennbar, dass sie, sowohl technisch wie künstlerisch betrachtet, auf einer bedeutend tieferen Stufe der Entwicklung stehen als jene. Wir vermissen bei ihnen durchaus die Gediegenheit, Sauberkeit und Eleganz, wodurch die getriebene Arbeit zum Theil in hohem Grade sich auszeichnete, und ausser diesem Mangel an jeder technischen Beherrschung des Materials zeigen sie auch noch keine Spur von jener Verzierungsart, die mit ihrem Hauptmotiv von spiralischen Windungen bereits so vollendet durchgebildet auf den Erzeugnissen der Goldschmiedekunst zu erkennen war.

Auch der am wenigsten Geneigte wird diesen Thatsachen gegenüber keinen Anstand nehmen, die Giesskunst, oder, was gleichbedeutend ist, die Bronzetechnik von Mykenä als verhältnissmässig jungen Zweig einer uralten, über die Schranken des gemeinen handwerklichen Betriebs weit vorgeschrittenen Metallindustrie anzuerkennen.

Damit aber, m. H.! ist der Stab gebrochen über ein System, nach welchem die Bronzeindustrie auf dem tausendjährigen Abwurf bearbeiteter Flussgeschiebe und Feuersteinsplitter früher als die Eisenschmiedekunst entstehen und als isolirtes, von sonstigen Kunstübungen unabhängiges Gewerbe sogar lebenskräftig gedeihen sollte! Denn, um es hier zu wiederholen, der Einblick in die Metallwerkstätte von Mykenä hat unwiderleglich dargethan, dass es sich nicht um die Präexistenz allein des Eisens handelt, sondern dass der Entdeckung und Verwendung der Zinnbronze thatsächlich eine völlig ausgebildete Metallindustrie vorauf gegangen ist, die gleichmässig erfahren war mit der Behandlung von Eisen, Gold, Silber, Blei und Kupfer‘ und der als integrirende Theile des gesammten Culturorganismus zugleich die in Stein, Holz und Thon schaffenden Kunstgewerbe ebenbürtig zur Seite standen.

Das also war der eigentliche Boden, so musste er beschaffen und vorbereitet sein, wenn die Kunst des Bronzegusses überhaupt nur erst Wurzel in ihm fassen sollte. Aber es bedurfte noch der Arbeit von Jahrhunderten, bevor diese schwierige Kunst sich aus den ersten handwerksmässigen Anfängen, wie in Mykenä, gestützt und gefördert durch gemeinsamen Aufschwung der übrigen Gewerbe, endlich zu solcher Höhe entwickelt hatte, um ähnliche Meisterwerke der Giesskunst darstellen zu können, wie jene Schwerter, Schilde, Kriegshörner, Weihgefässe und andere Bronzen, die aus irischen und dänischen Torfmooren und Gräbern zu Tage kommen und, beiläufig bemerkt, in ihrer ganzen Ornamentik eine unverkennbare Verwandtschaft mit dem asiatischen Kunststil von Mykenä zur Schau tragen. Nur die unglaublichste Verblendung konnte — wenn es überhaupt je ernsthaft damit gemeint war — solche Arbeiten aus den Werkstätten uncivilisirter Völker hervorgehen lassen.

Aber Mykenä steht keineswegs mit seinem so entscheidenden Beweismaterial vereinzelt da. Wenn schon frühere Nachgrabungen in den altsemitischen und assyrischen Culturländern in keiner Weise verkennen liessen, dass die Bronzetechnik stets nur die letzte Stufe in der Entwicklung der Metallindustrie bildete, so tritt das noch ersichtlicher vor Augen in den merkwürdigen Tiefenfunden von Hissarlik, deren unterste Schicht noch älter sein dürfte als die Akropolisgräber von Mykenä. Der Kürze wegen erinnere

ich hier nur an den bekannten Schatz von Priamos, der etwa 20, zum Theil kunstvoll aus Silber, Gold und Kupfer getriebene Gefässe enthielt, dann Tausende von kleinen goldenen Schmucksachen, einen geschmiedeten Kupferschild und daneben, als Beweis ihres verhältnissmässig erst kurzen Bestehens, die primitiven Erzeugnisse der Bronzeschmiedekunst, bestehend in einigen schlichten Keilen und höchst einfachen Lanzenspitzen. Dass hier, eben so wie in Mykenä, kein eisernes Geräth gefunden wurde, ist ohne jede Bedeutung. Unbekannt kann es nicht gewesen sein, wenn auch Steingeräthe aller Art und Obsidianmesser in grosser Auswahl gefunden wurden. Auch in Mykenä, wie ich hier noch anführen möchte, lagen in einem Grabe nicht weniger als 35 zierliche Pfeilspitzen aus Obsidian.

Während nun alle diese Funde erst durch mühsame, kostspielige Unternehmungen aus dem Schutt von Jahrtausenden ans Licht gefördert werden mussten, um Zeugniss ablegen zu können wider das dänische Cultursystem, erscheint es fast unbegreiflich, dass eine Fülle von höchst schätzbarem Vergleichsmaterial ganz unbeachtet bleiben konnte, welches in den Trümmern einer kaum erst vor unsern Augen zu Grunde gerichteten Metallindustrie vorliegt, die, nach verhältnissmässig kurzer Existenz, aber umgeben von einem seltenen Reichthum an Mineralschätzen, sich selbständig und unabhängig von fremden Einflüssen bereits zu bedeutender Höhe emporgearbeitet hatte.

Ich meine damit die Metallindustrie der altamerikanischen Culturstaaten, auf welche hinzuweisen ich mir um so weniger versagen kann, als das Studium der Metallarbeiten von Mykenä mich lebhaft an die oft überraschende Gleichartigkeit in der Entwicklungsstufe beider Industrieen erinnern musste.

Ebenso klar und überzeugend wie Mykenä und Hissarlik lässt uns der Zustand der Metallindustrie von Peru und Mexico zur Zeit der Conquistadores erkennen, dass nie ein Volk so sonderbare Culturschritte zurücklegte, wie die dänischen Theoretiker sich eingebildet haben. Denn auch hier bildeten Gold und Silber mit unglaublicher Verschwendung unter dem Hammer verarbeitet, das Hauptmaterial der ganzen Metalltechnik. Man legirte beide Metalle mit einander und mit Kupfer, gewann das Silber auf dem Wege des Abtreibens und verstand sich vortrefflich auf seine Läuterung. Mit dem Löthen der Edelmetalle war man eben so gut vertraut, wie mit dem Schweissprocess, den man mit grossem Raffinement bei der Herstellung kleiner Kunstgegenstände zu verwerthen wusste. Kupfer, das allein durch Verhüttung gediegener oder reicher oxydirter und geschwefelter Erze gewonnen wurde, diente in reinem Zustande, geschmiedet und gehämmert zu gewöhnlichem Hausrath, zu stumpfen Werkzeugen und Waffen. Allerdings war die Zinnbronze, und zwar als künstliche Legirung, bekannt; aber sie spielte eine so untergeordnete Rolle in dem grossen Haushalt der Metallindustrie, dass es schlechthin absurd sein würde, hier von einer „Bronzeperiode" reden zu wollen. Es kommt hinzu, dass auch das Eisen durchaus nicht unbekannt war. Allein es entging der Aufmerksamkeit der spanischen Eroberer, weil es nur zu solchen Zwecken benutzt wurde, bei denen es in seiner Eigenschaft als Stahl ganz unersetzlich war und kein Gemeingut des Volkes bildete, das gleich den Indianern Nord- und Südamerikas nur harte Hölzer, zähe Steinarten, Obsidian und gehämmertes Kupfer zu seinen Werkzeugen und Waffen verwendete.

Inzwischen dürfte das Mitgetheilte genügen, um in dem Entwicklungsgange der Metallindustrie weit von einander getrennter Völkerschaften eine Uebereinstimmung erkennen zu lassen, die unmöglich aus zufälligen Verhältnissen entsprungen sein kann. Sie beruht vielmehr in dem Wesen und Vorkommen der Metalle, deren Dienstbarmachung sich überall nach denselben natürlichen Gesetzen regeln musste.

Anlage II zum Protocoll über die Sitzungen der ersten Section vom 17. und 18. Sept. 1878.

Als Verfechter des nordischen Standpunktes des Periodeneintheilung in eine Stein-, Bronze- und Eisenzeit tritt Dr. Montelius aus Stockholm in Schweden auf.

Ganz besonders führt derselbe aus, die erste Periode sei streng als eine solche zu bezeichnen, in welcher man blos Steingeräthe gekannt habe. Wenn man aber dennoch in Steinkisten auch Bronzeschmucksachen und Eisenstücke vorgefunden habe, so seien dies eben Gegenstände aus späterer Zeit oder aus der Uebergangszeit zum Bronzealter.

Auf dem Boden dieser Steinkisten, also auf dem eigentlichen Grablager seien in Schweden keinerlei Eisenfunde gemacht worden, sondern blos auf der Oberfläche jener Grabesstätten. Hierher könne das Eisen sehr wohl durch blosen Zufall gelangt sein.

Auch wäre es ja wohl möglich, dass gegen Ende der reinen Steinzeit im Norden, also ca. 1000 Jahr vor Chr. ein vereinzeltes Stück Metall sich durch den Handel nach Norden verloren habe und so in die betreffenden Gräber gelangt sei.

Dass aber eine reine Steinzeit einmal bestanden habe, beweisen die Funde aus ganz Europa. Eine secundäre Frage sei aber, welches Volk in jener Periode gelebt habe, ob vorarische Ureuropäer oder eingewanderte Arier.

Im Uebrigen wäre aber die Periodeneintheilung unabhängig von der ethnischen Frage.

Was nun die Frage der nordischen Bronzeperiode betrifft, so befürwortet Herr Montelius die nordische Annahme, die Bronze sei dem Eisen vorhergegangen, wenn auch die deutschen Forscher das Gegentheil darzuthun sich bemühten.

Allerdings machte der Herr Redner darauf aufmerksam, dass eine eigene Bronzeindustrie im Norden nicht in der Weise von den skandinavischen Forschern angenommen wäre, dass das Rohmaterial der Bronze als solches, also Kupfer und Zinn, daselbst zu Bronze verarbeitet worden sei.

Auf eine einheimische Erfindung der Bronze-Verarbeitung, resp. -Giesserei hat schon desswegen der skandinavische Norden nicht wohl kommen können, da das Zinn daselbst gar nicht vorkam.

Uebrigens sei es nicht so wichtig, in welcher Form das Material späterhin nach Schweden gekommen wäre, wenn man nur von dem Gesichtspunkte ausgehe, dass die Kunst der Bronzegiesserei im Süden ausgebildet worden ist, und dass dann die ältesten Typen von Schwertern, Beilen und dergl. von daher nach dem Norden ausgeführt wurden.

Hier seien diese nun aber allmählich nachgeahmt und dann zu einem eigenen Typus ausgebildet worden, indem man die ursprünglichen Formen nach und nach verändert habe, bis es schliesslich eine specielle scandinavische Form gegeben hätte.

Man könne hiermit ein Beispiel aus neuester Zeit, die Nähmaschinen, vergleichen, die bekanntlich aus Amerika stammten, aber in den einzelnen europäischen Ländern jetzt Modificationen erlitten, dass man jetzt wohl von eigenen Formen derselben in verschiedenen europäischen Ländern sprechen könne.

Hinsichtlich eines jeden Typus müsse man geographisch zu Werke gehen; wo die grösste Zahl von Exemplaren gefunden sei, dort wäre er als einheimisch zu betrachten. So verhielte es sich z. B. mit der Form der nordischen Bronzeschwerter, welche in Skandinavien und in der norddeutschen Ebene zahlreich vorkämen, sonst aber nirgends.

In diesen Bezirken müsse daher ihre Entstehung, resp. die Ausbildung einer besonderen nordischen Form derselben gesucht werden.

Zum Schlusse sucht Herr Dr. Montelius noch einige ihm von verschiedenen Rednern aus technischen Gesichtspunkten gemachten Einwendungen zu widerlegen.

Die Hauptfrage sei überhaupt keine technische, sondern eine rein archäologische. Was nun aber Herr Dr. Beck aus Biebrich sage, man habe die Bronze in früherer Periode gar nicht herstellen können, weil man das Kupfer, das einen sehr hohen Schmelzgrad (1100° Celsius) erfordere nicht habe giessen können, so widerspräche er damit seiner eigenen Behauptung, wonach man doch das Gold, dessen Schmelzpunkt ein noch höherer sei (1200° Celsius) schon vor dem Kupfer geschmolzen und verarbeitet hätte.

Was aber den Einwand von Dr. Beck beträfe, Eisen würde desshalb wenig in den Gräbern der sog. Stein- und Bronzezeit gefunden, weil es bei den Funden von den Bauern wenig beachtet und daher weggeworfen würde, so sei dem zu entgegnen, dass dieser Umstand für Schweden nicht massgebend sei, indem hier gerade Eisengegenstände aus der späteren Eisenperiode ausserordentlich zahlreich an die Museen abgeliefert wurden.

Es ist nicht anzunehmen, dass die Bauern immer alle Eisensachen aus der Stein- und Bronze-Zeit wegwerfen, so viele Hunderte von solchen Sachen aber aus der folgenden Periode abgeben sollten. Dass das Eisen im Norden aus der Bronzezeit — d. h. aus dem ersten Jahrtausend vor Chr. — erhalten sein könnte, wird dadurch bewiesen, dass so viele Eisenarbeiten aus demselben Jahrtausend in anderen Ländern gefunden sind.

Anlage III zum Protocoll über die Sitzungen der ersten Section vom 17. und 18. Sept 1878

Vortrag von Herr Dr. Beck von Biebrich:

Ich will nicht, indem ich mich gegen die behauptete Priorität einer Bronzezeit vor der Eisenzeit wende, daran erinnern, wie rasch das Eisen im Erdboden im Vergleich mit dem Erz zerstört wird, wie es durch die Zerstörung seine Form verliert, wie ganz werthlos das zerstörte Eisen für den interessirten Finder ist und wie wenig präsentabel verrostete Eisenreste für die Zwecke der Museen sind; ich will vielmehr die Frage einzig und allein von dem technischen Standpunkt aus betrachten und die Möglichkeit des supponirten Bronzezeitalters an der Hand der metallurgischen Wissenschaft prüfen. Die Darstellung der Bronze setzt die Bekanntschaft des Kupfers und des Zinns voraus. Denn die Bronze ist eine künstlich hergestellte Legirung dieser beiden Metalle, die nie aus einem zufälligen Gemisch der Erze dieser beiden Metalle dargestellt wurde oder dargestellt werden konnte. Das Kupfer ist aber bei Weitem spärlicher auf der Erde verbreitet, als das Eisen. Dass es häufiger in gediegenem Zustand gefunden wird, kann als ein Beweis für die Priorität der Bronze nicht angeführt werden, denn die Erfahrung lehrt, dass die Auffindung gediegener Metalle noch lange nicht zu metallurgischen Erfindungen geführt hat. Dies gilt ganz besonders von Kupfer. Das wunderbare und unvergleichliche Vorkommen von gediegenem Kupfer am Oberen See hat die dortigen Eingebornen wohl veranlasst dasselbe aufzusuchen, zu gewinnen und Handel damit zu treiben, aber es hat sie nicht zu den einfachsten technischen Operationen veranlasst, nicht einmal die Schmelzung des Kupfers haben jene wilden Stämme je gelernt. Das Schmelzen des Kupfers sowohl des metallurgisch vorkommenden als aus seinen Erzen ist aber auch bei weitem schwieriger als die Darstellung des Eisens aus den Erzen. Denn zur Darstellung des Eisens genügt die einfache Reduction der oxydischen Erze bei einer Temperatur von c. 700 Graden, während das Kupfer in flüssigem Zustand ausgeschmolzen werden muss, wozu eine Temperatur von c. 1100 Grad gehört. Die Frage der Schmelztemperaturen der Metalle spielte aber bei der Metallurgie der Alten eine weit grössere Rolle, als bei uns, weil ihnen die mechanischen Hülfsmittel abgingen, die wir in so reichem Maass besitzen. Die Temperaturdifferenz von 700° und 1100° bei einem Schmelzprozess stellte in damaliger Zeit schon die Ausführbarkeit derselben in Frage. Zur Erzielung der letztgenannten Temperatur gehörten unbedingt künstliche Windapparate, Blasebälge, die allerdings diejenigen Völker, die mit der älteren Kunst der Ausschmelzung und Läuterung des Goldes, wozu eine Temperatur von 1200 Graden gehört, bekannt waren, besassen, durchaus aber nicht alle barbarischen Völker, in deren Besitz wir Bronzegeräthe finden. — Ausser dem Kupfer gehört das Zinn zur Herstellung der Bronze. Dieses Metall wird aber nur an wenigen Plätzen auf der Erde gefunden und kann nur auf dem Weg des Handels von den Fundstätten aus vertrieben worden sein. Von den Fundstätten kommen aber im Alterthum nur zwei in Betracht, Indien und Britannien. Die deutschen Zinnbergwerke sind erst im späten Mittelalter eröffnet worden. Die spätrömischen Zinngruben in der spanischen Provinz Gallicia waren nur unbedeutend, und der Name Lusitanisches Zinn, wurde im Alterthum gebraucht, wie wir etwa den Ausdruck „holländischen Kaffee“ gebrauchen, desshalb weil das britannische Zinn vielfach von lusitanischen Häfen aus gehandelt wurde. Von der Existenz einer Zinngrube in Gedrosia, die Strabo erwähnt, ist nichts nachzuweisen. Es bliebe für unsere Betrachtung nur das Zinn von Indien und Britannien übrig. Dass die Kenntniss des indischen Zinns weit älter ist, als die des britannischen geht aus vielen Gründen hervor; den einfachsten Beleg gewährt die Sprachvergleichung. „Kastira“ heisst das Zinn in Sanskrit, denselben Namen führt das Metall bei den stammesfremden Semiten in der arabischen und aramäischen Sprache (kastir), Kassiteros heisst das Zinn im Griechischen und dieser Name wurde auf die britischen Inseln, die Zinninseln, Kassiteriten übertragen. Der Ursprung des Namens aus Indien und die Wanderung der Bezeichnung mit der Waare nach Westen ist ersichtlich. Die semitischen Küstenvölker betrieben den Zinnhandel und sie scheinen auch die Erfinder der Bronze gewesen zu sein. In Aegypten, über dessen Metalltechnik wir die frühesten Nachrichten haben, war die Bronze in der ältesten Zeit nicht bekannt, während das Kupfer allgemein im Gebrauch war, erst zur Zeit der 12. Dynastie scheint es in Aufnahme gekommen zu sein. Bronze hatte keinen eigenen Namen, sondern wurde helles Kupfer genannt. Die Phönizier waren es, die soweit die Geschichte zurückgeht, die Bronzefabrikation betrieben und den Bronzehandel beherrschten. Sie konnten das dadurch, dass sie den Zinnhandel monopolisirten und mit der grössten Eifersucht darüber wachten, dass ihnen hierin keine Concurrenz erwuchs. Bronzewaaren bildeten ihren Haupthandelsartikel besonders mit den damals meist noch ganz uncivilisirten Völkern Europas. Gewisse Bronzen dienten geradezu als Geld. Die goldglänzende Bronze fand rasch und leicht Eingang und beschränkte vielfach den Gebrauch des Eisens, wo dasselbe bereits im Gebrauch war. Dies war natürlich, denn die Bronze hatte abgesehen von der schönen Farbe viele Vorzüge vor dem Eisen bei dem damaligen Stand der Technik. Das Eisen, welches jene barbarischen Völker aus den Erzen gewannen, war von sehr geringer Qualität und darf keineswegts auf dieselbe Stufe gestellt werden, wie die feinen Stahl- und Schmiedeeisensorten die wir kennen. Die Bronze liess sich in Formen giessen, sie liess sich bei geringem Zinngehalt kalt hämmern, bei dem gewöhnlichen Zinngehalt von 5—15 Procent leicht in der Rothgluth bearbeiten. Die Barbaren lernten es die Bronze umzuschmelzen und so ihre zerbrochenen Waffen und Geräthe wieder nutzbar zu machen. Hieraus mag sich hie und da eine gewisse locale Technik entwickelt haben, um so mehr da, wo die Völker durch weite Entfernung oder gar durch das Meer von den Emporien des phönizischen oder des von den Phöniziern

begründeten Handels getrennt und desshalb mehr auf eigene Arbeit, eigne Erfindung angewiesen waren, indem die fremde Zufuhr seltener und weniger regelmässig eintraf, als bei den südlichen Völkern, die in ununterbrochenem Contakt mit den zu Land und zu Wasser hausirenden südlichen Händlern blieben. In diesem Sinn kann es eine nordische Bronzetechnik gegeben haben, in anderem nicht. Man wird nicht mehr behaupten wollen, die nordischen Bewohner von Dänemark und Skandinavien hätten aus sich heraus die Bronze erfunden, da Zinn in ihrem Land nicht vorkommt und sie es nicht kannten. Wenn man aber zugibt, dass die Bronze als fertiges Metallgemisch auf dem Handelsweg zugeführt wurde, so muss man auch zugeben, dass fertige Bronzewaaren zugeführt wurden. Die Annahme, die Phönizier hätten die Bronze in Form von Metallbarren zugeführt, welche die Skandinavier ohne Weiteres in kunstvollster Weise verarbeitet hätten, ist durchaus unwahrscheinlich und widerspricht aller Analogie des heutigen Handels, den England beispielsweise mit den wilden Völkern Afrikas treibt. Das Verhältniss der Phönizier zu den barbarischen Völkerschaften Nordeuropas war aber ein ganz ähnliches. Die Phönizier verkauften wie die Engländer und lockten zum Kauf mehr durch die Form und den Zweck des Gegenstandes als durch die Composition des Metalls.

Die Bronze kam durch den Handel von einem fremden Culturvolk nach Europa. Als dies seinen Anfang nahm, war das Eisen den meisten europäischen Völkern schon bekannt und wurde von ihnen dargestellt und verarbeitet. Es mag vorgekommen sein, dass die phönizischen Händler die Bronze zu wilden Völkern brachten, die noch gar keine Kenntniss der Metalle hatten, sondern noch der reinen Steinzeit angehörten.

Dies wäre das Ideal der Dreitheilungstheorie, denn in diesem Fall folgte die Bronzezeit wirklich der Steinzeit. Für alle europäischen Völker, von denen wir geschichtliche Ueberlieferungen haben, lässt sich das nicht annehmen. Am wenigsten von den Germanen. Diese kannten und benutzten das Eisen soweit geschichtliche Erinnerungen zurückreichen. Ja weit über diese Gränze hinaus bezeugen ihre Sagen und ihre Sprache die uralte Kenntniss des Eisens. Für Bronze gibt es in den germanischen Sprachen keine ursprüngliche Bezeichnung, aber die Sanskritwurzel ayas, Eisen, geht nicht nur durch alle germanischen, sondern durch alle arischen Sprachen hindurch und bekundet die Bekanntschaft des Eisens bei den indogermanischen Völkern in jener fernen Zeit, ehe sie ihre Ursitze in Asien verliessen.

Mittheilungen für Deutsche Geschichte und Alterthumskunde überhaupt.

Der Bickenbau.

Mit Abbildung.

Die in dem Mainzer Erzstift frühe schon bestehende Gewohnheit, nur Solche aus dem Adel in das Capitel aufzunehmen, der Umstand auch, dass aus diesem Stande die Erzbischöfe, zugleich Kurfürsten und Erzkanzler des Reiches gewählt wurden, veranlasste besonders vom 15. Jahrhundert an viele adelige Familien, in der Stadt Mainz ihren Wohnsitz zu nehmen.

Die alten palastartigen Häuser oder wirklichen Paläste wie der Dalberger, der Schönborner, der Stadioner, der Erthaler, der Osteiner, der Bassenheimer Hof gehören diesen Niederlassungen an, andere sind ganz verschwunden, oder es bezeugen nur wenige, wenn auch nicht unbekannte, so doch unerkannte Reste ihr Dasein.

Die Ueberbleibsel eines solchen Palastes geben wir unseren Lesern in den Anlagen in Abbildungen, von denen die eine die Gesammtansicht, die andere die Details enthält. Es ist der von Philipp von Bicken errichtete Bickenbau.

Philipp von Bicken, Herr zu Hain und Hainhausen, Mainzischer Rath, Marschall und Amtmann zu Steinheim, geb. 1529, heirathete 1551 Anna Brendel von Homburg, deren Bruder Daniel 1555 den erzbischöflichen Stuhl zu Mainz bestieg. Philipp und Anna führten, und zwar, wenn wir der unter dem Hauptwappen am Erker angebrachten Jahrzahl folgen, im Jahre 1574 den „Bickenbau“ zu ihrer Wohnung auf. Der Sohn der Erbauer, Johann Adam von Bicken, gelangte nachmals gleich dem Oheim zur kurfürstlichen Würde. Es waren die Bicken und die Brendel von Homburg angesehene und reich begüterte Geschlechter die gewiss nach Sitte der damaligen Zeit einen grossen Tross von Dienern hielten und es mögen die heute noch vorhandenen Reste des Bickenbaues nur einen kleinen Theil des Anwesens gebildet haben. Bei dem Umbau des „Bickenbaues“, des „grossen Affen“ und des „Ehrenberg“ zu dem alten Stadioner Hofe, ist Vieles verschwunden, auch später dürfte der Bau des anstossenden Dalberger Hofes, der sog. drei Sauköpfe, nebst Brendelischem Eigenthum — wie es deren Wappen am gegenwärtigen Salzmagazin in der Emmeransgasse aufweist — Bicken'sche Bauten absorbirt haben.

Der noch vorhandene Rest des Bickenbaues zeigt sich an der Rückseite der zur Stadioner Hofcaserne, welche jetzt durch einen Theil des Brandenburg. Fussartillerie-Regts. Nr. 3 belegt ist, gehörenden ehemaligen (bis 1866) österreichischen Hauptwache und ist nach seiner Architectur und der auf dem vereinigten Bicken- und Brendel'schen Wappen befindlichen Datirung von grossem Interesse. Leider ist die Profilirung eines im Erker befindlichen Sterngewölbes durch Tünche so überdeckt, dass sich die Details nicht mehr erkennen lassen.

Die zwei Blatt Zeichnungen, welche wir vorlegen, verdanken wir der Güte der Herren Architecten P. Greiner und Cl. Rühl. Es ist dieses wieder eines jener Beispiele, wie noch in unsern alten Städten in wenig beachteten Lagen, in Höfen und kleinen Gassen eine Menge kunsthistorisch interessante Bauten des Beschreibers und man kann sagen Entdeckers harren. So viel auch in diesem Jahrhundert, mehr als in den Kriegen der früheren Perioden, aufgeräumt wurde, so manches Schöne und Charakteristische hat sich doch noch erhalten, welches der Kunstgeschichte eingefügt manche andere Bestimmung ergeben würde, als wir solche seither, lediglich gestützt auf die allbekannten Monumentalbauten annahmen. Es liegt ja auch auf der Hand, dass eine neue Kunstrichtung mit dem Kleinen anzufangen pflegt, von dem Kleinen lernend zum Grossen übergeht; nicht Jeder vermochte Paläste und Dome zu erbauen, und wenn diese anspruchsvollen Zeugen auftreten, so dürfen dieselben doch die Nachwelt nicht veranlassen, die kleineren Anlagen, welche den aufkommenden Stil zuerst an sich tragen, in ihrer Priorität zu unterschätzen.

Es hängt damit die in unseren Tagen so vielbesprochene Frage der Inventarisirung der Kunstdenkmale zusammen. Die Inventarisirung erfordert vor Allem Sammlen, Sammlen des Einzelnen, des Zerstreuten, des wenig wie des viel Beachteten. Vieles ist für unsere Gegend vorgearbeitet, am wenigsten hinsichtlich der Profanarchitektur. Um die Schlösser und Burgen hat wohl mancher Tourist gestreift, für Aufnahmen für die kunstwissenschaftliche Welt (im Staub der officiellen Registraturen mögen Aufnahmen lagern, einem mit sieben Siegeln verschlossenen Buche vergleichbar,) liegt noch ein gewaltiger Stoff vor. Und zwar ein Stoff, der bald in die Hände gelangen sollte, die ihn aufbewahren für unsere Nachkommen. Die meisten Befestigungen: Mauern, Thore und Thürme der Orte sind schon ohne Sang und Klang den Weg des Fleisches gegangen; von den besonders Rheinhessen eigenthümlichen Dorfbefestigungen mit Wall und

Graben [1]) zeugen nur noch hie und da vereinzelte Rüster- und Effenbäume, den alten Bering andeutend. Die befestigten Kirchhöfe, gleichfalls der Gegend eigenthümlich, wie wenig sind erhalten im Vergleich zu den zahlreichen einst vorhandenen, die den Dörfern das malerische Ansehen gaben, das heut zu Tage immer mehr verschwindet [2]). Von Erdbefestigungen, Lang- oder Ringwällen wissen wir wenig; verschollen sind die alten Völkerwege und Heerstrassen. Doch wozu dieses Schweifen in das Weite? Greifen wir vorerst lieber in das Innere der Gebäude, in die Höfe und die engen Strassen, und tragen wir wenigstens Steine herbei zu dem grossen Werke, das heissen soll Aufnahme und dadurch Erhaltung von Baudenkmälern.

Mainz. Max Heckmann.

Ein Bronzefund von Lampertheim.

Mit Abbildung.

Im Frühjahr 1878 wurde bei Erdarbeiten in der Lampertheimer Gemarkung, 2. Gew. Langenacker, zufällig ein Grab angetroffen. Nichts hatte auf dessen Vorhandensein hingedeutet. Der Unterzeichnete erhielt erst im Nachsommer Kenntniss davon. Es gelang ihm in den Besitz des damals bereits nach auswärts vertragenen interessanten Fundstücks zu gelangen, das man jenem Grabe entnommen hatte. Die Beilage giebt eine genaue Zeichnung des Stückes in natürlicher Grösse.

Es ist ein offener Halsring, in der Dicke eines schwachen Federkiels, mit abgeplatteten Schlussknöpfen, auf welche ringförmige Erhöhungen des Reifes hinführen. Die Durchmesser des Rings sind 3 Millim. zu 6 Millim. Der Stoff ist Bronze. An diesem Halsring hing ein mehrgliedriges Kettchen von Bronze, stark zerfressen. Nur ein Glied des Kettchens konnte erhalten werden. Dieses Glied scheint ein Schneppringchen gewesen zu sein, dessen eines Ende, etwas zugespitzt in das ausgehöhlte andere Ende einzugreifen hatte. An den Enden dieses Ringchens beobachtet man ebenfalls Verzierungen. An diesem Kettchen hing ein wohl erhaltenes Figürchen, 48 Millim. hoch, Menschengestalt mit, wie es scheint, Thierkopf. Der Kopf und namentlich der Schädel sind gut erhalten. Die Schädeldecke fiel uns auf wegen der Sorgfalt, mit welcher sie gearbeitet ist. — Die Brust des Figürchens ist durchbohrt und in der Oeffnung hängt jenes erhaltene Glied des Kettchens, durch welches die Figur an den Halsring befestigt war.

Der Ring lag bei den Halsknochen eines Sceletts, dieses etwa nur 25—30 Centm. tief in der Erde, so dass man sich allerdings wundern konnte, dass das Stück, so nahe der Oberfläche trotz der jahrhundertealten Cultur in diesem Felde noch nicht gefunden worden war. Das Scelett wurde wieder verdeckt. An den Fingern sollen sich Ringe, Bronze, befunden haben, welche beim Herausnehmen zerbrachen. Das Scelett lag mit dem Kopfe nach Osten. — Mehr konnte ich nicht erfahren.

Das Fundstück machte auf uns den Eindruck eines an einem Halsring getragenen Schmuckes oder Götzenbildchens als Amulet.

Der Fundort ist, wie gesagt, die 2. Gewann Langenacker und zwar ganz nahe der Kächerleins Lache, altes Culturland, etwa 500 Meter vom Kächerleins Brunnen entfernt, wo nach der Sage Lampertheim früher gestanden haben soll.

Die Fundstelle, welche ich mir von dem Finder möglichst genau angeben liess, liegt etwa 300 Meter von der Gemarkungsgrenze Lampertheim-Bürstadt. Das ist die Grenze zwischen dem Worms-Bischöfl. und Pfälzischen Amt Stein und dem Kurmainzischen Oberamt Starkenburg oder die Grenze zwischen Lobdengau und Oberrheingau.

Andererseits liegt mit der Bürgerfeldgrenze die Grenze der alten Wormser Civität auf etwa 250 Mtr. nahe.

Von Bürstadt zieht nach S.-W. der „hohe Weg". Er läuft sich an der genannten Gaugrenze todt. Verlängern wir diesen Weg in die Lampertheimer Gemarkung, so kommen wir nahe an der Fundstelle vorbei. Setzen wir diese Richtung weiter fort, so durchschneiden wir etwa 850—900 Met. von der Grenze den von Lampertheim nach N.-W. ziehenden „hohen Weg", welcher sich ebenfalls und zwar an der Wormser Grenze als solcher todt läuft. Dieser „hohe Weg" ist der jetzige Landdamm gegen den Rhein. In weiterer Fortsetzung jener Linie kommen wir auf eine schon festgestellte Fundstätte römischer Alterthümer und zwar im Deichelfeld [1]), in fernerer Fortsetzung endlich $1^1/_2$ Kilometer von der Gaugrenze entfernt auf die Stätte des ausgegangenen Bischofsheim [2]), ferner auf das alte längst verlegte Lampertheimer Rheinfahr und auf eine im Rhein untergegangene Burg [3]). — Bis an die Gaugrenze zieht sich auf Bürstädter Seite die sog. „Marlach", in welcher wir die a. 795 (773) als Grenzpunkt der Heppenheimer Markbeschreibung genannte Marclacha [4]) wieder zu finden glauben.

Ganz nahe der Fundstelle liegt das „Teufelsloch", schon 1527 genannt. Ich vermuthe, dass ein Rheineinbruch, durch welchen einmal der an der Grenze liegende Bürstädter Rheindamm stark durchbrochen wurde, die Entstehung des Namens veranlasst hat.

Endlich sei erwähnt, dass gerade dem Punkte gegenüber, wo der Lampertheimer hohe Weg an der Kächerleins Lache endigt, etwa 600 Meter von der Fundstelle, an der alten Wormser Grenze die „eiserne Hand" einst stand, wovon der dort vorkommende Gewannname herrührt. Eine Zeichnung dieser „eisernen Hand" (Wegweiser) aus 1774 ist im Wormser Archiv erhalten.

Die Gegend, wo der Ring gefunden wurde, ist eben, hoch, nie dem Rheinwasser ausgesetzt, Ackerland, theils erster, theils zweiter Qualität. Erhöhungen beobachtet man nur an der nahen Gaugrenze. 1625: Grenzstein „oben uff der Höhe, wo der Pflug wendt", „die Heck uff der Höhe", wohl ein Grenzhaag.

Lampertheim in Hessen, im Februar 1879.

Frohnhäuser.

Zur Frage der Aufnahme und Beschreibung älterer Wohnhäuser und besonders Fachwerkbauten.

Diese Frage lag als 14. Gegenstand der Verhandlungen der 2. Section der Generalversammlung in Marburg vor. (S. Corresp.-Bl. 1879 Nr. 2 S. 10 f.) Der Antrag, der Gesammtverein möge die Aufnahme und Beschreibung älterer Wohnhäuser und besonders Fachwerkbauten unter Mitwirkung der verbundenen Vereine in die Hand nehmen, eine einheitliche Methode hierfür festsetzen und das Reich um eine ausreichende Subvention für diese äusserst wich-

[1]) Wegen der wohlerhaltenen Mauerbefestigung von Dalsheim, eines Unicums der Gegend s. Corr.-Bl. 1876 Nr. 5 S. 37 ff.

[2]) S. wegen derselben Corr.-Bl. ebenda.

[1]) Walther, d. Alterthümer der Heidnischen Vorzeit. S. 63.

[2]) Archiv f. Hess. Gesch. XIV. II. 435 f.

[3]) Nach Acten des Staatsarchivs in Darmstadt, des Stadtarchivs zu Worms und des Gemeindearchivs zu Lampertheim.

[4]) Cod. Lauresh. Nr. 6.

tige und völlig unaufschiebliche Arbeit angehen, hatte zum Vorschlag der Ernennung einer Commission geführt, und dieser Vorschlag war in der 2. Plenarsitzung der Generalversammlung zum Beschluss erhoben worden. Für die ganze Frage dürfte das nachstehende an Herrn Dr. Theobald in Hamburg gerichtete Schreiben des Herrn Stadtbaumeisters Maske in Lüneburg von Interesse sein, welches mit Bezug auf die erwähnte Generalversammlung verfasst ist und welches wir folgen lassen, soweit es das einschlägige Thema berührt. Der Herr Stadtbaumeister Maske schreibt:

„Ich darf annehmen, weil ein Eingehen auf die Anlage und Einrichtung unserer älteren Wohnhäuser, zumal alten Fachwerksgebäude, wie es nach dem Programm der zweiten Section der Versammlung in Aussicht steht, nothwendig zu der Frage nach den ursprünglichen allgemeinen Typen für den deutschen Hausbau führen muss, dass man die Erörterungen auf das deutsche Bauernhaus ausdehnen wird; denn diese Typen für den ursprünglichen Hausbau finden wir nur noch in dem unverstümmelten niedersächsischen Bauernhause in vollständiger Klarheit erhalten, in dem Bauernhause mancher anderen Gegenden Deutschlands in verschiedenen Spuren erkennbar.

Dass der Typus des alten Bauernhauses auch für die Anlage und Einrichtung der frühesten Stadthäuser massgebend gewesen ist, dass letztere sich überall dort aus dem ersteren als Vorbild entwickelt haben, wo Städte überhaupt nicht durch spätere Colonisation oder auf sonstige künstliche Weise, sondern als Verkehrs-Centren einer Gegend successive und naturgemäss entstanden sind, vermag ich für verschiedene Städte, worauf ich Gelegenheit hatte, meine Untersuchungen auszudehnen, nachzuweisen, so unter anderen auch für Lüneburg.

Diese Thatsache erachte ich indess vorläufig nur von secundärem Werthe; viel wichtiger sind dagegen die Resultate, welche sich aus der Erforschung des alten Bauernhauses an sich, sowie durch Zusammenfassen des gleichartigen in der Hauptanlage, in den Einrichtungen, in den Zierden der Giebel, der Heerdbalken etc. und durch Sonderung des Verschiedenen nach anderen Richtungen, insbesondere auch für die ethnographische Forschung ergeben. Hierbei findet sich, dass das Gleichartige fast ausnahmslos solchen bestimmt abgegrenzten Gebieten angehört, welche sich auch durch andere Eigenthümlichkeiten, in sprachlicher Hinsicht, in den Sitten etc. von anderen Gegenden unterscheiden, und dass selbst bei Enclaven sich die bauliche Eigenthümlichkeit gegen das umschliessende Gebiet bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Es ist bekannt, und schon Ihr verdienter Landsmann, der verstorbene Professor Chr. Petersen hat darauf hingewiesen, dass selbst die Giebelzierden bei den Bauernhäusern bei den drei Hauptstämmen der Sachsen verschieden sind, und dass ihre Abgrenzung im Wesentlichen mit den Grenzen zusammen fällt, welche für diese Stämme nach der Mundart angenommen werden.

Ob indess die nach innen gekehrten Pferdeköpfe ein ursprünglich sächsisches Zeichen und von den im Norden Deutschlands neben und zwischen Sachsen wohnenden suevischen Völkern angenommen sind — oder ob das Verhältniss ein umgekehrtes ist, dürfte weiter zu bestätigen sein. Ohne schon jetzt eine Ansicht zu wagen, will ich nur bemerken, dass eigenthümlicher Weise die nach innen gekehrten Pferdeköpfe sich nur in allen denjenigen Gegenden finden und zwar in geschlossenen Massen oder doch heute noch sporadisch, wo suevische Stämme längere oder vorübergehende Sitze gehabt haben. So im alten Bardengaue und dem daran grenzenden westlichen Loingo, in Mecklenburg, nach Tacitus dem Sitze der Semnonen, an der Brennerstrasse an verschiedenen Punkten etc.; — endlich auch in Pommern. Hier sollen dieselben in den Gebieten vorkommen, wo nach Bernhardi (deutsche Sprachkunde) die plattdeutsche runde Mundart herrscht, während in den Gegenden mit breiter Mundart Giebelzierden vorkommen sollen, welche entschieden auf nach aussen gerichtete Pferdeköpfe hinweisen. Würde sich das bestätigen, so wäre das von grossem Interesse, denn auch im nordwestlichen Deutschland gehören die Gebiete, wo nach innen gerichtete Pferdeköpfe auf den Bauernhäusern vorkommen, ausschliesslich der weichen runden Mundart an.

Uebrigens müssen, um in diese Sache mehr Licht zu bringen, auch noch Erforschungen im übrigen, zumal südwestlichen Deutschland hinzutreten, wo sich ebenfalls noch Spuren von Pferdeköpfen als Giebelzierden der Bauernhäuser finden. Insbesondere aber müssen die verschiedenen Uebereinstimmungen und Abweichungen in der ganzen Anlage und Einrichtung der Bauernhäuser selbst, insbesondere auch der Heerdanlagen, mit in Frage gezogen werden.

Und hierbei wird man nicht allein stehen bleiben dürfen, man wird auch den Blick nach Russland richten müssen. Dort, südlich der Ufer der oberen Wolga, scheinen ebenfalls noch mancherlei Spuren sich zu finden, welche der Erforschung harren. Es ist bekannt, und schon Petersen macht darauf aufmerksam, dass sich dort ebenfalls die in Niedersachsen üblichen Giebelzierden und zwar sowohl die nach innen als auch nach aussen gerichteten Pferdeköpfe, wie auch die in Westphalen üblichen Hühner oder Hähne nach Gebieten getrennt finden. Wenn nun schon von Peez bei Gelegenheit seiner Untersuchung dieses Gegenstandes auf eine Notiz von Jacob Grimm (in dessen Geschichte d. d. Sprache) hingewiesen wird, worin letzterer sagt, dass die Nordgermanen bei ihrem Zuge aus der arischen Heimath wahrscheinlich die Wolga aufwärts gezogen seien und tiefe Spuren auf diesem Wege zurück gelassen hätten, so wirft Petersen die Frage auf, ob nicht etwa auch jene Zeichen zu solchen Spuren zu rechnen seien und ob man danach annehmen dürfe, dass die Sachsen schon damals nach den drei Stämmen getheilt gewesen seien.

Wie es sich nun aber auch hiermit verhalten möge, so dürfte nicht zu verkennen sein, dass eine nähere Untersuchung des niedersächsischen Bauernhauses überhaupt für die historische und Alterthums-Forschung vom höchsten Interesse und grösster Bedeutung zu erachten ist. Schon das Alter dieser Haustype allein, welches mindestens dem der deutschen Stämme auf deutschem Boden gleich erachtet werden muss, fordert das Interesse. Dazu kommt, dass dieses Haus wahrscheinlich als Repräsentant des Abschlusses eines langsam sich vollzogenen Werdens des Deutschen zum sesshaften Bauern in häuslicher und wirthschaftlicher Beziehung anzusehen ist und dass dasselbe, wie alles auf solche Weise Entstandene, als ein Ding von relativ hoher Vollkommenheit und Schönheit erachtet werden muss, welches in seiner einfachen, klaren, symmetrischen und dabei unbedingt zwekmässigen Grundriss-Disposition selbst den Sachen des classischen Alterthums an die Seite zu stellen ist."

Der Briefschreiber bemerkt im weiteren Verlauf seines Schreibens, wie sehr es auf Sammlung des wissenschaftlichen Materials ankomme und wie er wesentlich hierfür thätig gewesen sei, weil dieses bei der gerade in unserer jetzigen Zeit so schnell fortschreitenden Zerstörung der noch vorhandenen alten Typen, ja selbst der Reste derselben, vorläufig doch das Wichtigste sei, und dass er zu diesem Zwecke auch den im vorigen Herbste (1877) zu Lüneburg tagenden Mitgliedern der Versammlung hannoverscher Lehrer einen Fragebogen bezüglich des alten Bauernhauses zur Beantwortung behändigt habe.

Wirksamkeit der einzelnen Vereine, Literarisches.

Dr. Albert Duncker, Beiträge zur Erforschung und Geschichte des Pfahlgrabens (Limes imperii Romani

Transrhenanus) **im unteren Maingebiet und der Wetterau.** Mit einer Kartenskizze und zwei Cartons. Separatabdruck aus Bd. VIII. N. F. der Zeitschrift des Vereins für hess. Gesch. und Landeskunde. Kassel, im Commissionsverlage von August Freyschmidt.

* Von allen Theilen des grossen Pfahlgrabens ist bis jetzt am wenigsten festgelegt derjenige, welcher sich vom Main bis nach Arnsburg in die Wetterau hinzieht. Bis zum Main leiten uns die Untersuchungen von Ed. Paulus, von Arnsburg resp. Grüningen in Oberhessen aus ist neuerdings der Pfahlgraben einer genaueren Durchforschung und Aufnahme durch Oberst v. Cohausen unterzogen worden, aber für das Gebiet, welches dazwischen liegt, ist noch viel zu thun übrig. Eine Vorarbeit, um diese Lücke zu ergänzen, will der Verfasser mit der vorliegenden Schrift liefern, und es ist anzuerkennen, dass es ihm in der That gelungen ist, theils überhaupt den Pfahlgrabenzug in einzelnen Gegenden besser nachgewiesen, theils durch Wegräumung irriger Ansichten für eine neue Untersuchung Luft geschafft zu haben. So ist das Buch sowohl in seiner positiven Seite, wie in seiner negativen für alle Pfahlgrabenforscher in hohem Grade beachtenswerth.

Die positiven Entwicklungen des Verfassers erstrecken sich auf die Strecke von Gross-Krotzenberg am Main (bei Seligenstadt) bis zur Grossherzoglich hessischen Grenze. Zwischen Gross-Krotzenburg und der Stelle am Main (Freudenberg), wo der südliche Pfahlgraben an den Fluss anstösst, nimmt der Verfasser keine Befestigungen an, der Main und seine Gebirge und die Odenwaldkastelle konnten hier vollständig ausreichen. In Gross-Krotzenburg befand sich ein römisches Castell, und der Verfasser gibt im Text sowohl wie in einem Excurs eine eingehendere Besprechung desselben nach Mauerresten, Einzelfunden und der ganzen Umgebung. Von Gross-Kotzenburg zieht der grösstentheils noch erhaltene Wall, der Pfaffendamm, bis zum Castell von Rückingen, der Altenburg, die in den Schriften des Hanauer Geschichtsvereins näher nachgewiesen worden ist. Kurz bevor der Wall dieses Rückinger Castell erreichte, setzte er an der sumpfigen Stelle des Kinzigufers, welche die „Lache“ heisst, aus und es war hier wohl eine Balkenbrücke, welche den Sumpf bis zur Kinzig überspannte. Der Verfasser sucht sodann den weiteren Lauf des Limes bis zu dem nächsten Castell, der „Burg“ bei Marköbel unter Zuhülfnahme sämmtlicher Quellen und namentlich auch der Ortsnamen zu verfolgen. Um seine Aufgabe hier durchzuführen ist er genöthigt, die irrigen Ansichten von Arnd und dessen Reconstruktion des Limes zwischen Kinzig und Nidder wegzuräumen. Wir müssen zugeben, dass uns die Ausführungen des Verfassers hier sehr probabel erschienen sind; namentlich auch, soweit sie sich über die Localität „die Burg“ und über die Rückführung dieses Namens auf ein römisches Castell erstrecken. Hinter Marköbel erscheint der Pfahlgraben wieder in der geraden Linie des hohen Grabens, den das Volk mit der Bezeichnung Saugraben belegt, eine Bezeichnung, welche der Verfasser als an und für sich schon auf römische Anlagen deutend hinstellt. Der hohe Graben lief nordwestlich auf Altenstadt, bei dem bis zum Jahr 242 n. Chr., wie inschriftliche Funde lehren, eine weitere befestigte Römerstätte bestanden hat, die den Nidderübergang deckte. Mit Altenstadt sind wir auf hessischem Gebiet angelangt; von hier bis Arnsburg liegt noch ein Stück Pfahlgraben, dass des abschliessenden Forschers harrt und für dessen Untersuchung der Verfasser mit Recht die Vorarbeit von Limesregesten, zu denen die einschlägigen Archive den Stoff liefern müssten, empfiehlt.

Eine wesentliche Vorarbeit auch hierfür unternimmt der Verfasser in der vorliegenden Schrift, indem er die Theorie von einem angeblich von Probus errichteten Wall, der vom Main aus durch Spessart und Vogelsberg gezogen sein soll, eine Theorie, welche vor Allem Arnd aufgestellt hat und Andere auf seine Autorität hin angenommen haben, gründlich und definitiv aus der Welt bringt. Die Deduction des Verfassers ist ebenso erschöpfend, wie geistreich und namentlich auch auf eine genaue Kenntniss der geschriebenen Quellen begründet. Auf das Einzelne einzugehen, müssen wir uns hier versagen; wir bitten es im Werke selbst nachzulesen, wie wir dasselbe überhaupt Allen, die sich für den Gegenstand interessiren, angelegentlich empfehlen.

Dr. J. Alberti, Die Bergkirche zu Schleiz. Geschichte und Schilderung derselben. Herausgeg. vom Geschichts- und Alterthums-Verein zu Schleiz. Schleiz, Comm.-Verl. von Fr. Lämmel.

* Das Buch giebt eine Baugeschichte und Beschreibung der malerisch auf einem Berge gelegenen Marienkirche bei Schleiz und bringt alles vorhandene Quellenmaterial in guter Darstellung bei. In der Einleitung erhalten wir Notizen über die Einführung des Christenthums im Sorbenlande. Der älteste Steinbau auf dem Berge bei Schleiz gehörte dem 12. Jahrh. an; der heutige Bau birgt aus dieser Zeit figürliche Darstellungen und ein kleines vorgothisches Portal. Aus dem 14. oder Anfang des 15. Jahrh. stammt der Thurm und die Anlage des Langhauses, der Chor aus dem Ende des letzteren Jahrh. Der Verfasser theilt aus den Dingverträgen, die dieserhalb mit Meistern abgeschlossen wurden, einiges mit. Meister Hans Karl hatte zu liefern „sechs gehauene Fenster itliehs mit dreyen Lichten und zwölf Ellen hoch, auch mit gehauenen Gelewfften und durchaus mit einem Kappsymess, auch mit siben Stücke Symes über dem andern Symes.“ 1494 übernahm derselbe „ein Symes mit einer Kell umb dem Kohre, ein gehawene Rynne zwischen Kohre and Thorm mit Kragkenn-Steinen, die Pfeiler zu dachenn mit guttem gehauenen Steinwergk, dyselbigen nach dem formliehsten zu kelenn, den Wendelstein mit einem Symes.“ Im 17. Jahrh. wurde das Langhaus erweitert. Ueber moderne Verunstaltung hat sich auch der alte Bau im Sorbenlande zu beklagen; durch Modernisirung einer angebauten Capelle ist die eine Seite neuerdings durchaus entstellt worden.

* — Das nachstehende Werk schlägt zwar mit seinem Inhalt nicht in den Kreis derjenigen Gegenstände ein, welchen das Organ der deutschen Geschichtsvereine ex professo seine Pflege zuwendet, es mag aber gleichwohl allen, die sich für die darin behandelte Periode interessiren, hiemit empfohlen sein. Das Werk behandelt als das erste deutsche die Zeit, in der Sicilien mit Piemont auf Grund des Friedenschlusses von Utrecht (1713) beinahe 5 Jahre lang verbunden war und betitelt sich:

Dr. Karl Querner, Die piemontesische Herrschaft auf Sicilien. Bern bei B. F. Haller.

Wilhelm **Kolbe,** Ecclesiast an der luth. Pfarrkirche und Pfarrer zu St. Elisabeth, **Marburg im Mittelalter.** Ein Vortrag gehalten in der Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine auf dem Rathhause zu Marburg am 16. September 1878. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlags-Buchhandlung.

* Die Theilnehmer an der vorjährigen Generalversammlung werden sich noch mit Vergnügen an den interessanten Vortrag des Herrn Pfarrer Kolbe erinnern, den derselbe in der ersten Plenarsitzung hielt (S. Corr.-Bl. 1878 Nr. 10). Dieser Vortrag ist jetzt im Druck erschienen. Derselbe wird nicht nur von jenen Theilnehmern gerne erworben werden, sondern dürfte auch in weiteren Kreisen dauerndes Interesse erregen, da er eine ebenso eingehende wie geschmackvolle Darstellung der mittelalterigen Geschichte der merkwürdigen Stadt bietet, welche einst durch die h. Elisabeth einen Weltruf erlangte und in der dieser Heiligen geweihten Kirche noch ein Meisterwerk der Gothik bewahrt, das in seiner reizvollen Originalität und graziösen Harmonie zu den ersten Deutschlands gehört. Der Text wird durch angehängte Anmerkungen erläutert, das Buch ausserdem durch eine Abbildung des alten Marburg geziert.

Mittheilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Alterthumskunde. II. Bd., 3 Heft.

Inhalt: Hosäus, Die Alterthümer Anhalts. — Stenzel, Die frühesten urkundlichen Erwähnungen von Ortschaften Anhalts. — Moldenhauer, Bericht über einen um 1790 abgetragenen Hügel nordwestwärts von Ober-Peissen, Dolzenberg genannt. — Elze, Zwei Bernhard-Münzen. — Hosäus, Bernhard, Peter und Franz Niuron und ihre Bauthätigkeit in Anhalt. — Vermischtes. — Vereinsnachrichten.

Schriften des Vereins für die Geschichte der Stadt Berlin.

Heft XV. enthält: Das Dorf Tempelhof von Dr. C. Brecht.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Neue Folge. XXVI. Jahrg. No. 1

Inhalt: Johann Müller, Zur Biograpie Niclasens von Wyle. — v. Eye, Ein Buntdruck aus dem 14. Jahrh. — Loose, Hausordnung für die 12 Chorschüler in der Spitalschule zu Nürnberg vom Jahre 1343. — Handelmann, Der Silberfund zu Meldorf. — Bischoff, Zwei Inschriften in Prag. — Wagner, Eine lateinische Komödie aus dem 15. Jahrh. — Chronik des Germ. Museums.

Jahresbericht des hist. Vereins für die Grafschaft Ravensburg bei Bielefeld. II.

Inhalt: Michael, Das Leben des Dietrich von Niem. — Göbel, Die Einführung der Reformation in Bielefeld. — Urkunden aus dem Vereinsarchiv und Vereinsnachrichten.

Notizen, insbesondere über alterthümliche Funde, Restaurationsarbeiten etc.

(Wieder eine neu entdeckte Römerstätte in der Wetterau.) Friedberg, 23. März. Bald nach Bekanntwerden einer ziemlich ausgedehnten Römerstätte nordöstlich von Ober-Wöllstadt entdeckte Herr Oeconom G. Falck eine solche im Grossgalgenfelde, eine auf der Wart, dann eine im Kleingalgenfelde, sämmtliche drei letztgenannten in der Gemarkung Friedberg. Nun geht der Entdecker über unsere Gemarkungsgrenze und entdeckt abermals eine solche beim Steinfahren in der Gemarkung Bad-Nauheim an der dortigen Gasfabrik unweit der vor wenigen Jahren aufgefundenen Römerstätte auf dem sog. Bielerschloss bei Bad-Nauheim. Bei einer oberflächlichen Besichtigung fanden sich unter römischen Backsteinen drei Ziegelstücke mit dem Stempel der legio XI ohne Beinamen, um wiederum einen Beweis von der Anwesenheit dieser Legion in Obergermanien zu liefern, und ein Stück mit einem andern Stempelrest, wahrscheinlich der Vexillarier der legio XIV gemina, martia, victrix. Da sich auf dieser Stelle auch eine Masse Reste von Gefässen, die offenbar nicht römischen Ursprungs, namentlich von grossen Salzsiedegefässen fanden, ist dieselbe gewiss untersuchungswerth. (Darmst. Z.)

(Germanische und römische Funde in der Umgebung von Gross-Gerau)[1]. Bereits im Jahre 1869 veröffentlichte Herr Lehrer Frank im Gross-Gerauer Kreisblatt einen längeren Aufsatz über seine in Grabhügeln bei dem Riedhäuser Hofe (ca. 3/4 Meilen südlich von Gross-Gerau) gemachten Funde aus der germanischen Vorzeit. Dieser Aufsatz enthält manches Interessante, doch scheint damals Herr Frank leider keine genauen Aufnahmen gemacht zu haben, auch dürfte es von grossem Interesse sein, etwas über das weitere Schicksal dieses Fundes zu erfahren, vielleicht wäre es auch möglich, genannten Fund einem Museum einzuverleiben. Im Herbst 1877 erhielt ich die Nachricht von weiteren germanischen Funden, die bei der sog. Schindkaute bei Gross-Gerau gemacht worden seien. Diese kamen damals auch in meinen Besitz und befinden sich nun im hiesigen Grossh. Museum. Ueber die genaueren Umstände des Fundes konnte ich aber leider wenig in Erfahrung bringen. Derselbe besteht aus einer thönernen Graburne (0.28 m Durchmesser und 0,198 m Höhe), in der Knochen und Asche gewesen sind, nebst einem sehr schönen eisernen Schwert mit Scheide, einer Lanzenspitze, beide krumm gebogen. Ausserdem befanden sich darin 2 Bronzefibulen, eine kleinere eiserne Lanzenspitze, mehrere Bronzegegenstände und eine römische Münze (Antoninus). In Gestalt und Form zeigt namentlich das Schwert grosse Verwandtschaft zu denen, die Herr Dieffenbach aus Friedberg bei Bad-Nauheim fand. In der Gegend von Gross-Gerau werden gewiss jedes Jahr derartige Funde gemacht bei Gelegenheit der Feldarbeiten, und es ist nur zu bedauern, dass solche oft gar nicht gewürdigt werden. Manches ist auch schon in Privathände übergegangen, aber es wäre sehr zu wünschen, dass von derartigen Funden der historische Verein in Kenntniss gesetzt würde, damit auf Grund solcher Angaben eine genaue Untersuchung der in doppelter Hinsicht so sehr interessanten Gegend angeordnet werden könnte. Ich sage in doppelter Hinsicht, denn nicht nur an germanischen Alterthümern ist die Umgebung Gross-Gerau's reich, sondern auch besonders an römischen Ueberresten. Ist es ja schon längst bekannt, dass Dornberg mit den alten Römern in Zusammenhang steht. — In jüngster Zeit verbreitete sich wieder die Kunde von gemachten Funden bei Berkach unweit Gross-Gerau. Auf dem Felde, genannt „Aesch“, westlich vom Wege, der von Dornberg nach Berkach führt, gleich am Ende der Parkmauer hatten die Landleute beim Oeffnen der sog. Kauten römische Alterthümer, wie eine Lampe, eine Thonfigur etc. gefunden. Seit langer Zeit schon findet sich hier eine Menge von römischen Münzen, die grossentheils nach Gross-Gerau wanderten und dort eine Sammlung von mehr als hundert Stücken, alle hier gefunden, hervorriefen. Vor mehreren Tagen besuchte ich selbst die Fundstelle und überzeugte mich, dass man es hier nicht im Mindesten mit einer geringen Niederlassung zu thun habe. Auf einem Gebiete von mehreren Morgen liegen eine Masse von Scherben, theils von terra sigillata, theils von Thongefässen herrührend. Oben auf der Ackerkrumme las ich ein Stück Dachziegel auf mit dem Stempel der XXII Legion. Mehrere Bodenstücke von terra sigillata-Gefässen mit den Töpferstempeln fand sich hier ebenfalls. Bei einer geringen Untersuchung einer Kaute in etwa 1 1/2 m. Tiefe stiess ich auf Reste römischer Mauerwerke aus Sandsteinquadern und Quarziten von gar nicht unbedeutenden Dimensionen. Ganze Stücke von Gipstünche kamen dabei zum Vorschein unter Asche und Kohlenschutt. Zwei Münzen, die eine von Trajan, die andere von Hadrian, beide hier gefunden, kamen auch in meinen Besitz, dessgleichen ein messerartiges Werkzeug oder Waffenstück von Eisen. So gut wie derartige Funde dieses Jahr gemacht worden, wurden sie gewiss auch schon früher gemacht, allein die Gegenstände werden theils unbeachtet zerschlagen oder verschleudert, theils kommen sie wohl auch in die Hände von Privaten, die derartige Sachen als Rarität aufheben, bei denen sie aber so gut wie noch vergraben sind, während sie in einer Sammlung vereint Materials genug lieferten, um hiervon ausgehend eine Stelle genau zu untersuchen, an der sich zwei so bedeutende Völker berührten und die gewiss von höchstem Interesse ist.

Darmstadt im März.

Robert Schäfer, Bauaccessist. in der „Darmst. Z.“

[1]) Etwa 1 Meile östlich vom Rhein, 1 1/2 Meilen westnordwestlich von Darmstadt entfernt.

Commissions-Verlag der Hofbuchhandlung von A. Klingelhöffer in Darmstadt. — Druck von Heinrich Kichler.

Der Bickenbau in Mainz.

Redacteur Ernst Wörner.

Mitgetheilt von Max Heckmann.

WER.GOTT.GLAUBT.UND.
VERTRAUT.HAT.WOLL.
GEBAUT 1574.

1/10 d. nat. Gr.

1/20. d. nat. Gr.

1/20 d. nat. Gr.

1/10 d. nat. Gr.

P. Greiner u. Cl. Rühl
aufg. u. gez. 1879.

Der Bickenbau in Mainz.

Redacteur Ernst Wörner.

Mitgetheilt von Max Heckmann.

Beilage zu № 3 & 4 des Correspondenzblattes
der deutschen Geschichts u. Alterthumsvereine
von 1879.

Herausgegeben von dem Verwaltungs-ausschusse des Gesammt-vereins in Darmstadt unter Redaction von Ernst Wörner.

Correspondenzblatt

des

Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine.

Das Correspondenzblatt erscheint monatlich einmal und kostet jährl. 5 Mark.

№. 5. Siebenundzwanzigster Jahrgang 1879. Mai.

Angelegenheiten des Gesammtvereins.

Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine in Marburg.

Zweite Plenarsitzung am 19. September 1878.

Der Präsident des Verwaltungsausschusses Herr Oberappellationsgerichtsrath Draudt aus Darmstadt eröffnet die zweite Plenarsitzung um 8 Uhr.

Es erstatteten Bericht über die Verhandlungen der einzelnen Sectionen die betreffenden Vorsitzenden Herr Oberst von Cohausen von Wiesbaden für die erste, Herr Bauinspector Cuno von Marburg für die zweite, Herr Professor Dr. Grimm von Wiesbaden für die dritte Section.

Es wurde sodann übergegangen zur Berathung des an die 2. Section gerichtet gewesenen Antrags:

> Der Gesammtverein der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine möge die Herausgabe eines dem dict. de l'arch. p. Viollet le Duc ähnlichen Werkes für ein dringendes Bedürfniss erklären, und in Erwägung ziehen, auf welche Weise dieselbe zu ermöglichen, resp. dieselbe in die Hand zu nehmen.

Es wurde beschlossen, dass Präsident und Secretär der zweiten Section unter Zuziehung des Herrn Conservators Bickell zu Marburg den Antrag weiter formuliren und dem Verwaltungsausschuss Mittheilung machen sollen, welcher sich alsdann an den Reichstag wenden wird.

Bezüglich des in der zweiten Section bereits verhandelten Antrags:

> Der Gesammtverein möge die Aufnahme und Beschreibung älterer Wohnhäuser und besonders Fachwerkbauten unter Mitwirkung der verbundenen Vereine in die Hand nehmen, eine einheitliche Methode hierfür festsetzen und das Reich um eine ausreichende Subvention für diese äusserst wichtige und völlig unaufschiebliche Arbeit angehen. Da die völlige Zerstörung der Mehrzahl der darzustellenden Gebäude in verhältnissmässig kurzer Zeit vorauszusehen, würde es sich empfehlen, den betr. Abbildungen durch thunlichste Herstellung in Photographie (Lichtdruck) Beweiskraft in vollster Objectivität zu geben,

hatte die Section die Wahl einer Commission zur weiteren Behandlung beschlossen (Corr.-Bl. 1879 Nr. 2 S. 11), welcher Beschluss zum Beschluss der Plenarversammlung erhoben wurde.

An die dritte Section war der Antrag (Nr. 9) gestellt worden:

> den Vorstand des Gesammtvereins zu ersuchen:
>
> a) einen geeigneten Arbeiter für die Anfertigung eines vom nächsten Jahre an und jährlich erscheinenden Registers zu gewinnen, in welchem alle in akademischen Abhandlungen, Gesellschaftsschriften und wissenschaftlichen Journalen — ev. wenigstens alle in den Publicationen der deutschen Geschichts- und alterthumsforschenden Vereine — im letztvergangenen Jahre auf dem Gebiete der Geschichte erschienenen Aufsätze verzeichnet würden;
>
> b) den Bearbeiter dieses Registers oder einen andern geeigneten Arbeiter zu bestimmen, im Anschluss an Koner's Repertorium ein ähnliches Repertorium über die in d. J. 1850—1880 erschienenen Aufsätze auf dem Gebiete der Geschiche und ihrer Hilfswissenschaften anzufertigen.

Der Beschluss der dritten Section auf Ernennung einer Commission fand Annahme durch die Plenarversammlung.

Unter Nr. 10 lag der dritten Section der Antrag vor, die deutschen Ortsnamen in localen Zusammenstellungen zu sammeln.

Der Antrag fand nur der in der dritten Section zur Geltung gekommenen Ansicht entsprechend Annahme, welche Ansicht im Allgemeinen dahin ging, den einzelnen historischen Vereinen gegenüber es als wünschenswerth zu bezeichnen, dass die Aufzeichnung der Wald- und Flurnamen festgehalten und wo möglich die Verzeichnung auf Karten vorgenommen würde, auch dass geeigneten Orts darauf hingewirkt würde, dass bei der Anfertigung von Karten auf jene Namen Rücksicht genommen würde.

Hiernach wurde der weiter von der dritten Section gestellte Antrag auf Bildung einer vierten (Archiv-) Section bei den Generalversammlungen des Gesammtvereins angenommen.

Nachdem sodann Herr Theobald die Generalversammlung für das Jahr 1880 nach Hamburg eingeladen, verlas der Unterzeichnete die Beschlüsse der Delegirten (S. Corr.-Bl. 1878 Nr. 10 S. 79) und wurde denselben durch die Versammlung zugestimmt.

Der Präsident dankt der Stadt Marburg und dem Localcomite für die so trefflich in's Werk gesetzten Veranstaltungen für die Generalversammlung und für die freundliche Aufnahme, in welchen Dank die Versammlung einstimmt.

Hierauf schloss der Präsident die Generalversammlung.

Ernst Wörner, als Schriftführer.

Mittheilungen für Deutsche Geschichte und Alterthumskunde überhaupt.

Die Civitas Aelia Hadriana am untern Main.

Von Carl Christ in Heidelberg.

(Zugleich Ergänzung zu des Verfassers Aufsatz über die Civitates des Dekumatenlandes in den Heidelberger Jahrbüchern von 1872 No. 36—42.)

In den Bonner Jahrbüchern LXIV S. 65—68 habe ich gelegentlich des, eine neue Stütze für die Lesung des Miltenberger Toutonensteins bietenden Kleestädter Meilenzeigers die Vermuthung ausgesprochen, dass mit Rücksicht auf die centrale Lage Dieburgs, wo verschiedene Römerstrassen zusammenliefen, und in Erwägung anderer Umstände, dieser Ort für ein römisches Verwaltungscentrum

(eine civitas) anzusehen sei, dessen ursprünglicher Charakter der eines befestigten stehenden Lagers war.

Nach Wagners „hessischen Wüstungen“, Provinz Starkenburg S. 94 erscheint der Name Dieburg zuerst um das Jahr 1200 und zwar bald darauf auch schon als Stadt mit verschiedenen Vorstädten, nämlich Altenstadt, Mönfeld und Steinweg, welche zusammen (wie auch das ausgegangene entfernter gelegen gewesene und gleichfalls einverleibte Holzhausen) den Bestand von Dieburg ausmachen.

Der älteste dieser Bestandtheile, welchen die Deutschen wie auch anderwärts römische Ruinen, bezeichneten, ist die Altenstadt, der Sitz der Römer. Natürlich ist aber Steiners vicus antiquus nichts als eine gänzlich unbegründete Uebersetzung des deutschen Namens.

Ebensowenig ist es etwas mit Steiners Angaben über die Bedeutung Dieburgs unter den Karolingern (vergl. auch Walther hess. Alterthümer S. 54), wenn auch Dieburg ausser Seligenstadt die älteste deutsche Stadtanlage der dortigen Gegenden war (vergl. Schenk z. S. im Corresp.-Blatt 1875 S. 42), was immerhin auf ihre Wichtigkeit unter den Römern deutet.

In dieser Altenstadt selbst wurde nun (nach Steiner, Maingebiet S. 239) unter Anderem ein sog. römisches Bad gefunden, d. h. die Substruktionen einer heizbaren Wohnung mit hohlen zur Luftheizung bestimmten Wänden und Fussböden (hypocaustum).

Solche heizbaren Räume werden in der Regel fälschlich Bäder genannt, was doch nur in dem Falle zulässig ist, dass man auch gemauerte alvei für warmes und kaltes Wasser u. s. w. dabei entdeckt, wovon aber hier nichts mitgetheilt wird. Auch ein römischer Ziegelofen fand sich, wie deren neuerdings mehrere bei Heidelberg zu Tage kamen. Ebenso ein römischer Brunnen, wie denn überhaupt weithin gegen Osten ins Feld hinaus, nach Umstadt und Altheim hin noch Grundmauern von Gebäuden u. s. w. im Boden stecken. Vorzüglich war aber Dieburg ein centraler Communicationspunkt verschiedener Strassenzüge. In Folge dessen eignete sich dieser Ort (d. h. die von den späteren deutschen Ansiedlern „zur alten Stadt“ genannte röm. Trümmerstätte, die bedeutendste der ganzen dortigen Gegend) gut zur Capitale, dem Verwaltungscentrum einer römischen Civität, d. h. eines Verwaltungsbezirkes, einer Art neuer Städtewesen, die sich an eine frühere Militärcolonie anschloss und der ein grösseres Gebiet unterstellt war, das auch nach den Zeiten der Römer als dreieicher Wildbann, den ganzen vom Main, Rhein und Odenwald begrenzten Waldbezirk umfassend, gewisser Massen fortbestand. („Die Dreieich“, alt Drî-Eich, ist ein öfter wiederkehrender Waldnamen, von durch 3 Eichen ausgezeichnet gewesenen alten Volksversammlungsplätzen genannt. — Ueber die Geschichte dieses Reichsforstes vergl. Schenk z. S. im Corr.-Blatt 1875 No. 3—6).

Der Name Dieburg (urkundlich Dieppurg) Hauptort dieser Gegenden wurde später von den Deutschen gegeben der römischen Trümmer wegen, denn er ist offenbar durch Assimilation aus Dietburg hervorgegangen d. h. eben Heidenburg, wie sonst Heunenburg etc. bes. für Reste röm. Befestigungen gebraucht wird. Wollte man aber annehmen dieser Name sei nicht direct auf das alte Wort diet = Volk, Leute, besonders Heiden zurückzuführen, sondern auf einen daraus gebildeten Personennamen Dieto (genitiv Dietin), dann müsste der Ort jetzt nicht Dietburg, assimilirt Dieburg heissen, sondern „Dietenburg.“ — Statt Burg von heidnischem Volk kann Dietburg übrigens auch so viel heissen wie civitas magna, praeclara.[1])

[1]) Holtzmann „Kelten und Germanen“ S. 112 f.: „Die deutsche Sprache braucht Wörter wie irmin, lant, lint, diot, weralt in der Composition, um im Allgemeinen die Bedeutung des zweiten Wortes zu verstärken; so sagen wir z. B. noch Weltsesel = grosser Esel“.

Man könnte nun aber auch den Hauptort der südlich am untern Main anzunehmenden Civität (entsprechend der am untern Neckar sich ausdehnenden mit dem Mittelpunkte Lopodunum-Ladenburg) gar nicht in Dieburg, sondern in Aschaffenburg suchen und dies scheint allerdings mit Rücksicht auf die Ortsangabe auf dem Kleestädter Meilensteine mehr für sich zu haben.

Das letzte A desselben würde in diesem Falle einfach Ascapha oder ursprünglicher Ascapa bedeuten, den uralten Namen von dem, am Ausgang des aus dem Spessart herunterziehenden Aschaffthales gelegenen Aschaffenburg. Dieser Ort war ja zu den fränkischen Zeiten in politischer wie kirchlicher Hinsicht der Hauptort des Maingaues.

Das Archidiakonat von St. Peter und Alexander zu Aschaffenburg umfasste die sämmtlichen Diakonate des Maingaus, wie auch des Taubergaus.

Der Maingau bestand aus den Dekanaten Rodgau (mit Kinziggau) und Muntat mit den Untergauen Plum- und Bachgau, d. h. aus den sog. Immunitätslanden der Gegend von Umstadt, wozu auch Dieburg gehörte (vergl. Wagner, Wüstungen S. 57 und S. 244 f., desgl. seine geistliche Stifte I S. 378).

Wenn es nun erlaubt wäre hiernach einen Schluss rückwärts zu thun, dann würde der fränkische Maingau dem Gebiete einer römischen Civität entsprechen, deren Mittelpunkt (Aelia) Ascapa, das spätere Aschaffenburg gewesen wäre und zu welcher die verschiedenen Maincastelle bis zum Limes bei Miltenberg gehört hätten, freilich eine gewagte Annahme, da Aschaffenburg auf der rechten Mainseite liegt und daher kaum als Hauptort der südlich vom Main gelegenen Gegenden aufgestellt worden ist. Der Namen der ganzen Civitas war nun nach meiner Annahme, wie schon ausgeführt wurde, Aelia Hadriana.

Hiervon scheint aber der Name des baulichen Mittelpunktes derselben nicht verschieden gewesen zu sein, wenigstens nach Ausweis des Kleestädter Meilensteines vom Jahr 235. Auf demselben ist nämlich nicht die ihn setzende Civität angegeben, wie bei dem Heidelberger Meilenstein, der aus demselben Jahre, dem ersten der tribunicischen Gewalt des Maximinus oder doch von 235/236 (Bonner Jahrb. LXIV, 62)[2]) stammt, sondern nur die Entfernung vom Hauptorte mit vorgesetzter Präposition A. Der Grund zu dieser Auslassung war höchst wahrscheinlich der, dass das ganze Gebiet südlich vom untern Main denselben Namen führte wie sein Mittelpunkt, was bei dem südlich davon am untern Neckar gelegenen colonialen Territorium mit dem Centrum Lopodunum (Ladenburg) nicht der Fall war.

Wie nun dieser letztere Ort in staatsrechtlicher Beziehung ein vicus war, als welcher er auch inschriftlich auftritt, so wird auch der Hauptort der Main-Civität ein solcher gewesen sein.

Diese Art Vici waren ebensowenig wie anderwärts ursprünglich als Civilgemeinde constituirt, sondern lehnten sich, wie bereits oben gesagt wurde, an römische Lageranlagen an. Durch Ansiedlung gewerb- und handeltreibender Bevölkerung in der Nähe der römischen Castelle gewannen solche Militärcolonien nach und nach einen städtischen Charakter, der durch Niederlassungen ausgedienter Veteranen als Grundbesitzer verstärkt wurde. So war es längs der Rhein- wie der Donaugrenze, wo gerade aus oder vielmehr neben solchen Lagerplätzen in der Folge die bedeutendsten

[2]) Auf dem Letzteren wird Maximinus bereits Consul genannt. Die Consuln des Jahres 236 werden auf einer datirten Inschrift aus Mainz genannt: Imp. Maximino Aug. et Africano cos., wobei der Namen des Kaisers freilich absichtlich ausgetilgt ist (Brambach 1336 = Becker Mainzer Museum no. 82 = Wilmanns exempla II. no. 2278 und p. 522—523). Auf dem Kleestädter Stein fehlt der Consultitel gänzlich wie auch die weiteren Würden. Beide Steine enthalten aber noch nicht den Titel Germanicus, den der Kaiser im Jahr 236 annahm (vergl. Wilmanns no. 1007).

Städte dieser Grenzländer des Römerreiches hervorgegangen sind (vergl. die ausgezeichnete Arbeit von H. Kiepert über die Ethnographie der Donauländer im „Globus“ 1878 no. 14 auf Grundlage von Mommsens epochemachenden Aufstellungen über die römischen Lagerstädte in „Hermes“ VII., wozu auch Wilmanns zu stellen ist, der aus der Gesammtheit der auf dem Boden des alten Lambaesis in Afrika gefundenen Steine und aus der Betrachtung der noch heute zum Theil stehenden Ruinen die Ergebnisse zusammenstellt für die Entwicklung der Stadt aus einem Legionslager. (Comment. Philol. p. 190—212, vergl. Jenaer Literat.-Zeitung 1878 no. 50. Hübner, Bonner Jahrb. 64 S. 39.)

Solche halb militärische, halb bürgerliche Ortschaften bekamen vielfach bürgerliche Municipalverfassungen und wurden in Folge dessen Hauptorte grösserer Verwaltungsbezirke, wie deren schon mehrere im Dekumatenlande nachgewiesen sind.

Ueber die Arten des Municipalbesitzes solcher colonialen Oppida, ihre bürgerliche Verfassung u. s. w. handelten in neuester Zeit Mommsen und Hübner in der Eph. epigr. vol. III. gelegentlich zweier Bronzetafeln mit der lex coloniae Juliae Genetivae und Giraud „les nouveaux bronzes d'Osuna“ (Ergänzung zu seiner schon 1874 erschienenen „bronzes d'Osuna“), besonders in seinem Capitel XVI.

Im Colonialstatut dieser spanischen Colonie wird das „oppidum coloniae Juliae Genetivae“ unterschieden von dem „ager coloniae.“[3]) Bei diesem letzteren stehn wieder im Gegensatze die „possessiones“, die ungetheilten Gemeindebesitzungen der Colonie, und der unter die Colonen getheilte „ager divisus“, wenn es auch nicht sicher ist, ob gerade zu Genetiva ein solcher Theilbesitz bestand.

Ausdrücklich werden dagegen die Agri publici im besonderen aufgeführt: „qui agri quaeque silvae, quaeque aedificia colonis coloniae Genetivae Juliae, quibus publice utantur, data, adtributa, adsignata sunt.“[4]) Es gab darin Verordnungen gegen Veräusserung des Gemeindeeigenthums an Grund und Boden, über die municipalen Sacra und Priesterthümer, über die apparitores, über den Hausbau, Anlage von Wegen etc.

Wenden wir uns nun von diesen allgemeinen Betrachtungen wieder zu unserer Maincolonie, so ist vor allen Dingen der in der Sammlung des historischen Vereins zu Darmstadt befindliche Klestädter Meilenstein hier nochmals kurz zu betrachten.

Gefunden (1833) zwischen Kleestadt und Langstadt, an der Römerstrasse die von Aschaffenburg nach Dieburg führte (vergl. Walther, hessische Alterthümer S. 61—62, mit Landkarte), weist diese Strassensäule doch jedenfalls am Wahrscheinlichsten auf eine dieser beiden Römerstationen, in erster Linie wie gesagt auf Dieburg, das in einem Centrum lag, von welchem nach allen Seiten römische Verbindungs-Strassen ausgiengen. Eine solche führte denn auch nach Obernburg (dem röm. Maineastell) die Steiner „Maingebiet“ S. 118 und 238 beschreibt und auf der zugehörigen Karte einzeichnet. Hiernach scheint es nun, dass der Kleestädter Meilenstein eher ihr angehöre. Wie dem auch sei, seine heutigen Tages letzte Zeile (unter welcher noch eine gestanden haben muss, welche die Entfernungsangabe in Leugen enthielt) wurde bisher irrig gelesen, während sie nach meiner Vergleichung ein dreifaches A enthält, das nach Maasgabe des Miltenberger Toutonensteins am Einfachsten durch Ab Aelia Adriana zu erklären sein dürfte. Dass im Jahr 235 die volksthümliche und zugleich griechische Form Adrianus statt Hadrianus für den Kaiser gebraucht wurde, kann so wenig befremden wie beim Namen seiner Gründung in Thrakien Adrianopolis.

[Was nun den Text des Steines selbst betrifft, so habe ich denselben wie gesagt bereits in den Bonner Jahrbüchern nach eigener Anschauung und genauester Copie gegeben.[5])

Der Kaiser selbst ist hier Maxsiminus genannt, wobei dem X ein S zur Verstärkung beigesetzt ist, was öfters vorkommt, so wird z. B. vielfach EXS für EX geschrieben. Der Beinamen des Sohnes in Zeile 4 ist nicht zu eruiren, denn es ist blos MAXSI . . . erhalten, das Andere aber abgeschlagen. Nun geben aber merkwürdiger Weise Steiner und Becker an, das Ende des Namens sei auf einem zweiten Bruchstücke dieser Strassensäule, welches überhaupt die am Schluss mehrerer Zeilen fehlenden Buchstaben enthielte, ausgeschrieben: Steiner liest aber nun offenbar unrichtig auch hier, wie beim Namen des Vaters MAXSIMINO; Becker dagegen gibt MAXS‖IMO, so dass der Schluss auf dem abgebrochenen Stücke stünde. Da nun aber, wie aus unserer obigen Inschrift hervorgeht, das I noch auf dem von uns allein gesehenen Hauptstücke steht, so scheint es fraglich, ob der Schluss überhaupt noch vorhanden war, als die Inschrift gefunden wurde. Die Wahrscheinlichkeit spricht allerdings dafür, dass hier Maxsimo stand, nicht Maxsimino, wie sich ja auch auf dem Heidelberger Steine der Sohn als Thronfolger (Caesar nobilissimus) schon durch seinen Namen vom Vater unterscheidet.]

In ganz ähnlicher Weise nennt sich nun nach den beiden Namen des Ulpius Traianus die civitas oder colonia Ulpia Traiana am Niederrhein, abgekürzt C. V. T. (Brambach no. 10 u. 82 = Wilmanns 2288—89.)

Ebenso hiess das municipium Sarmizegetusa, die berühmte Hauptstadt des dakischen Königs Decebalus, als Colonie und Civilhauptstadt der römischen Provinz (vergl. Wilmanns 2423).

Ferner die von Mommsen im Corresp.-Blatt 1878 no. 11 citirte colonia Ulpia Traiana Poetovio in Noricum, abgekürzt C. V. T. P.

Solche Initialen treten wie Mommsen sich an dem betreffenden Orte, meine Lesung des Toutonensteines hierdurch bestätigend,[6]) bezeichnend ausdrückt, innerhalb des eigenen Gebietes eines Herrn (oder einer Körperschaft) überall in derselben Weise auf, da ja Jedermann daselbst den Namen des Grundeigenthümers kannte, also Zweifel über die Auslegung der Buchstaben nicht entstehen konnten.

Hiermit ist nun freilich nicht ausgeschlossen, dass man die Siglen auf der Kleestädter Maximinsäule nicht auch anders erklären könnte, indem ja dem A als Abkürzung von Kaisernamen etc. in Ortsbezeichnungen die mannigfaltigste Bedeutung zukommt; so ist z. B. C. A. AQ. = colonia Aurelia Aquensium (Wilmanns 842); C. A. (oder C. A G.) = colonia Agrippinensis (Wilmanns 2283, 2284); C. C. A. A. = coloni coloniae Augustae Alexandrianae

---

[3]) ager (auch abgekürzt zu A) war überhaupt für das Gebiet, die Gemarkung der Municipien neben civitas der gewöhnliche Ausdruck. Beispiele hierzu gibt Wilmanns exempla II. p. 628 (zu no. 870—872, mit der Unterscheidung von ager publicus und ager privatus.)

[4]) Eine interessante Bestimmung in diesem Colonialstatut ist auch die von Giraud cap. XII. aufgeführte, wonach die Ziegeleien wegen der beim Ziegelbrand vorhandenen Feuersgefahr nicht in der Stadt selbst, sondern ausserhalb derselben auf dem Lande angelegt werden sollten. Dasselbe galt natürlich auch für unsere Gegenden und ist es von Wichtigkeit bei Auffindung von Römerstätten dies im Auge zu behalten.

[5]) Die Zeilen sind vorn und hinten beschädigt und wurden daher die fehlenden Buchstaben mit Minuskel in Klammern ergänzt.

[6]) Wenn daher Hübner in den Bonner Jahrbüchern LXIV,50 meine Lesung dieses Grenzsteines (die auch an gleicher Stelle S. 64, Anmerkung, veröffentlicht ist) zurückweist mit der Bemerkung, das wohlüberlegte System der litterae singulares sei von den Römern nicht erfunden worden, um denen, für deren Gebrauch es bestimmt war, Räthsel aufzugeben: so sind Dem Mommsens eigene Worte entgegen zu halten, wonach es epigraphische Regel war, den Namen der Grundherren, also in unserem Falle des Gemeindeverbandes, also zu abbreviiren, da er ja durch den Ort (das Gebiet) selbst, hinreichend interpretirt war.

Abellinatium (ib 2762); C. A. A. M. = colonia Aelia (?) Augusta (?) Mediolanum, während dieselbe Stadt auf einem anderen Denkmale colonia G. A. F. = Gallieniana (?) Augusta Felix genannt wird (ib. 2181—2183)[7].)

Diese Beispiele werden genügen um zu zeigen dass einerseits, wie Mommsen gelegentlich der Bonfelder Inschrift (S. unsere Anmerk.) in den Bonner Jahrb. LV,158 treffend bemerkt „in solchen Gruppen durchaus der Name einer Stadt steckt", anderseits geben sie aber auch ein Bild der vielfachen Möglichkeiten wie der Name einer solchen auf dem Kleestädter Stein gelautet haben kann. Man könnte ja auch lesen Ab Aelia Aurelia, oder im zweiten Beinamen Antoniniana. Der erste Namen Aelia wäre hiernach zu Ehren Hadrians als Gründer angenommen worden, wohl im Jahr 97 p. C. als derselbe am Oberrhein weilte. Der zweite Namen würde zu Ehren eines der folgenden aurelischen Herrscher beigefügt sein. Ja man könnte auch annehmen, dass der betreffende Gemeindeverband (also sowohl das oppidum oder der vicus civitatis oder coloniae) als auch das ganze zugehörige Gebiet, der ager civitatis seinen Namen A. A. der Kleestädter Strassensäule, sowie überhaupt seine Constitution dem, anno 161—180 herrschenden Marcus Aurelius Antoninus verdankte. Freilich müsste man dann consequenter Weise auf dem Miltenberger Grenzstein die Abkürzungen mit weniger Wahrscheinlichkeit so auflösen, wie ich ebenfalls schon versucht habe (vergl. Corresp.-Blatt 1878 S. 71): Inter Toutonos [et agrum civitatis] Civitas Aurelia Hic Finivit [scil. agrum].

Für diese spätere Constituirung einer Civität (oder eines Verwaltungsbezirkes), die hier (d. h. auf dem Greinberge bei Miltenberg) ihr Gebiet gegen die germanischen Toutonen (das bei Ptolemaeus fälschlich Turoni genannte Volk) begrenzte[8]), spricht indessen vielleicht der Umstand, dass, wozu sich eine treffende Parallele in der Verwaltung der bisherigen österreichischen Militärgrenze bietet, während des ganzen ersten Jahrhunderts die beiden Germanien nur als Militärgrenze angesehen und demgemäss verwaltet worden sind, bis sie, wahrscheinlich seit der Regierung Hadrians (117—138), mindestens dem Namen nach wirkliche Provinzen wurden. Wenigstens ist dies die von Mommsen und nach ihm von Hirschfeld vertretene Auffassung über die Stellung von Germanien zu Gallien gegenüber den abweichenden Ansichten Anderer (vergl. „die Verwaltung der Rheingrenze in den ersten drei Jahrhunderten der römischen Kaiserzeit" in den Commentationes philologae in honorem Mommseni, Berlin 1877, p. 433—447.)

Aber auch nach diesen Aufstellungen bleibt es am Wahrscheinlichsten, dass von Hadrian die Civitäts-Beinamen sowohl auf dem Kleestädter Meilenstein wie dem Miltenberger Grenzstein herrühren, nur würde man hierbei weniger an die Anwesenheit desselben in unsern Gegenden im Jahr 97/98 zu denken haben, als vielmehr an seine Kaiserzeit. In ihr würde also die civitas Aelia Hadriana (oder a. 235 Adriana) als solche constituirt worden sein, als welche sie später Meilensteine innerhalb ihres Gebietes dem nördlichen Odenwalde setzte, zu welchem auch noch das am Ausgang des süddeutschen Limes gelegene Miltenberg gehörte, denn hier wurde ebenfalls das Bruchstück einer römischen Strassensäule vom Jahr 229 gefunden (S. Conrady in den Nassauischen Annalen B. XIV), ganz abgesehen von dem von der ganzen Civität unmittelbar an der Grenze ihres Gebietes gegen das freie Germanien zu gesetzten Toutonenstein.

Die Bedeutung des letzteren als Grenzmarke wird nun noch erhöht durch Dunkers Untersuchungen „Beiträge zur Erforschung und Geschichte des Pfahlgraben", wonach der süddeutsche Limes, der bei Miltenberg endete (nicht aber Freudenberg, vergl. meinen Artikel über den Fundort des Toutonensteins in Pick's Monatsschrift 1879 S. 93) hier einen vorläufigen Abschluss fand, indem von hier aus eine Strecke lang bis Gross-Krotzenburg der Main selbst die Grenze bildete.[9]) Freilich bleibt es noch zu untersuchen, ob der Limes nicht durch den Spessart weiter zog, aber nicht, woran zu denken mir niemals eingefallen ist, als ein erst von Probus errichteter Wall, sondern als eine Anlage vom Schlusse des ersten Jahrh., was ja der Grenzwall überhaupt war.

[7]) Wilmanns fügt bei „si recte solvimus compendia, colonia non potest esse deducta post a. 118, fortasse eo ipso anno, siquidem recte antea Aeliam appellatam esse posuimus". — Das Verhältniss, dass später hinzugefügte Kaisernamen früher schon gegebenen bei solchen Ortsbezeichnungen voran stehen, treffen wir auch auf einer Inschrift aus Bonfeld in Wirtenbergisch Franken an, die ich (gegen Wilmanns no 2272) so erklärt habe: genium c(ivitatis) Alisinensium L. Aventinius Maternus decurio c(ivitatis) Severianae Traianae, indem ich der Meinung bin die civitas Severiana (Septimia) Nemetum wäre hier gemeint.

[8]) Vergl. des Verfassers „deutsche Volksnamen" in Pick's Monatsschrift f. d. Geschichte Westdeutschlands 1879 no. 1. — Was die auf Grenzsteinen (termini, cippi terminales) übliche Formel betrifft, so lautet sie in der Regel terminavit, entsprechend dem oben versuchten finivit mit zu ergänzendem Objekt. Andere Steine dieser Art schliessen mit „terminos restituendos curavit," mit restituit und dergl. vergl. z. B. Wilmanns no. 846 Curatores Riparum restituerunt.

[9]) Er läuft nämlich auf dieser Strecke von Süden nach Norden, ganz in der Richtung des Limes, so dass hier kein Flankenangriff auf das römische Gebiet ausführbar war. Miltenberg ist, was bedeutungsvoll ist, der südlichste und strategisch wichtigste Punkt am Maine überhaupt.

Zur Literatur über die Römerkriege und das Kastell Aliso.

Von G. A. B. Schierenberg.

Ueber den Ort der Varusschlacht bestanden bis auf Clostermeier keine Zweifel, und im Jahr 1823 konnte daher der Pyrmonter Arzt Menke in seiner Schrift: „Die Externsteine" S. 46 noch sagen: „Alle älteren und neueren Geschichtsforscher kommen überein, dass bei Horn die Varusschlacht geschlagen sei." Da trat Clostermeier mit seiner bekannten Schrift hervor: „Wo Hermann den Varus schlug" und brachte Verwirrung in die Frage, indem er den Namen „Dörenschlucht" erfand und ausbeutete. Obgleich er gerade in dem Punkte, worauf es hauptsächlich ankommt, nämlich in der Topographie der Gegend, in der er 40 Jahre gewohnt hatte, und die er beschreiben wollte, sich nur sehr mangelhaft unterrichtet zeigt, so verlieh doch sein Titel als Fürstl. Lippischer Archivrath seinem Werke einen Nimbus, durch den sich selbst Männer wie Schlosser täuschen liessen. Vor Clostermeier dachte Niemand an die Möglichkeit, dass die römischen Heere durch die Dörenschlucht sollten gezogen sein. Im 17. Jahrhundert, wo es noch keine Kunststrassen gab, und wo die Strassenzüge den Richtungen folgten, welche die Natur ihnen vorgeschrieben hatte, kennen die Paderborner Schriftsteller Schaten († 1676) in seinen Annal. Paderborn (I. 634) und F. v. Fürstenberg († 1683) in seinen Monument. Paderborn (Seite 69) nur die Strasse über Horn, resp. Altenbeken, als für Drusus und Varus Züge in Betracht kommend. Die von Clostermeier erfundene Dörenschlucht wurde dann von Giefers weiter ausgebeutet, der nun Varus in entgegengesetzter Richtung hindurchmarschiren liess und ferner behauptete, dass über Horn nie eine alte Strasse geführt habe.

Der Name Schlucht passte übrigens gar nicht für den „Durchgang bei den Düren", indem an seiner engsten Stelle wohl hundert Wagen neben einander fahren können, während er nur einige hundert Schritt lang ist und durch

zwei sanft ansteigende Höhen gebildet wird, welche rechts und links in nicht gar grosser Entfernung andere Uebergänge ermöglichen. Dagegen sagt Clostermeier selbst, dass die Dörenschlucht an beiden Seiten durch Sümpfe versperrt sei, und verlegt daher die pontes longi an ihre Ostseite, an ihre Westseite aber „ein von Morästen und Vertiefungen durchschnittenes Land.“ S. 79. a. a. O. Mit dem Glauben an die Dörenschlucht muss dann aber auch die Ansicht beseitigt werden, als ob die Römer uns von einem Teutoburger Waldgebirge berichtet hätten, oder von einem Kastell Aliso, das man gar als das berühmte Kastell Aliso zu bezeichnen pflegt. Der Name saltus Teutoburgiensis kommt nur einmal vor und zwar bei Tacitus, indem er meldet, dass dem Gerüchte nach dort noch „unbegrabene Ueberreste (reliquiae) des Varus und seiner Legionen“ sich befänden.

Nun hat aber die Generalversammlung der Geschichts- und Alterthumsvereine in Detmold (S. Correspondenzblatt v. 1876. No. 2. S. 10.) im October 1875 sich bereits mit meiner Ansicht einverstanden erklärt, dass unter saltus hier nur ein Engpass zu verstehen sei. Dieser Engpass kann aber nichts anderes sein, als jene alte Strasse über den Externstein und Horn, welche Schaten als angustus transitus bezeichnet, während v. Fürstenberg sie aditus saltus Teutoburgiensis nennt. Man wird also die alte Ansicht wieder aufnehmen müssen, wonach die Varusschlacht bei Horn vorfiel, eine Ansicht, wofür noch vieles Andere spricht, und die man lediglich auf Clostermeiers und Giefers Autorität hin verlassen hat. Aliso wird von Tacitus, Vellejus, Dio und Frontinus genannt, aber nie als Kastell bezeichnet. Tacitus nennt es nicht einmal bei der Beschreibung des Zugs, welchen Germanicus im Jahr 15 auf das varianische Schlachtfeld unternahm, bezeichnet es aber wie ich glaube, indem er sagt, oberhalb der Trümmer des von Drusus (super vestigia paterni praesidii) angelegten praesidium habe Germanicus ein Kastell erbaut und im Jahre 16 lässt dieser dann „Alles zwischen diesem Kastell und dem Rhein mit Gräben und Wällen versehen.“ Aus Frontinus ersehen wir, dass Aliso ein Lager (castra) mit einem Erdwalle (vallo) war, auf dem nach römischem Brauch eine hölzerne Brustwehr stand, von der man befürchtete, dass sie durch die Germanen könnte in Brand gesteckt werden. Aliso war hiernach ein strategisch wichtiger Punkt, wo Drusus nach der unglücklichen Schlacht bei Arbalo sich verschanzte, offenbar um sein zersprengtes Heer wieder zu sammeln. In einem Thale des Osning eingeschlossen, entrann Drusus dem sicheren Untergange nur durch die Beutelust seiner Feinde und ihren Mangel an Disciplin. Hieraus erhellt, dass Aliso in der Nähe des Osning liegen musste, schwerlich mehr als 4 Meilen oder einen Tagemarsch davon entfernt. Nach der Varusschlacht retteten sich die Ueberbleibsel des römischen Heeres wieder nach Aliso, das wie wir aus Frontinus ersehen, damals einen Erdwall mit hölzerner Brustwehr hatte. Nichts deutet darauf hin, dass es Mauern hatte, oder ein Standlager war, wo, wie Clostermeier sagt, 4 oder mehr Legionen bequem überwintern konnten. Solche Behauptungen sind nichts weiter als unbegründete Vermuthungen. Erst im Jahre 16 n. Chr., als sich die Römer anschickten den Osning und die Lippequellen zu verlassen, um nie wieder zu kehren, nennt Tacitus ein Kastell Aliso als den äussersten westlichen Punkt, bis wohin damals Germanicus mit seinen 6 Legionen vorzudringen wagte, das, wie die begleitenden Umstände ergeben nur ganz in der Nähe des Todtenhügels und des Schlachtfelds liegen konnte. Ich nehme an, dass das Kastell, welches Germanicus entsetzte, auch von ihm angelegt war, und dass es von dem Lager Aliso verschieden war, welches Drusus auf seinem Rückzuge aufschlug, denn Germanicus ging ja angriffsweise in derselben Richtung vor, und setzte sich daher so nahe wie möglich an Osning fest. Dass der Elsener Bach der Elison des Dio sei, habe ich schon 1852 behauptet, und später in meiner 1862 erschienenen Schrift: „Die Römer im Cheruskerlande“ hinzugefügt, dass für die Bestimmung des varianischen Schlachtfeldes wenig darauf ankomme, ob Aliso einige Meilen höher oder niedriger am Laufe der Lippe gelegen habe, und dieser Ansicht hat sich auch die Generalversammlung in Detmold 1875 angeschlossen. Dass Aliso für die römische Kriegsführung nur eine höchst untergeordnete Bedeutung hatte, geht daraus hervor, dass es nur im Vorbeigehen genannt wird. Dass es von Drusus nicht mit der Bestimmung als Festung zu dienen erbaut wurde, geht aus Florus Bericht hervor, welcher erzählt, dass Drusus Befestigungen und Wachtposten an den Mündungen der Elbe, Wesser, an der Maas und ausserdem 50 Kastelle am Rhein erbaute, während er von einer Befestigung oder einem Kastell an der oberen Lippe, das gegen die gefährlichen Cherusker nur gerichtet sein konnte, nichts sagt. Es erscheint daher schwer verständlich wie Prof. Schneider in Düsseldorf neuerdings, im Jahr 1878, in einer ganzen Reihe von Aufsätzen und Schriften darzuthun sucht, dass Aliso bei Schulte Nomke an der Glenne gelegen habe. Dabei tritt er mit solcher Zuversicht auf, dass er allen Widerspruch im Voraus abschneidet, denn er lässt mit gesperrter Schrift drucken: „Wer nun das Kastell Aliso nicht selbst zu finden weiss, für den wird es überflüssig sein, noch besonders darauf (auf Schulte Nomke) hinzuweisen.“

Wer ihm hierin nicht beipflichtet erscheint dem Herrn Schneider „befangen und hat sich schon in eine bestimmte Ansicht so hineingelebt, dass er sie nicht wieder los werden kann.“ (Schneider, Neue Beiträge, 11te Folge S. 18. und Picks Monatsschrift Jahrg. 1878. S. 146.). Ich meine, zuvor sei doch erst nachzuweisen, dass Aliso wirklich ein römisches Standlager gewesen sei, und römischen Eroberungsplänen gedient habe, ehe man Drusus „genialen Feldherrnblick“ rühmt, mit dem er den Platz dazu ausgewählt habe, wie dies z. B. von Oberlehrer Hülsenbeck in seiner 176 Seiten langen Schrift „Das Kastell Aliso“ geschehen ist.

Meinberg im März 1869.

Wirksamkeit der einzelnen Vereine, Literarisches.

Erfurt, 3. April. Die „**Historische Commission der Provinz Sachsen**“ trat am vorletzten Montage in den herrlichen Räumen des neu erbauten Rathhauses zu Erfurt zu ihrer 5. Sitzung zusammen. Die Verhandlungen gaben im Ganzen wie im Einzelnen ein höchst erfreuliches Bild über die Thätigkeit und die Erfolge der immerhin noch sehr jungen Institution. Während des letzten Geschäftsjahres war nicht nur das Erscheinen zweier neuer Bände der „Geschichtsquellen“: des von Director Holstein in Geestemünde bearbeiteten Urkundenbuches des Klosters Berge und des von Dr. Hertel übernommenen Urkundenbuches des Klosters U. L. Fr. in Magdeburg, sowie die Ausgabe eines neuen in 500 Exemplaren namentlich an die Schulen der Provinz vertheilten Neujahrsblattes, die von Dr. Jacobs verfasste Darstellung des Brockens in Sage und Geschichte enthaltend, sondern auch die Eröffnung der weiter aussehenden, für grössere Kreise bestimmten und durch ihre Ausstattung mit Abbildungen sich empfehlenden Publikation der „Beschreibenden Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz“ durch die Versendung des ersten, die kunstgeschichtlichen Alterthümer des Kreises Zeitz zur Darstellung bringenden Heftes zu verzeichnen. Nicht minder günstige Aussichten konnten auch für das nunmehr beginnende Etatsjahr eröffnet werden, denn schon

befindet sich ein neues Heft des letzteren Werkes, die Beschreibung der Denkmäler des Kreises Langensalza und zwei Bände der Geschichtsquellen, der 2. Theil des Halberstädter Stadt-Urkundenbuches von Director Schmidt und die Denkwürdigkeiten des Halle'schen Rathsmeisters M. Spittendorf, von Professor Opel bearbeitt, unter der Presse, und sind ferner die Denkmälerbeschreibungen der Kreise Weissenfels, Weissensee, Schleusingen, Mühlhausen und Worbis, die Herausgabe der Erfurter Studenten- und Baccalaureenmatrikel von 1392 bis 1500 durch Prof. Weissenborn und der Halberstädter Kirchenvisitations-Protocolle von 1564 und 1589 nebst einer kurzen Geschichte der Reformation in Halberstadt durch Superintendent Rebe daselbst so weit gefördert, dass die Drucklegung derselben unmittelbar nach Abschluss der oben bezeichneten Stücke in Angriff genommen wird. Zur Wiedergabe einiger der hervorragendsten Miniaturen, mit denen die Originale der Matrikeln Seite für Seite ausgeschmückt sind, wurde zudem eine höchst ansehnliche Summe im Etat der Commission ausgeworfen. Daneben wird an der Herstellung des Manuskriptes zum Pfortaischen Urkundenbuche und dem des Stiftes Naumburg rüstig weiter gearbeitet und wurde nunmehr beschlossen, Verhandlungen über die Herausgabe der Chronik des Erfurter Rathsmeisters Hartung Kammermeister mit Dr. Reiche in Königsberg in der Neumark, über Bearbeitung eines Eichsfeldischen Urkundenbuches mit Dr. Jäger in Duderstadt, und betreffs einer Veröffentlichung der Halle'schen Schöppenbücher mit Dr. Hertel in Magdeburg einzuleiten; vor Allem aber gelang es durch das bereitwillige Eintreten der Hendel'schen Buchhandlung eine geeignete Grundlage zu gewinnen, durch die das Erscheinen von zwei Heften der „vorgeschichtlichen Alterthümer“ bis zum 1. October d. J. gesichert ist. Letzteres Werk ist dazu bestimmt, durch Wort und Bild die vorzüglichen Resultate der bisher vorgenommenen Ausgrabungen praehistorischer Grabstätten zur Anschauung zu bringen, und verspricht eine Reihe wichtiger Aufschlüsse über die ältesten ethnographischen und Culturverhältnisse unserer Heimath. Professor Klopfleisch wird neben diesen Bearbeitungen auch die praktischen Ausgrabungen weiter fortführen und für dieselben namentlich mehrere durch die landwirthschaftlichen und Kulturarbeiten bedrohte Punkte in Aussicht nehmen. selbstverständlich setzt Bauinspector Sommer seine Vorarbeiten für die Denkmälerbeschreibung fort, während von nun an Pfarrer Otte die endgültige Redaktion handhabt. Für den schnelleren Fortgang des ganzen Unternehmens wird es von besonderer Wichtigkeit sein, dass sich ausserdem in höchst dankenswerther Weise Professor Müller in Magdeburg, Superintendent Nebe in Halberstadt, Pfarrer Warnecke in Loburg, sowie die Geschichtsvereine in Erfurt und Nordhausen zur Vornahme der Vorarbeiten in den ihnen am nächsten liegenden Gebieten bereit erklärt haben. Als Neujahrsblatt für 1880 wird Director Schmidt eine Abhandlung über die „Halberstädter Schicht des Jahres 1423“ veröffentlichen, auch traf die Commission schon jetzt geeignete Massnahmen, das in den Juni 1880 fallende 200jährige Jubiläum der Vereinigung des Erzstiftes Magdeburg mit dem brandenburgischen Curstaate durch die Veröffentlichung einer entsprechenden Festschrift zu begehen. Mit dem Beschluss, mehrere kleinere Alterthümersammlungen anzukaufen, sowie mit Besprechung einer Reihe innerer Angelegenheiten endete die reichhaltige Sitzung unter lebhaftem Danke für die von Seiten der städtischen Behörden gewordene freundliche Aufnahme, und es verband sich damit die Hoffnung, dass die Commission, wenn sie im Mai k. J. zu Merseburg zu ihrer 6. Sitzung zusammentritt, auf eine gleich erfolgreiche Thätigkeit zurückblicken möchte, wie dieses Mal. Nach Schluss der Sitzung besichtigte die Commission, unter Führung des Ober-Bürgermeisters Breslau, noch im Einzelnen die hervorragenderen Zimmer und Säle des Rathhauses, unter denen der zwar noch nicht vollendete Festsaal doch durch seine grossen Fresken und die reichen, wie sinnigen Eichenholzskulpturen allseitige Bewunderung und Anerkennung erfuhr. Auch das hierauf in Augenschein genommene städtische Archiv überraschte ob seines Umfanges und Inhaltes. Den späteren Nachmittag nahm eine Besichtigung der durch die Entfestigung der Stadt jetzt zugänglicheren Kirche des ehemaligen Petersklosters, der im Inneren kürzlich geschmackvoll restaurirten Severikirche und des altehrwürdigen Domes in Anspruch.
(S. Z.)

(Historischer Verein von Oberpfalz und Regensburg, Versammlung am 22. Januar). Im Anschlusse an eine Abhandlung in der letzten Nummer der Monatsschrift für rheinische Geschichte „über Erhaltung monumentaler Baudenkmäler von Herrn Oberst von Cohausen“ hielt Herr Bauamtsassessor Ziegler einen längeren Vortrag, in welchem er sich theils den gediegenen Ansichten genannten Verfassers anschloss, theils dieselben mit besonderer Rücksicht auf merkwürdige Bauten Regensburgs und Umgegend (St. Ulrichskirche, Dom, Walhalla etc.) eingehend ergänzte. Auf allseitigen Wunsch ist in Aussicht genommen, den höchst belehrenden Vortrag in der Folge der Verhandlungen erscheinen zu lassen. — An die dargelegten Ansichten anknüpfend besprach derselbe die Bauverhältnisse der in historischer und archäologischer Hinsicht merkwürdigen Ruine zu Altmanstein und zeigte, welche Schritte zur Erhaltung derselben bereits gethan worden und welche noch nöthig sind. — Herr Pfarrer Dahlem referirte über verschiedene in der Umgegend Regensburg gefundene Broncegegenstände aus prähistorischer, römischer und nachrömischer Zeit und verbreitete sich dabei über die Lage Regensburgs und Umgegend im 4. u. 5. Jahrhundert nach Christus, besonders über das Verhältniss von Rogging (Regium) zu Regensburg (Reginum), indem er ersteren Ort gleichsam als ein das damals zerstörte oder doch von den Römern als strategischen Punkt an der Donau aufgegebene Regensburg ersetzendes starkes Kastell und als eine der wichtigsten an der Laaberlinie gelegenen Stationen auf der grossen römischen Heerstrasse von Straubing nach Augsburg (via Augustana = Augsburgerstrasse = Ochsenstrasse) bezeichnete.

Derselbe zeigte schliesslich sehr kunstreich bemalte Bänder aus dem Ende des verflossenen Jahrhunderts, deren Schönheit allgemeine Anerkennung fand.

— **(Historischer Verein von Oberpfalz und Regensburg**, Versammlung am 2. April). In den letzten Tagen wurde bei dem Graben der Fundamente des Liechtl'schen Neubaues vor dem Ostenthore eine grössere Anzahl von römischen Grabstätten blosgelegt. Herr Pfarrer Dahlem hat dieselben einer eingehenden Untersuchung unterzogen, bei dieser Gelegenheit fand derselbe mehrere Thongeschirre u. s. w., welche der Bauherr bereitwilligst dem historischen Vereine schenkte; dieselben wurden in der heutigen Versammlung vorgezeigt und von dem Herrn Vortragenden eingehend besprochen. Von besonderem Interesse ist der Töpfername Reginus auf einer Schale von terra sigillata, der bisher in Bayern nicht vorgekommen war. Hieran reihte der Herr Pfarrer sehr interessante Erörterungen über die römischen Strassenzüge und Begräbnissplätze rings um Regensburg. Namentlich wurde der östliche Beerdigungsplatz besprochen, der sich vom östlichen römischen Thore beim Carmeliten-Bräuhause bis Alt-St.-Niclas sporadisch hinzog, und vorzugsweise für Arme und Sklaven bestimmt gewesen zu sein scheint.

Herr Conrektor Kleinstäuber berichtet über den silbernen und vergoldeten Pokal der Schützengesellschaft zum grossen Stahl, der vor einigen Jahren veräussert wurde. Derselbe stammte aus dem Jahre 1586, wog 11½ Lth. und war verfertigt vom Goldschmiede Stephan Hannold, bei Gelegenheit des damals abgehaltenen deutschen Hauptschiessens. Hieran knüpfte er noch Bemerkungen

über die Geschichte der Gesellschaften zum „grossen und kleinen Stahl“. — Herr Reg.-Registrator Schratz erwähnte bei dieser Gelegenheit eine Reihe der denkwürdigen Münzen und Medaillen, welche auf Festlichkeiten dieser Gesellschaft geprägt wurden.

Frankfurt, 22. April. In der gestrigen im „Landsberg“ abgehaltenen Sitzung des **Vereins für Geschichte und Alterthumskunde** gedachte der Vorsitzende, Herr Justizrath Dr. Euler, zunächst zweier um die Rechtsgeschichte hochverdienter Männer, welche in verflossenem Monat in hohem Alter dahin geschieden sind. Der eine war der am 18. März zu Lübeck verstorbene Oberappellatationsgerichtsrath Dr. Karl Wilhelm Pauli, welcher schon bei Eröffnung des Gerichts am 13. November 1820 als Secretär fungirte, am 4. Juli 1843 von Lübeck zum Rathe ernannt wurde und somit, da bei der neuen Gerichtsorganisation des Reichs das hansische Oberappellationsgericht am 1. October 1879 aufhören wird, demselben an Lebensdauer fast gleichgekommen ist. Dr. Pauli hat sich als Rechtshistoriker und lübeckischer Localhistoriker verdient gemacht. Der zweite ist der Philolog und Archäolog Prof. Dr. Georg Friedrich Schömann zu Greifswald, geb. 1793 zu Stralsund, welcher eine hervorragende Thätigkeit in den Gebieten der Rechtsgeschichte und Archäologie entwickelt hat. Hierauf folgte ein Vortrag des Herrn Dr. F. A. Finger über seinen Antheil an dem bei O. Spamer in Leipzig unter Redaction des Herrn F. v. Köppen erschienenen Werkes. — Herr Dr. Hammeran berichtet sodann über die von dem „Verein für das historische Museum“ in Verbindung mit dem „Taunusclub“ veranstalteten Ausgrabungen auf der Stätte der römischen Niederlassung bei Heddernheim. Es sei erfreulich, nachdem man in Frankfurt während unseres ganzen Jahrhunderts müssig zugesehen habe, wie die werthvollsten Funde der alten Römerstadt in alle Welt zerstreut worden sind, dass jetzt wenigstens eine Nachlese zu halten versucht werde, welche dem „Historischen Museum“ zu Gute kommen soll. Auf einem gepachteten Acker, der demnächst eingefriedigt werden soll, sind eine Reihe zusammenhängender Hans-Fundamente aufgedeckt worden, welche sich noch nicht in allen Punkten classificiren lassen. Die Hauptfunde bestehen bis jetzt in einer Anzahl kleinerer Alterthümer (Bronzefibeln, Eisenwerkzeugen etc.), in Legionsplatten der vierzehnten und zweiundzwanzigsten Legion, und in einer bedeutenden Anzahl grosser Fragmente bemalter Wandverkleidungen in rother, grüner, gelber, blauer, schwarzer Farbe mit Streifen und Arabesken. Die Erbauung dieser Wohnräume, deren Fundamentmauern an einigen Stellen immer noch nahezu 2 Meter hoch stehen, muss in den Zeitraum der Jahre 71—250 p. Ch. (am Wahrscheinlichsten in das 2. Jahrhundert) fallen, da, wie der Redner nachwies, die erstere Grenze durch die Bezeichnung der 14. Legion gegeben ist (deren vollständige Epitheta „gemina, Martia, victrix“ erst nach Beendigung des britannischen Feldzuges und des Aufstandes am Niederrhein vorkommen), während die Zeit der Zerstörung der Römer-Niederlassungen auf dem rechten Rheinufer nach den datirten Inschriftsteinen in die Mitte oder das Ende des dritten Jahrhunderts zu setzen ist. Es wurde sodann der Nachweis geführt, dass die Römerstadt bei Heddernheim zwei Begräbnissplätze (einen im Norden und einen im Westen) besitzt und dass sie keineswegs „novus vicus“ geheissen hat, wie seit Fuchs allgemein angenommen wird. Das Letztere versprach der Vortragende in einer bereits in Arbeit befindlichen ausführlicheren Monographie über Heddernheim näher zu begründen und deutete vorläufig einige Punkte seiner Argumentation an, wonach allerdings wie in Mainz und anderen Orten, ein Bezirk der alten Römerstadt auf dem sogenannten „Heidenfelde“ „novus vicus“ (die Neustadt) genannt wurde, niemals aber der ganze Ort Neudorf hiess, der der Ausdehnung nach durchaus kein Kastell, sondern eine umfangreiche städtische Anlage mit gewaltigen Ringmauern aus der Spätzeit der grossen städtischen Befestigungen darstellt. — Schliesslich wurde ein gemeinsamer Ausflug zu den noch wohlerhaltenen Ringwällen der Goldgrube besprochen, wo demnächst methodische Ausgrabungen Seitens des Taunusclubs stattfinden sollen. Die Zeit des Ausflugs soll bekannt gemacht werden. (Did.)

Hanau, 8. April. Der hiesige **Geschichts-Verein** hielt am 5. d. unter Vorsitz des Herrn Pfarrers Rullmann seine Jahres-Versammlung ab. Nach Erstattung des Berichts, welcher die fortgesetzt förderliche Thätigkeit des Vereins für die Specialgeschichte des Gebiets der alten Grafschaft Hanau bekunden konnte, hielt Gymnasial-Oberlehrer Dr. A. Duncker von Wiesbaden einen Vortrag über die neueren Forschungen betreffend den römischen Grenzwall (Pfahlgraben) im unteren Maingebiet und der Wetterau. Als Vereinsschrift kam zur Vertheilung eine in Folge der Natur des Gegenstandes gar sehr mühevolle Arbeit von Dr. R. Suchier hier über die Grabmäler und Särge der in Hanau (in der Marien- und in der Johanniskirche) bestatteten gräflichen und fürstlichen Personen aus den Häusern Hanau und Hessen.

— Am 2. Februar 1878 hat sich in **Lüneburg** ein **Museumsverein für das Fürstenthum Lüneburg** gebildet, um die Interessen der Geschichte, der Kunst- und Culturgeschichte sowie des Kunstgewerbes zu fördern. Der Verein wird durch Sammlen von Alterthümern u. s. w., durch regelmässige Zusammenkünfte und durch Ausgabe von Jahresheften seinen Zweck zu erreichen suchen. Den Grundstock für das Museum bildet die Sammlung des früheren Alterthumsvereins. Der uns vorliegende Jahresbericht zu 1878 giebt eine Uebersicht über den Inhalt des Museums. Die Einnahmen betragen 2495 M. 2 Pf., die Ausgaben 2330 M. 60 Pf. Die Zahl der einheimischen Mitglieder ist 216, der auswärtigen 19.

Mittheilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte. I. Jahrg. Nr. 10—12.

Inhalt: Koppmann, Adrian Vossenhol. — Ders., Dr. med. Jodocus Porter. — Walther, FNVT. — v. d. Ropp und Koppmann, Zur Verbreitung der Lesekunst im Mittelalter. — Koppmann, Zur Kunstgeschichte. — Ders., Zwei Schiffsnamen. — Walther, Zur Geschichte der Beginen in Hamburg. — Voigt, Der Brunnen auf dem Hansaplatz. — Koppmann, Die Gemäldegallerie auf dem alten Rathhause. — Krull, Holzkasten des Leuer Elver von 1549. — Koppmann, Zur Geschichte der Seuchen. — Berthau, Philipp Georg Wichten und Johann Otto Glüsing. — Koppmann, sunte Johannis to lichten. — Ders., Störtebeker und Gödeke Michel. — Gensler, Hamburger „Beischläge“ aus dem 14., 15. und 16. Jahrh. — Koppmann, Zum Schmähgedicht von 1458. — Hamburgische Osterfeuer. — Gaedechens, Einiges über die Schwäne auf der Alster. — Koppmann, Holländer in Hamburg.

II. Jahrgang. No. 1—3.

Inhalt: Die Bildwerke im alten Rathhause. — Lüders, Das Regiment der Reepschlägergesellen von 1619. — Gensler, Hamburger Beischläge. — Koppmann, Gert van Won. — Franke, Platea pilleatorum. — Gädechens, Etwas über Ehrengeschenke. — Koppmann, Gänsemahlzeiten des Raths im Mittelalter. — Voigt, Der ehemalige Entenfang in den Elbmarschen bei Hamburg. — Koppmann, Handel der Hansestädte nach Bergen. — Voigt, Osterfeier und Osterwasser. — Gaedechens, Hammonia. — Koppmann, Der Name der Stadt Altona. — Voigt, Taufkessel in der Kirche zu Hitfeld. — Koppmann, Laurens Grave apengeter. — Taufgefäss im Dom zu Lübeck, — Krause, M. Johannes van dem Mere. — Höhlbaum Eine Handschrift zur Hamburgischen Geschichte. — Vereinsnachrichten.

Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. XVII. Jahrg. No. 2.

Inhalt: Hallwich, Wallenstein und Arnim im Frühjahre 1632. — Horcicka, Herzogs Rudolf III. von Oesterreich Einsetzung zum Könige von Böhmen im Jahre 1306. — Loserth, Beiträge zur Geschichte der husitischen Bewegung. Nachträgliche Bemerkung zu dem Magister Adalbertus Ranconis de Ericinio. — Bernau, Franz Alexander Heber. Miscellen, Mittheilungen der Geschäftsleitung.

Der deutsche Herold. X. Jahrgang. Nr. 1—3.

Inhalt: Schmidt, zur Genealogie der Familie v. Bismarck (Linie Schönhausen). — Aussereuropäische Wappen. — Die von Gablenz und die von der Gabelentz zwei verschiedene Adelsfamilien. — Protocolle. Besprechungen. Anfragen.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Neue Folge. XXVI. Nr. 2.

Inhalt: Essenwein, Deutsche Gläser im germanischen Museum. — Loose, Hausordnung für die 12 Chorschüler in der Spitalschule zu Nürnberg vom Jahre 1343. (Schluss). — Vogt, Zum fränkischen Bauernkrieg. — Bösch, Das ayd vnd Regiment der aydgenosen der Sweiczeren wan sy in das veldt oder in dem krieg cziehen. — v. Weech, Ein ehrengerichtlicher Spruch aus dem 16. Jahrh. — Anemüller, Mässigkeitsvertrag. — Wattenbach, Samuel Karoch von Lichtenberg. — Conrady, Hochzeitsbrief eines Scharfrichters. — Spruch. Beilage: Chronik. Schriften der Akademien, Museen und Klöster. Vereine. Literatur. Vermischte Nachrichten. Der Nummer liegt der 25. Jahres-Bericht des germanischen Nationalmuseums bei.

Notizen, insbesondere über alterthümliche Funde, Restaurationsarbeiten etc.

Köln, 4. April. In Verfolg früherer Mittheilung über die **römischen Ausgrabungen** bei der benachbarten **Marienburg** berichtet die „Köln. Ztg.", dass dieselben aus einem oblongen ungefähr 0,90 M. hohen, 1,80 M. langen und 0,90 M. breiten Sarkophage, in welchem sich mehrere Gegenstände befanden, so wie einem 1,80 hohen und 0,60 M. breiten Grabsteine von Jurakalk bestehen. Der erstere, dessen Deckel zertrümmert ist, trägt auf einer Langseite die folgenden Endworte einer im Uebrigen verwitterten, dreizeiligen Inschrift:

VCI
VERINVS
IVLLONIE

Von den in dem Sarkophage aufgefundenen Gegenständen sahen wir bei dem Director der Aktiengesellschaft Marienburg, Herrn von Gellhausen, welcher leider erst nach Eröffnung des Sarges bei der Fundstelle eintraf, kleine Bruchstücke eines traubenförmig façonnirten Glasgefässes, von dem wir vermuthen, dass es in keinem Hauptbestande erhalten war, einige Bronzeappliken, anscheinend auf den Mithraskult bezüglich, eine Glasperle, verschiedene Kupfermünzen — Grosserze und kleinere — von Hadrian, Antonius Pius, Commodus, Tetricus, Postumus etc. und endlich einige ihrer früheren Bestimmung nach unbestimmbare Metallplättchen und Ueberreste. Weitaus interessanter ist der vorgedachte Grabstein von rechteckiger Form, welcher auf seiner oberen Hälfte in zierlich schlanken Buchstaben die nachfolgende fast makellos erhaltene achtzeilige Inschrift trägt: L. Octavius L. F. Elaites, gubernator ann(orum) LVIII, stip(endorum) XXXIIII h(ic) s(itus) e(st). Dionisius Plestharchi F. Trallianus scriba pro merit(is). Diese Inschrift ist von einigen gefurchten Linien umrahmt und überdacht von einem leicht reliefirten Giebelfelde mit einer Lotusblume in der Mitte, von der ausgehend sich verjüngende Akanthusblätter die Winkel des Dreiecks ausfüllen. Die oberen Zwickel des Steins sind mit Palmetten belebt. Die Fundstelle befindet sch nur 0,40 M. unter der Oberfläche des die Marienburg umgebenden Grundstückes, welches jetzt behufs Offenlegung von Zugangswegen zu dem Gesellschaftshause eingeebnet wird. Eine von dem Bonner Provinzialmuseum für den Grabstein angebotene Summe wurde von dem Besitzer, der demselben in den Gartenanlagen der Marienburg eine hübsche Aufstellung zu geben gedenkt, abgelehnt.

(Heidenkirchhof von Hohenkränig.) Der Major v. Humbert auf Hohenkränig, Kreis Königsberg N. M. bei Schwedt a. O. hat auf seiner Gutsfeldmark auf der Höhe des steilen linken Oderufers, von wo aus man bei klarem Wetter den St. Jakobkirchthurm von Stettin erkennen kann, einen **Heidenkirchhof** aufgedeckt. Etwa ein halb Meter unter der Erde befinden sich in regelmässigen Reihen und etwa einem Meter Abstand, von Aussenwand zu Aussenwand gemessen, kleine etwa ein Meter hohe Packungen von unregelmässigen Feldsteinen der verschiedensten Form, jedoch nicht über ein Quadratfuss höchstens gross. Etwa 12 derartige Stellen wurden aufgedeckt. Im Innern befanden sich einzelne grosse Urnen mit Stülpen darüber und mehreren kleinen Gefässen darin noch umstellt mit leeren kleineren und grösseren Ceremoniengefässen, darunter solche von ca. 1½ bis 2 Liter Inhalt. Nur in den grösseren Zentralurnen befanden sich die Reste des Leichenbrandes, aber sehr vermorscht und auf besonders hohes Alter deutend. Neben einem solchen grossen Gefäss lag frei in der Erde ein unverbrannter Menschenschädel, von dem jedoch nur ein Theil der Zähne gerettet werden konnte. Beigaben aus Stein oder Metall sind weder bei früheren Nachgrabungen noch jetzt gefunden worden. Man gewann diesmal ca. zwölf grosse und kleine thönerne Gefässe, dunkelbraun von primitivem Typus. Zweifellos handelt es sich um vorwendische Objecte. Herr v. Humbert hat die ihm gehörigen Fundstücke den städtischen Behörden von Berlin für das Märkische Provinzial-Museum zum Geschenk gemacht.

(N. A. Z.)

Rundfragen an die Herren Archivare die ältesten Eisengusshütten und -Waaren betr.

1) Welche Akten besitzt Ihr Archiv über Waldschmieden, Eisenschmelz- und Hammerhütten oder Gusshütten aus dem 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts?
2) Besitzt Ihr Archiv Notizen oder alte Rechnungen über den Ankauf eiserner Plattenöfen, gusseiserner Geschütze oder Kugeln aus dieser Zeit?

Um Beantwortung vorstehender Fragen bittet höflichst

Biebrich a. Rh. Dr. L. Beck.

Berichtigung.

Im Vortrage des Herrn Dr. Hostmann auf S. 20 ff. des Correspondenzblattes Nr. 3 und 4 bitten wir folgende Druckfehler zu berichtigen:

S. 20, Sp. 1, Z. 18 v. o. statt fernerer lies **feinerer.**
„ 20, „ 2, „ 4 v. o. „ gar nicht mehr lies **nicht näher.**
„ 20, „ 2, „ 5 v. u. „ Resultat lies **Material.**
„ 21, „ 1, „ 27 v. o. „ verbreitet lies **verarbeitet.**
„ 21, „ 2, „ 21 v. u. „ Wandstücken lies **Wandstärke.**
„ 21, „ 2, „ 8 v. u. „ aus kiesigem lies aus kiesigem **Erze.**
„ 23, „ 1, „ 16 v. o. „ einige Gelehrte lies **andere** Gelehrte.
„ 23, „ 1, „ 9 v. u. „ Sternformen lies **Steinformen.**
„ 23, „ 2, „ 18 v. o. „ Scherben lies **Scheiben.**
„ 24, „ 1, „ 14 v. o. „ Fassungszangen lies **Fassungszargen.**
„ 24, „ 2, „ 36 v. u. „ schneiden lies **schmieden.**
„ 26, „ 1, „ 7 v. o. „ Bronzeschmiedekunst lies Broncegiesskunst.

Einige Druckfehler, die sich sofort von selbst verstehen, bitten wir k. H. zu verbessern.

Commissions-Verlag der Hofbuchhandlung von A. Klingelhöffer in Darmstadt. - Druck von Heinrich Kichler.

Herausgegeben von dem Verwaltungsausschusse des Gesammtvereins in Darmstadt unter Redaction von Ernst Wörner.

Correspondenzblatt

des

Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine.

Das Correspondenzblatt erscheint monatlich einmal und kostet jährl. 5 Mark.

№. 6. Siebenundzwanzigster Jahrgang 1879. Juni.

Mittheilungen für Deutsche Geschichte und Alterthumskunde überhaupt.

Die Civitas Aelia Hadriana am untern Main.

Von Carl Christ in Heidelberg.

II.

Die Grenzlinie des römischen Reiches gegen die Deutschen bei Miltenberg am Main war, wie dies am Schlusse unseres ersten Artikels in der vorigen Nummer des Corr.-Blattes ausgesprochen wurde, ca. 100 p. C. bereits gezogen und erscheint es daher an sich schon wahrscheinlich, dass der die nördlichste Station des süddeutschen Limes markirende Grenzstein derselben Zeit angehöre, resp. dass er von einer zu Ehren des späteren Kaisers P. Aelius Hadrianus a. 97/98 benannten, weil von ihm gegründeten Colonia Aelia Hadriana am Ende ihres Gebietes gesetzt worden wäre. —

Untersuchen wir nun die Frage ob noch andere inschriftliche Instanzen auf diese Zeit hinweisen. —

Als Trajan die Glückwünsche wegen seiner Adoption empfing, war derselbe, wie Brambach in seiner Schrift „Trajan am Rhein" (Elberfeld 1866) nachgewiesen hat, noch Legat von Obergermanien, dessen Hauptstadt bekanntlich Mainz war, wie dies, wenn es überhaupt je hätte zweifelhaft sein können, und was ja auch Mommsen nicht bestreitet, Th. Bergk in neuerer Zeit wieder unzweifelhaft festgestellt hat (Bonner Jahrbücher LVIII,120).

Hierhin wurde nun bei dieser Gelegenheit der, noch seit der letzten Zeit Domitians, von ca. 96 an in Unter-Mösien als Tribun der fünften macedonischen Legion, (wo sie um diese Zeit ihr Hauptquartier hatte) gestanden habende zukünftige Kaiser Hadrian bei der Nachricht von jener Adoption versetzt und alsbald nach seiner Ankunft zu Mainz zum Tribun der hier garnisonirenden 22. Legion ernannt.

Dies geht hervor aus der bekannten im Dionysostheater zu Athen gefundenen Inschrift (gedruckt bei Wilmanns exempla inscr. no. 937), welche die Athener Hadrian zu Ehren im Jahr 112 p. Chr. gesetzt haben.

Mit diesem späteren Kaiser kamen nun auch verschiedene Militärpersonen aus Mösien nach der oberrheinischen Provinz.

Dies folgt aus einer im römischen Castell zu Schlossau im Odenwald gefundenen und von mir nach vorgenommener Autopsie in verbesserter Gestalt mitgetheilten Inschrift (Bonner Jahrbücher LII,69), welche von einem gewissen P. Aelius S(ilv)anus, centurio der 22. Legion, sowie der 5. macedonischen errichtet wurde.[1])

Die zahllosen Aelii welche allenthalben vorkommen, deuten nun nur zum geringsten Theile an, dass sie dem Geschlechte der Aelier entstammen. Ebenso verhält es sich bekanntlich mit den besonders in Gallien und den Rheinlanden überaus häufigen Juliern und mit den Aureliern. Die Julischen, Flavischen, Aelischen und Aurelischen Kaiser zeigten sich eben äusserst freigebig in Ertheilung des Bürgerrechts an Provinzialen, die den Vor- und Geschlechtsnamen der verleihenden Fürsten annahmen, oder überhaupt derjenigen Personen, welche ihnen zur Erlangung dieses Rechtes behülflich gewesen waren, gerade wie die Freigelassenen dieselben Namen ihrer Patrone adoptirten. Vergl. meine Bemerkungen hierüber in den Bonner Jahrbüchern (LXII,31). Besassen aber die betreffenden Fremden — und dies war ja bei verschiedenen Völkern und Städten der Fall — bereits das römische Bürgerrecht, dann setzten sie einfach aus Schmeichelei für die gerade regierenden Herrscher, Thronfolger oder sonstigen Prinzen deren Vor- und Stammnamen in derselben Weise ihrem eigenen Personal-Namen vor.

Kurz es war unter den neueroberten Völkern allgemein Gebrauch unter irgend einem Titel oder auch unter keinem römische Namen und gerade die der berühmtesten römischen Familien anzunehmen.

Wie nun auf der erwähnten Schlossauer Inschrift ein höchst wahrscheinlich mit Hadrian gegen Ende des Jahres 97 aus Mösien mit an den Oberrhein gekommener Centurio eine vom Namen dieses Prinzen adoptirte Benennung führt, weil er ihm wahrscheinlich das Bürgerrecht zu verdanken hatte, so war dies auch in analoger Weise der Fall mit einem andern centurio der 22. Legion, die unweit davon, zu Amorbach im Odenwalde stand.

Derselbe heisst nämlich M. Ulpius Malchus, nahm also das praenomen und nomen gentilicium des Traianus an, sei es, dass dieser letztere noch Statthalter am Rhein war, als er dem Malchus die gleiche Gunst vermittelte, oder dass er sie ihm erst als Kaiser (also vom Jahr 98 an bis 117) direct bewilligte.

Es zeugt von der ausserordentlichen Mischung der Nationalitäten im römischen Heere der Kaiserzeit, dass unter dem provisorischen Commando des erwähnten Centurionen der 22. Legion, der seinem Namen Malchus[2]) nach ein Semite war, ein numerus Brittonum Triputiensium d. h. eine nicht näher bestimmte kleine Heer-Abtheilung, etwa eine Rotte (— vergl. über diesen Ausdruck Bonner Jahrb. LXII, 57 —) von Britanniern in ihrem Garnisonsort Triputium.

---

[1]) Auffallend ist hierbei die Reihenfolge, in der seine Kriegsdienste bei diesen beiden Legionen erwähnt werden, indem sie nicht der Zeitfolge nach angeordnet sind, wie man erwarten sollte und wie es in der That auf jener Athener Inschrift der Fall ist, sondern in umgekehrter Folge.

Auch sind die beiden Truppentheile hier nicht durch ein verbindendes „item" aneinandergereiht, sondern folgen unter einmaliger Vorausstellung der bekannten Abkürzung von Centurio unmittelbar auf einander. Was den Namen dieses Centurio betrifft, so wurde das halb zerstörte cognomen beispielsweise nach demjenigen eines eques Romanus ergänzt, der genannt wird P. Aelius Silvanus, duumvir et sacerdos coloniae Apulensis (Carlsburg in Dacien). S. Wilmanns no. 2434. —

[2]) Malchus von semitisch malach „herrschen" hiess bekanntlich der Knecht dem Petrus das Ohr abhieb (Johannes XVIII,10). Vergl. auch „Trimalchio" über dessen Heimath und Grabschrift Mommsen in der Zeitschrift „Hermes" Band 13 handelt. Auch der afrikanische Namen Milchaton in Wilmanns exempla no. 2850 ist zu beachten.

als welchen ich Amorbach selbst auffasse, den Quellnymphen des heute sog. Amorbrunnens einen Altar weihte.[3])

Dieselben Hülfstruppen erscheinen auch auf einem Schlossauer Widmungsstein zu Ehren der Fortuna, den sie an einem, von ihnen unter einem weiteren Centurio derselben 22. Legion (T. Manius Magnus, aus Sinope am schwarzen Meer gebürtig) vollendeten oder vielmehr ganz errichteten militärischen Bauwerke angebracht hatten, der aber keine in einem Heiligthum der Fortuna gesetzte ara war, wie man irrthümlich angenommen hat. (Vergl. meine Mittheilung dieser Inschrift in den Bonner Jahrb. LII,78).

Bei dieser Gelegenheit nennen sich die genannten brittonischen Schaaren zwar ohne Angabe des lockern taktischen Verbands eines numerus, welcher Art aber die ihnen hier zukommende Bezeichnung gewesen sei, geht hervor aus einer neuen von Herrn Kreisrichter Conrady in den Nassauischen Annalen Band XIV mitgetheilten und ebenda Tafel VIII, Fig. 1 genau abgebildeten Miltenberger Inschrift, einen Votivstein für den Genius der exploratores TRIP. Da ich nun die Zuverlässigkeit aller Texteswiedergaben Conradys bei einem Besuche zu Miltenberg zu würdigen Gelegenheit hatte, so ist es nicht nöthig hier die betreffende Inschrift in Facsimile wiederzugeben.

Um so mehr ist aber die Berichtigung einer Conjektur desselben von Nöthen. Es ist nämlich die Thatsache zu constatiren, dass am Ende der ersten Inschriftzeile durchaus kein Bruchstück eines O vorhanden ist, welches Conrady aus einer abgebrochenen rundlichen Stelle des Steines herauslesen wollte. Mit Berücksichtigung dieses Umstandes genügt hier also ein einfacher Abdruck der zweifellosen, wenn auch theilweise stark angebrochenen Buchstaben, deren Form (wie die des ganzen Steins) wie gesagt Conrady bereits lithographisch wiedergegeben hat:

GENIOEXPLTRIP
MAELTITVSLIB

Der Umstand, dass keinerlei Interpunktion vorhanden ist, macht die Lesung zwar etwas schwierig, der grösste Theil der Inschrift ist aber dennoch richtig gedeutet worden. So der Name des Stifters M(arcus) Ael(ius) Titus, der wie Conrady und Urlichs ausführen, demselben nicht angeboren, sondern anstatt seines ursprünglichen heimischen von ihm nach dem Namen eines oder zweier Kaiser angenommen worden sei, des Titus Aelius Antoninus Pius und seines Nachfolgers Marcus Aurelius, in der Art wie dies schon oben ausgeführt wurde. In den Bonner Jahrbüchern (LXII,31 mit Anmerk. 1) habe ich zwar diese Meinung wieter zu begründen gesucht, glaube sie aber jetzt bei veränderter Sachlage modificiren zu müssen.

Wenn nämlich am untern Main eine colonia Aelia blühte, mit einem Gebiet wozu auch Miltenberg gehörte, so ist es am Einfachsten den Gentil-Namen Aelius unseres brittonischen Dedikanten von diesem oder einem Vorfahren desselben als zu Ehren des Stifters dieses Gemeinwesens, also Hadrians adoptirt zu betrachten. Hiermit fällt natürlich die Möglichkeit einer genauern Datirung dieses Votivsteines nach dem angenommenen Kaisernamen weg. Wie nämlich an der erwähnten Stelle bereits gesagt wurde, ist Titus nicht allein praenomen, sondern kommt auch öfters als cognomen vor, welch letzterem wohl ein ähnlicher Keltischer Personalnamen zu Grunde gelegen haben mochte.

Wir nehmen daher jetzt an, dass Titus der ursprüngliche, nicht erst angenommene Individualnamen, sein praenomen Marcus aber einfach das von seinem Vater überkommene ist, der also ebenfalls Marcus Aelius hiess, aber ein anderes cognomen hatte. Was schliesslich das am Ende der zweiten Zeile allerdings unten und hinten angebrochene LIB betrifft, so kann man dasselbe als librarius auffassen, wie z. B. bei Wilmanns no. 1499 und 1500 (vergl. Brambach no. 1727) oder auch als Librator wie Wilmanns 1478.

Nachdem nun im Vorstehenden weitere epigraphische Beispiele beigebracht sind, die auf die Wirksamkeit Hadrians in unseren Gegenden schliessen lassen, werden dieselben bei der Frage nach dem Alter des Miltenberger Grenzsteines in Berücksichtigung gezogen werden dürfen.

Wenn wir annehmen zu dürfen glauben, dass schon der Inhalt der Inschrift auf eine frühere Zeit deutet, so müssen wir in unserer Annahme bestärkt werden, wenn auch die Schriftformen, die noch ziemlich elegant sind, sich mit einer solchen Periode (etwa Schluss des ersten Jahrh. oder noch die erste Hälfte des zweiten Jahrh. also in die traianische oder kaiserlich hadrianische Zeit) in Einklang setzen liessen. Von grosser Wichtigkeit ist es daher wenn ein Kenner wie Hübner sich in den Bonner Jahrb. LXIV,48 hierüber folgender Maassen äussert: „Die Schrift kann recht wohl noch dem ersten Jahrh., etwa der Zeit Domitians, angehören. Aber ich bin durch fortschreitendes genaues Beobachten der verschiedenen Schriftformen in den Inschriften der Kaiserzeit sehr vorsichtig geworden in Bezug auf Zeitbestimmungen nach der Schrift. Wenn sich aus irgend welchen Gründen herausstellte, dass die Inschrift erst in die Zeit des Mark Aurel gehörte [und darauf wurde ja bereits oben, Corresp.-Bl. S. 36 hingewiesen] also fast hundert Jahre jünger sei als Domitian, so würde ich mich nicht allzusehr wundern. Aber vor der Hand scheint mir der ganze Ductus der Schrift, ihr vorherrschend quadratischer Charakter, in der That eher auf das erste Jahrh. zu weisen. Die Form des F widerspricht dem keineswegs, da sie überhaupt wie viele rustike Schriftformen, nicht an eine bestimmte Zeit gebunden ist.“

Vielleicht hätte man diesem gewichtigen Ausspruche Hübners noch zufügen dürfen, dass die Buchstabenformen späterer Zeiten oft archaistisch sind, weil man sich an die alte Originale zu halten suchte.

Für das Alter unseres Grenzsteines wäre hiermit freilich nichts gewonnen, um so weniger als die betreffende Gestalt des F häufig auf Töpferstempeln vorkommt, also ganz gewöhnlich verwendet wurde. So auch auf einer Grabschrift aus Neckargemünd zu Mannheim (Brambach 1718 = Haug no. 85) neben andern cursivischen Buchstaben. Ein anderer Umstand der noch nicht hervorgehoben wurde, d. h. die kurze Fassung des Textes der Inschrift spricht indessen eher für einen früheren Zeitraum als für einen späteren.

Ueberblicken wir nun noch die einzelnen der, der Generalversammlung zu Marburg vorgelegenen Fragen über unser Miltenberger Denkmal wie sie jetzt in no. 3 u. 4 des Correspondenzblattes v. 1879 formulirt vorliegen, so zeigt sich dass die dabei in Betracht kommenden Gesichtspunkte grösstentheils schon im Vorhergehenden ihre Erledigung gefunden haben. Es ist daher kaum noch speciell zu bemerken, dass unser Cippus terminalis kein Grabstein sein kann. Ganz abgesehen von seinem unzweideutigen Inhalte, unterscheidet er sich doch schon durch seine beträchtliche Grösse und schlankere Gestalt wesentlich von einem gewöhnlichen cippus sepulcralis. Hierdurch, sowie überhaupt durch die im Obigen enthaltene Begründung, dass wir einen Grenzstein vom höchsten geschichtlichen Interesse vor

---

[3]) Ueber den Ausdruck numerus vergl. auch Haug in der Zeischrift „Wirtembergisch Franken“ IX,286 in seiner gehaltvollen Besprechung von Kellers „Vicus Aurelii“. Ebenda S. 290 berichtigt derselbe Kellers Ansicht in Bezug auf dessen Vermischung der Wasser-Nymphen mit den sog. Müttern, deren Darstellung eine ganz andere ist. Sie berühren sich nämlich nur in der Dreizahl. Die Nymphen, denen der Altar in Amorbach gewidmet war, haben gewiss ausgesehen, wie das Relief aus Unterheimbach bei Oehringen (Keller, Tafel III,2), wie Urlichs richtigt bemerkt. Der Cultus der Nymphen war sowohl am Rhein, wie an der Donau verbreitet, besonders auch in Steiermark. Vergl. den Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1874 No. 1 S. 30.

uns haben, erledigen sich aber die an der angegeb. Stelle sub a) und f) aufgestellten Fragen schon von selbst.

Ebenso ist meine Ansicht hinsichtlich der Hauptfrage sub b) „Wie ist die Inschrift namentlich in den Einzelbuchstaben zu deuten!“ bereits von Herrn Conrady selbst in no. 8 u. 9 des Corresp.-Bl. von 1878 mitgetheilt und in no. 5 von 1879 näher begründet worden, wobei indessen, da der betreffende Aufsatz bereits für die Dezember-Nummer 1878 bestimmt war, auf den im 64. Hefte der Bonner Jahrb. S. 46 ff. enthaltenen Artikel von Hübner „der Grenzstein der Toutonen“ nicht näher eingegangen werden konnte. Es ist daher geboten hier nochmals die von ihm gemachten Einwendungen zu betrachten, soweit dies nicht schon geschehen ist (vergl. S. 35 Anmerk. 6 meines vorigen Aufsatzes). Hübner nimmt vor Allem Anstoss an der Formulirung der Inschrift, worin der zweite Nachbar fehle, zwischen dem und den Toutonen die Grenze gieng. Dem stehenden Gebrauche nach hätte dieser zweite Nachbar durch ein verbindendes oder vielmehr trennendes et angeknüpft werden müssen nach der Formel „inter hos et illos terminus“ oder „finis positus“ oder dergl. also nach der Art wie ich selbst in den Bonner Jahrb. Heft 64 S. 64 in der Anmerk. erklärt habe: Inter Toutonos [et] C(ivitatem) A. H. F(ines).[4]) Das Fehlen des ET ist nach dieser Erklärungsweise nur zufällig und bedingt durch die so kurze Fassung der Grenzschrift, bei der ja nur das Allerwesentlichste ausgeschrieben ist, nämlich die zwei ersten Zeilen, welche den allein wissenswerthen Namen des fremden Grenznachbars enthalten, während sich die eigene Körperschaft mit selbstverständlichen Einzelbuchstaben bezeichnet. Die Nachbarbezeichnung war aber auch keine einseitige, wenn man statt blos ET in Gedanken zu ergänzen, die Worte ET SE oder ET NOS (i. e. Romanos) hinzudenkt, deren specielle Nennung überflüssig erscheinen mochte, weil die (unter dieser Annahme) im Nominativ folgende römische Colonia oder Civitas, die sich als Steinsetzerin zwischen dem fremden und dem eigenen Gebiete nennt, an sich schon den erforderlichen Gegensatz zu dem angrenzenden Grundeigenthümer ausdrückt.

Man konnte also die Inschrift nicht so verstehen, als wäre nur das eine der an dem bezeichneten Punkt zusammenstossenden Gebiete genannt worden, d. h. das benachbarte Volk der Toutonen. In diesem Falle würde inter ganz entgegen dem sonstigen Gebrauche auf Grenzsteinen ja nicht „zwischen“, sondern „in der Mitte von“ bedeuten.

Was nun das Wort der letzten Zeile betrifft, das gleichfalls nur als Abkürzung vorliegt, so musste es, sowie die vorhergehenden drei Zeilen, ein solches sein, welches dem Lesenden sogleich klar war, was ja der eigentliche Zweck aller Abkürzungen sein muss, die uns freilich keine Räthsel aufgeben wollen. Die Deutung, resp. Ergänzung des F muss daher eine möglichst ungezwungene sein. Da nun regelmässig ein F am Ende das Wort fecit ausdrückt und dabei das Object, der Gegenstand der betreffenden Widmung etc. in der Inschrift gewöhnlich nicht ausdrücklich genannt wird, so musste man bei Lesung der Sigle F zunächst an fecit denken, oder aber in Folge dessen an eine andere analoge aktive Verbalform.

Als solche bot sich aber mit Berücksichtigung des in die Augen springenden Umstandes, dass hier ein öffentlicher Grenzstein vorlag, nur finivit dar, gerade wie auf andern Denkmälern dieser Art in der Regel terminavit steht mit ganz demselben Sinne „der und der hat begrenzt.“ Eine passive Form würde der römische Leser der Inschrift, der die Analogie mit ähnlichen Denkmälern im Sinne hatte, hier wohl weniger gesucht haben. Wäre eine solche beabsichtigt gewesen, so hätte sie des Verständnisses wegen vielleicht ausgeschrieben sein müssen.

[4]) Von einer eventuellen Auflösung der Siglen durch Castra Aelia Hiberna mag als unwahrscheinlich Abstand genommen werden.

Das Objekt, d. h. das Civitätgebiet brauchte, als sich der Wahrnehmung darstellend bei einem transitiven finivit nicht genannt zu werden, eine Kürze die hier in der letzten Zeile um so wahrscheinlicher ist, als sie ja schon oben bei Auslassung der in Gedanken zu ergänzenden Copula in Anwendung kam.

Wenn nun Mommsen im Correspondenzblatt no. 11 (November 1878) dem entgegenhält, dass als Terminant nie eine Corporation, sondern ohne Ausnahme eine zu diesem Geschäfte bevollmächtigte Person auftritt, so dürfen wir dem vielleicht den Gebrauch auf einer ähnlichen Art öffentlicher Denkmäler gegenüberstellen, nämlich den Meilensteinen.

Auf ihnen erscheint ja die setzende Colonie oder Civitas in der Regel ebenfalls ohne solche Mittelsperson, wie z. B. einer der acht von mir in den Bonner Jahrb. mitgetheilten Heidelberger Meilensteine die Angabe enthält: „C·V·S·N· devotissima posit.“ Die Beifügung des Namens der mit des Ausführung des Steinsatzes beauftragten Person (d. h. Fälle einer cura wie z. B. Wilmanns exempla no. 1023, 1051, 1475) sind ja bei den Strassensäulen geradezu die Ausnahme.

Warum sollte sich nun auf den viel selteneren und darum den Steinmetzen weniger in ihrem stereotypen epigraphischen Gebrauche bekannt gewesenen, aber mit den häufigen Strassensäulen so nahe verwandten Grenzsteinen nicht ebenfalls der Gemeindeverband einmal in Nachahmung jener direkt als Vollzieher des Terminationsaktes haben nennen können? Bekennt doch selbst Mommsen „es wird nichts übrig bleiben als darauf zu recurriren, dass bei einer in späterer Kaiserzeit im halb barbarischen Grenzland errichteten Inschrift Willkürlichkeiten und Unrichtigkeiten nicht befremden.“

Die spätere Kaiserzeit, d. h. die erste Hälfte des dritten Jahrh. könnte man ja, falls sie conditio sine qua non sein sollte, Mommsen zugeben, ohne dadurch die Lesung der Inschrift zu verändern, denn der genannte Gemeindeverband könnte natürlich auch die früher schon gezogene Grenze erst später durch ein öffentliches Denkmal zu bezeichnen für nöthig gefunden haben.

Was nun die Gegenüberstellung der beiden auf unserem Grenzsteine genannten Parteien betrifft, so waren sie so zu sagen in staatsrechtlicher Hinsicht als juristische Personen coordinirt. Denn wie das Gebiet der betreffenden römischen Stadt- oder Landgemeinde hier als Collectiveigenthum des ganzen Gemeindewesens erscheint, nicht als Privateigenthum der einzelnen, zunächst wohl aus ausgedienten Veteranen bestehenden Grundbesitzer, so und in noch viel höherem Grade stellt sich der freie germanische Grund und Boden dar, dessen Eigenthümer, also die Toutonen jener Gegend ihn als Feldgemeinschaft oder Markgenossenschaft im Gesammtbesitz hatten.

Das altdeutsche Recht der Gemeinschaft an Grund und Boden bedingte schon zu Caesars und Tacitus Zeiten nur ein sehr beschränktes Eigenthumsrecht der Einzelnen daran. Es gab neben dem gemeinsamen Grundbesitz, in den die Einzelnen nach solchen Markgenossenschaften sich abwechselnd theilten, allerdings auch schon einen kleinen Privatbesitz von Ländereien, namentlich hatte der Einzelne an seinem Hause, darangrenzendem Hofe und Garten wahre Eigenthumsrechte, allein die Art des Besitzes war doch eine solche dass die Gemeinschaft an die Ausübung derselben als Obereigenthümerin der gesammten Feldmark noch bis in späte Zeiten ihre Bedingungen knüpfen konnte. Den römischen exclusiven Eigenthumsbegriff, der jetzt in allen unsern Gesetzen recipirt worden ist, kennt eben das eigentlich deutsche Recht gar nicht. Von einem Bodeneigenthümer im römisch-rechtlichen Sinne zu sprechen geht also für die früheren germanischen Zeiten nicht wohl an. Eine Stetigkeit in den Agrarverhältnissen konnte damals bei dem Vorwalten des Gemeinsamen und bei dem durch die Obrigkeit angeordneten Wechsel im Besitz des Ackerlandes, welcher

bestimmte, abgegrenzte Territorien ausschloss, nicht stattfinden. Dieselben primitiven Grundeigenthumsformen treffen wir übrigens bekanntlich bei den verschiedensten Völkern in ihrer Kindheit an. —

Die Toutonen des römischen Grenzsteines sind also in rechtlicher Beziehung zunächst als Körperschaft aufzufassen ohne directen Bezug auf das von ihnen besessene Territorium. Sie bildeten wie gesagt eine jener Markgenossenschaften, die zunächst auf Verwandtschaft, dann auf einer Vereinigung beruhend, die geschichtliche Grundlage aller staatlichen Verbindungen der Germanen bilden und sich in Süddeutschland bis in die heutige Zeit als sog. Allmenden fortentwickelt haben. Vergl. Laveleye-Büchner „Das Ureigenthum“ (Leipzig 1879) worin die Ueberreste der alten Agrarverfassung in Deutschland eingehend geschildert sind. Ebenso von R. Schröder in den Forsch. z. d. Gesch. B. 19, H. 1. In Folge dieses Zuges nach Individualisirung kann nun allerdings von einem Gesammtnamen der Deutschen als eigentlichem Völkernamen nicht wohl die Rede sein, und hierin können wir ja Mommsen nur beistimmen, allein man darf doch die Frage stellen, ob nicht einerseits die Römer den altberühmten Namen der Teutonen, den sie am Main wiedergefunden und der ja von Alters her gleichsam als Schiboleth der Germanen galt, in diesem Sinne als Collectivbezeichnung für sämmliche Deutsche auf dem dortigen Grenzsteine verwandten, andrerseits aber ob derselbe frühstens einmal nicht blos Name einer einzelnen germanischen Völkerschaft war, der Teutones oder Toutoni, sondern eine umfassendere Bedeutung hatte, nämlich mit Rücksicht auf gothisch thiuda = ethnos, „Landsleute“, Mitglieder eines dieselbe Sprache sprechenden Volkes überhaupt.

Hinsichtlich dieses Namens der Deutschen muss ich hier der Kürze wegen lediglich auf meinen Aufsatz über diesen Gegenstand in Pick's Monatsschrift 1879 no. 1—2. verweisen Darin wurde bereits die Meinung ausgesprochen, dass in den Toutoni des Miltenberger Grenzsteines die Touroni des Ptolemaeus wieder zu finden seien, eine Ansicht die gleichzeitig auch von Müllenhoff befürwortet wurde (Bonner Jahrb. 64 S. 52). Nach der bekannten Stelle jenes alten Geographen (in seinem zweiten Buche, elften Kapitel) wohnten dieselben östlich von dem Abnoba-Gebirge und jenseits der Sueben, zwischen den Chasuarii, Nertereanes und Danduti einerseits und zwischen den Marvingi andererseits. Auf die geographische Ansetzung ist allerdings, wie Müllenhoff sich ausdrückt, nicht viel zu geben; die Gegend am Odenwald und Spessart ist fern von den bezeichneten Breiten, auch heissen sie ja in dem aber auch sonst vielfach verdorbenen Texte Touroni, allein die neu gefundene Miltenberger Inschrift veranlasst uns wie gesagt ebenfalls, im Anschlusse an K. v. Becker in Karlsruhe dies zu emendiren in Toutoni. Der Abschreiber mochte vielleicht an die bekannteren gallischen Turones gedacht haben. —

Da die Toutoni nun zugleich wahrscheinlich, wie bereits von J. Becker in Frankfurt angeführt wurde, ein versprengter Rest der niederdeutschen Teutones sind, (kaum aber einzelner besonderer suebischer Stamm oder gar ein sitzen gebliebener Theil der keltischen Helvetii, welche vor dem Andringen der suebischen Germanen damals schon längst südwärts über den Rhein in die Schweiz zurückgewichen waren) so sprechen diese Umstände sehr für die Annahme, dass der Stein dem ersten Jahrh. angehört. Ptolemaeus schrieb sein geographisches Werk um das Jahr 140 p. C. als Ergebniss des damals bekannten topographischen Materials. (Kiepert, Lehrbuch § 13).

Aus dem einzigen Umstande, dass die Form des F, wie sie unser Stein bietet, in Italien nicht vor dem dritten Jahrh. vorkommt, mit Mommsen zu schliessen, dass das Denkmal erst dieser Zeit angehören könne, dürfte ja, wie oben bereits angeführt wurde, etwas gewagt erscheinen; erklärt doch Mommsen selbst ausdrücklich, dass er über die Paläographie der Inschrift kein Urtheil fällen wolle, da für die barbarischen Steinmetzen in Deutschland nicht dieselben strengen epigraphischen Observanzen zu gelten brauchten wie für Italien.

Auch der Umstand, dass um 200 p. C. noch zu Miltenberg der cimbrische Merkur verehrt wurde, zeugt nicht direct dafür, dass das cimbrisch — teutonische Nachbarvolk noch an jener Stelle unter seinem alten Namen vorhanden sein musste, denn derselbe Nationalgott wird auch zu Heidelberg erwähnt (vergl. Picks Monatschrift 1879 S. 31). Die Kimbern und Teutonen hatten seine Verehrung eben einfach aus ihren Ursitzen in Holstein mitgebracht und allenthalben verbreitet.

Hiernach wird man aber wohl nicht mit Mommsen sagen können, „dass nach Ausweis dieses Steines im 3. Jahrh. unserer Zeitrechnung ein germanischer Stamm dieses Namens in der Gegend von Miltenberg gesessen haben muss.“ Vielmehr möchten wir dies dahin modificiren, dass solches wohl im ersten und auch noch im zweiten Jahrh. der Fall war, nicht aber mehr in der alten Weise im dritten, da schon zu Anfang desselben die Einzelnamen der germanischen kleinen Völker am Main verschwunden sind und dafür der Bundesname der Alemannen erscheint. Wäre unser Stein erst aus dem vorgerückten 3. Jahrh., dann hätte er sicher begonnen mit „Inter Alamannos“. Sodann kommt noch der bereits oben hervorgehobene Umstand in Betracht, dass man den Grenzstein gegen die Germanen nicht erst kurz vor dem Ende der Römerherrschaft auf dem rechten Rheinlande, sondern doch wohl zu Anfang gesetzt haben wird, als die Limeslinie gegen die freien Germanen gezogen wurde.

Die germanischen Markomannen, welche nach dem Abzuge der keltischen Helvetier in den dekumatischen Ländereien wohnten, hatten dieselben schon vor der römischen Invasion verlassen um sich in Böhmen niederzulassen. So fanden denn die Römer das Zehntland, in welches sie im Laufe des ersten Jahrh. nach Chr. eindrangen, als eine halbe Einöde vor, höchstens bewohnt von gallischen Einwanderern. Sie occupirten unter diesen Verhältnissen die ganze südwestliche Ecke Deutschlands soweit zur Deckung des Rheines nothwendig schien und soweit keine eigentlichen germanischen Völker wohnten, wie denn bis zur Aufgabe dieses Landes im vorgerückten dritten Jahrh. in der That keinerlei Germanen als Volksstamm hier sassen, so dass auch von einem Grenzstein gegen solche, innerhalb des Rheinlimes resp. innerhalb der beiden ihn in dortiger Gegend bildenden Hauptgrenzlinien keine Rede sein kann. Die vorderste derselben, der eigentliche Limes transrhenanus mit seinen Befestigungen und bürgerlichen Niederlassungen schied vielmehr bei Miltenberg die Germanen des östlichen Odenwaldes und jenseits des Maines im Spessart, von dem Dekumatenlande zwischen Main und Rhein. Das römische Reich brauchte nicht in seiner Totalität genannt zu sein, sondern nur der zunächst gelegene Theil desselben, d. h. eben das Gebiet der civitas oder colonia A. H., die selbst wie es scheint noch in den Briefresten des Symmachus an Valentinian I als colonia antiqua überliefert wird.

Ausgrabungen am Pfahlgraben im Bulauwalde und bei Rückingen.

I.

Im April d. J. nahm ich mit Herrn Oberlehrer Dr. R. Suchier gelegentlich eines mehrwöchentlichen Aufenthalts zu Hanau, im Auftrage des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde zu Kassel, mehrere Ausgrabungen an der Pfahlgrabenlinie vor, die sich von Grosskrotzenburg am Main nach der Kinzig hinzieht und diese westlich Rückingen's überschreitet. Auf dieser Strecke, die von mir in meiner Abhandlung über den Pfahlgraben im unteren Maingebiet und der Wetterau (Zeitschr. des Vereins f. hess. Gesch. und

Ldskde. VIII. N. F. 39 ff.; auch in Seperatausgabe zu Kassel bei A. Freyschmidt 1879 erschienen) eingehend besprochen ist, stiessen wir 1½ Stunden nördlich Grosskrotzenburgs im District „wüster Bruch“ des Bulauwaldes auf eine kleine Römerstätte. Die Stelle befindet sich nur 44 Schritt westlich des heutzutage in der Bulau „Pfaffendamm“ genannten Limes Romanus. Es ist eine Erhebung über dem Waldboden von etwa 1,60 m. an der höchsten Stelle mit einem Umfang von ungefähr 20 m., ziemlich dicht mit hochstämmigen Kiefern bewachsen, die eine genaue Untersuchung sehr erschweren und uns auch bei der Ausgrabung recht hinderlich waren. Die ursprüngliche Gestalt der Anlage ist schwer zu erkennen, da bei der Zerstörung die Anschüttung nebst vielleicht auf ihr vorhandenem Mauerwerk seitwärts hinabgestürzt scheint, so dass das Ganze jetzt keine regelmässige Figur mehr zeigt. Scherben von 6—7 verschiedenen römischen Gefässen, Urnen oder Krügen, auch einige Stücke aus Terra Sigillata wiesen entschieden auf die Benutzung des Punktes in römischer Zeit hin. Doch gelang es uns nicht trotz zweitägiger an verschiedenen Stellen unternommener Versuche, einen bestimmten Mauerzug festzustellen. Mörtel fand sich nicht, was auch nicht auffallend erscheint, da Trockenmauern in den kleinen Wachtstationen des Grenzwalls sehr häufig vorkommen. Die ganze Lage der Stelle rechtfertigt ohne Zweifel die Annahme, dass wir es hier in unmittelbarer Nähe des Grenzwalls, in ziemlich weiter Entfernung von römischen Befestigungen (das nächste noch sehr gut erhaltene „Meilencastell“ am Neuwirthshause liegt eine halbe Stunde nach Süden entfernt) nicht mit dem Wohnsitz oder kleinen Gehöfte eines Privatmanns, sondern mit einem militärischen Posten, einer kleinen Station zur Bewachung des Limes zu thun haben, wie sie sich zahlreich im Taunus und Odenwald vorfinden. Solche Wachhügel oder „Thürme“ sind u. A. von Rossel in seiner „Römischen Grenzwehr im Taunus“ (Wiesbaden, 1876) S. 41 f. näher beschrieben worden, bisher aber an dem überhaupt noch wenig aufgeklärten Pfahlgrabenzug im Maingebiet noch nicht beobachtet. Ein Observatiousposten jener primitiven Art scheint auch diese Anschüttung im Bulauwalde gewesen zu sein, vor der sich der Limes noch heute in 2 m. Höhe durch das vollkommen ebene Terrain hinzieht.

II.

In der Abhandlung „Das Römercastell und das Todtenfeld in der Kinzigniederung bei Rückingen“ (Mittheilungen des Hanauer Bezirkvereins f. hess. Gesch. u. Landeskde Nr. 4, Hanau 1873) hatte ich S. 4 ff. die Ansicht aufgestellt, dass sich auf dem „Altenburg“ genannten Felde westlich Rückingens ein grösseres römisches Castell zur Vertheidigung des Pfahlgrabens befunden habe, der zwischen dem Dorfe und der „Altenburg“ seine Fortsetzung auf dem rechten Kinzigufer begann. Diese Ansicht, welche nirgends auf näher begründeten Wiederspruch stiess, hielt ich auch in meiner letzten schon oben erwähnten Abhandlung über den Pfahlgraben fest und vertheidigte sie dort in Excurs I S. 124 ff. (Separatausgabe S. 86 ff.) gegen einen Zweifel, den Herr Professor Dr. Emil Hübner zu Berlin in seinem Aufsatze „Der römische Grenzwall in Deutschland“, (Bonner Jahrbücher 63 [1878] S. 31. Anm. 42,) gegen die Castelleigenschaft der Rückinger Niederlassung erhoben hatte. Die Freundlichkeit des Vorstands des hessischen Geschichtsvereins zu Cassel gewährte mir darauf auch die Mittel, um gemeinsam mit Dr. Suchier Nachgrabungen auf dem Felde „Altenburg“ vornehmen zu können. Als Resultat der am 15. April d. J. angestellten Nachforschung ergab sich, dass das etwa 20 Quadratmorgen grosse Feld „Altenburg“ im Norden durch die Leipziger Strasse, im Süden durch die Kinzig, im Westen und Osten durch 2 Bäche, den „Langewassergraben“ und den „Heidengraben“ begrenzt, noch ausgedehnte Ueberreste römischer Fundamentmauern enthält und das dort 1802 — 1804 von dem Fürsten Karl zu Ysenburg-Birstein bloss gelegte Gebäude, auf den Karten gewöhnlich irrthümlich als „Römerbad“ bezeichnet, keineswegs allein stand. 125 Schritt nordöstlich dieses Gebäudes wurde von uns die unterste Schicht einer 2 m. breiten Mauer auf mehrere Meter weit aufgedeckt, in der man wahrscheinlich ein Stück der Umfassungsmauer des Castrums zu erkennen hat. Da uns indessen während der Ausgrabung bekannt wurde, dass an der Stelle, die wir zur Untersuchung gewählt hatten, ein früherer Pächter (Eigenthümer der „Altenburg“ ist der Fürst zu Ysenburg-Birstein) eine Menge Steine ausgebrochen und sich damit eine 40 Schritt lange und 2 Meter hohe Mauer um seinen Garten gebaut habe, so hielten wir es für gerathen, vorerst von weiterer Nachforschung dort abzustehen, zumal die schon erfolgte Bestellung der Felder der ganz angebauten „Altenburg“ das Ausgraben im Frühling besonders kostspielig macht. Der betreffende Ortsbürger ist schon vor einigen Jahren gestorben, so dass sich auch unsere Hoffnung als vergeblich erwies, durch ihn vielleicht weitere Aufschlüsse über die Richtung der Mauer sowie die Lage von Gebäuden, deren Fundamentsteine er gleichfalls ausgebrochen hatte, zu erhalten. Wir kamen schliesslich zu der Ansicht, dass eine gründliche Untersuchung des grossen Feldes, aus dem schon seit mehreren Jahren zufolge Verbots des Fürsten von den Pächtern keine Mauern mehr ausgebrochen werden dürfen, mit sehr bedeutenden Kosten verknüpft sein würde, bis man zu einem abschliessenden Ergebnisse gelange. Daher scheint es vorzuziehen, durch gelegentliche an verschiedenen Punkten vorgenommene Schürfungen, den Zug der Castellmauer und die immer noch nicht feststehende Lage des Castrums zum Pfahlgraben, der sich etwa 250 Schritt vor ihm hinzog, näher zu bestimmen. Durch genaue Eintragung der jedesmal gemachten Beobachtungen in einen Specialplan wird sich dies von der Forschung mit Recht verlangte Resultat dann wohl nach und nach, auch bei geringerem Kostenaufwand für Ausgrabungen, erreichen lassen.

Dass wir es bei den vorgefundenen Mauerspuren nicht etwa mit Ueberresten der Burg des Rittergeschlechts von Rüdigheim und Rückingen zu thun hatten, die sich 1200 Schritte weiter östlich an der Kinzig erhob, und noch heute in ihrem Umfange deutlich erkennbar ist, sowie dass die an den Mauerresten der „Altenburg“ gemachten Funde von Exemplaren der bekannten Randziegel (tegulae), Gefässfragmenten von Terra Sigillata u. s. w. jene Fundamente unwiderleglich der Römerzeit zuwiesen, muss hier wohl kaum besonders versichert werden.

Wiesbaden. Dr. Albert Duncker.

Wirksamkeit der einzelnen Vereine, Literarisches.

Berlin, im April. Am 17 — 19 April war die **Centraldirection der Monumenta Germaniae** zu ihrer jährlichen Plenarversammlung hier vereinigt. Anwesend waren: Prof. Dümmler aus Halle, Geh. Rath Prof. v. Giesebrecht aus München, Prof. Hegel aus Erlangen, Hofrath Prof. Sickel aus Wien, Prof. Stumpf-Brentano aus Innsbruck und die hier ansässigen Mitglieder Prof. Mommsen, Prof. Nitzsch, Geh. Oberregierungsrath Director der Staatsarchive v. Sybel, Prof. Wattenbach und der Vorsitzende Geh. Reg.-Rath Waitz; durch Unwohlsein verhindert Justitzrath Euler in Frankfurt a. M. Die HH. Sickel und Stumpf-Brentano sind von der Akademie der Wissenschaften in Wien aufs neue auf 4 Jahre zu Mitgliedern gewählt. In dem abgelaufenen Jahre gelangten folgende Werke zum Abschluss: Von der Abtheilung der Autores antiquissimi: 1) Tom. II: Eutropii breviarium ab Urbe condita cum versionibus Graecis et Pauli Landolfique additamentis recensuit et adnotavit H

Droysen; 2) Tomi III, P. 1: Victoris Vitensis historia persecutionis Africanae provinciae sub Geiserico et Hunrico regibus Wandalorum recensuit C. Halm; 3) Pauli Historia Romana in usum scholarum aus 1 (ebenso wie Entrop) ganz besonders abgedruckt; von der Abtheilung Scriptores: 4) Tomus XXIV (fertig bis auf das Register); 5) Wiponis Gesta Chuonradi II. ceteraque quae supersunt opera. Edit. altera. Accedunt Annalium Sangallensium, Chronici Herimanni, Chronici universalis Suevici partes et duo carmina codicis Cantabrigiensis. Recognovit H. Bresslau; von dem neuen Archiv der Gesellschaft für ältere Deutsche Geschichtskunde: 6) Band 4, herausgegeben von Prof. Wattenbach, mit Berichten über wissenschaftliche Reisen von Prof. Frensdorff, Dr. Liebermann, Geh. Reg.-Rath Waitz und anderen Beiträgen von Arndt, Brosien, Dümmler, Ewald, Hartwig, Krusch, Löwenfeld, May, E. Ranke, Thaner, Waitz, Wattenbach und Weiland. Ueber den Fortgang der Arbeiten in den einzelnen Abtheilungen ist Folgendes zu berichten. In der Abtheilung der Auctores antiquissimi unter Leitung des Prof. Mommsen ist im Druck fast vollendet die Ausgabe des Corripus von Prof. Partsch in Breslau, dem es gelang die beiden einzigen Handschriften in der Bibliothek Trivulzi in Mailand und in der öffentlichen Bibliothek zu Madrid, die letztere durch Uebersendung an die hiesige k. Bibliothek zugänglich zu machen. Auch der Druck der Werke des Fortunat hat begonnen, nachdem der Herausgeber Dr. Leo im verflossenen Jahre noch Handschriften in Paris und Laon an Ort und Stelle, zwei Sangaller in Bonn benützt hat. — Für die kleinen Chroniken des 5. und 6. Jahrhunderts, die Prof. Mommsen selbst bearbeiten wird, hat Dr. Ewald die wichtigen spanischen Handschriften verglichen; für die Ausgabe des Ausonius durch Prof. Schenkl in Wien Dr. Löwe die Handschriften im Escurial und zu Perugia. Die Collationen und Vorarbeiten für die Variae des Cassidor sind so weit vorgeschritten, dass der Herausgeber Dr. W. Meyer in München hofft im Laufe des nächsten Jahres den Druck zu beginnen. Auch die Arbeiten für Avitus und Sidonius sind in gutem Fortgang. Von der Abtheilung Scriptores, die der Vorsitzende leitet, ist, wie oben bemerkt, der 24. Band vollendet. Er enthält, ausser dem was schon im vorigen Bericht hervorgehoben, eine Reihe von Localchroniken, die noch dem 12. oder der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts angehören, wenn auch zum Theil mit späteren Fortsetzungen. Die Brabant und Flandern betreffenden Werke, Geschichte der Klöster Vicogne und Ardre und das ausführliche, etwas poetisch gefärbte Werk des Lambert über die Grafen von Guines hat der ständige Mitarbeiter der Abtheilung Dr. Heller bearbeitet, die Cataloge und Chroniken der Kölner Erzbischöfe Dr. Cardauns in Köln; dazu kommen die Denkmäler Freisinger Geschichte, Fortsetzungen der Gesta Treverorum bis Boemund, mehrere bisher ungedruckte Metzer Geschichten, die kleineren Aufzeichnungen über die schwäbischen Klöster Salem, Weissenau, Marchthal, die interessanten Sammlungen und Nachrichten des Probstes Cono zur Geschichte von Lausanne, anderes über Vienne, endlich die älteste Geschichte der Thüringer Landgrafen. — Gleichzeitig ist der Druck des 25. Bandes fortgesetzt, der im Laufe des neuen Jahres vollendet werden soll. Für den 26. und den noch ausstehenden 13. Band sind die Vorarbeiten bedeutend vorgeschritten. Für alle diese ist Dr. Holder-Egger als ständiger Mitarbeiter beschäftigt gewesen, und hat auch das umfangreiche Register und Glossar zu 24 geliefert. Dr. Pannenborg in Aurich, Prof. Pauli in Göttingen und Dr. Liebermann haben ihre Arbeiten fortgesetzt; anderes Dr. Brosien übernommen. Als neuer Mitarbeiter ist bei dieser Abtheilung Dr. Krusch aus Görlitz eingetreten, ein Schüler von Prof. Arndt in Leipzig, und hat zunächst die Bearbeitung des sogenannten Fredegar in Angriff genommen, der sich in den Scriptores rerum Francicarum aevi Merovingici an den Gregor von Tours anschliessen wird, dessen lang erwartete Ausgabe nun für dieses Jahr in Aussicht gestellt ist. Für den 15. Band, der die Streitschriften aus der Zeit Heinrichs IV enthalten wird, hat Dr. Schwenkenbecher in Glogau die Ausgabe der dem Waltram zugeschriebenen Schrift De unitate ecclesiae vollendet. Die Handschriften des Deusdedit in Rom sind vollständig verglichen; ebenso die des Placidus zu Venedig; zur Collation des Codex von Humberti liber adversus simoniacos hat sich Prof. Thaner nach Florenz begeben. Während Dr. Rödiger in Strassburg und Dr. Strauch in Tübingen mit dem ersten Bande der Deutschen Chroniken beschäftigt sind, hat Dr. Lichtenstein in Breslau in Verbindung mit Professor Busson in Innsbruck für den dritten Band Ottokars Steirische Reimchronik in Angriff genommen und sich zur Benutzung der Handschriften auf der k. k. Hofbibliothek in Wien, deren Versendung nicht gestattet worden ist, mehrere Monate daselbst aufgehalten, was in diesem Jahre wiederum nothwendig sein wird. Dr. Simonsfeld unternahm zunächst für die neue Ausgabe des Chronicon Altinate eine Reise nach Rom, und führte da auch einige andere Arbeiten aus. Dr. Heller besuchte Amiens und Brüssel; Dr. Ewald verglich in Madrid des Rangerius Vita Anselmi und anderes. Einzelne Collationen und Abschriften wurden geliefert von Dr. Mau in Rom, Prof. A. Schöne in Paris, Bibliothekar Gottwald in Engelberg, Dr. Wartmann in Sangallen, Dr. Grauert und Dr. W. Meyer in München, Prof. v. Heinemann in Wolfenbüttel, Bibliothekar Holder in Karlsruhe, Dr. Wenck auf einer Reise in Italien. Zahlreiche Handschriften sind aber auch in diesem Jahr aus den Bibliotheken des In- und Auslandes zur Benutzung hier an Ort und Stelle mitgetheilt: aus Basel, Bern, Brüssel, Coblenz, Frankfurt a. M., Fulda, Gent, Hannover, Jena, Leiden, Leipzig, München, Paris, Sigmaringen, Stuttgart, Wien, Wolfenbüttel, ebenso aus den Staatsarchiven zu Berlin, Oldenburg und Wolfenbüttel, dem Stadtarchiv zu Goslar. Eine Handschrift der Sangaller Stadtbibliothek ward von dem Leiter der Abtheilung während eines kurzen Aufenthalts in Luzern benutzt. Prof. Schum sind für die Ausgabe des Chronicon Magdeburgense die Codices nach Halle gesandt. In der Abtheilung Leges nähern sich die Ausgaben der Lex Ripuaria und Lex Salica von Prof. Sohm in Strassburg und die neue Bearbeitung der Capitularien von Prof. Boretius in Halle der Vollendung. An die letztere wird sich eine neue Ausgabe der Fränkischen Concilien von Prof. Maassen in Wien anschliessen. Die Formelsammlungen hat Dr. Zeumer übernommen und die ältesten Handschriften aus Paris, Leiden und Fulda hier auf der k. Bibliothek neu vergleichen können. Von Prof. Frensdorff sind die Vorarbeiten für die Sammlung der Stadtrechte auf einer Reise in Holland fortgesetzt und das hier vorhandene Material so gut wie vollständig zusammengebracht. Nur ein Besuch Lothringens scheint noch nothwendig, um einen ersten Band zum Abschluss zu führen. Der Leiter der Abtheilung Diplomata, Hofrath Prof. Sickel in Wien, war leider einen grossen Theil des Jahres hindurch durch Unwohlsein in seiner Thätigkeit gehemmt. Dennoch ist es gelungen ein erstes Heft der Urkunden Deutscher Könige und Kaiser, Konrad I und Heinrich I umfassend, zum Abschluss zu bringen; 9 Bogen liegen gedruckt vor; der Rest ist bereits gesetzt, die Ausgabe in kurzer Zeit zu erwarten. Für die Fortsetzung, zunächst die Urkunden Otto's I, welche die zweite Hälfte des ersten Bandes ausmachen werden, ist nur noch eine Reise nach Norditalien nothwendig, nach welcher der Druck wieder aufgenommen werden wird. Von den Mitarbeitern hat Dr. Foltz längere Zeit der Benutzung älterer Ausgaben in Deductionen und anderen seltenen Schriften auf den Bibliotheken zu München, Darmstadt, Göttingen, Hannover und Berlin widmen müssen, während Dr. Uhlicz in Wien arbeitete, wohin auch dieses Jahr von verschiedenen Archiv-Verwaltungen und Bibliotheken, auf Verwendung des hohen Reichskanzleramtes auch von dem Magistrate zu Aachen, Chartulare und andere Materialien gesandt wurden. In Wien waren zeitweise auch Archivar Pankert und Bi-

bliothekar Laschitzer, auf Reisen in Italien Dr. Zimmermann und Dr. Kaltenbrunner für die Abtheilung thätig. Die von Hofrath Prof. Winkelmann in Heidelberg übernommene Ausgabe ungedruckter Urkunden der späteren Staufer und ihrer Gegenkönige und Nachfolger bis Richard und Alfons wird ausser dem in den Sammlungen der Monumenta vorhandenen Material auch das enthalten, was Hofrath Professor Ficker in Innsbruck und der Herausgeber, der zu diesem Behuf ein zweitesmal Italien bereiste, zusammen gebracht haben, im Ganzen über 500 Stücke, die im Anschluss an die aus dem Nachlass Böhmers veröffentlichten Acta imperii demnächst zur Veröffentlichung gelangen werden. Auch die von Professor Arndt in Marseille gefundenen Actenstücke zur Geschichte Kaiser Friedrichs II sollen hier ihren Platz finden. Der für das verflossene Jahr in Aussicht genommene Druck der Briefe Gregors des Grossen in der Abtheilung Epistolae unter Leitung des Professors Wattenbach hat durch die schon erwähnte Reise ihres Bearbeiters, Dr. Ewald, nach Spanien einen Aufschub erlitten. Derselbe hat die Briefe der westgothischen Zeit im Escurial verglichen, ausserdem eine Reihe von Arbeiten für die Auctores antiquissimi und die Scriptores ausgeführt, auch die von dem verstorbenen Knust begonnene allgemeine Untersuchung der in den wichtigsten Bibliotheken Spaniens vorhandenen Handschriften weitergeführt, zu dem Ende Valladolid und Toledo besucht. Der Aufschub ist in so weit auch nur günstig gewesen, als inzwischen die lange verschollene Handschrift jener Briefe, die Paulus an Adalhard sandte, von Dr. Gillert in der k. Bibliothek zu St. Petersburg aufgefunden ist. Die Ausgabe der von Pertz im vaticanischen Archiv abgeschriebenen Briefe wird Professor Wattenbach demnächst mit Hülfe eines zweiten Mitarbeiters in Angriff nehmen. In der Abtheilung Antiquitates hat Professor Dümmler die Vorarbeiten für die Sammlung der Gedichte Karolingischer Zeit, über die er im N. Archiv Band 4 ausführliche Nachricht gegeben, so weit geführt, dass der Druck im Laufe des Jahres begonnen werden kann; das erste Heft wird die Zeit Karls des Grossen umfassen. Es steht also eine Reihe bedeutender Publicationen für die nächte Zeit in Aussicht. Auch das Neue Archiv wird in der bisherigen Weise fortgeführt werden, und Berichte über unternommene Reisen, über die handschriftlichen Schätze verschiedener Bibliotheken, Mittheilungen kleinerer Stücke, kritische Untersuchungen über einzelne Quellenschriften und fortlaufende Nachrichten über Veröffentlichungen und Arbeiten, die in den weiten Bereich der Monumenta eingreifen, liefern.

* Der neu begründete **Verein für die Geschichte der Stadt Nürnberg** versendet das **erste Heft seiner Mittheilungen.** Dasselbe beginnt mit einer Vereinschronik, welche zuerst die Entstehung des Vereines erzählt. Schon lange hatte der Gedanke an Gründung eines Vereins zur Pflege der Localgeschichte einen Kreis von Freunden der Geschichte beschäftigt. Die auftauchenden Bedenken vermochten nicht, den Gedanken wieder zu beseitigen. Als im August 1877 das germanische Nationalmuseum sein 25-jähriges Jubiläum feierte und gleichzeitig die Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine in Nürnberg tagte, bot sich Gelegenheit zum Meinungsaustausch: bei allen Theilnehmern fand die beabsichtigte Vereinsgründung lebhaften Anklang, und der Gesammtverein befürwortete sie in einer Resolution. So bildete sich im Spätherbst 1877 ein Comité, welches die constituirende Generalversammlung vom 17. Januar 1878 berief. In dieser fand die Gründung des Vereins statt. Unter dessen Aufgaben wurden regelmässige Vereinsversammlungen, Publicationen, Veranstaltung von Vorträgen über Themata aus der Vorzeit Nürnbergs und Gründung einer Vereinsbibliothek und eines Vereinsarchivs aufgenommen. Die erste Versammlung fand am 21. März statt und wurde durch einen Vortrag des ersten Vorstandes Frhrn. von Kress über „nürnbergische Geschichtsschreibung und die Aufgabe des Vereins“ eingeleitet. Im ersten Vereinsjahr fanden im Ganzen 7 Monatsversammlungen statt. Das Mitgliederverzeichniss zählt bereits 204 Namen.

Das erste Heft der Mittheilungen enthält des weiteren zwei Aufsätze: Nürnberg im Kampf mit der Vehme von E. Mummenhoff und Acht Briefe Wilibald Pirkheimers von Frhrn. Georg von Kress.

Es folgen kleinere Mittheilungen und sodann Literatur. Unter dieser Rubrik sollen Besprechungen von Werken erscheinen, welche sich mit der historischen Forschung und Darstellung von Gegenständen beschäftigen, die die Nürnberger Geschichte zum Gegenstand haben. Hieran reiht sich zum Schlusse ein Verzeichniss der Nürnberger Literatur, welches mit 1870 anhebt und in Zukunft weiter fort- und auch zurückgeführt werden soll. Verfasser desselben ist E. Mummenhoff.

Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen. Jahrg. 1878 und 40. Nachricht über den h. V. f. N.

Inhalt: Hasselblatt, Die Stadt Göttingen und Herzog Erich der Aeltere im Anfang des 16. Jahrh. — Köcher, Denkwürdigkeiten der zellischen Herzogin Eleonore geb. D'Olbreuse. — Ders., Hannover'sche Stadtchronik von 1635—1652. — Grutter, Gesch. der adeligen Familie von der Kettenburg im Fürstenthum Lüneburg. — Harland, Sagen und Mythen aus dem Sollinge. — Ders., Bierstreit der Stadt Einbeck mit dem Herzog Philipp dem Jüngeren von Grubenhagen, 1574—1579. — Fiedeler, Mittheilungen aus dem rothen Buche der Kaufmanns-Innung der Stadt Hannover. — Deiter, Die Schlacht bei Hastenbeck am 26. Juli 1757. — Hostmann, Der Urnenfriedhof von Quelkhorn. — Dürre, Die Wüstungen des Kreises Holzminden. — Bodemann, Acht bisher ungedruckte Briefe von Chr. G. Heyne an J. G. Zimmermann. — Ders., Die Weihe und Einführung des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig als Bischof von Halberstadt und die damit verbundenen Streitigkeiten 1578—1580. — Miscellen.

Der Geschäftsbericht über das Jahr 1877 beklagt den Umstand, dass der Verein nicht von allen Seiten die verdiente Unterstützung findet. Die Mitgliederzahl hat sich von 343 im Jahre 1876 auf 337 in 1877 und auf 336 im Laufe des Jahres 1878 gemindert, wesentlich zufolge von Todesfällen. Einen Grund dafür, dass die Lücken nicht durch Eintritt ergänzt werden, sieht der Bericht darin, dass während früher die Recrutirung des Vereins aus dem hannoverischen Beamtenstand erfolgte, jetzt der Wechsel des Beamtenstandes im ganzen Lande namentlich die jüngeren Männer in der ersten Zeit ihrer Laufbahn zu keiner bleibenden Stätte kommen lässt. Zur Neubelebung seiner Forschungen hat der Verein im Nov. 1877 historische Abende eingerichtet für Vorträge, kleinere Mittheilungen, Vorzeigungen u. s. w., die zahlreich besucht waren Die Einnahme betrug in dem gedachten Zeitraume 2628 M. 11 Pf., die Ausgabe 1970 M. 38 Pf. Für die weitere Entwickelung der historischen Sammlungen ist ein ausführliches Programm entworfen worden. Dasselbe betont die Nothwendigkeit des Sammelns heidnischer Alterthümer, soweit nur Funde erreichbar sind, und Anfertigung von Modellen der Steindenkmäler. Was die Objecte aus dem Mittelalter und der neueren Zeit anlangt, wird u. a. die Anschaffung von Copien und Zeichnungen betont. Die Sammlungen haben sich beträchtlich erweitert. Es sind, was die heidnischen Alterthümer anlangt, zwei kleinere Sammlungen angekauft worden, in denen sich besonders schöne Steinalterthümer und eine sog. Fensterurne befanden. Untersuchungen und Ausgrabungen hat mit von den Provinzialständen bewilligten Mitteln das Ausschussmitglied Dr. Hostmann in Celle vorgenommen; bei Quelkhorn sind

der Rest des dortigen Urnenfriedhofs mit verhältnissmässig reicher und höchst interessanter Ausbeute an Gefässen aufgenommen, im Amt Soltau eine Anzahl Grabhügel, bei Fallingbostel ein solcher mit Resten von unverbrannten Skeletten, in der Nähe von Fallersleben ein Urnenfriedhof und im Amt Neustadt an den Ufern der Leine höchst merkwürdige Spuren alter Wohnsitze und Eisenindustrie untersucht worden. Eine schätzenswerthe Vermehrung der Sammlungen ist in dem Ankauf von Gypsabgüssen und Metallnachbildungen prächtiger Alterthümer hervorzuheben, die bei dem römisch-germanischen Central-Museum in Mainz ausgeführt worden sind. Der Bericht erwähnt den Ankauf und die dadurch bewirkte Conservirung dreier Steindenkmäler in der Nähe von Wittlage und dass die Kön. Regierung schützend für die zum Theil grossartigen Denkmäler auf dem Hümmling gegen moderne Speculation eingetreten ist. Der Bericht geht sodann auf die Fortschritte des mittelaltrigen Theils der Sammlungen über, auf die wir wegen beschränkten Raumes nicht mehr eingehen können. Ein Grund ist hier gelegt für eine glückliche weitere Entwickelung.

Zeitschrift des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg. V. Jahrg. Heft 1, 2, 3.

Inhalt: R. Hoffmann, Die Augsburger Baumeisterrechnungen von 1320—1331. — Gratz, Eine Verhandlung vom Jahre 1482 über den an dem damaligen Pfarrer zu Stötten, Johannes Iglinger, begangenen Raub und Todtschlag. — Die Urkunden des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg. Zweite Abtheilung. — Schott, Beiträge zur Geschichte des Carmeliterklosters und der Kirche von St. Anna in Augsburg. — Meyer, Beiträge zur Verfassungs- und Rechtsgeschichte der Stadt Augsburg. — Baumann, Necrologia Ottenburana.

Dem 2. Heft liegt der Jahresbericht des Vereins für die Jahre 1876 und 1877 an. Die Mitgliederzahl hat sich wiederum vermehrt; es sind 84 Mitglieder zugegangen, so dass der Stand am Schlusse des Jahres 1877 753 war. — Die Sammlungen wurden durch Geschenke und Ankäufe nicht unbeträchtlich vergrössert. — Die römischen Ausgrabungen in Augsburg anlangend, so liess die im Jahre 1877 durchgeführte Legung der Wasserleitungsröhren manche römische Ueberreste zum Vorschein kommen. In dem äusseren Pfaffengässchen kamen eine grössere Anzahl von Figürchen aus gebranntem Thon zu Tage, meist 7 cm gross, auffallend durch den stark aufgetriebenen Leib neben einer nicht üblen Bildung des Kopfes und der anderen Gliedmassen und dadurch, dass der Halsschmuck von Steinen oder Perlen, mit dem nicht wenige versehen sind, in einer Verzierung ausläuft, die offenbar Kreuzesgestalt aufweist. Der interessanteste Fund des Jahres ist das Bronzebild einer weiblichen Figur, für welches römischer Ursprung zu vindiciren ist. Prof. Dr. v. Christ erkennt in der Figur eine badende Venus, die einen Mann nahen sieht und sich verbergen will. — Eine Reihe von Gegenständen aus der Antikagliensammlung des Vereins sind in dem römisch-germanischen Centralmuseum in Mainz nachgebildet worden. — Die Einnahmen in 1877 betrugen 4595 M. 61 Pf., die Ausgaben 3629 M. 84 Pf. Das Vermögen betrug am Schlusse des Jahres 4222 M. 91 Pf.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Neue Folge. XXVI. Jahrg. Nr. 3.

Inhalt: v. Zahn, Emaillirte Gläser im germanischen Museum. — Arnold, Martin Behaim. — Wernicke, Urkundliche Beiträge zur Künstlergeschichte Schlesiens. — Zimmermann, Ein Mysterium des 12. Jahrhunderts aus dem Stifte St. Blasii in Braunschweig. — Dümmler, Kanon Euangeliorum. — Bartsch, Ein alter Minnesängerdruck. — Hnemer, Notizen zur Kunstgeschichte. — Ders., Findling. — Dümmler, Zu den Lebensregeln.

Notizen, insbesondere über alterthümliche Funde, Restaurationsarbeiten etc.

* (**Das Rathhaus in Alsfeld.**) Dem schönen spätgothischen Rathhause der oberhessischen Stadt Alsfeld droht die Gefahr des Niederreissens. Der Bau, in dem Erdgeschoss aus Hausteinen errichtet und spitzbogige Arkadenstellungen zeigend, ist in den oberen Theilen ein interessanter Fachwerkbau mit prächtigen Erkern, von denen die zwei auf den Markt gerichteten bis vor nicht allzulanger Zeit noch mit spitzen Thurmhelmen über das Dach hinausragten. An Holz- und Schlosserarbeit birgt das Innere noch manches Sehenswerthe. Baufällig ist das Ganze nicht, es wäre um nicht bedeutenden Aufwand zu erhalten und auch eine vorsichtige Restaurirung würde keine beträchtlichen Mittel erfordern. Der Gemeinderath will gar nichts auf das Haus mehr verwenden, auch ein wegen der zur Erhaltung dienenden Arbeiten gemachter Voranschlag von 5600 Mark ist ihm zu hoch, und so hat er denn kürzlich die Demolirung beschlossen. In dankenswerther Weise hatte der Grossherzoglich hessische Kreisrath Hoffmann Einspruch gegen diesen Beschluss erhoben, aber die nächstberufene Instanz, der Kreisausschuss, hatte ihn trotz der mahnenden Stimmen des Vereins für oberhessische Localgeschichte zu Giessen bestätigt. Der Kreisrath hat die Sache nun an den Provinzialausschuss der Provinz Oberhessen gebracht, wo sie demnächst verhandelt werden wird. Es ist zu hoffen, dass unter den Vertretern einer ganzen Provinz sich Männer genug finden, um das Verderben von dem alten Bau abzuwenden. In diesen Tagen ist noch ein Aufruf in öffentlichen Blättern erschienen, welcher sich an die Bürger Alsfelds wendet, um sie zu veranlassen, aus eigner Initiative ihre Vaterstadt vor schwerem Vorwurf zu bewahren. Der Aufruf, der auch in andern Gemeinden, wo ähnliches und schlimmeres bevorsteht, wohl angebracht wäre, schliesst mit den dieser Beispiele halber auch hier mitgetheilten Worten: „Aber fragen möchten wir, hat denn Alsfeld keine Bürger mehr, die Sinn für das Grosse der eigenen Vergangenheit haben, die es sich nicht gefallen lassen wollen, dass man ihnen ihr städtisches Kleinod nimmt und die durch gemeinsame Beiträge einen Fond beibringen könnten, der hinreichend wäre, um das ganze Rathhaus wiederherzustellen? Gewiss bedarf es nur dieser Aufmunterung und dieses Hinweises auf eine vergangene Zeit, um in Alsfeld genug Bürger zu thätigem Vorgehen anzuregen, und gewiss wird mit Freuden das ganze Hessenland dazu beisteuern einer Stadt, deren Geschichte so hochbedeutend für die des ganzen Landes ist, ein Rathhaus zu retten, und in alter Pracht wieder erstehen zu lassen, das mit seinen offenen Hallen und schönen Erkerthürmchen dem ganzen Lande zur Zierde gereicht. Alsdann werden die Alsfelder, statt sich auf ewig mit schwerem Vorwurf zu beladen, den Fehler der vorigen Geschlechter wieder gut machen; sie werden zeigen, dass noch der alte bürgerliche Sinn in ihnen wohnt. Wir haben keine überirdischen Kräfte und wir können die Geister der Erbauer nicht aufrufen zu zeugen für das Werk, das ihr Stolz war; aber es ist eine Vision, die nahe liegt, sich die Erbauer vorzustellen, wenn sie wieder kämen, und wie sie nur das Bewusstsein beruhigen könnte, dass es auch nach ihnen noch Bürger von rechter Art in Alsfeld gibt, die ein so theures Vermächtniss zu würdigen wissen!“

Commissions-Verlag der Hofbuchhandlung von A. Klingelhöffer in Darmstadt. — Druck von Heinrich Kichler.

Herausgegeben von dem Verwaltungsausschusse des Gesammtvereins in Darmstadt unter Redaction von Ernst Wörner.

Correspondenzblatt

des

Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine.

Das Correspondenzblatt erscheint monatlich einmal und kostet jährl. 5 Mark.

№. 7 & 8. Siebenundzwanzigster Jahrgang 1879. Juli & August.

Mittheilungen für Deutsche Geschichte und Alterthumskunde überhaupt.

Wandgemälde

aus dem Kaufhause zu Mainz.

Mit Abbildung.

Die Ausstellung von bildlichen Darstellungen der Stads Mainz und ihrer Denkmäler, welche vom 10. Mai bit 3. Juni im Akademiesaale des ehemal. kurfürstlichen Schlosses daselbst stattfand, brachte eine grosse Anzahl höchst werthvoller Materialien zu Tag, welche bis dahin entweder nur im engsten Kreise bekannt oder aber völlig verschollen waren. Namentlich sind es Abbildungen von Denkmälern aus Kirchen, geistlichen oder öffentlichen Gebäuden, welche von Bodmann und Joh. Lindenschmit im Anfang dieses Jahrhunderts aufgenommen wurden, als der Sturm der Revolution und der folgenden Kriegsjahre den ganzen Reichthum von geschichtlichen Erinnerungen zwar umgestürzt, jedoch noch nicht die völlige Zerstörung Platz gegriffen hatte, wie sie leider erst in den Tagen der wiederaufgerichteten Ordnung recht gründlich sollte vollzogen werden. Gerade die Ausstellung lieferte in der grossen Zahl von zum Theil künstlerischen Aufnahmen geschichtlicher Denkmale, wie der Liebfrauenkirche, der Dominikanerkirche, der Stiftskirche vom heil. Kreuz und vieler anderen den Beweis, wie lebhaft die Bevölkerung an den Zeugen alter Herrlichkeit hing: sie wandte freigebig die Mittel auf, um deren Erinnerung wenigstens im Bilde verewigen zu lassen; ebenso wenig fehlte es an begabten Künstlern wie Kaspar und Georg Schneider, Joh. Jac. Hoch u. a., welche mit Liebe und vielem Geschick sich in das Studium mittelalterlicher Kunstweise vertieften und mit äusserster Treue überlieferten, was sobald schon ganz von dem Erdboden verschwinden sollte. Ganz hervorragendes Verdienst erwarben sich in dieser Richtung die schon genannten Bodmann und Joh. Lindenschmit. Während in Bodmann das gelehrte Interesse vertreten war, mit dem sich auch ganz tüchtige zeichnerische Befähigung verband, besass Lindenschmit eine für die Charakteristik der Formen und namentlich für stylvolle Behandlung durch seine Thätigkeit als Münz- und Stempelschneider viel geübte Hand, so dass beide sich in glücklicher Weise ergänzten. Gemeinsam war ihnen der innere Sinn für die Geschichtsdenkmale, und so entstanden, namentlich im Jahre 1806, eine reiche Folge trefflicher Federzeichnungen, die zum grossen Theil in der Stadtbibliothek zu Mainz aus Anlass der Ausstellung unter älteren Beständen aufgefunden und an's Licht gebracht wurden.

Das Original des beigegebenen Blattes gehört diesen Aufnahmen an, befindet sich aber als Bestandtheil der Habel'schen Kunstsammlungen dermalen im Besitz des Hrn. Kreisrichters a. D. Conrady zu Miltenberg und war zur Ausstellung eingesandt worden. Er ist von Lindenschmits Hand mit Bleistift skizzirt und dann mit der Feder nachgezogen. Die Aufschrift rührt von Bodmann her.

Das Blatt bietet den einzigen Beleg für die malerische Ausschmückung einzelner Theile des grossartigen gothischen Kaufhauses zu Mainz, das um 1317 unter dem hervorragenden Staatsmanne und Erzbischofe Peter von Aspelt vollendet worden. Der nach der Nordseite im Grundriss stark verjüngte Bau war zweigeschossig angelegt und von schweren Pfeilern in drei Hallen geschieden. Die südliche Front war als Schauseite mit reichem Portal und bildnerischem Schmucke ausgestattet. Nebst einem Relief des heil. Martinus als Reitersmann waren die Zinnen dieser Seite mit den über lebensgrossen Reliefbildern Ludwigs des Bayern und der sieben Kurfürsten geschmückt; auf den Ecken sassen luftige Erkerthürme und ein mächtiges Walmendach schloss den ernsten, massigen Bau. Die Revolution und die Beschiessung von 1793 hatten ihn verschont; allein er stand den nivellirenden Absichten des nüchternen napoleonischen Staats-Architekten St. Far im Wege und, wie der Volksmund erzählt, seien namentlich die unausgesetzten Klagen der Tischgesellschaft französischer Offiziere, welche in dem dahinter liegenden Gasthofe zu den „Drei Reichskronen“ zu tafeln pflegten, endlich bestimmend gewesen, dass dieser ernste Zeuge altmainzer Grösse und Macht im Jahre 1812 dem Untergange geweiht wurde. Die Herren verschafften sich vor ihren Wirthsfenstern freie Aussicht, als gerade die Aussichten in die Zukunft ihrer Gewaltherrschaft sich so bedenklich trübten! Vom Herbste 1812 bis zum Juni 1813 war das Zerstörungswerk beendet. Während des Abbruches im November 1812 nahm Lindenschmit die Zeichnung von einem Wandgemälde auf, von dem wir nicht wissen, ob es damals noch das einzige und letzte seiner Art gewesen, von dem aber wohl sicher ist, dass es in eine ganze Folge von Darstellungen gehörte, welche die Bestimmung des Kaufhauses bildlich erläuterte. Der Aufschrift zufolge war das Gemälde an der Aussenseite des Baues angebracht.

Hier sind es zwei Lastträger in der Tracht mittelalterlicher Handarbeiter, die an einem Tragbaume einen Waarenballen schleppen. Die Darstellung ist trotz der einfachen Mittel höchst lebensvoll, wahr und wie aus Beobachtung der Wirklichkeit hervorgegangen. Die Malerei war offenbar ganz nach der Art der Zeit unmittelbar auf die nicht weiter grundirte Quaderwand mit Wasserfarben aufgemalt und durchaus flach behandelt.

Wenn Bodmann bemerkt, dass diese Darstellung dem 15. Jahrhundert entstammte, so bin ich freilich nicht in der Lage, die Richtigkeit dieser Angabe genauer zu prüfen; da das Original nicht mehr vorhanden ist. Indess dürfte doch aus den sonstigen, von dem Rathhause stammenden Einzelheiten ein Rückschluss ohne allzu grosses Wagniss gemacht werden. Die im Museum der Stadt Mainz erhaltenen Bildwerke der Kurfürsten u. s. w. stammen nämlich unzweifelhaft aus der Zeit der ersten Erbauung, und da die Ausstattung des ganzen Baues eine durchaus einheitliche war und mit erklecklichem Aufwande durchgeführt, so liegt es nahe, auch die malerische Ausschmückung in die ersten Jahrzehnte des 14. Jahrhunderts zu versetzen. Ueberdiess liesse sich nicht recht klar absehen, wie und warum man an dem im Gebrauch befindlichen Kaufhause später sollte Wandbilder herstellen lassen, während es bei der ersten Fertigstellung des Gebäudes anstandlos geschehen

konnte. Zudem war nach der allgemeinen Lage der Dinge in Mainz die Frühzeit des 14. Jahrhunderts der reichen, künstlerischen Ausstattung eines städtischen Bauwerkes viel günstiger als die folgenden Zeiten. So möchte ich mich für die Gleichzeitigkeit des Wandbildes mit dem Gebäude selbst entscheiden. Soweit die sehr tüchtig gezeichnete Skizze ein Urtheil zulässt, liegt in der Darstellung kaum etwas vor, was gegen diese Ansicht könnte angerufen werden; durchschlagend zu beweisen ist die oben vertretene Auffassung freilich nicht. Indessen glaube ich darin nicht fehl zu gehen, wenn ich die Darstellung selbst als einen werthvollen Beitrag zur monumentalen Malerei des Mittelalters hier mittheile: sie hat über die Grenzen von Mainz hinaus ihre Bedeutung und es gebührt an dieser Stelle der besondere Dank für die Erlaubniss zur Wiedergabe der merkwürdigen Blätter, wozu Herr Kreisrichter Conrady sich in so ausserordentlich freundlicher Weise bereit fand.

Mainz. Friedrich Schneider.

Trajanische Anlagen am Neckar und Main.

im Anschluss an Brambachs Schrift „Trajan am Rhein“.
Von Carl Christ in Heidelberg.

Zur Limesfrage und den politischen wie strategischen Verhältnissen des Dekumatenlandes überhaupt habe ich bereits in den seitdem eingegangenen „Heidelberger Jahrbüchern der Literatur“ von 1872 no. 16—23 und no. 36—42 eine ganze Reihe von Beiträgen geliefert, die sich zwar dem Zwecke jener Zeitschrift gemäss an einige über dieselbe Gegenstände handelnde Schriften anzuschliessen hatten, aber doch ganz selbstständige Untersuchungen enthielten.

Indem ich nun hierauf im Ganzen verweise, (wie dies auch Hübner in den Bonner Jahrb. LXIII in den Anmerk. zu S. 28 und 29 gethan hat) besonders auf die von mir angegebene umfangreiche Literatur[1]) mag im Folgenden ein daselbst weniger berücksichtigter einzelner Gesichtspunkt betrachtet werden, die Thätigkeit Trajans am Rhein. (Vergl. hierüber J. Becker in Heidelb. Jahrb. 1871 S. 228 u. Schmidt Gesch. v. Hessen I S. 24 u. II, 309).

Die Errichtung des grossen Grenzwalles von der Donau zum Rhein mit seinen an für die Vertheidigung wichtigen Punkten angelegten grösseren Castellen und kleinen Befestigungen und mit seinen verschiedenen Parallellinien ist offenbar nicht das Werk einer kurzen Zeitperiode, vielmehr darf man annehmen, dass die Grenzlinie von Domitian begonnen, von Trajan der Hauptsache nach fertig gezogen, aber in ihrem innern Ausbau nicht vollendet war. Erst Kaiser Hadrian führte, wie dies auch Hübner annimmt (Bonner Jahrb. LXIII,39) das ganze Werk durch. Auf seinen Namen bezieht sich auch die von mir aufgestellte colonia Aelia Hadriana, wenn sie auch vor seiner kaiserlichen Zeit, d. h. schon ganz am Anfang der Herrschaft Trajans gegründet worden sein sollte.

[1]) Zur Literatur ist hier bes. auch auf Haugs Aufsatz „Andeutungen über den Zweck des römischen Grenzwalles“ in der Zeitschr. f. Wirtemberg. Franken IX,261 nachzutragen. Ueber diesen Zweck sprach sich Herr v. Cohausen 1872 zu Darmstadt dahin aus, dass solche lange Befestigungslinien von enorm militärischer Bedeutung waren, und nicht am wenigsten als mechanisches Hinderniss. Die geringe Befestigungskunst der Deutschen vermochte nicht die Mauern und Gräben und noch weniger die lebenden Hindernisse, das sog. Gebück zu bewältigen; und wenn es geschah, erforderte es soviel Zeit, dass die Sicherung des Erfolgs unmöglich, ja dass es nicht mehr möglich war, wieder sicher aus den Befestigungen herauszukommen.

Was nun Trajan betrifft, so verweilte dieser Anfangs als kaiserlicher Statthalter von Obergermanien, nachher als Kaiser in den Rheinlanden. Die Mission Trajans ging dahin, die kurz vorher am Rhein unter den Truppen durch Meuterei eingerissene Demoralisation zu heben und so der Rheingrenze kräftigen Schutz gegen die unruhigen Nachbarn zu verleihen. Er führte hierhin, wie Plinius berichtet, frische Legionen und stellte hierdurch die Disciplin unter den rheinischen Truppen wieder her.

Ueber Trajans Wirken am Rhein handelte nun vorzüglich Brambach schon 1866 in einem eigenen Schriftchen (Elberfeld, Verlag von Friderichs).

Er kommt dabei zu dem Schlusse, dass derselbe mindestens 4 Jahre in den Rheinlanden gewesen sei, wovon zwar die meiste Zeit auf den Niederrhein entfällt, allein auch am Oberrhein hielt er sich zeitweilig auf zur Verwaltung von Obergermanien.

Die Wichtigkeit der Brambachischen Schrift für unsere Frage erheischt indessen vor Allem die Resultate derselben hier eingehender zu würdigen und dann auf ihnen erst weiter zu bauen. Hiernach zog Trajan, nachdem er mit Acilius Glabrio 91 p. Chr. das Consulat bekleidet hatte, und im folgenden Jahre als Statthalter nach Spanien gegangen war, noch auf Befehl des Kaisers Domitian (unter dessen Regierung schon der Krieg mit den Sueben auszubrechen drohte) also spätestens 95 an den Rhein, wo er bis zum Jahr 99 verblieb.

Die Sueben wollten nämlich seit dem Jahr 84 mit den Jazygen vereint die Donau überschreiten. Wahrscheinlich hatten sie zuerst an der unteren Donau einen Angriff beabsichtigt und sich dann nach dem westlichen Deutschland gewendet.

Durch die Unzuverlässigkeit des Heeres und den drohenden Feind wurde Domitian wohl bewogen, Trajan an den Oberrhein zu schicken. Dieser war es nun, welcher die Sueben, die in der That im Jahr 96/97 die Grenzbefestigungen am Rhein überschritten hatten, um sich dem aufständischen Römerheer anzuschliessen, wieder über den Grenzwall zurückgedrängt hat. Wegen dieses Sieges legte sich der damalige Kaiser Nerva den Beinamen Germanicus bei und theilte denselben nicht nur mit Trajan, sondern adoptirte diesen auch zu gleicher Zeit, d. h. im Spätherbste des Jahres 97 (vergl. Wilmanns exempla inscr. no. 931 und 933).[2]) Alsbald nach seiner Adoption wurde er zum Caesar ernannt und bekam wahrscheinlich den Oberbefehl über das gesammte Heer Ober- und Untergermaniens. Schon nach wenigen Monaten (25. Januar 98) starb Nerva und Trajan wurde Kaiser, ohne dass er jedoch sogleich nach Rom eilte; vielmehr blieb er noch ein ganzes Jahr am Rhein. Der Grund hierzu war nach Brambach, dass Trajan eine Reihe von grossartigen Unternehmungen, namentlich Bauanlagen projektirt hatte, deren Durchführung er wenigstens sicher stellen musste.

Aus Schrifstellern wissen wir nur, dass er jenseits des Rheins, also in Obergermanien, Städte wieder hergestellt hat. Es waren dies aber nach dem Ausdrucke Brambachs,

[2]) Wilmanns spricht sich so aus: Germanici nomen Nerva et Traianus adsumpserunt ex bello Suebico mense Octobri vel Novembri a. 97. Traianus autumno a. 97 adoptatus a Nerva, simul filius, simul Caesar, mox Imperator et consors tribuniciae potestatis, et omnia pariter et statim factus est. Augustus post mortem demum Nervae vocatus est exeunte Januario a. 98. — Beizufügen wäre dem noch, dass Trajan als er Kaiser wurde, sich am Niederrhein bei Köln aufhielt. Er scheint nach Brambach gegen Ende des Jahres 97 aus dem oberrheinischen Deutschland in die niederrheinische Provinz gegangen zu sein, wo seine von Brambach S. 7—8 des betreffenden Schriftchens geschilderten Anlagen mindestens eben so bedeutend sind wie am Oberrhein. Die Beinamen Caesar und des „Deutschen“ erhielt er indessen erst nach seiner Adoption (S. 16).

„Bruchtheile eines grösseren Werkes, nämlich die Stützen des Grenzwalles, den Trajan offenbar wieder befestigte.“ Wörtlich fährt nun Brambach fort: „Der überrheinische Grenzwall rührt nämlich aus älteren Zeiten her: als die Versuche des Drusus und Tiberius, das freie Deutschland zu unterwerfen, durch die Schlacht im Teutoburger Walde ein so klägliches Ende genommen hatten, und die Römer genöthigt waren, gegen die Deutschen sich auf Defensive zu beschränken, erkannte Germanicus sehr bald, dass der Lauf des Oberrheins eine unzureichende Defensivlinie bilde. Er stellte demnach das Kastell auf den Taunus, welches Drusus der Operationsbasis für weitergehende Eroberungen einverleibt hatte, wieder her, um durch dasselbe einen festen Halt für eine überrheinische Vertheidigungslinie zu gewinnen.[3]) Wie und wann vom Taunus aus die einzelnen Kastelle nach einander angelegt worden sind, wissen wir nicht, wohl aber kann es als sicher angenommen werden, dass noch, bevor Trajan an den Rhein kam, die Römer festen Fuss im Taunus, Odenwald und Schwarzwald gefasst hatten. Denn nicht nur die Kastelle der Mattiaken, „Kastel“ (bei Mainz) und Wiesbaden, weisen uns vortrajanische Monumente auf, auch die gesammten Zehntländer waren schon dem römischen Reiche einverleibt und von gallischen Ansiedlern bewohnt.“

Dies bezeugt Tacitus ausdrücklich in seiner Germania 29, wo er jene lebendige Schilderung der Mischbevölkerung des „solum dubiae possessionis“ gibt. In dieses zwischen Rhein, Main und Neckar gelegene, damals leerstehende sog. Dekumatenland wanderte bekanntlich in römischer Zeit nach und nach aus dem jenseitigen Gallien „levissimus quisque Gallorum“ ein. Eine grosse Anzahl von Inschriften mit gallischen Personennamen bekundet den dortigen Zusammenfluss und die Niederlassung überrheinischer Gallier[4]).

[3]) Dieses wahrscheinlich schon von Drusus an dem ältesten Gebirgspass des Taunus, an der Einsattelung und zugleich an der schmalsten Stelle und einer Krümmung der Höhenkette angelegte Kastell, eines der wichtigsten am ganzen Limes, ist die sog. Saalburg, über deren allgemeine militärische Bedeutung für sich und im Zusammenhang mit den anderen römischen Befestigungen des Pfahlgrabens Herr Oberst v. Cohausen schon an den verschiedensten Stellen ausführlich gehandelt hat, so bei der Generalversammlung des historischen Gesammtvereins zu Darmstadt und an anderen Orten. Ein grösseres Werk von demselben ist in jüngster Zeit fertig gestellt worden. Vergl. sodann auch unter Anderen die 1877 erschienene „Gesch. der Stadt Wiesbaden“ von Fr. Otto und die interessante Schilderung Hübners von der Saalburg in den Bonner Jahrbüchern LXIII,34. Auch Walther hess. Alterth. S. 110 spricht darüber. In ähnlicher Weise spricht sich Jakob Becker neuerdings wieder aus in einer kleinen aber äusserst lehrreichen (1877 erschienenen) Monographie „Zur Urgeschichte von Mainz“: Nach der Besiegung des Ariovist wurde auch die Eroberung des linken Rheinufers von Caesar angebahnt, von dem älteren Drusus Germanicus vollendet, welcher nach der deutlichen Angabe der Alten auch die linksrheinischen Germanen unterwarf. Um diese Unterwerfung und damit zugleich das unterworfene Gallien zu sichern, legte derselbe Drusus längs des Rheins eine Kette fester Standlager von Legionen an, welche der ältere Plinius ausdrücklich ums Jahr 70 p. Chr. als solche (castra legionum) bezeichnet.

[4]) Den Anfang einer linguistischen Untersuchung dieser Namen habe ich in den Bonner Jahrbüchern gemacht (Heft LXIII S. 57 ff.) —

Eine eigenthümliche Ansicht sprach Mone aus in seiner badischen Urgeschichte II S. 17, wornach die gallischen Ansiedler vorzüglich Helvetier gewesen wären, die nach der Zeit des Tiberius aus der heutigen Schweiz gekommen wären, und dass daher der Name des Grenzlandes „Helvetische Einöde“ entstanden sei. Ausführlich handelt in dieser Hinsicht Jahn in den Bonner Jahrb. 14 S. 146 ff. und 150. Man wird aber doch mit viel mehr Recht dieses theilweise Rückwandern in die verlassenen Stammsitze des Grenzlandes als von den Galliern im Allgemeinen ausgegangen betrachten, anstatt speciell von den Helvetiern oder zuerst nur von diesen eingeleitet.

Die wenn auch erzwungene Rückwanderung der Helvetier unter Caesar war dagegen eine wirkliche Rückströmung in die alte schweizerische Heimath, entgegen dem allgemeinen westwärts gerichteten Zuge der keltischen Wanderung, den Mone II S. 67 anerkennt.

Diese Denkmale gewähren nun nicht nur vielfache Einblicke in das private und geschäftliche Leben der Neckar- und Maingegenden, sondern auch, da eine Reihe einzelner Culturstätten hier entstand, die zugleich die militärischen Centra bildeten, lässt sich die politische wie militärische Verwaltung dieser Grenzlande aus ihnen erkennen.

Vorzüglich ist dies der Fall bei der ihrem Namen civitas Ulpia nach gerade von Trajan gestifteten Bürgergemeinde am untern Neckar, deren Haupt die uralte Keltenstadt Lopodunum (Ladenburg) war, worüber ich ausführlich in einem Artikel über die römischen Meilensteine aus Heidelberg in den Bonner Jahrbüchern LXI S. 10—29 gehandelt habe.

Lopodunum gehörte wahrscheinlich zu den von Trajan nach Zurückschlagung der Deutschen auf dem rechten oberen Rheinufer wieder hergestellten Städten, von denen Eutropius erzählt: „Urbes trans Rhenum in Germania reparavit“. Bei dieser Gelegenheit wird es gewesen sein, dass die erwähnte Gemeinde seinen Namen erhielt, eine Stiftung, die man also in das Jahr 97 in welchem der suebische Krieg beendet wurde, zu setzen haben wird. Am Wahrscheinlichsten ist es, dass die Annahme des Namens civitas Ulpia für den Verwaltungsbezirk von Lopodunum zur Feier der im Oktober dieses Jahres stattgehabten Adoption des nachmaligen Kaisers Trajan stattfand, zu welcher selbst wieder, wie auch zur Beilegung des Ehrennamens Germanicus, die glückliche Beendigung des deutschen Krieges den Anstoss gegeben hatte.

Erst von da an konnten die Bauten des rechten Rheinufers mit Ruhe in Angriff genommen werden. Sowohl die Wiederherstellung der durch diesen Krieg beschädigten Kastelle, wie die Errichtung von neuen erforderte Zeit, und Trajan wird sie nicht alle während seines Aufenthaltes am Rhein vollendet haben. Unter diesen Neubauten ist nun besonders aufzuführen in Folge des Zeugnisses eines alten Schriftstellers:

Das munimentum Traiani I.

Die muthmaassliche Lage dieser von Julian wieder hergestellten „Trajansburg“ bildete bereits 1872 den Gegenstand einer der auf der Generalversammlung des Gesammt-Vereins der historischen Vereine zu Darmstadt zur Verhandlung gekommenen Fragen. Der verstorbene Hofbibliotheksekretär Ludwig Wörner von Darmstadt erstattete dabei Vortrag über die einzige Quelle, den Schriftsteller Ammianus Marcellinus (gleich im Anfange des XVII. Buches: munimentum quod in Alamannorum solo conditum Traianus suo nomine voluit appelari), sowie über die Art der verschiedenen Ansichten, die sich schon gebildet hätten, und kam zum Resultat, dass der Ort, wo die Befestigung gelegen, nicht mehr genau zu bestimmen sei, dass jedoch nach der angegebenen Stelle eine Lage rechts des Mains, nicht allzuweit von Mainz angenommen werden müsse, während Andere wieder die Ansicht vertraten, welche das Kastell links des Mains sucht. Vergl. Correspondenzblatt 1873 Nr. 1.

Bevor nun eine neue Conjektur über diese Frage aufzustellen versucht werden soll, ist es durchaus nothwendig das bekannte Material zu sammeln, nachdem Hübner in den Bonner Jahrb. LXIII,30 neuerdings auf diese Sache aufmerk-

sam gemacht hat. Da die Literatur hierüber aber bereits eine sehr umfangreiche ist, so mag vor Allem hier nur die neuere, weniger bekannte, kurz charakterisirt werden.

Eine Zusammenstellung der bisherigen Meinungen gibt Steiner in seinem „Maingebiet“ (1834) S. 49—56 und S. 138—147 wobei er Lehne (Ges. Schr. I S. 114 u. 291) beitritt, welcher das Kastell in der Nähe der Niddamündung in den Main, auf dessen rechter Seite bei Höchst[5]) unterhalb Frankfurt ansetzt, was die bis jetzt wahrscheinlichste Hypothese ist, wenn es auch mit angeblichen Funden von Ziegeln der durch Trajan errichteten 30. Legion nichts sein sollte (Brambach (C. J. Rh. no. 1501.) In den Nassauischen Annalen III. S. 215 und darnach Walther hessische Alterthümer S. 108—9 unter „Höchst“ und „Nied“ wird diese Lage indessen bestritten. — Mone „badische Urgeschichte“ II S. 302 spricht sich nicht näher darüber aus; er meinte nur ebenfalls, dass es irgendwo am untern Main gelegen gewesen sein müsse.

Es folgen sodann mehrere Aufsätze über unsern Gegenstand im „hessischen Archiv“. So 1842 von Scriba in B. III Heft 1, no. IV und von Heber in B. IX. S. 1 ff. (vergl. Walther S. 72 über den Wasserbibloshof). Schon vorher B. VIII S. 427 ff. in einer „Geschichte von Trebur“ war das Kastell nach diesem, zwei Stunden südlich vom Main gelegenen, ehmaligen Reichsdorf verlegt worden, an welchem man irrthümlich die Vereinigung des Rheins, Mains und Neckars noch in historischer Zeit behauptete (vergl. Walther S. 70).

In Folge einer falschen Ableitung des Namens Tribur (später Trebur, jetzt beim Volke Trewer) erblickte man hier sogar eine von den Römern angelegte Colonie von Treverern oder einen Stationsort von Cohorten dieses Volkes, als römischen Hilfstruppen.

Gänzlich verwerflich ist auch die von Eschborn im Archiv XII S. 85 ff. nach Knapp § 107—108 und § 114 der röm. Denkmale des Odenwaldes, wiederholte alte Fabel, die das munimentum Traiani seinem Namen zu Lieb wiederfindet in Trennfurt viel zu sehr oben am Main, obwohl dessen urkundlicher Namen Tribunfurt weit davon absteht. (Vergl. Bonner Jahrb. LXII, 51).

Kurz vorher, d. h. B. XII S. 38 sprach sich Frank sehr entschieden zu Gunsten des rechten Main-Ufers aus, es spräche so ziemlich alles dagegen, dass Trajan auf seinen, wie er meint, die Gründung des Limes einleitenden Zügen das linke Mainufer betreten, oder gar schon die Mainspitze zum Ausgangspunkt seiner Operationen von Mainz aus gemacht habe. Wo aber auf dem rechten Mainufer das munimentum Traiani gestanden, dessen Restauration Julian im Jahr 375bei seiner ersten Razzia gegen die Allamannen von Mainz aus vornahm, sei bei der verschiedenen Deutbarkeit des dunkeln Berichtes Ammians unmöglich.

Ueber Julians erwähnten Feldzug handelte auch schon früher Decker im H. Archiv B. VII S. 126 ff. in seinem Aufsatze über „Römerschanzen im Odenwald.“ Ganz vorzüglich ist aber hierüber ein Forscher, wie Jacob Becker, competent, der in den Nassauischen Annalen X S. 192 ausführt Julian habe bei Mainz eine Schiffbrücke über den Rhein schlagen lassen, um auf der rechtsmainischen Heerstrasse verwüstend ins Alamannische einzudringen, bei welcher Gelegenheit er eben das dereinst von Kaiser Trajan angelegte Kastell wieder hergestellt habe. Ueber dieses speciell sprach sich Becker auch kurz in den Heidelberger Jahrbüchern vom März 1871 S. 229 aus unter Citirung verschiedener hierher gehörigen Abhandlungen und gelegentlicher Bemerkungen.

Was die betreffende Römerstrasse des nördlichen Mainufers betrifft, so zog sie in gerader Richtung von Kastel aus nach Heddernheim, nördlich von der heutigen Frankfurt- Mainzer Chaussee und der Eisenbahn. (Walther hessische Alterthümer S. 45 mit Karte).

Diese Strasse wird theilweise noch heute benutzt und führt den Namen „Alte Mainzerstrasse“ wie noch andere Bezeichnungen. Herr v. Cohausen und Duncker (vergl. dessen Beiträge zum Pfahlgraben S. 48) nennen sie in ihrer Fortsetzung nach dem Limes zu hohe Strasse.

In den Bonner Jahrb. XLIV S. 260 und 262 scheint Becker dagegen die in den Brieffragmenten des Symmachus an Valentinian I überlieferte colonia antiqua zwischen Rhein, Main und Neckar auf unser munimentum beziehen zu wollen, dasselbe also südlich vom Main zu suchen, während jene Colonia eher der auf dem Kleestädter Meilenstein abgekürzt A. A. = Aelia Adriana (oder Aelia Antiqua?) genannte Ort, nach meiner Annahme also Dieburg, zu sein scheint.

Kurz vorher, in demselben Bande der Bonner Jahrb. S. 40 hatte Stark, im Gegensatz zu allen bisherigen Forschern, welche die Lage des Kastells in der Nähe des untern Mains (wofür entschieden auch Alles spricht) aufrecht erhielten, auszuführen versucht, dasselbe sei identisch mit der oben angeführten civitas Ulpia (Traiana) am untern Neckar. Nun ist aber dieses nur der Name des Verwaltungsgebietes gewesen, während der Mittelpunkt selbst Lopodunum, latinisirt Lupodunum hiess (keltisch eigentlich Loupodunum = arx Loupi), ein Name der sich bis jetzt im heutigen „Ladenburg“[6]) erhalten hat (vergl. Stark l. c. p. 6 und 9). Ammianus würde also wenn dieser Ort von ihm gemeint gewesen wäre, doch wohl seinen eigentlichen Namen erwähnt haben, nicht aber blos einen von Trajan herrührenden Beinamen.

Das von ihm gemeinte munimentum hat dagegen als Anlage Trajans nur einen solchen geführt, also keine einheimische Bezeichnung gehabt, es hiess einfach castellum Ulpium Traianum, wie Trajans Gründung am Niederrhein castra oder colonia Ulpia Traiana oder Troiana (daher Troia im Mittelalter) nach Brambach no. 10, 82, 199, 213, 216 und 314). Die betreffende Oertlichkeit wird entweder nach Kellen bei Cleve oder bei Xanten angenommen, eine Stunde unterhalb den Vetera Castra (jetzt Birten) vielleicht ein romanisirter deutscher Name, vergl. Becker, Nass. Annalen X S. 162, 167, 169, 196 und Bonner Jahrb. XLIV,55—57.

Weitere literarische Nachweise hierüber gibt das Generalregister der Bonner Jahrbücher, d. h. Heft LXV. — Vergl. auch was ich in den Heidelberger Jahrbüchern 1872 S. 647 und in Picks Monatsschrift 1879 S. 271 über diesen Ort gesagt habe, der auch Tricesimae hiess von der in gleicher Weise nach Ulpius Traianus benannten und dort stationirten legio tricesima Ulpia victrix, die jedoch nach Brambach schwerlich schon während Trajan in Germanien war in diesen Garnisonsort eingezogen ist.[7])

---

[5]) Steiner meinte der Name Höchst sei aus latein. Ostium hervorgegangen, weil ihn alte Urkunden Hosti nennen, allein dies ist nichts als das mittelhochd. das hôste = höchster Punkt der Gegend, Anhöhe, vergl. Weigand in seinem deutschen Wörterbuch unter „Hoch“. (Ein „Höchst“ liegt auch oben an der Nidder, dessgleichen im Odenwald bei Neustadt).

[6]) Während Kiepert in seiner Karte über die römischen Grenzwälle zu dem Aufsatze Hübners in den Bonner Jahrbüchern, Heft LXIII Lupodunum, oder wie es besser nach den inschriftlichen Zeugnissen hätte geschrieben werden sollen „Lopodunum“, richtig am untern Neckar, bei Heidelberg einzeichnet, nennt Hübner selbst S. 29 des betreffenden Aufsatzes so das ganz entfernt davon am Grenzwall gelegene Osterburken und wiederholt dies neuerdings in Heft LXIV S. 34.

[7]) Ueber den Namen Troia nova oder Klein — Troia, Lützele Troie für Xanten (der von Traian herrührt, wie ich nachzuweisen gesucht habe) wie überhaupt über die mittelalterliche Geschichte von Xanten vergl. unter Andern Heber in seinen 1858 in Frankfurt bei Vömel erschienenen „vorkarolingischen christlichen Glaubenshelden“ S. 96 u. 354 ff. — Die Sage von der troianischen Herkunft der Franken ist aber erst in Folge des mit dem berühmten

Gehen wir nun weiter, so kann auch die colonia Ulpia Traiana (auch Augusta zubenannt mit Bezug auf Trajan als Augustus d. h. Kaiser) das alte Sarmizegetusa, welches, nachdem es von Trajan a. 110 zur Colonie gemacht worden war, vielfach blos mit seinem neuen Namen genannt wurde, mit Weglassung des alten nationalen Namens (vergl. C. Inscr. Lat. III p. 228) nicht als Parallele zu einer eventuellen colonia Ulpia Traiana Lopodunum, die ebenfalls ihren einheimischen Namen zeitweise eingebüsst hätte, dienen, denn Sarmizegetusa bekam als zunächst einzige Coloniestadt der römischen Provinz Dacien den Namen colonia Dacica κατ' ἐξ was zur Aufgabe ihres alten Namens führte (vergl. Kiepert Lehrbuch p. 302). Dagegen gilt für Lopodunum vielmehr das Beispiel der colonia Ulpia Traiana Poetovio oder Petovio in Noricum, welche ihren einheimischen Namen noch heute als „Pettau“ (in Steiermark) bewahrt.

Wie wenig haftbar zudem in der Folgezeit der Beiname Ulpia bei der Civität war, deren Hauptort Lopodunum war, zeigen die Heidelberger 8 Meilensteine, wo jener theils genannt, theils weggelassen wurde, nachdem ein zweiter kaiserlicher Beinamen, Septimia hinzugetreten war. Es ist daher sehr unwahrscheinlich, dass in den Zeiten des Ammianus überhaupt ein anderer Namen für den Hauptort des untern Neckars gegolten haben sollte als Lopodunum oder Lupodunum wie es ja gleichzeitig von Ausonius in der That genannt wird. Nach alledem wird man aber hiermit das munimentum Traiani am Main nicht vermengen dürfen.

Schliesslich mag über das Letztere noch auf die Zusammenstellung der bisher darüber geäusserten Meinungen durch Weidenbach verwiesen werden in seinem „Nahethal“ IV S. 612 (= Rheinischer Antiquarius Abtheilung II B. 19). Nach Alledem harrt aber diese Frage durchaus einer neuen Untersuchung. Eine zusammenfassende Darstellung der gesammten einschlägigen Literatur gab auch Scriba (nach der schon oben erwähnten Monographie) im J. 1854 in den Zusätzen zur 2. Auflage von Knapps röm. Denkmalen des Odenwaldes S. 185 ff. —

Alte Glashütten bei Heidelberg.

Von Carl Christ in Heidelberg.

Die 13. Frage welche der Generalversammlung der deutschen Geschichtsvereine zu Marburg vorgelegen, schloss sich unmittelbar an an Frage 12 über die sog. Glasburgen oder Schlackenwälle (worüber Herr v. Cohausen in no. 3 und 4 des Corresp.-Bl. berichtet) und lautete:

„Sind in Deutschland weitere Stellen bekannt, wo sich Spuren finden, dass man dort früher im Wald Pottasche bereitet hat?“

Vor Allem wurde nun zu Marburg festgestellt, dass sich in den Lippischen Wäldern manche solcher Stellen fänden, die durch Schlackenhaufen kenntlich sind, welche denen der Schlackenwälle völlig gleich zu sein scheinen. Ob aber nun die letzteren überhaupt mit der ebenso gewöhnlichen wie natürlichen Erscheinung von Glasschlacken in der Nähe ehemaliger Glashütten zusammenhängen, dürfte fraglich erscheinen. In der Mehrzahl der Fälle wird man nichts anderes als Haufen von Ueberresten der Glasfabrikation, halbgeschmolzene Glasmasse u. s. w. zu constatiren haben. Zur Bereitung des Glases, bekanntlich durch Zusammenschmelzen von Kieselerde mit Alkalien gebildet, bediente man sich nämlich früher in Deutschland, wie überhaupt im Innern des europäischen Continentes der Pottasche (kohlensaures Kali) welche bis vor Kurzem ausschliesslich aus der Asche der Landpflanzen speciell aus Holzasche durch Auslaugen und Eindampfen der so gewonnenen Lösung fabricirt wurde.

Die Verminderung der Wälder, die allgemein auf diese Weise nicht nur zur Bereitung von Pottasche verwendet wurden, sondern die auch als Brennstoff zum Glasschmelzen selbst dienten, führte später dahin, dass die meisten derartigen Glasfabriken, worin blos Kaliglas hergestellt wurde, eingiengen. Man griff nämlich zu Soda (kohlensaures Natron) und verfertigte Natronglas.

Wie schon im Alterthum die Glasbereitung nur in Küstenländern betrieben wurde, wo die durch Verbrennung natronhaltiger Meerpflanzen erhaltene (sog. natürliche) Soda zu Gebote stand, wandte sich die Glasfabrikation nun besonders solchen Ländern zu, wo eine Gewinnung der Soda aus der Asche von Strandpflanzen möglich war.

In Folge dieser Umstände hörte die Bereitung der Pottasche aus Holzasche in den deutschen Wäldern meistens auf, was heutigen Tages um so mehr der Fall ist, als man dieses zur Darstellung von Krystallglas und anderen feineren Glassorten unentbehrliche Kalisalz jetzt aus anderen Rohmaterialien zu gewinnen weiss. Alte Aschenplätze im Walde, wo Pottasche durch Verbrennen des Holzes zu Asche und Ausziehung des betreffenden Salzes daraus durch Wasser mit folgender Verdampfung bis zur Trockne gewonnen wurde, lassen sich noch vielfach in Ortsnamen nachweisen, so z. B. ausser den von Herrn v. Cohausen in Schlesien constatirten, auch bei Heidelberg in dem zu Ziegelhausen mündenden Steinbachthale (nicht zu verwechseln mit der Steinach bei Neckarsteinach). Ganz hinten darin, im sog. Kreuzgrund liegt der Waldbezirk „oberes“ und „unteres Pottaschenloch“. Eine Strecke unterhalb davon, wo das Steinbachthal sich theilt, beim Wirthshaus „Zur Grenze“, lag „die alte Glashütte“, an deren Stelle jetzt noch viele Glasschlacken gefunden werden.

Nach den von mir eingesehenen alten Ziegelhäuser Dorfbüchern wurde dieselbe im Jahr 1681 von einem Holländer Heinrich van der Wahl errichtet. Sie gieng aber bald wieder ein. Bald darauf, gegen Anfang des 18. Jahrhunderts, gründete dann ein gewisser Peter Wenzel eine neue Glashütte unfern davon in dem nach ihm genannten Petersthal. Demselben wurde dazu ein grosser Waldcomplex von Kurpfalz in Erbbestand verliehen. Da der errichtete Glasofen aber die Waldung nach und nach zerstörte, wurde die Erbleihe nach 50 Jahren Bestand von der Herrschaft wieder eingezogen.

Eine dritte Glashütte wovon noch viele Schlacken zeugen lag, ebenfalls mit einem Waldbezirk begabt, beim sog. Hasselbacher Hof in der Nähe von Schönau bei Heidelberg und ein vierter ebenfalls in der Nähe von Schönau, im Schönauer Wald gegen das Dorf Grein zu, an einer noch „alte Glashütte“ genannten Stelle. Diese ist es welche Mone in der oberrheinischen Zeitschrift XII S. 420 f. wo er ihre anno 1661 erfolgte Erbauung nachweist, ganz irrig mit der vorhin erwähnten Petersthäler Glashütte verwechselt. Derselbe weist nun zwar noch eine Menge anderer alter Glashütten an vielen Stellen am Oberrhein nach, allein die wichtigsten Bestimmungen in Bezug auf die alte Glasmacherkunst überhaupt, theilt Mone bei Gelegenheit der Schönau-Greiner Glashütte mit, was uns veranlasst die Aufmerksamkeit vorzugsweise nur auf sie zu lenken:

Errichtung der Glashütte bei Schönau im Odenwald

Zu Anfang des Jahres 1661 ersuchte, nach der Mittheilung von Mone, der Glasmeister Erhard Wenzel aus dem Stifte Fulda, damals Hüttenmeister des Glaswerks

---

kleinasiatischen Troia gleichklingenden Namen entstanden. In ganz gleicher Weise ist der Name des Hagen von Tronje zu erklären, des Mörders von Siegfried. Entweder sollte Hagen damit als „Troianer“ bezeichnet werden, wie sich die Franken überhaupt oft nannten, d. h. als Herr von Xanten, oder er wurde so genannt, weil er die sagenhafte fränkische Belagerung dieser Stadt mitgemacht hatte.

Hochstätten bei Auerbach an der Bergstrasse, die pfälzische Regierung, ihm und seiner Gesellschaft die Errichtung einer Glashütte in der Pfalz zu gestatten.

Die Regierung ging darauf ein, erkundigte sich aber vorher um die Verhältnisse dieser Fabrikation in Wirtemberg und der Grafschaft Löwenstein, wo die Glashütten auf Kosten der Landesherrn errichtet waren und liess die tauglichen Plätze in der Pfalz aufsuchen.

Am geeignetsten wurde ein Platz im Schönauer Wald erkannt, weil dort Buchenholz im Ueberfluss vorhanden war und keinen Werth hatte.

Mone glaubt nun wie gesagt mit Unrecht das Glaswerk sei an Stelle des in der Folge dabei entstandenen Dörfchens Petersthal errichtet worden, was aber auf Verwechslung mit der Petersthaler Glashütte beruht, denn die Gegend von Petersthal hat niemals zum Schönauer Wald gehört.

Der Schönauer Wald ist der heute noch bestehende und der sogenannten Pflege Schönau gehörige ehemalige Wald des Klosters Schönau und in ihm wurde die in Rede stehende Glashütte errichtet.[1])

Von derselben sind zwar heutigen Tages jegliche Spuren verschwunden, aber das Andenken daran ist noch erhalten im sogenannten Greinheimer Thal, zwischen Schönau und Grein, nachdem sie selbst nach kurzem Bestand, vor bereits 200 Jahren wieder eingegangen zu sein scheint.

Es wurden in dieser Glashütte die verschiedensten Sorten Glas verfertigt, die in dem Contrakte der Regierung mit dem Glasmacher namhaft gemacht wurden. Darunter werden gewöhnliche Glas- und Spiegelscheiben, Wald- oder Pfundglas, Römerkelche oder Spitzgläser, Wasser- und sonstige Trinkgläser, Schalen und allerhand weitere gläserne Geschirre genannt.

Hinsichtlich der Bereitung dieses Glases ist von Interesse, dass der Glasmacher von der Herrschaft einen Befehl an die Aemter begehrte, die Asche zusammenzuhalten und ihm gegen Bezahlung zu liefern, weil er sie zu „Pfund- und Wasserglas“ brauche.

Unter „Wasserglas“ kann hier natürlich nicht die jetzt so genannte, erst 1825 entdeckte, im Wasser lösliche Verbindung aus Kieselerde und Kali oder Natron gemeint sein, welche im Bauwesen u. s. w. vielfach verwendet wird. —

Vielmehr wird Wasserglas hier einfach eine Wasserflasche bezeichnen, wofür der Umstand spricht, dass diese Art Gläser nach Maassen berechnet wurden, d. h. die Grösse eines jeden solchen Wasserglases war die eines Maasses. Dies geht aus dem gleichfalls von Mone Oberrhein. Zeitschr. XII S. 419 veröffentlichten und aus demselben Jahre 1661 stammenden Berichte über die Glashütte zu Otterberg in der bairischen Pfalz hervor.

Mainzer Geschichtsforscher des 17. Jahrhunderts.

Volusius † 1679.

Zu ihnen gehört der im Jahre 1679 verstorbene Geistliche Godefrid Adolf Volusius.[1])

In besonderen Betracht kommt hier: Historiae sacrae mogunt. Medulla ex variis authoribus ac bonam suc partem ex R. P. Nic. Serarii s. J. rebus Moguntinis nec non diversis manuscriptis commentariisque collecta. Opera Adolphi G. V. Mog. MDCLXIII. In Folio, von seiner eigenen Hand geschrieben.

Bodmann hatte dieses Volusius'sche Manuscript unter Händen. Von demselben spricht er in einem noch ungedruckten Briefe an Reuter vom 17. Juni 1810, worin er vermuthlich auf Bitten Reuters angibt: „Das rubrum des ms. des G. Volusuis ist: Historiae“ etc. wie oben.

Bodmann entnahm diesem Manuscripte wichtige Nachrichten für seine Geschichte der Schweden in Mainz. S. 20 und 31 des Textes und S. IV der Vorrede heben hervor, dass Volusius Aufzeichnungen über die Schwedenherrschaft gemacht und sich vielfach auf das kurfürstliche Landesarchiv stütze. Bodmann theilt a. a. O. Stellen aus dem Manuscripte mit.

Ein anderes historisches Werk, welches die Gelehrtengeschichte des Mittelrheines aufzuhellen bestimmt war, bestand darin, dass Volusius eine Fortsetzung lieferte von Eysengrein, catalogus testium veritatis. Diese Gelehrtengeschichte, in der Trithem'schen Art geschrieben, erschien 1563, Volusius setzte sie fort bis 1666 und liess diese Fortsetzung erscheinen zu Mainz in demselben Jahre bei Ludovicum Bourgeat,[2]) wie Vogt, cat. libr. rar. p. 274 angibt. Die Volusius'sche Fortsetzung ist äusserst selten geworden.

Die letzten Jahre haben eine andere Arbeit des Volusius bekannt gegeben, nämlich seine Herausgabe des jetzt in Moskau befindlichen Manuscripts officium s. Willigisi. Das Nähere bringt Hr. Will in den Regesten der Mainzer Erzbb. p. XLII. Nur noch ein einziges Exemplar kennt man, jenes, welches die Jesuiten (Bollandisten) zu Brüssel besitzen.[3]) Um den Inhalt des Weiteren zu retten, liess ich es Katholik 1869, I,219 abdrucken.

Wir würden um manche Nachricht reicher sein, wenn wir den Serarius besässen, welchen Volusius mit Notizen versehen hat. Gudenus, Cod dipl. V, 1103, wo es von diesem Handexemplar heisst: ita notavit G. A. Volusius in suo Serario.

Von der allseitigen Bildung, welche unser Historiker besass, zeugt seine Thätigkeit auf literarisch-katechetischem Gebiete, worüber nachzusehen Moufang, die Mainzer Katechismen S. 46. 83. 87. Er war auch erzbischöflicher Bückercensor, als welcher er in der Mainzer Ausgabe des Trith. Steganographia 1676 erscheint.

Freyspach † 1651.

Ein Zeitgenossse des Volusius war Joh. Adam Freyspach. Zahlreiche Würden[4]) bekunden das Vertrauen, welches seine Vorgesetzten in ihn setzten.[5]) Er starb als provicarius in spiritualibus generalis 1651. Sein Begräbniss erhielt er bei den Kapuzinern, deren besonderer Gönner er war.[6])

Als Stiftsdechant von Liebfrau ad gradus schrieb er mit Treue die Stiftssitzungsprotokolle, welche als reiche

---

1) Wenn es im Vertrage der Herrschaft mit dem Glasmacher heisst: Wegen Weid, Wald und Wasser soll Verwaltung mit den Glasmachern akkordiren, so ist darunter wohl die Pfälz. Kirchenverwaltung gemeint.

[1]) Seine Bio-Bibliographie in Schunk, Beytr. III,322, Gudenus, Cod. dipl. III,945. Dazu vergl. Räss, Convertiten; Hurter, Nomenclator II,91; auch Joannis II,77. Volusius hielt die Leichenrede auf Kurf. u. Erzb. Joh. Phil. v. Schönborn. Sie erschien unter dem Titel: Sacerdos magnus Maynz bei Joh. Schnabeln 1683. Auch verbreitet sich Lamb, Gesch. der kath. Pfarrkirche zu Heppenheim a. B. S. 14—29 ausführlich über des Volusius Leben.

[2]) Ein Martin Bourgeat druckte 1715 in Mainz, cf. Joannis II.133.

[3]) Nach dem Versteigerungscatalog der fürstl. Leiningen'schen Bibliothek der vormaligen Benedictiner-Abtei Amorbach (1851 gedr. in Amorbach erschienen) S. 69 no. 275 war dort auch Vita et miracula b. Willigisi. Mog. 8. 1675. Der Käufer der Bücher, Beck in Nördlingen, wusste mir über das Schicksal dieser Nr. 275 Näheres nicht anzugeben.

[4]) In Joannes II,552. 677; Gudenus, cod. dipl. III,945.

[5]) Joannes I,963.

[6]) Hierotheus, prov. rhen. capuc. p. 322.

Fundgrube für die Darstellung der Schwedenherrschaft am Rheinstrome dienen können. Bodmann, Schweden in Mainz benutzte diese Protokolle. Vergl. Vorrede S. 1 und Text S. 3 und sonst häufig. Meines Wissens besitzt das Staatsarchiv zu Darmstadt diese Protocolle.[7])

Engels † 1674.

Hierher gehört auch der gelehrte Stiftsdechant an St. Peter zu Mainz. Heinrich Engels, gebürtig aus Köln, gestorben 1674 Sept. 30.[8]) Er war auch Decan zu Heiligkreuz und St. Gangolf. Der fleissige Sammler Severus hat in den handschriftlichen Addenda zu parochiae urbis mog. auf der Stadtbibliothek zu Mainz über Engels notirt: Henricus Engels ad. S. Petrum, S. crucem et S. Gangolphum Decanum, qui c. annum 1668 Historiam de duplici cruce miraculosa Moguntiae, item Martyrologium moguntinum observationibus illustratum compilavit, quae in duobus Tomis MSS. in Historica Bibliotheca PP. soc. Jesu Wirceburgi asservantur. Den Jesuiten zu Würzburg hatte er das berühmte Necrologium Lauresh. zum Geschenke gemacht.[9])

In den Gamansischen Fragmenten, welche Herr Dr. Wittmann zu Mainz besitzt, glaube ich das oben von Severus erwähnte Martyrolog[10]) gefunden zu haben, wie überhaupt in diesen Fragmenten Engels'sche Notizen und Autographa hin und wieder vorkommen.

Das Stift St. Peter kann eine bis ins 8. Jahrhundert zurückgehende Geschichte aufweisen. Engels ging der Urgeschichte seines Stifts nach und schrieb ex authenticis collegiatae ecclesiae chartis die Anfänge des Stifts nieder. Severus muss sie gekannt haben, da er Stellen daraus in parochiae urbis mog. p. 196 sqq., 207 sqq. mittheilt. Reuter im Albansgulden S. 44 Note h erwähnt sie dessgleichen.

Fuchs, Alte Gesch. von Mainz sagt in der Einleitung: „Ums Jahr 1639 zeichnete Hr. Engels . . . . viele Alterthümer der Lage nach auf. Verschiedene seiner Schriften habe ich bekommen, aber nicht alle.“ Von ihrem Schicksale weiss ich leider nichts zu melden.[11])

Von

Nik. Bickard

weiss ich vorerst nur anzugeben, was Zapf, Leben Dalbergs Nachtr. 1798, S. 38 angibt:

Genealogisch und historische Beschreibung deren Herren Kämmerer von Worms, Herren von Dalberg, von Nikolao Bickard, des hohen Domstifts zu Mainz Genealogisten.

Vgl. auch Zapf a. a. O. S. 21, wonach Prof. Meusel aus diesem Manuscript eine den Wormser Bischof Joh. v. Dalberg betreffende Stelle an Zapf mittheilt. Vielleicht hat sich das Bickard'sche Manuscript in der Gegend von Göttingen erhalten.

Mombach b. Mainz. Falk.

Der Esslinger Neckarbrückenablass 1286.

Das kgl. Staatsarchiv zu Stuttgart besitzt die Urkunde, in welcher mehrere Bischöfe einen Ablass für Hilfeleistung beim Baue einer Brücke über den Neckar bei Esslingen gewähren. Die Bewilligung fällt ins Jahr 1286 März 10 und geschah von Rom aus. Die Abschrift verdanke ich der Gefälligkeit genannten Archivs und der Gefälligkeit eines Freundes die Erklärung einiger schwieriger Bischofssitze. Die Urkunde lautet:

[7]) Nachzusehen nach Würdtwein, bibliotheca Mog. p. 48.
[8]) Joannes II,501.
[9]) Falk, Kl. Lorsch S. 121. 172.
[10]) Von ihm redet auch Reuter, Albansgulden S. 33; vergl. S. 44 Note h.
[11]) Vergl. Klein, Das römische Mainz im Gymnasialprogramme. Mainz 1868/69 S. 14.

Universis Christi fidelibus presentes literas inspecturis Bernardus miseratione diuina vizentinus. Romanus crohensis. Tholomeus sardanensis. Romanus alyfanus. Johannes strogolinus. Leo chalamonensis. et Waldebrunus auellonensis et glauinicensis[1]) episcopi salutem in domino sempiternam. Licet is de cuius munere venit ut sibi a suis fidelibus digne ac laudabiliter seruiatur, de habundantia pietatis sue merita supplicum excedens et uota bene seruientibus multo maiora tribuat quam ualeant promereri. desiderantes tamen reddere domino populum acceptabilem, fideles Christi ad complacendum ei quasi quibusdam allectiuis muneribus, indulgentiis uidelicet, et remissionibus inuitamus, ut exinde reddantur diuine gratie aptiores. Sane ponte de Ezzelingen, Constantiensis dyocesis, pre nimia diluuii importunitate ac impetu, et concussione motuque inundantie uehementi quam sepius corruente ac in aliqua parte sui ruinam minante, necesse est ipsum propter tractanda fidelium tam diuitum quam etiam pauperum ibidem transeuntium negotia quam pluries reparari. Cum igitur ad hoc proprie non suppetant facultates, quod sine bonorum elemosinis predicti pontis ruina ualeat emendari, Vniuersitatem uestram rogamus, monemus, et exhortamur in domino, in remissionem uestrorum peccaminum quatinus de bonis uobis a deo collatis pias elemosinas et grata caritatis subsidia ad tam pium opus beniuole conferatis, ut uestro suffragio defectus suppleri ualeat dicti pontis, et uos per hec et alia bona que domino inspirante feceritis ad eterne possitis felicitatis gaudia peruenire. Nos enim de dei omnipolentis misericordia, et beatorum Petri et Pauli apostolorum eius patrocinio confitentes omnibus uere penitentibus et confessis, qui ad reparandum prefatum pontem manus porrexerint adiutrices, singuli singulas quadragenas de iniunctis sibi poenitentiis, dummodo dyocesanus loci consenserit, misericorditer relaxamus. In cuius rei testimonium presens scriptum sigillorum nostrorum munimine duximus roborandum. Datum Rome Anno domini millesimo ducentesimo octuagesimo sexto. VI. Jdus Martii. Pontificatus domini Honorii papae quarti Anno primo.

(Orig.-Perg. mit 7 noch anhängenden Siegeln.)

Bernardus vizentinus = Vicenza in Italien.
Romanus alyfanus = Alife das.
Johannes strogolinus = Strongoli das.
Romanus croheusis = Croja }
Waldebrun. auellon = Avlona } im Türkisch-Albanien.
glauinicensis = Glavinitza }
Leo chalamonens. = Calamona auf der Insel Creta.
Sardonensis längst zerstörte und verschollene Bischofsstadt.

Der Ablass ist soviel mir bekannt der älteste für Deutschland gegebene Brückenablass.

Mombach b. Mainz. Falk.

[1]) etwas verwischt.

Wirksamkeit der einzelnen Vereine, Literarisches.

(Im Verein für die Geschichte Berlins) fand am 3. Mai die öffentliche Schlusssitzung der Wintersaison statt, in der Herr Postbaurath Tuckermann einen interessanten und zu Vergleichungen mit anderen Städten anregenden Vortrag hielt, dessen Thema lautete: Die geschichtliche Entwickelung des Berliner Wohnungsgrundrisses in den letzten beiden Jahrhunderten. Herr Tuckermann zeigte — bevor er seinen Vortrag begann — einige Fundstücke von gebranntem Thon vor, die zu einem gewölbten Raume gehören, der ehemals in der Spandauerstrasse 22 (jetzt zu Postzwecken abgebrochen) gewesen sein müsse. Er constatirte aus der Form derselben, aus der Gewandung der Figuren, sowie aus der Vollendung der Arbeit, dass diese

Fundstücke zu einem Kaufgewölbe gehörten, das gegen das Ende des 16. Jahrhunderts hier stand und von der Strasse bis nach dem Hofe durch das Gebäude durchgegangen sei. Zu einem vornehmen Patrizierhause können diese Gewölbe so wenig gehört haben, wie zu dem Hause des Feldmarschall Sparr, das später an dieser Stelle gewesen. Die Berliner Backstein-Industrie muss damals weit vorgeschritten gewesen sein; sie hatte die Konkurrenz mit der sächsischen Sandstein-Industrie zu bestehen. Der eigentliche Vortrag war ausdrücklich auf die bürgerlichen Wohnhäuser der letzten zwei Jahrhunderte beschränkt. Im Mittelalter habe Berlin einen durchaus dürftigen Charakter gehabt und behalten. Erst seit der Zeit des Grossen Kurfürsten habe sich ein gewisser städtischer Anstand entwickelt, da die Einwanderung von Leuten, die schon an einen gewissen Comfort gewöhnt waren, zahlreiche und bessere Bauten nöthig machte. So entstand im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts ein bestimmter Bautypus, der zwar ziemlich verschwunden ist, dennoch aber in den noch vorhandenen Freihäusern seine charakteristischen Merkmale erkennen lässt. Dieselben, meist einstöckig mit sieben Fenstern, haben eine einfache Mittelmauer, also keine Korridore und einen durch das ganze Haus von vorn nach hinten durchgehenden Hausflur, in dessen hinterem Theile die opulente Treppe, auf dem Hofe das Waschhaus und die umfangreichen Holzställe. In der zusammenhängenden Bel-Etage wurde die Stube über dem Hausflur bald zum Entrée und theilte dieselbe wieder in 2 Wohnungen. Niedrige Fenster, schwere Kamine, durch welche der Regen ins Zimmer fällt, mangelnde Seitenflügel charakterisiren den Baustyl ein ganzes Jahrhundert, obwohl vortreffliche Architekten vorhanden sind. Von grossem Einfluss auf die Bauten war freilich der Umstand, dass sie oft zwangsweise ausgeführt werden mussten und das Baugeschäft nicht profitabel war. Wenn Friedrich Wilhelm I. vom Magistrat verlangte, dass jährlich 200 Häuser erbaut würden, so kann man sich denken, wie unsolide man zu Werke ging. Es genügte, wenn die Häuser dastanden wie eine Reihe Grenadiere. Im 2. Jahrzehnt der Regierung Friedrichs des Grossen brach sich ein zweiter Bautypus Bahn, da französische Cultur und Sitte auch in das bürgerliche Leben eindrangen. Der Grundriss zeichnet sich durch Anlage eines Mittelcorridors aus, die Einfahrt ist an der Seite, nach vorn sind die Staatszimmer, nach hinten die Wohnzimmer. Obwohl derartige Häuser noch viele vorhanden sind, so haben sie doch nicht einmal in der Zeit ihres Entstehens grossen Beifall gefunden. Dennoch boten sie gegen früher mancherlei Komfort, ersetzten allmälig die offenen Kamine durch Oefen und zeigen einen entschiedenen Fortschritt. Schenkte doch der König, wenn Jemand bauen wollte, nicht nur das Grundstück, sondern auch Bauholz und Steine und behielt sich nur zuweilen die — nicht allemal glücklich ausfallende Bestimmung über die Architektur vor. Im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts tritt der Einfluss Schinkels hervor, es entstand die organische Verbindung des Vorder- und Seitengebäudes, es entstand die Berliner Stube. Berlin erstarkte durch Arbeit und Industrie zur Wohlhabenheit, wurde aus einer Landstadt eine Weltindustriestadt. Das bürgerliche Haus legt Werth auf Repräsentation und schafft, wenn auch unvollkommen, die hierzu nöthigen Räume.

* (**Mittelalterliche Ordensbauten in Mainz. Die Kirchen der Dominikaner und Karmeliten.** Von **Friedrich Schneider.**)

Die Ausstellung von bildlichen Darstellungen der Stadt Mainz und ihrer Denkmäler, welche in diesen Tagen im kurfürstlichen Palast zu Mainz stattfand, [1]) hat Anlass zu dieser Publikation gegeben. Sie behandelt zwei von jenen seither in der Literatur noch wenig erörterten Mainzer Kirchenbauten, welche doch für die locale Kunstgeschichte so wichtig sind und auch für die Geschichte der Baukunst überhaupt werthvolle Belehrung bieten. Es ist ein grosses Verdienst des Herrn Verfassers, der ja als gründlicher Kenner der Baugeschichte seiner Vaterstadt und der mittelrheinischen Gegend überhaupt in den weitesten Kreisen seit lange Anerkennung geniesst, von Neuem über ein interessantes Stück Mainzer Bauthätigkeit Licht verbreitet zu haben. Während er dieses bei der Karmelitenkirche an der Hand des noch vorhandenen Baues thun konnte, war er hinsichtlich der Dominikanerkirche neben den geschriebenen Quellen lediglich auf die erhaltenen Risse und Zeichnungen angewiesen, aus denen er jedoch mit ungemeiner Meisterschaft ein Bild des einstigen Zustandes hergestellt hat. Vermittelt wird unsere Anschauung durch die beigefügten Abbildungen, welche die Grundrisse der beiden Kirchen, eine Ansicht der Ruinen der Dominikanerkirche und einen Längenschnitt der Karmelitenkirche bringen.

Der Verfasser beginnt mit einem sehr interessanten Exposé über die Stellung der Bettelorden in den deutschen Städten und ihre Bauthätigkeit überhaupt. Rasch wurden nach ihrer Entstehung die Orden der Dominikaner und Franziskaner in den Städten beliebt, und rasch entstanden ihre meisten Kirchen, die in der Mehrzahl innerhalb des verhältnissmässig kurzen Zeitraumes von kaum einem Jahrhundert von der Mitte des 13. Jahrhunderts an zu Stande kamen. Die Orden waren in ihrer Bauthätigkeit die Träger des Geistes ihrer Zeit; sie ergriffen durchaus die Fortschritte, welche durch die gothische Bauweise in die Architektur gekommen waren. Innerhalb dieser Bauweise nahmen sie besondere Rücksicht auf ihre eigenen praktischen Bedürfnisse; sie benöthigten zum Zwecke der Predigt und in Anbetracht des grossen Zulaufs, den sie hatten, entsprechender Raumentfaltung; die Pfeiler wurden weiter gestellt, die Wandflächen breit und weniger schlank, die Seitenschiffe höher. In Details begegnen wir der Richtung auf das Einfache und Sparsame. Der Schmucklosigkeit des Schiffbaues entsprach die Anlage des Chors; hohe luftige Verhältnisse, schmale Fenster sind die Regel. Im Aeusseren wird der Hausteinbau beschränkt, das Mauerwerk besteht hauptsächlich aus Bruchsteinen, die verputzt werden. Es fehlen Strebebogen; an die Stelle der Thürme treten Dachreiter. Und doch machen diese Bauten eben wegen der Uebersichtlichkeit und Klarheit ihrer Verhältnisse einen entschieden günstigen Eindruck.

Indem der Verfasser zu der Kirche der Dominikaner übergeht, spricht er sich zunächst über der letzteren Ankunft und Stellung in Mainz aus. Ueber ihre erste Niederlassung sind keine näheren Nachrichten vorhanden; die Kirche, welche bis in unser Jahrhundert, wenn auch seit 1793 nur in Ruinen, bestand, wurde zwischen 1269 und 1289 vollendet. An sie knüpft sich die Erinnerung an einen der grössten Bürger der Stadt, an Arnold Walpoden, der reiche Spenden für den Klosterbau gab und dessen Statue nebst einer Gedächtnisstafel die Kirche zierte. Die Kirche war überhaupt eine bevorzugte Stätte für die Mainzer Patrizierfamilien, von denen viele in ihren Gewölben die letzte Ruhe fanden. Eine Reihe von Denkmalen bewahrte deren Andenken, die zwar verschwunden sind, aber vom Verfasser nach schriftlichen Nachrichten mitgetheilt werden. Die Kirche bestand aus einem Chor mit an der Südseite angebauten Kapellen und einem fast quadratischen Schiffbau mit drei Schiffen; an das nördliche Seitenschiff lehnte sich ein Kapellenbau an. Der Schiffbau ist ohne Seitenpfeiler an den Langseiten, in dem Kapellenanbau am Chor sind die Strebepfeiler ins Innere gezogen. Die Kapellenbauten an der Südseite stehen mit dem südlichen Seitenschiff in Verbindung und machen mit diesem den Eindruck eines einseitig der ganzen Länge der Kirche nach durchlaufenden Seitenschiffs, ähnlich wie bei der Reichenklarenkirche, die uns, wenn auch arg verstümmelt, noch erhalten ist.

[1]) Ein wissenschaftlich eingerichteter Katalog (von dem gleichen Verfasser, wie das obige Werk, herrührend) ist im Druck erschienen.

Was die Karmelitenkirche anlangt, so stellt der Verfasser zunächst die Zeit ihrer Erbauung fest. Er folgt dabei in erster Stelle der Datirung durch die Inschrift an der Aufwindeöffnung im ersten Joche des Schiffs der Kirche, welche lautet:

† Anno. dni. M.CCCC°.IIII°. m
e. fieri. fecit. simo. d'boes,

d. h. im Jahre des Herrn 1404 hat Simon genannt Boes mich machen lassen. Mit dieser Zeit stimmen andere Merkmale überein; namentlich auch die Bauformen. Simon genannt Boes war kein Geistlicher; dass hundert Jahre früher ein Prior Simon vorkommt, hat zu einer Verwechselung geführt, die von jetzt an als beseitigt zu betrachten ist. Die Kirche ist nicht die erste Gründung, welche die zu den Bettelorden gehörenden Karmeliten, welche später als die Dominikaner nach Mainz kamen, daselbst machten; doch ist ein früherer Kirchenbau nicht nachzuweisen. Der jetzt noch vorhandene ist ein durchaus einheitlicher und muss im Jahre 1404 im Wesentlichen abgeschlossen gewesen sein. Vor Allem merkwürdig ist die Bildung des Chorschlusses, wie der Verfasser an der Hand des Grundrisses näher erörtert; unten rechtwinklich abgeschlossen mit erkerartigem Ausbau wird er in der Höhe der Seitenschiffe durch Ueberwölbung der Winkel des Chorhauptes dreiseitig. Der Chorraum ist von grossartigen Verhältnissen, der Schiffbau relativ kurz. Die Seitenschiffdächer liegen sehr hoch und lassen nur kleine Oberlichter im Mittelschiff zu. Sehr schön ist das grosse viertheilige Masswerkfenster an der Westwand. An vielen Stellen im Innern begegnen uns noch die Spuren alter Wandbemalungen. Was der Verfasser über weitere Details bemerkt, wäre in dem Buche selbst nachzulesen.

Die Stätte einer alten Kunstübung dient heute als Kaufhaus; aber die Böden, welche den alten Bau jetzt durchziehen, und die Einbauten, welche ihn zertheilen, können die Schönheit seiner Verhältnisse nicht verdecken. Edel und anmuthig steigen aus den Bretterverschlägen und Dielen, aus den Waarenballen und Säcken, die ringsum liegen, die Pfeiler und Dienste empor, luftig und frei schliessen sich über ihnen die Gewölbe, spannen sich deren Rippen über den weiten Chor, als sei das Alles, was die Räume heute bergen, nur flüchtige Zuthat, die jeden Moment verschwinden könnte. Und da der Bau überhaupt erhalten geblieben ist und insofern ein besseres Geschick gehabt hat, als ungezählte andere neben ihm, so mag auch an dieser Stelle der Hoffnung Ausdruck gegeben werden, die wir mit dem Verfasser theilen, dass die Karmelitenkirche bald einer würdigeren Bestimmung möge gewidmet werden.

(Historischer Verein der Pfalz.) Noch vor Jahren pflegte jeder in der Pfalz gemachte Fund in die Sammlungen des historischen Vereins der Pfalz zu Speyer zu wandern. Die lebhafte Agitation der letzten Jahre, die mit ziemlichem Glück das Interesse an historischer und prähistorischer Forschung erweckte und nährte, hat allerdings erreicht, dass der gemeine Mann, der z. B. eine gefundene Urne achtlos bei Seite warf oder sie zerschlug, um nach kostbarem Inhalt zu forschen, redlich bemüht ist, den Fund zu conserviren und ihm dem nächsten besten, der in Archäologie „macht", abzuliefern. Anstatt aber alles Gefundene einer grossen Sammlung anzuvertrauen, hat eine gewisse Decentralisirung stattgefunden. So und so viele Städtchen, ja so und so viele Private entziehen durch Anlage selbstständiger Sammlungen dem pfälzischen Museum schätzenswerthe Objecte. Um so mehr hat der Bericht der Ausschusssitzung des historischen Vereins überrascht. Die zahlreichen Gaben der letzten Monate zeigen ebensowohl von der Abnahme der berührten Sonderbestreben als von dem Reichthum unseres Bodens an Alterthümern. Die folgenden Nummern gehören mit Ausnahme einiger mittelalterlichen Raritäten theils der prähistorischen, theils der römischen und fränkisch-alemannischen Periode an: 1) Eine fossile Rippe, wahrscheinlich vom Riesenhirsch (megaceros hibernicus) 0,95 Cm. lang, auf einer Kiesbank im Rhein gefunden. 2) Fragmente von Thongefässen, die der primitiven Verzierungsart nach der ältesten Zeit anzugehören scheinen. 3) Eine scharfe, sorgfältig erhaltene Pfeilspitze aus Feuerstein, gefunden zwischen Schweigen und Nashornbach; ein im Bliesthal gefundenes Gehänge aus Thonperlen (eine der ältesten Schmuckarten). 4) Knochen und Urnen aus einem römischen Grabe. 5) Zwei Steine mit römischen Inschriften aus Oberstaufenberg. 6) Ein römisches Glasgefäss von seltener Schönheit, gefunden in der Nähe von Speyer. Dasselbe glänzt ähnlich wie Perlmutter und trägt einen geflechtähnlichen Henkel. 7) Eine Silbermünze von Hadrian, eine Broncemünze von Konstantin II., 23 andere römische und 37 mehr oder weniger seltene neuere Münzen. 8) Der Inhalt der Gräber von Knöringen, der in einer der letzten Nummern der „Allgemeinen Zeitung" eine ausführliche Behandlung erfuhr, bestehend in einer Gerspitze seltener Form, einem Schwert (Scramasax), einem Wurfmesser, Stücken von Taschenmessern, einem Anhängmesser und Thonperlen. 9) Ein Topffragment mit etwa 80 Stück Silberbracteaten von Harxheim. 10) Zwei grünglasirte Ofenkacheln mit dem Bild Kaiser Ferdinand I. in völliger Ritterrüstung (1560) und eine eiserne Ofenplatte mit einer originellen Darstellung des jüngsten Gerichts (1588) von Dudenhofen. 11) Ein Siegel, 5 Thürme enthaltend, mit der Umschrift Secretum Senatus In Braunhausen, gefunden im Rhein. 12) Ein aus den französischen Kriegen stammender Degen mit Parierstange und Korb, gefunden in einem Steinbruche des Reviers Taubernfuhl. (N. Fr. Pr.)

— Ueber die **Regesten der Mainzer Erzbischöfe** von Dr. Cornelius Will äussert sich Schürer's protestantisch theologische Literatur-Zeitung folgendermassen: „Wir haben es hier nicht mit einer fehler- und mangelhaften, sondern mit einer ausgezeichneten Leistung zu thun, welche die falschen Wege anderer Regestenwerke meidet und manche eigenartige Vorzüge aufzuweisen hat. Welche Riesenarbeit hier vor uns liegt, welcher Fleiss, welche Ausdauer dazu gehörte, um diesen Band zu vollenden, darüber belehrt uns schon die so viel verzweigte Amtsstellung der Mainzer Erzbischöfe, die zugleich Reichskanzler, Metropoliten der deutschen Kirche, Bischöfe eines Sprengels und Beherrscher eines sehr ansehnlichen Territoriums waren. Die äussere Form, sozusagen die Bauart der Will'schen Regesten ist in vielen Beziehungen mustergültig . . . Dass die Methode und die Ausführung der Arbeit nicht blos allen berechtigten Forderungen genügen, sondern dieselben überbieten, dass der Zusammenstellung von Regesten hier in manchen Punkten neue Bahnen vorgezeichnet sind, wird eine unparteiische Kritik anerkennen müssen. Sichereren Händen, als die Will's sind, kann die Fortführung der Arbeit nicht anvertraut werden!

— Von den **„Mittheilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte"** liegen uns die Monatshefte für Februar bis April d. J. (Nr. 4—6 des II. Jahrg.) vor. Dieselben bringen an Originalbeiträgen u. A. Kalender-Notizen der alten Rathmänner-Familie Bekendorp, als ältestes Beispiel ihrer Art in Hamburg, insofern sie bis 1573 zurückreichen (von Carl Koppmann), und weitere „Zur sinnbildlichen Dartellung von Städten" (von Martin Gensler) und über den Namen „Hammonia" (von K. E. H. Krause und Koppmann). Der Letztere macht ferner interessante Mittheilungen über die „Sage vom Lachsessen". Dieselbe ist nicht nur in Hamburg, sondern auch in Münden, Hameln, Bremen, Stade, Lüneburg und Rostock, also im ganzen unteren Elb- und Wesergebiete verbreitet und lautet dahin: es habe früher dort so viele Lachse gegeben, dass die Dienstboten sich beim Rath über das tägliche Lachsessen beschwert hätten, und in Folge dessen jährlich in der Burspake eine Verordnung erlassen worden sei, wonach die Herrschaften ihren Dienstboten nicht häufiger als wöchent-

lich zweimal Lachs zu essen geben sollten. In England kennt man dieselbe Geschichte am Severn und dessen Nebenfluss, dem Wye, und ebenso in Irland. In Bezug auf Schottland aber ist Walter Scott Gewährsmann, welcher in seinen „Presbyterianern“ (Kap. 8) schreibt: „Ein grosser gekochter Lachs würde in unsern Tagen eine bei weitem reichlichere Haushaltung anzeigen; zu jener Zeit (1679) aber ward er in den ansehnlichsten Flüssen Schottlands in solchem Ueberfluss gefangen, dass er gewöhnlich den Dienstboden zur Kost angewiesen ward, die sogar bisweilen in ihrem Dienstcontrakt ausgemacht haben sollen, dass man ihnen eine so widrige und magenverderbende Speise nicht mehr als fünfmal die Woche geben dürfe“. — Weitere Beiträge beziehen sich auf eine alte Urkunde des Domkapitels vom Jahre 1312, welche seit dem gewaltsamen Einbruch in das Domarchiv im Jahre 1804 verschleppt war und sich seitdem in privatem Besitz befand, und auf die sogenannten Kreuzpfennige (Crucepenninge); vieles Andere, wie die Hamburgensia aus Bogers „Etherologium“ oder „Heterologium“ von 1506, ist dagegen nur mehr von lokalem Interesse.

Aus den Vereinsnachrichten verdienen die gehaltenen Vorträge eine kurze Erwähnung. So sprach Hr. Koppmann über die „Neun Helden“ (neuf preux, nine worthies, de neghen besten), jene Zusammenstellung von dreimal drei Männern, die sich nach der Meinung des Mittelalters im Heidenthum, Judenthum und Christenthum am meisten durch Rittertugenden ausgezeichnet haben, und als welche gewöhnlich Hektor, Alexander der Grosse und Julius Caesar, David, Josua und Judas Makkabaeus, Arthur, Karl der Grosse und Gottfried von Bouillon angenommen und vielfach dargestellt worden sind. Der Vortragende machte den Versuch, diese eigenthümliche Zusammenstellung von je drei Repräsentanten der drei Bekenntnisse der Bretagne zuzueignen und die Gründe ausfindig zu machen, welche hier zu einer Art Abweichung in den Personen, dort zu einer Vergrösserung ihrer Anzahl — in Hamburg wie auch anderswo auf zwölf — geführt haben.

Derselbe sprach ferner über das Amt der Reper und den Johannis-Krugtag der Repergesellen; Dr. F. Voigt über die Holzschnitzwerke im Hamburgischen Museum für Kunst und Gewerbe, sowie über die Gründung der Schiffergesellschaft in Hamburg (im Jahre 1498 als St. Annen-Brüderschaft der Schiffer und Seefahrer, zu kirchlichen und geselligen Zwecken) und die aus ihr hervorgegangene Stiftung des Seefahrer-Armenhauses. Aus dem letzteren Vortrage erscheint die Mittheilung bemerkenswerth, dass die jetzige Wittwenkasse Hamburger Schiffskapitäne aus der ehemaligen „Casse der Stücke von Achten“ hervorgegangen ist, die zum Looskauf von durch muselmännische Kaper in Gefangenschaft gerathenen Schiffern bestimmt war.

Anlässlich des Hamburger Strassennamen „Pilatuspool“, den man vergeblich durch Wilhadus- oder Platz-Pfuhl zu erklären versucht hat, stellt Koppmann schliesslich die Frage, ob der Name jenes römischen Statthalters noch an anderen Oertlichkeiten hafte, als dem Pilatusberge und dem Pilatussee im Kanton Luzern. Der Pastor zu St. Michaelis Carl Bertheau bittet dagegen um Mittheilung, ob sich irgendwo in öffentlichem oder privatem Besitz eine ältere Handschrift von Johannes Bugenhagens, „Der Erbaren Stadt Hamborg Christlike Ordeninge“ vom Jahre 1529 in niederdeutscher Sprache finde. (R. A.)

(Geschichts-Verein in Aachen.) Wir entnehmen der „Allg. Ztg.“: „In Aachen hat sich ein Geschichtsverein gebildet, welcher die Erforschung und Darstellung der Vergangenheit der vormaligen freien Reichs- und Krönungsstadt und des benachbarten Herzogthums Jülich zu seiner Aufgabe gewählt hat. Der Gedanke eines solchen Vereins lag nahe. Seit beinahe einem Vierteljahrhundert besteht der historische Verein für den Niederrhein, insbesondere die alte Erzdiöcese Köln, welcher im Jahre 1855 die Herausgabe seiner Annalen begann, die gegenwärtig bis zum 32. Hefte gelangt sind. Manches auf die Geschichte Aachens Bezügliche ist in diesen Annalen enthalten, deren Raum aber doch zu beschränkt ist, um das ziemlich weite Feld zu umfassen, während für die seit 1842 in Bonn erscheinenden Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande nur die antiquarischen und kunsthistorischen Aufsätze und Notizen geeignet sind. So war es längst wünschenswerth für die Verwerthung des reichlichen Urkunden-Materials, wie für die Besprechung einschlägiger Fragen, einen Mittelpunkt und ein Organ zu schaffen, wie nun durch gedachten Geschichtsverein und die von demselben herauszugebende Zeitschrift bewerkstelligt werden soll, deren Umfang (jährlich 16 Bogen) freilich engbegrenzt ist und grössere Mittheilungen von vornherein auszuschliessen scheint, aber wohl mit Rücksicht auf das Mass der zu erwartenden Theilnahme bemessen worden ist. Neuere Untersuchungen haben dargethan, dass das noch völlig unbenützte urkundliche Material für die Stadt Aachen, deren Archiv durch den verheerenden Brand von 1656 sehr stark geschädigt wurde, ungleich bedeutender ist, als man im allgemeinen annahm, und die Archive des Rathhauses, des Münsters und des Landgerichts, abgesehen von Stücken im Privatbesitz und in Berlin, auch nach den Publicationen der jüngsten Jahre vieles Werthvolle bieten. In der Umgebung aber, im alten Herzogthum Jülich sind noch viele urkundliche Schätze zu heben. Zu denen die den Aufruf zur Bildung des Vereins erlassen haben, gehören ausser dem Regierungspräsidenten und verschiedenen Bürgermeistern u. a. der Stiftsherr Dr. Kessel, der sich namentlich um die noch mancher Aufschlüsse bedürftige Geschichte der kirchlichen Reliquien in Aachen verdient gemacht hat (eine von ihm über die unter Karl dem Grossen vorgenommene Translation der Gebeine eines Bischofs von Spoleto angestellte Untersuchung ist kürzlich auf höchst interessante Weisse mit einer von G. B. de Rossi in der Nähe gedachter Stadt gemachten Entdeckung zusammengetroffen, worüber letzterer in seinem „Bulletino di Archeologia sacra“ handelt, Prof. Fr. Haagen, der neueste Historiograph Aachens, Dr. Lersch und Dr. Alex. Reumont, welche sich viel mit der Geschichte der Bäder beschäftigt haben, Prof. Loersch (Bonn), der Herausgeber der Aachener-Rechtsdenkmale, A. v. Reumont, Prof. Savelsberg, dessen vornehmste Studien allerdings auf einem anderen, einem sehr entlegenen Felde, dem der lykischen Sprachdenkmale, liegen.“

Jahrbücher und Jahresbericht des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde. XLIII. Jahrg.

Die Jahrbücher für Geschichte enthalten folgende Aufsätze: Lisch, Ueber das alte Stadtbuch von Neu-Kalen. — Norddeutsche Jesuitenberichte aus dem Jahre 1762. — Ueber den Tempel zu Parchim. — Sass, Zur Genealogie der Grafen von Dannenberg. — Crull, Die Chronik Heinrichs von Balsee. — Lateinische Chronik über die Rostocker Domhändel. — Wallfahrtsbrief.

Die Jahrbücher für Alterthumskunde referiren in umfassender Weise über die Alterthümer-Funde resp. Erwerbungen der in Sprache stehenden Periode.

Der Jahresbericht besteht aus vier Quartalberichten vom 8. Oct. 1877, Januar 1878, Mitte April 1878 und 11. Juli 1878. Die Sammlungen des Vereins haben sehr schätzenswerthe Vermehrungen erfahren. Ein erfreuliches Ereigniss nahm im Oct. 1877 die wärmste Theilnahme des Vereins in Anspruch, das 50jährige Amtsjubiläum des ersten Vereinssecretärs Herrn Geh. Archivraths Dr. Lisch. Der Verein gab eine Festschrift heraus, eine höchst interessante Abhandlung von Dr. med. Crull über den vor mehreren Jahren im Gartensaale des Pfarrhauses zu St. Marien in Wismar unter der Tünche der Wände entdeckten Todtentanz. Zahlreiche Huldigungen wurden dem Jubilar zu

Theil. Der am 11. Juli 1878 vom zweiten Vereinssecretär erstattete Jahresbericht beklagt den Tod des Ehrenmitglieds Senior Archivrath Dr. Masch, der im fast vollendeten 84. Lebensjahre am 28. Juni 1878 verstorben ist. Archivrath Masch ist u. a. Verfasser der ausführlichen „Geschichte des Bisthums Ratzeburg“, die 1835 erschien, des „Mecklenburgischen Wappenbuchs“, 1837 edirt, der „Geschichte der Familie von Kardorff“ (1850). Er war ein eifriger Mitarbeiter des Vereins, 40 Jahre lang bis zu seinem Tod Conservator der Münzsammlung. Zahlreiche numismatische Abhandlungen in den Vereinsschriften rühren von ihm her, ebenso eine Reihe anderer Arbeiten. Dem Jahresbericht entnehmen wir ferner, dass von dem IX. Bande des Mecklenburgischen Urkundenbuchs 70 Bogen gedruckt sind. Der Verein hat 265 ordentliche, 53 correspondirende Mitglieder und 3 Ehrenmitglieder. Die Einnahme vom 1. Juli 1877 bis 30. Juni 1878 betrug 3462 M. 6 Pf., die Ausgabe 3338 M. 47 Pf., das Vermögen am 30. Juni im Ganzen 6883 M. 28 Pf.

Mittheilungen von dem Freiberger Alterthumsverein. 15. Heft.

Inhalt: Gurlitt, Der Bau des Freiberger Schlosses „Freudenstein“. — Graf v. Holtzendorff, die Schlacht bei Freiberg den 29. October 1762. — Gautsch, Die alten Burgen und Rittersitze um Freiberg. Forts. — Miscellen.

Verhandlungen des historischen Vereines für Niederbayern. XIX. 3. u. 4. Heft.

Inhalt: Braunmüller, Herrmann, Abt von Niederaltach. — Dollinger, Urkundenbuch zur Geschichte der Stadt Neustadt a. D. — Ulrich, Die antiken Münzen des historischen Vereins. — Geschäftsbericht für 1874 u. 1875.

Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands. Herausg. von Richard Pick. IV. Jahrg. Heft 6—12.

Inhalt: Düntzer, Goethes Beziehungen zu Köln. II. (Schluss.) III. — Schneider, Grenzwehren. — Winkelmann, Vier Gedichte des 13. Jahrhunderts. — Nordhoff, Hohenstaufer Kleinodien des Klosters Cappenberg. — Schneider, Die Hügelwarte am Ickterhof. — v. Veith, Die Kämpfe der Römer und Germanen bei Lüneburg. — Dederich, Ueber die Suevi des Tacitus Agric. 28. — Schneider, Aliso III. — Luschin von Ebengreuth, Die windische Wallfahrt an den Niederrhein. — Ennen, Der neue Kalender und der Jahresanfang, insbesondere im deutschen Reiche. — Ladner, Das frühere mittelalterliche Neuthor der Stadt Trier. — Schneider, Der Burggraben zu Immigrath. — Schmitz, Ueber die beiden von Bonaventura Vulcanius edirten anonymen „Commentarioli“ und über eine Handschrift der Tironischen Noten. — Harttung, Ein Brief des Bruders L. an den Erzbischof Udo von Trier (1066—1078.) — Göcke, Bemühungen lauenburgischer Herzöge des 16. Jahrh. um einige rheinisch-westphälische Stifter. — Gerss, Die Nachrichten über das St. Klarenkloster zu Köln. — Düntzer, Zur Erinnerung an Johannes Freudenberg. — Seüffert, Maler Müller und Ludwig I. von Bayern. — Schneider, Der hohe Seelbachskopf bei Daaden. — Dederich, Wo sind die Usipeten und Tencterer über den Rhein gegangen? — Ennen, Der Domhof zu Köln und sein früherer Zustand. — Literatur. Kleinere Mittheilungen. Allerlei. Fragen. Antworten.

Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands. Herausg. von Richard Pick. V. Jahrg. Heft 1 u. 2-

Inhalt: Düntzer, Der Geburtsort und der Geburtstag des Malerfürsten Peter Paul Rubens. — Schneider, Römische Heerwege zwischen Lahn und Ruhr. — Christ, Deutsche Volksnamen. — Mehlis, Schlosseck im Isenachthale. — Birlinger, Sprachliches aus dem Xantener Heberegister. — Schmitz, Ein Brief zur Gesch. der Herzogin Jakobe von Jülich. — Philippi, Bremerzeichen der Wiedertäufer. — Stricker, Das Frankfurter Attentat vom 3. April 1833. Literatur. Kleinere Mittheilungen. Allerlei. Fragen. Antworten.

Mittheilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Alterthumskunde. II. Bd. 4 Heft.

Inhalt: v. Heinemann, Ein anhaltischer Kohlhaas. — Stenzel, Die frühesten urkundlichen Erwähnungen von Ortschaften Anhalts. — Siebigk, Rehbergs Antheil an den Erwerbungen des Herzogs Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau für die Worlitzer Kunst-Sammlungen. — Wäschke, Ueber Anhaltische Volksmundarten. — Vermischtes, Vereinsnachrichten.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Neue Folge. XXVI. Jahrg. Nr. 4.

Inhalt: Wattenbach, Lateinische Verse aus einem Codex des 15. Jahrh. — Essenwein, Ein Passglas vom Beginn des 18. Jahrh. — v. Reumont, König Wilhelm von Holland in einer florentinischen Inschrift. — Schepss, Vermählung König Friedrichs III. mit Leonor von Portugal. — Baist, Statut einer geistlichen Bruderschaft in Salzburg. — Döbner, Schreiben Kaiser Karls IV an Bischof Gerhard von Hildesheim. — Heinrich, Zur Künstlergeschichte. — Will, Zur Mäusethurms-Sage. — Schepss, Ambrosius Alantsee. — Steche, Warnungstafel. — Will, Altes Dintenrecept. — Chronik etc.

Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Alterthums- und Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften. IV. Bd. 3.

Inhalt: Dammert, Freiburg in der 2. Hälfte des 17. Jahrh. (Forts.) — Hartfelder, Die Zunft der Metzger und Fischer in Freiburg. — Ders., Freiburger Jahrgeschichten.

Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. XVII. 3.

Inhalt: Kaufmann, Die Wahl König Sigmunds von Ungarn zum römischen Kaiser (Schluss). — v. Wiese, Die Freirichter der Grafschaft Glatz. — Kittel, Culturhistorisches aus Eger II. — Loserth, Ueber die Nationalität Karls IV. — Biermann, Dr. Mathias Pangerl. — Teweles, David Kuh.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte der Deutschen in Böhmen. XVII. Jahrg. Nr. IV.

Inhalt: Wiese, Die Freirichter der Grafschaft Glatz. (Schluss). — Goehlert, Die Bevölkerung Böhmens in ihrer Entwicklung seit hundert Jahren. — Hasse, Zur Geschichte der Einwanderung Evangelischer aus Böhmen nach Sachsen im 17. Jahrh. — Bischoff, Die ersten Herren von Schwanberg. — Stocklöw, Zur Geschichte der Freisassen. — Miscellen. Mittheilungen der Geschäftsleitung.

Die Wartburg. V. Jahrg. 1877/78 Nr. 9.

Inhalt: Friedrich, Studien zur Frage nach dem Ursprunge der Gothik. — Bergau, Ueber Restauration alter Wandgemälde. — Der Kapitolinische Jupiterstempel. — v. Schlagintweit-Sakünlünski, Ethnographische und archäologische Daten über tibetische Priesterstempel. — Münchener Alterthumsverein. Kleine Mittheilungen.

Die Wartburg. V. Jahrg. 1877/78. Nr. 10 & 11.

Inhalt: Friedrich, Aecht oder gefälscht? — Die Kunstschätze im Kgl. Maximilianeum in München. — Lichthochdruck. — Das Kunstgewerbe in Deutschland noch einmal! — Münchener Alterthumsverein. Kleine Mittheilungen. Münchener Kunstverein etc.

Die Wartburg. VI. Jahrg. 1879. Nr. 1. 2.

Inhalt: Bergau, Ein Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler Bayerns. — Friedrich, Zwei unedirte Glasfragmente im Kgl. bayerischen Nationalmuseum in München. — Friedrich, Die Photozinkographie. — Bergau, Peter Vischer betreffend. — Münchener Alterthumsverein Kleine Mittheilungen etc.

Die Wartburg. VI. Jahrg. 1879. Nr. 3. 4.
Inhalt: Friedrich, Die bildliche Darstellung des Adam und der Eva im christlichen Alterthum. — Ders., Zwei unedirte Glasfragmente im Kgl. bayerischen Nationalmuseum in München. — Bergau, Das Taufbecken in der Sebalduskirche zu Nürnberg. — Münchener Alterthumsverein. Kleine Mittheilungen. Kunstarbeiten etc.

Notizen, insbesondere über alterthümliche Funde, Restaurationsarbeiten etc.

— Am Himmelfahrtstage wurde die **Römerschanze** bei Potsdam von Mitgliedern des Berliner Geschichtsvereins und der Berliner Anthropologischen Gesellschaft genau untersucht. Der Befund ergab, dass das riesige, zum Theil mit 70 Fuss hohen Wällen versehene Schanzensystem unter Benutzung einer natürlichen, am Wasser belegenen Erderhöhung in vorchristlicher Zeit zu einer formidablen Feste ausgebaut worden ist. Nach der Landseite zu ist es mit einem künstlichen Graben und Vorwällen versehen, welche den Angriff hier erschwert haben. Daselbst sind die Anschüttungen an schwarzen Schichten kenntlich, welche Fragmente von gespaltenen Knochen, im Feuer vermorschten Granitsteinen, Kornquetschern, Reibesteinen, Mühlsteinen und sehr groben Töpferwaaren enthalten, welche der Mehrheit nach in die Wendische Zeit fallen. Es sind jedoch neben diesen, zum Theil auf der Drehscheibe geformten Gefässen auch hier und da solche vorhanden, welche einen viel älteren Typus zeigen und einer vorwendischen Zeit entstammen. Diese Reste lassen darauf schliessen, dass die Römerschanze auf einer älteren Verwallung ruht oder dass mindestens dort eine Germanische Residenz war, deren Abfallhaufen und sonstige Ueberreste bei der Anschüttung der Wendischen Wälle oder deren Aufhöhung mit Verwendung gefunden haben. Metallgeräth scheint aus dem Wall noch nicht bekannt, auch scheint unter den Wendischen Gefässresten noch nichts gefunden zu sein, was mit den spätwendischen Ornamenten, Schlangenlinien, Dupfen, Flämmchen etc. verziert ist. Vielerlei Fundstücke sind im Märkischen Museum deponirt worden.

Trier, 28. Mai. Gegen Ende der vorigen Woche ist, wie die „Tr. Ztg." mittheilt, in einem Grundstücke am Olewiger Wege, wo in der Nähe des tiefen Bahneinschnittes wegen einer baulichen Anlage eben eine bedeutende Bodenausschachtung stattfindet, ein eigenthümlicher antiker Fund gemacht worden. In der Lehmschichte fand man daselbst, und zwar in einer mit schwärzlicher Erde gefüllten Mulde, eine bedeutende Zahl **römischer Münzformen** aus gebranntem Thon. Man schätzt die Gesammtzahl der Formen auf 800 bis 900 Stück. Leider sind manche der Formen zerstreut worden, in verschiedene Hände gelangt oder gar nicht sorgsam aufgelesen worden, so dass viele derselben mit dem Schutt weggekarrt worden sind. Die qu. Formen beziehen sich auf verschiedene römische Kaisermünzen und haben vermuthlich zu einer grossartigen Falschmünzerei gedient. Die einzelnen Formen (Thonplättchen von der annähernden Grösse eines Markstückes und der Dicke eines Zweimarkstückes) waren beim Gebrauch vielleicht in der Zahl von 20, 30, 40 Stück zu einer Rolle aneinander gereiht. Ueber diese Rolle zog sich eine Rinne hin und mit dieser correspondirte zwischen je zwei Thonplättchen ein Giessloch. Indem nun das flüssige Metall in die Rinne gegossen ward, füllten sich durch den einen Guss die Hohlräume aller aneinandergereihten Formen, so dass sich mit einem Male eine ganze Anzahl von Münzen bildete. Jedes Thonplättchen besitzt auf der einen Seite die Matrize für die Aversseite einer Münze und auf der anderen Seite die Reversseite für eine zweite Münze; nur die beiden Ende der Rolle bildenden Thonförmchen haben bloss auf der Innenseite die Vertiefung einer Münze und sind auf der Aussenseite platt. Der ganze Fund bedarf natürlich noch eines gründlichen Studiums, bevor über dessen volle Bedeutung ein Urtheil abgegeben werden kann.

(Entdeckung einer römischen Villa im Jahre 1719.) In der Chronik des Pfarrers Gebhart von Planig (nordöstlich von Kreuznach) wird zum Jahr 1719 erzählt: „Cum in magno illo pomario ad portam, in quo posui 32 arbores, volui ponere 11 mam arborem, inveni ibidem Ein alt heidnisch klein wohnung et murum usque in den Lehenacker et effodiendo lapides accepi 99 carros lapidum mihi valde utiles pro erigendo muro horti nostri Planigensis."

Ernst Wörner.

Metz, den 25. Febr. Dieser Tage wurde im hiesigen städtischen Museum ein bei Merten im Kreise Bolchen aufgefundenes, aus **römischer** Zeit stammendes **Steindenkmal** aufgestellt, das die allgemeine Aufmerksamkeit der Alterthumskenner auf sich zieht. Die Bruchstücke desselben wurden beim Graben eines Brunnens entdeckt und auf Veranlassung der Regierung nebst verschiedenen anderen Fundgegenständen welche auf eine ausgedehnte römische Niederlassung bei Merten schliessen lassen, sorgfältig ausgegraben und gesammelt. Die hieher gebrachten Bruchstücke lassen erkennen, dass es sich um eine Siegessäule handelt, welche ursprünglich mindestens eine Höhe von 30 cm. besass. Der auf einfachem Unterbau sich erhebende viereckige Sockel enthält 4 Nischen, in welchen 4 in den Haupttheilen erhaltene Reliefs angebracht sind, Juno, Minerva, Herkules und Apollo darstellend. Der Sockel trägt ein achteckiges, mit Statuetten in Relief geschmücktes Postament, auf welchem sich eine Säule erhebt. Auf dem Kapitäl der letzteren befindet sich ein römischer Krieger zu Pferde, der mit seiner Lanze nach dem bereits am Boden liegenden Feinde zielt. Sämmtliche Skulpturen sind in edlem Style ausgeführt und übertreffen jedenfalls sämmtliche römischen Alterthümer der hiesigen Sammlung an Kunstwerth. (Schw. M.)

Wörrstadt in Rheinhessen. Auf einem Acker des Arztes Dr. Rau wurden gelegentlich der Ausgrabung eines Kellers, eine Reihe Gräber aufgefunden, die allem Anschein nach fränkisch sind, und auf einen wahrscheinlich ausgedehnten Begräbnissplatz früherer Jahrhunderte schliessen lassen. In den Gräbern, die regelmässig nach der Länge und Breite des Ackers gerichtet, in ziemlich gleichen Zwischenräumen etwa 8 Fuss unter der Oberfläche erscheinen, befinden sich Menschenknochen in bedeutender Menge und gut erhalten, meist genau in der Lage des Leichnams; bei ihnen liegen Waffen, Schmuck und Hausgeräthe u. s. f. — 5 längere und kürzere Schwerter, eine Lanzen- und eine Pfeilspitze, Schnallen, der Buckel eines Schildes, mehrere Vasen, davon 1 vollständig erhalten, Glasstücke nebst einem äusserst zierlichen Flacon aus feinem Glas, Perlen und Muscheln, die als Schmuck zum Umhängen scheinen gedient zu haben, sind bis jetzt gefunden worden. Der Besitzer, Herr Dr. Rau, bewahrt diese antiken Fundstücke.

(Darmst. Ztg.)

(Ein römischer Inschriftstein zu Langenhain, Kr. Friedberg.) Am südöstlichen Ecke der Kirche befindet sich in die Aussenmauer eingemauert ein ziemlich grosser Stein mit der röm. Inschrift:

LEG·XXI
PRPF

Er besteht aus grobkörnigem weissem Sandstein und ist so eingemauert, dass etwa ⅔ desselben über der Erde sichtbar ist, das andere ⅓ erst durch Ausgraben des Erdreichs sichtbar gemacht werden musste. Die Schriftseite des Steines, die auf dem Kopf steht, blickt nach Osten, die

andere Seite, die noch behauen ist, zeigt eine furchenähnähnliche Vertiefung und blickt gen Süden. Was die Maasse der Schriftseite anlangt, so ist hier der Stein 85 cm. hoch, die erhaltene Länge ist 52 cm., die Umrahmung, in welcher die Inschrift steht, und die aus drei parallell laufenden geraden Linien besteht, ist 43 cm. hoch. Die nach Süden gewandte Seite des Steines ist 46 cm. breit. Es geschieht des Steines weder durch Brambach (corpus inscriptionum) noch durch Ph. Dieffenbach (Urgesch. der Wetterau) Erwähnung. Ueber sein Herkommen konnte ich weiter nichts erfahren.

Nach dem Beinamen „primigenia pia fidelis", wie offenbar die 2. Reihe heissen soll, gehört dieser Stein der XXII. Legion an. R. Sch.

(Zu den römischen Funden von Berkach bei Gross-Gerau.) Der Verfasser der in Nr. 3 des Correspondenzblattes von 1879 S. 32 enthaltenen Notiz (Germanische und römische Funde in der Umgebung von Gross-Gerau) Herr Robert Schäfer theilt uns noch die in derselben erwähnten Töpfer- sowie den Legionstempel mit. Wir lassen dieselben hier folgen:

1. Töpfername, vor dem Brande auf den Bauch eines Dolium eingegraben:

A. SENILIS.

2. Bruchstück einer Amphorahandhabe mit dem Stempel in erhabenen Buchstaben:

SERM:C

3. Amphorahandhabe mit dem Stempel derselben Art:

VIRCVS

4. Bodenstück eines terra sigillata Gefässes mit dem verkehrt aufgedrückten Stempel im Innern:

OF. SEVERI

(officina Severi).

5. Ebensolches Gefässfragment mit dem Stempel:

· · F· C·N·CEI

im Innern und den nach dem Brande auf die Aussenseite aufgekratzten Buchstaben:

MOT · · ·

6. Randstück einer Thonschüssel mit den Buchstaben:

· · · ⌒ NI,

nach dem Brande eingesetzt.

7. Der auf einen Ziegelstück befindliche Legionsstempel lautet genau:

LEGXXII
PR·PI F.

Der Stempel steht in der bekannten rechteckigen länglichen Umrahmung, welche an den beiden Schmalseiten Oeffnungen hat, von denen aus je ein an der Spitze bis zur gleichen Weite der Oeffnung abgeschnittenes Dreieck ausgeht.

Aus Baden, im Mai. Im Gemeindewalde von Eutingen bei Pforzheim wurde neulich bei Anlage eines Waldweges ein interessanter **Fund** gemacht. Die Arbeiter stiessen etwa 30 cm. unter der Bodenfläche auf eine männliche Figur von weissem Sandstein, prachtvoll geformt, leider aber ohne Kopf und sonst vielfach beschädigt; ferner fanden sich etwa 10 Stück Kupfermünzen, die Spitze eines Wurfspeereisens und eine Anzahl Hohlziegel vor. Die Fundstücke wurden an die grossherzogliche Alterthumssammlung in Karlsruhe geschickt und daselbst ihr unzweifelhaft römischer Ursprung festgestellt. Die Sandsteinfigur ist ein Mercur, der sich auf einen Mercurstab stützt und in der umgehängten Tasche ein Böckchen trägt. Die Münzen sind Sesterzien und Asse aus der älteren römischen Kaiserzeit von Antoninus (138 bis 161 n. Chr.) und wahrscheinlich von Trajan (98 bis 117 n. Chr.) und Commodus (180 bis 193 n. Chr.) Die Fundstelle, bei der sich auch zugerichtete Mauersteine vorfanden liegt in der Nähe einer von Pforzheim nach Oeschelbronn führenden ehemaligen Römerstrasse, die jetzt noch als Fussweg unter dem Namen „Postweg" benutzt wird. Es mag sich also hier, wie dies auch anderwärts bei Römerstrassen vorkommt, ein dem Handelsgotte Mercur geweihtes kleines Heiligthum befunden haben. In den letzten Jahren sind in der Umgegend von Karlsruhe verschiedene römische Alterthümer aufgefunden worden. So bei Stettfeld 1875 beim sogenannten Schwedenbrunnen die Ueberreste eines Brunnens, nämlich der etwas verstümmelte Kopf einer Fischziege und der obere Theil eines Votivsteines mit der Inschrift: In honorem divinae Domus aeneatores (Trompetercorps) Sueton Caesar [cohortis XXVI voluntariorum civium Romanorum]. Graf Normann liess im Thurme des Schlosses von Obergrombach interessante römische Anticaglien ausgraben. In der Nähe des Schlosses von Ettlingen wurde das Bruchstück einer römischen Inschrift conf. gefunden (wahrscheinlich confluentes), woraus jetzt der Name Coblenz entstanden ist. Beim Kirchenbau in Schöllbrunn fand man 1878 einen Altar mit den Reliefdarstellungen von Hercules und Hippolyte, Minerva, Hermes und Juno (Ceres?). Der Stein befindet sich in der Alterthumshalle in Karlsruhe. (K. Z.)

Halberstadt, im Mai. Nachdem die Restauration des hiesigen herrlichen **Domes** fast vollendet worden, ist das Bestreben der Vertreter der Domgemeinde dahin gerichtet, das Andenken einiger für Halberstadt besonders bedeutungsvoller Männer dadurch zu ehren, dass die Säulen des Hauptschiffes, sowie des nördlichen und südlichen Kreuzarmes durch Statuen derselben geschmückt werden. Mehrere Gemeindemitglieder und einige auswärtige Gönner haben sich gefunden, welche Beiträge zu dem Zwecke darboten, dass solche Statuen unter Leitung des berühmten Bildhauers Schaper in Berlin gefertigt werden. Die bereits aufgestellten Statuen des Johannes Baptista und Bonifacius finden von allen Kunstkennern die grösste Anerkennung. In Zwischenräumen von je 2 Monaten werden Martinus, Augustinus, die Bischöfe von Krosigk und Burkhard II. (bekannt unter dem Namen Buko), Luther und Melanchthon vollendet werden. Als ein Geschenk des Herrn von Hoym steht bereits im südlichen Kreuzarme die Statue Karls des Grossen, des Stifters des Bisthums. Auf ein Gesuch des hiesigen Oberdompredigers des Herrn Superintenten Nebe, an Se. Hoheit den Herzog von Braunschweig, gestatten zu wollen, dass neben der Statue des Gründers des Domes die des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig, welcher den Dom reformirte, aufgestellt werde, ist die erfreuliche Nachricht sofort eingegangen, dass dieses Gesuch nicht nur mit Freuden genehmigt, sondern auch die herzogliche Staatskasse zur Deckung der Herstellungskosten der Statue angewiesen sei. (Magd. Z.)

* Einer der originellsten alten **Kirchthürme** in der hessischen Provinz Starkenburg zwischen Rhein und Main ist in diesen Tagen der Vernichtung anheimgefallen. Wer mit der Bahn von Frankfurt nach Darmstadt gefahren ist, dem wird von den zahlreichen Orten zu beiden Seiten besonders Langen aufgefallen sein, wegen seines mit hohem spitzen und von vier Eckthürmchen umgebenen Dach versehenen Kirchthurms, der mit einem alten Mauerthurm malerisch die Häuser überragte. Archäologisch war der Thurm auch interessant durch das untere Geschoss, welches noch der romanischen Zeit entstammte und dessen aus kleinen Backsteinen gemauerter Rundbogenfries wegen der Frühzeit des Vorkommens dieser Steine im Mittelalter überraschte. Dieser Thurm, vor welchem wohl, wie man in Langen wusste, die Stätte war, auf der König Ludwig der Bayer das Dreieicher Weisthum abhörte, dieser Zeuge einer grossen Vergangenheit ist jetzt, ebenso wie die alte, übrigens nicht merkwürdige Kirche, abgetragen worden, um Raum für den Neubau einer grossen Kirche zu gewinnen, die ebenso gut an einem andern Orte hätte stehen können. Die Behörden, namentlich das Oberconsistorium in Darmstadt haben ihre Schuldigkeit gethan, aber die Ge-

meinde setzte ihren Willen durch. Eine kleinere Gemeinde in der Nähe, Wixhausen, war vor mehreren Jahren mit besserem Beispiele vorangegangen, indem sie ihren romanischen Thurm mit altem Satteldach, den Bauverständige zum Abbruch bestimmt hatten, mit Hülfe desselben Oberconsistoriums erhielt. Wann endlich wird die Gleichgültigkeit gegen die Monumente der Vergangenheit in deutschen Gemeinden besserer Erkenntniss weichen?

Das Dorf Mariaweiler bei Düren hat sich als ein grosses Trümmerfeld **römischer Ansiedlungen** erwiesen. Man schreibt über den Erfolg der bisherigen fünftägigen Ausgrabungen der Dürener Volkszeitung vom 17. Mai: Von der römischen Villa in Mariaweiler ist jetzt so viel blossgelegt, dass sich die Baderäume mit einiger Sicherheit bestimmen lassen: das Zimmer fürs Schwitzbad (tepidarium), fürs warme Bad (caldarium) und fürs kalte Bad (frigidarium). An das der Strasse zugekehrte nördliche Zimmer schliesst sich westlich das zuerst aufgefundene halbrunde Badbecken, zu welchem zwei Treppenstufen hinunterführen. Südlich nach der neuen Kirche zu ist ein kleiner Theil des Heizraumes (praefurnium) mit dem Ofen (hypocausis) blosgelegt. Sehr kenntlich liegen die Reste der Luftheizung vor Augen. Zunächst steht noch ein grosses Stück des hohen breiten Canals, welcher die erwärmte Luft aus dem Feuerungsraume in das östliche Badezimmer führte. Sowohl in diesem wie in dem westlich daranliegenden, mit einer halbrunden Nische abschliessenden Zimmer bedecken die Trümmer der meist aus runden, theilweise auch aus grauen quadratischen Ziegeln aufgemauerten, etwa 1½ Fuss hohen Säulchen in regelmässigen Abständen von etwa 1½ Fuss den Boden. Sie trugen den zweiten Boden, so dass die aus der hypocausis in den Canal einströmende warme Luft in diesem Souterrain (suspensurae) zwischen den Säulen sich verbreiten konnte. Von hier stieg dieselbe alsdann durch thönerne Röhren (tubi) an den Wänden in die Badezellen hinein. Dae halbrunde Becken und die Treppe in dem nördlichen Zimmer ist in allen Ecken, also rund um den Boden und überall da, wo zwei Flächen sonst fast zusammenstossen, mit Rundstäben ausgelegt, ein Verfahren, aus dem wir heutzutage wohl noch etwas für unsere Cementarbeiten lernen können. Neben dem Becken ist noch ein Streifen des Bodens mit Marmor belegt. Die Inschrift, welche in der halbrunden Nische des westlichen Zimmers (also von dem Becken aus südlich) unter Trümmern von Hohlziegeln, Thonröhren und Wandbekleidungsplatten aufgefunden wurde, steht auf einer Ziegelplatte, die ebenfalls ein Theil eines Hohlziegels oder einer Wandplatte zu sein scheint. Die Platte ist etwa 11 zu 23 cm. gross. Die oberste Zeile zeigt mit unverkennbarer Deutlichkeit das Datum des heutigen Tages, den 17. Mai: XVI K(al.) Iunias. Der übrige Theil der Inschrift ist noch nicht gelöst, er ist im Abdruck an einen Specialforscher auf diesem Gebiete abgesandt worden. Vor vollständiger Reinigung der Platte schien sie auf das Jahr XI des Augustus, also 19 v. Chr., hinzudeuten. Sollen wir vor sicherer Lösung eine neue Vermuthung aussprechen, so scheint uns ein Hinweis auf die 11. Legion vorzuliegen. Das würde wohl die 70er Jahre nach Christus ergeben. Denn als in den Jahren nach 68—70 in den Wirren unter Galba, Otho und Vitellius die germanischen Legionen gelitten hatten und Claudius Civilis mit seinen aufgestandenen Batavern gerade hier in Düren die römisch gesinnten Ubier geschlagen, wurde die 11. Legion hierher zur Unterstützung gesandt, in späteren Zeiten aber wieder aus unserer Gegend zurückgezogen. In etwa bemerkenswerth ist wohl noch, dass die Bäder zwar am Abgange des Hügels liegen, jedoch nicht (nach Vitruv's Vorschrift) den Osten des Hauses eingenommen haben. Die ausgegrabenen Räume werden demnächst gesäubert und wie die Inschrift photographirt. Nachzutragen ist, dass in einem östlich von den Baderäumen theilweise aufgedeckten Zimmer die rothen Wände durch weisse Striche in Vierecke abgetheilt sind, dass die aufgefundenen römischen Münzen bis ins 4. Jahrhundert reichen, dass sich unter den vielen Scherben auch zwei erhaltene Thongefässe fanden, ein Krug und eine Schüssel. Auf der „Heidenburg" wo seit vorgestern gegraben wird, ist bereits römisches Mauerwerk blosgelegt, auch fanden sich Lanzenspitzen, ein Schlüssel u. s. w. Die dort gefundenen römischen Münzen sind ebenfalls mit Edelrost (patina) über und über bedeckt.

(K. Z.)

Bemerkungen zu der Frage nach den Hinkelsteinen u. s. w.

Von Carl Christ in Heidelberg.

(Vergl. Correspondenz-Blatt 1877 no. 3 und 1878 no. 1 und 2 und no. 7).

Die der Generalversammlung des Gesammtvereins zu Marburg vorgelegte vierte Frage lautete:

Sind auf dem Gebiete des früheren Kurfürstenthums Hessen monolithische Steinmale vorhanden, ähnlich denen, welche im Grossherzogthum Hessen, in der Pfalz, in Rheinpreussen etc. Hinkelstein, Gollenstein, Lange Stein, Spindelstein u. s. w. genannt werden? oder gibt es Fluren etc. die nach solchen Steinen benannt werden (am Hinkelstein etc.)? —

Da Keiner der Anwesenden hierauf Näheres zu berichten wusste, so mag es gestattet sein hier einige weitere Nachweise aus anderen Gegenden, vorzüglich aus dem Odenwalde zu geben, vorerst aber die Bedeutung der betreffenden Namen zu behandeln:

Was die Bezeichnung Hinkelstein betrifft, so scheint dieselbe zwar vom rheinischen Namen „Hinkel" für Hühnchen zu stammen, allein die Beziehung auf die Hühner beruht nur auf einer Verdrehung für das Wort Hüne oder Heune (mittelhochdeutsch hiune) welches ursprünglich einen Hunnen, dann einen Ungarn bedeutend, in den allgemeinen Sinn von Riese oder Heide übergieng, so dass es in zahllosen Ortsnamen für alle Werke der Vorzeit verwandt wurde, mögen dieselben nun von den Germanen, Römern oder einem sonstigen alten Volke herrühren. Der nahe Anklang dieses Wortes an Huhn, Hahn, Hinkel bewirkte aber wie gesagt eine stete Verwechslung mit diesen Worten in den Ortsbezeichnungen, worüber der Verfasser schon ausführlich in den „Heidelberger Jahrbüchern" von 1872 S. 276 und S. 570 gehandelt hat. Dass sich die an eine Reihe von Hinkelsteinen haftende Sage, wenn man das Haupt daran lege glucksten Hühner — daher auch der „Gluckenstein" bei Homburg (Corresp.-Bl. 1878 no. 7 S. 55) — erst aus dem Namen auf volks-etymologischem Wege gebildet hat, ist zweifellos.[1])

Was aber den weiteren Namen Gollenstein betrifft, so ist derselbe wie auch Spindel- oder langer Stein dem Aeussern der betreffenden Steine entnommen. Während nun aber die Bedeutung Spindelstein oder Spillenstein von Spindel, früher auch spinnel, spille, klar ist (von der spindel- oder walzenförmigen Figur) so ist dies nicht in gleicher Weise mit dem häufigen Namen Gollenstein der Fall. Höchst wahrscheinlich wird damit aber im Gegensatz zu der mehr länglichen Gestalt der Spindelsteine eine Rundung bezeichnet. Das Wort Golle ist eine niederdeutsche Contraktion für das oberdeutsche Gugel, Gogel, auch Kugel, Kogel = Kappe, Kapuze, d. h. eine runde Kopfbedeckung.

Das Wort „Kugel" selbst kommt schon mittelhochdeutsch in der Contraktion Kûle vor, was auch verächt-

[1]) Die betreffende Sage existirt beim Bensheimer Stein, beim dicken Stein bei Kelsterbach und beim Hinkelstein von Ulfa (Corr.-Bl. 1877 no. 3 S. 18 sub 1. 5. und 19 sub 8 Anm. 6.) Ebenso zu Heddesbach. Vergl. weiter unten.

lich für Kopf gebraucht wurde und in mitteldeutschen Mundarten noch in der Form Kaule = Knäuel gebräuchlich ist. Vergl. meine Bemerkungen in den Heidelberger Jahrbüchern von 1872 S. 568. —

Hiernach bedeutet Gollenstein einfach einen runden, kugelförmigen Stein, wie die Kappe oder Kapuze eine runde Wölbung bildet. — Der Name wurde nun aber aus Missverständniss oft in Goldstein verdreht.

So heisst z. B. ein Gewirr von Felsen unter der berühmten „Grotenburg“ im Teutoburger Walde, dem Berge worauf das Hermannsdenkmal steht. Goldstein, alt Goltstein ist aber auch der Name einer alten Burg bei Frankfurt am Main in der Dreieich. Ob derselbe, sowie der Name Goldberg eines germanischen Grabhügels bei Hanau (vergl. Mittheilungen des Hanauer Bezirksvereins no. 5 S. 198) und die sonstigen häufigen Goldberge und Goldbäche in allen Theilen von Deutschland ebenso zu deuten sind, oder ob im einzelnen Falle das Gold selbst dabei eine Rolle spielt, ist nicht zu entscheiden. Es mag nur bemerkt sein, dass das Wort Gold (golt) im Mittelhochdeutschen auch Schmuckwerk überhaupt bedeutet, Goldberg (golt—berc) aber ein Goldbergwerk, Goldstein (goltstein) = Edelstein, so dass Grabstätten wo man goldenes Geschmeide fand, leicht einen solchen Namen annehmen konnten.

Zudem ist noch hervorzuheben, dass ja gerade bei den altgermanischen Gräbern und Gräberfeldern die weithin sichtbaren Steinmale unserer Gattung im Sinn von schützenden Wahrzeichen aufgestellt waren. So ragte bei dem von Lindenschmit beschriebenen Todtenfeld bei Monsheim (— es bestand daselbst sowohl ein urzeitliches, als auch ein römisches, sowie fränkisches —) als altheidnisches Gräbersymbol ein mächtiger pfeilerartiger Kalksteinblock empor, der hier allerdings nicht den Namen Goldstein führte, sondern den gewöhnlichen „Hinkelstein.“ (Corresp.-Bl. 1877 no. 3 S. 19 sub 10.)

Treffend bemerkt Lindenschmit bei dieser Gelegenheit („das Gräberfeld am Hinkelstein bei Monsheim“ in der Zeitschrift des Mainzer Vereines B. III): der Name des Denkmals, welcher nach dem Schwinden seines Verständnisses aus Hünenstein in Hünerstein und gemäss der Mundart des Landes in Hinkelstein verwandelt wurde, zeigt nach seiner ursprünglichen Bedeutung in allen Gegenden Deutschlands die unmittelbarste Beziehung zu Gräbern eines alten verschollenen Geschlechtes. (Vergl. auch Bonner Jahrbücher LII S. 2). Auch der „Hinkelstein“ des (linksmainischen) Frankfurter Stadtwaldes liegt in der Nähe zahlreicher Gräber aus der Vorzeit.

Die Beziehung zu Gräbern ist nun aber nicht die einzige in welcher „Hinkelsteine“ vorkommen. Sehr häufig ist auch ihre Bedeutung von Marksteinen, wie es besonders hinsichtlich des Armsheimer Denkmales, dann des Gollensteins bei Bliescastel in der Rheinpfalz, sowie des Spillensteines (alt Chrimhildespil) bei Rentrisch in Rheinpreussen im Corr.-Bl. 1878 no. 7 nachgewiesen wird. Der Letztere verdankt seinen Namen natürlich lediglich seiner spindelartigen Form („Spille“ alte Nebenform von Spindel, das vor Einführung des Spinnrades allgemein übliche Werkzeug in Form eines von der Mitte nach den Enden sich zuspitzenden Stabes, worauf sich beim Spinnen der Faden wickelt, dann auch Achse eines Rades und überhaupt jedes walzenförmige, oben und unten spitze Holz oder sonstig dem ähnlich Ding.) Altdeutsch heisst es spinnala, spinala, spinila, spinnela, spinela, auch schon zusammengezogen spilla.

Wie nun auch Brunhilde öfters in bedeutsamen Ortsnamen erscheint, so bei unserem Steine Chrimhilde. Die ältere Form für das Wort Spiel „spil“ kann aber natürlich hier nicht gemeint sein, sondern dies ist wie gesagt Kürzung für „die Spille“ = Spinngeräth oder auch ist es = mittelhochdeutsh „der spîl“ Spitze (vergl. niederdeutsch „die Spile“ = dünnes Spiesslein; dagegen pfälzisch „die Spell“, Stecknadel vielleicht = mhd. spelte, eigentlich abgespaltenes Holzstück, Splitter u. s. w.)[2])

Der Bezug auf Chrimhilde, die als Vorsteherin der Grenzen mit Frau Holda (Freya) identificirt erscheint, wird hierdurch ja nicht vermindert. Dagegen muss jede Berührung mit gallischen Feenspindeln, die ja auch Conrady im Corr.-Bl. 1878 no. 8 und 9 S. 69—70 nur zweifelnd heranzieht, aufgegeben werden.

Ein bisher nicht beachteter gleichfalls Hinkelstein genannter natürlicher etwa 1 Met. hoher Grenzstein besteht nun auch in der Gegend von Hirschhorn (einem früher kurmainzischen, jetzt hessischen Städtchen am Neckar). Er bildet zwar jetzt nur noch die Gemarkungsgrenzen zwischen dem früher pfälzisch. Heddesbach und dem ehedem in die Cent Hirschhorn eingetheilten Dorfe Brombach, später einer zum Hochstift Speier, Oberamt Bruchsal gehörigen Exclave (jetzt aber wie Brombach badisch), schied aber bis zum Anfange dieses Jahrhunderts nicht nur auf die angegebene Weise das Pfälzer von Speierer Gebiet, (früher Cent Hirschhorn), sondern es grenzte in der Nähe des Hinkelsteines auch das Territorium des Hochstiftes Worms mit der Gemarkung von Langenthal an die seit 1803 mit Neckarsteinach hessisch geworden ist. Die Herren von Neckarsteinach besassen aber Heddesbach ursprünglich selbst.

Bis ins 13. Jahrh. gehörte dies nämlich den Rittern von Harfenberg, eine Seitenlinie derer von Steinach, mit denen sie auch das gleiche Wappen, die Harfe führten. Nachdem dieser Ast aber im Mannsstamm erloschen war, fiel die Burg sammt der Vogtei über das Dorf Heddesbach an die Pfalzgrafschaft (Widder, Geographie der Pfalz I,344).

Vom Heddesbacher Hinkelstein besteht nun auch eine Sage die von Langheinz im hessisch. Archiv B. 14 S. 75 mitgetheilt wird und die wir auch selbst Gelegenheit hatten an Ort und Stelle zu vernehmen. Hiernach waren die Bewohner von Heddesbach und Brombach schon in grauer Vorzeit in Grenzstreitigkeiten verwickelt, zu deren endlicher Schlichtung man einen Riesen, genannt Hinkel (natürlich wieder Verdrehung aus Hüne = Riese) bestimmte einen bei Heddesbach gelegenen Sandsteinblock in der Richtung nach Brombach zu den Berg hinaufzutragen, soweit er es eben vermöchte. Ja die Leute von Brombach erlaubten sogar, dass er einmal ausruhen dürfe; dann aber solle die Grenze an der Stelle sein, wohin er den Stein weiter zu schleppen im Stande wäre. So geschah es. Auf einem nicht sehr weit von Heddesbach gelegenen grossen Steinblock sass der ausruhende Riese. und daher heisst dieser bis heute der Ruhestein (im Volksmunde Rugstein, wie „ruhen“ selbss „rugen“ heisst; im Uebrigen kommt der Ausdruck sehr häufig im Gebirg an Stellen vor, wo man auszuruhen und die Lasten abzustellen pflegt).

Dann aber lud sich der Riese seine Last wieder auf und schleppte sie weiter bergauf, bis er endlich gänzlich ermüdet den von Heddesbach mitgenommenen Felsblock als „Hinkelstein“ da abwarf, wo jetzt noch die Grenze zwischen der Gemarkung Heddesbach und Brombach läuft.

Manche Leute wollen, wie Langheinz fortfährt, in der Nähe dieses Hinkelsteins ein wildes „Hinkel“ d. h. eine Henne gesehen haben, welche keinem Hühnerhof angehörte, auch von Niemanden zu fangen war, sondern bei Versuchen

[2]) Aber auch ein anderes Wort Spiel, alt spel, in „Beispiel“ (mhd. schon bîspil neben dem gewöhnlichen bîspel) und „Kirchspiel“ (mhd. Kirchspil, — spel, Kirspel = die Gesammtheit der Pfarrkinder, die Gemeinde) kann hier nicht in Betracht kommen. Dasselbe kommt von dem alten Zeitwort spellen = erzählen, reden, plaudern und bedeutet daher Rede, Sage, Erzählung, Fabel, Geplauder. Von dem Worte Spiel, alt spil, Zeitvertreib, Scherz ist dies gänzlich verschieden, ebenso von dem pfälzischen „spellen“ = mit der Stecknadel stecken, aus spälten = spalten entstanden oder aber aus spillen von Spille, später Spelle im Sinn von Stecknadel, vergl. das gleichbedeutende Wort „Spinel“ im Vogelsberg.

dazu stets von dem Stein verschwand. Natürlich ist die letztere Sage wieder einfach wie sonst auch, aus dem verdrehten Namen Hinkelstein statt Hünenstein enstanden. Eine ähnliche Verdrehung ist wohl auch der Name „Hundsklinge“ für Hunenklinge (d. h. Hünenschlucht) in der Nähe dieses Hinkelsteines. Dieselbe bildet die Grenze der Gemarkung von Heddesbach und dem bis 1803 churmainzischen, seitdem hessischen Unter-Schönmattenwaag.

Etwas unterhalb dieser Grenze, gegen Heddesbach zu spielt nebenbei bemerkt, auch die von Langheinz a. a. O. S. 78 mitgetheilte Sage von der „steinernen Hacke,“ die auf einem dortigen Stein abgebildet gewesen, dem wohl auch die Bedeutung eines Grenzsteines zukam.[3]) Auch der Name Adlerstein findet sich daselbst.

Eine Grenzsteinsage tritt nun auch südlich davon an der entgegengesetzten Seite der Gemarkung Heddesbach auf, an der sog. Wolfsgrube wo sich der „Schönauer“ und der „Höheweg“ scheiden. An diesem Punkte liegt ein noch sichtbares kleines Loch (das aber keine Schlucht ist wie Langheinz a. a. O. S. 80 bei Mittheilung der betreffenden Sage angibt) welches früher tiefer wie jetzt, zum Fangen der Wölfe diente, wie ja solche „Wolfsgruben“ noch allenthalben in Gemarkungsnamen vorkommen. Hier soll nun zur Adventszeit in der Nacht das Gespenst eines Mannes umherschweben der sich das betrügerische Versetzen des dortigen wichtigen Dreimärkersteines habe zu Schulden kommen lassen. (Vergl. auch Langheinz S. 18).

An dieser Stelle, gerade auf der Wasserscheide zwischen dem Laxbach- und Steinachthale scheiden sich nämlich die Gemarkungen des ehemalig wormsisichen Langenthal und des pfälzischen Heddesbach (jetzt die hessisch - badische Landesgrenze) von dem westlich vom „Höheweg“ sich ausdehnenden sog. Schönauer Forst, einem alten Besitzthum des Klosters Schönau, noch heute der Verwaltung des churpfälzischen Kirchenvermögens, der sog. „Pfleg Schönau“ zuständig.[4]) (In ihm lag die oben im vorigen Artikel beschriebene alte Glashütte).

Indem wir uns auf den Heddesbacher Hinkelstein und ähnliche altgermanische Grenzsteine[5]) später zurückzukommen vorbehalten unter Mittheilung von Abbildungen, mag hier zum Schluss nur noch auf eine verwandte Klasse von natürlichen Steinen verwiesen sein. Wir meinen nämlich die sog. Schalensteine, die vorzugsweise in der Schweiz nachgewiesen worden sind. Es sind mit runden Höhlungen versehene Steinblöcke die wohl in den meisten Fällen durch Auswitterung von Sphaerolithen entstanden sind. Wenigstens trifft dies in den von uns untersuchten Fällen im Odenwald und Spessart überall zu. Ganz besonders deutlich ist dies in Fällen, wo der Fels aus Buntsandstein besteht, der bekanntlich vielfach runde Nester von rothem Thon enthält durch dessen Auswitterung jene Schalen oder Schüsseln im Stein entstehen. Das Volk schreibt sie den „Heunen“ zu und nennt sie demgemäss öfters „Heunenschüsseln.“ So bei der von uns untersuchten Sandsteinfelsengruppe auf der Eselshöhe hinter dem Kloster Engelberg bei Grossheubach am Main, wo mehrere solche ausgewitterte Thongallen vorkommen (die aber nicht zu verwechseln sind mit einigen kreisrunden Löchern in demselben Felsen, die erst in neuerer Zeit zum Halten der Fahnenstange bei der trigonometrischen Landesvermessung hineingebohrt werden.

An anderen Orten, besonders im Odenwalde werden diese Schüsseln den „wilden Leuten“ zugeschrieben, die daraus ihr Wasser getrunken hätten. Oefters nämlich findet sich in diesen Schüsseln Regenwasser das selten eintrocknet. Da sich zugleich unter den betreffenden Felsen, auf deren Oberfläche sich die Schüsseln befinden, auch kleinere Höhlen zeigen, die zum Aufenthalt kleinerer Leute geeignet scheinen, so bevölkerte die Sage diese natürliche Felsspalten mit einem Gnomengeschlecht, besonders auch von „wilden Frauen“. So besteht in der Nähe des Rodenstein eine „Wildfrauenhaus“ genannte Felsmasse und ebenda ein „Wildweibchenstein“ (Hessisches Archiv XI,635.) Wildeleutsteine aus Urgestein bestehend, mit Schalen zum Trinken und Höhlen zum Wohnen der wilden Leute liegen nach unserer Besichtigung einestheils auch in der Gegend von Fürth auf dem höchsten Punkte der sog. Trumm oder Tromm, andererseits auf dem Eichelberg bei Steinklingen, südöstlich von Weinheim (am besten zu erreichen von der Eisenbahnstation Grossachsen aus über Rippenweiher.)[6])

Es wäre eine dankenswerthe Aufgabe des hessischen Geschichtsvereins diese Art Felsen auf Ausflügen dahin besuchen und in derselben Weise abzubilden, wie es mit einer Anzahl von „Hinkelsteinen“ im Corresp.-Bl. geschehen ist. Es wird sich auf diese Weise ergeben, dass die in den Bonner Jahrbüchern LXII,171 gerügte Thatsache, dass Schalensteine im südwestlichen Deutschland bisher nicht beobachtet worden sind, blos auf Mangel an Untersuchung beruht.

[3]) Vergl. auch den von Steiner in seinem „Maingebiet“ S. 237 erwähnten Spessarter „Schaarstein“, der seinen Namen von seiner Aehnlichkeit mit einer Pflugschaar erhalten haben soll, also auch hier wieder nach seiner äusseren Form. (Vergl. auch Conrady im Corresp.-Blatt 1878 no. 8 und 9 m. 69.)

[4]) Ein zweiter Gebirgspass desselben Höhezuges, ein wenig nördlich von der Wolfsgrube gelegen, wo der „Neudörfer Weg“ (von Heddesbach her durch das „Bannholz“ aufziehend) den Höheweg trifft, führt, beiläufig bemerkt den charakteristischen Namen „die Hexenberk“ von einer ehemals dort gestandenen verwünschten Birke.

Der dritte Gebirgspass zwischen Heddesbach und dem Steinachthale, nördlich von der Hexenbirke, an der Stelle wo der von Heddesbach nach (dem von seiner zur Ehre des heiligen Kreuzes genannten) Heiligkreuzsteinach ziehende Weg den mehrerwähnten Höheweg schneidet, führt gleichfalls den Namen eines ehemaligen Grenzbaumes „die Kreuzeich“.

[5]) Die Aehnlichkeit solcher halb künstlichen, halb natürlichen Heidensteine mit römischen Grenzsteinen, speciell mit dem Toutonenstein wurde bereits von Conrady im Corresp.-Blatt hervorgehoben.

[6]) „Der wilden Frau Gestühl“ ist ein Basalstein mit 3 Vertiefungen gleich 3 Sitzen zwischen Staaden und Dauernheim auf dem hohen Berge in einem Wald, der Königswald heisst, in der Wetterau. S. Dieffenbach im Archiv für hess. Gesch. IV,1 S. 283. Es gehen Sagen von wilden Männern, welche einst dort gehaust. Dieffenbach vermuthet daselbst eine alte Gerichtsstätte.

Mehrere Sagen von wilden Frauen, von Wild-Frauen-Häusern-Brunnen und -Steinen theilt Bindewald im hessischen Archiv Band XII mit in seinen „Volkssagen aus dem Vogelsberg“, vergl. daselbst no. II unter der Ueberschrift „Göttinen und heilige Brunnen“, no. IV „Weisse Frauen“ no. V „Riesen, Zwerge etc., wilde Frauen.“

Folgende Vereine haben ihren **Beitrag für 1878** mit Mk. 9. — bezahlt: 1) Dessau. 2) Stettin. 3) Hanau. 4) Trier. 5) Wernigerode. 6) Giessen. 7) Dresden. 8) Elberfeld. 9) Schwerin. 10) München, Verein für Oberbayern. 11) Frankfurt a. M. 12) Augsburg, 13) Altenburg. 14) Speier. 15) Hohenleuben. 16) Leisnig. 17) Stuttgart, Verein für Würtembergisch - Franken. 18) Freiberg. 19) Regensburg. 20) Erfurt. 21) Cassel. 22) Würzburg. 23) Bayreuth. 24) Wiesbaden. 25) Mainz. 26) Freiburg. 27) Darmstadt. 28) Stade. 29) Landshut. 30) Marienwerder.

Commissions - Verlag der Hofbuchhandlung von A. Klingelhöffer in Darmstadt. — Druck von Heinrich Kichler.

Beilage I zu Nr. 7 & 8 des Correspondenzblattes
des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- & Alterthumsvereine.

Juli & August. Redacteur: Ernst Wörner. **1879.**

Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine in Marburg.

Protocoll der ersten Sitzung der III. Section
am Dienstag den 17. Sept. Nachm. ½1 Uhr.

Vorsitzender Prof. Dr. Grimm. Schriftführer Dr. Jacobs.

Der Vorsitzende theilt nach Eröffnung der Sitzung zwei Briefe der Herrn Dr. Mehlis aus Dürckheim und Dr. Theobald aus Hamburg mit, welche verschiedene zur Besprechung empfohlene Fragen enthalten. Da dieselben — theilweise anthropologischer Natur — als weniger für die 3. Section eignend erachtet werden, so sollen dieselben einer andern Section überwiesen werden.

Die nach den gedruckten Bogen zuerst zu besprechende Frage über die Grenzen des Fränkischen Hessengaus wird wegen augenblicklicher Abwesenheit des Fragestellers vorläufig ausgesetzt und zur Discussion der Frage nach dem Alter der Eisengiessereien in Mitteldeutschland und nach Art und Zweck der ersten Eisengusswaaren übergegangen.

Herr Dr. Beck aus Biebrich eröffnet die Debatte mit folgender Darstellung:

Die erwähnten Fragen sollen dazu dienen, Aufklärung über die Erfindung des Eisengusses, eines der wichtigsten Fortschritte der Eisentechnik und der Industrie überhaupt, zu verschaffen. Dieser Gegenstand ist nicht nur für die Geschichte der Industrie im Allgemeinen von höchstem Interesse, sondern er geht die deutschen Alterthumsvereine ganz speciell an, indem Alles darauf hinweist, dass es eine deutsche Erfindung war und dass der Umschwung in der Eisendarstellung sich zuerst in Deutschland vollzogen hat.

Es wird zwar nie gelingen, diese Erfindung auf eine bestimmte Person und ein bestimmtes Datum zurückzuführen, es ist aber auch vollständig genügend, die Gegend und die ungefähre Zeit dafür zu ermitteln. Der Grund für Ersteres liegt darin, dass die Erfindung keine solche war, die dem Nachdenken eines Kopfes entsprang, sondern dass sie durch die Verhältnisse bedingt wurde. Die Erfindung des Eisengusses war eine unfreiwillige, es war die natürliche Folge der Einführung der Wasserkraft als Bewegungskraft der Blasebälge bei der Eisenbereitung. Das Eisen, welches bei den alten Tretmühlen nur als ein Klumpen des reichen, reducirten Metalls gewonnen worden war, floss in Folge der weit energischeren Action des Gebläsewindes in flüssiger Form aus dem Ofen heraus. Die Benutzung der Wasserkraft zur Bewegung der Blasebälge bei den Schmelzhütten ist desshalb der erste Schritt zur Entdeckung des Eisengusses gewesen. Auch diese Benutzung scheint zuerst in Deutschland eingeführt worden zu sein und zwar für die Hammerhütten schon im 14., für die Schmelzhütten in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Die Waldschmiede zogen in die Thäler und statt der Waldschmiede entstanden Hämmer und Schmelzhütten mit Wasserbetrieb. — Der neue Schmelzprocess ergab nicht unmittelbar Gusseisen, sondern zunächst Weisseisen zum Verfrischen. So war es in Steyermark und Siegen, wo die ersten Schmelzhütten entstanden. Doch musste bei demselben Betrieb mit Verwendung anderer Erze das graue Eisen fallen, welches allein zur Herstellung von Gusswaaren geeignet ist. Alles deutet darauf hin, dass sich dies im westlichen Deutschland vollzogen hat und zwar dürften Siegen (Dillenburg, Nassau) Elsass und die Moselgegend die Gebiete sein, in denen zuerst Eisenguss dargestellt wurde. Ueber das Siegerland liegen die ältesten Nachrichten vor. Es gibt bereits aus dem Jahr 1443 gesetzliche Bestimmungen über den Eisenhütten- und Hammerbetrieb mit Wasserrädern. Die Verordnung heisst „ein Weissthum wie es mit dem Schmelzen und Mahlen zu halten, wenn zwei Hütten oder Mühlen in einen Graben gehen.“ Im Jahr 1444 werden bereits 29 Eisenhütten aufgeführt und dabei Blas- und Hammerhütten unterschieden. Da von da ab viele Nachrichten und Verordnungen über diese Blas- und Hammerhütten vorliegen und nie von einer wichtigen Aenderung des Betriebs Erwähnung geschieht, so muss man annehmen, dass diese Blashütten schon damals grade wie später geschmolzenes Eisen, das in den Hammerhütten verfrischt wurde, darstellten. Wann zuerst Gusswaaren dargestellt wurden, lässt sich nicht nachweisen. Becker und Arnoldi geben an, dass der Eisenguss im Siegerland bereits in der Mitte des 15. Jahrhunderts bekannt gewesen sei. Im Hinblick auf die oben angedeuteten Verhältnisse scheint dies nicht unmöglich, bestimmte Nachrichten fehlen aber hierüber. Dagegen stand der Guss von Plattenöfen zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Siegerland in Blüthe. Graf Johann I. schenkte 1508 dem Grafen Philipp dem Aelteren von Waldeck als Haussteuer zwei dieser Oefen. Im Jahr 1567 machten von 25 Schmelzhütten 7 Gusswerk. In demselben Jahr erhoben auch die Hämmer Beschwerde gegen die Hütten, weil letztere, entgegen der Hüttenordnung, heimlich Gusswerk machten und in's Ausland verkauften, und den Hämmern ihr gebührliches Quantum Roheisen schmälerten. Der Hauptmarkt für die Siegerländer Eisenwaaren befand sich in Köln. In den übrigen Nassauischen Landen bestand ebenfalls eine sehr alte Eisenindustrie. Im Dillenburgischen werden 1444 5 Schmelzhütten aufgeführt, doch scheinen dies Waldschmieden gewesen zu sein.

In Nassau-Usingen werden die Hütten bei Michelbach, die Audenschmiede bei Weilmünster und die Hütte bei Emmershausen zuerst genannt; alte Eisenhütten lagen bei Langeheck und Löhnberg, ferner unterhalb der Ruine Gerolstein im Wisperthal. Ueber die Geschichte der Audenschmiede hat Hr. Staatsarchivar Dr. Becker eine sehr interessante Monographie in der Zeitschrift für Bergrecht (Bonn, Novbr. 1878) veröffentlicht, die viel Licht über die Rechts- und Betriebs-Verhältnisse jener Zeit wirft. Die Hütte wurde 1434 als Waldschmiede gegründet, Ofenguss wurde erst 1587 dargestellt.

Im Kreis Wetzlar bestanden bereits 1497 die Waldschmieden zu Brandoberndorf, Kraft-Solms und Löhnberg (in Nassau) jedoch dem Marienstift in Wetzlar zinspflichtig). Kraft-Solms hatte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein bedeutendes Renommé für seine Ofenplatten. Im früheren hessischen Hinterland ist die Ludwigshütte sehr alt und wurde bereits 1589 ein Hochofen daselbst betrieben. Alte Hüttenwerke bestanden zu Stromberg bei Creuznach, an der Mosel, im Sauerland, zu Manderscheid in der Eifel, bei Bergishübel in Sachsen, bei Schmalkalden, Suhl, Amberg und Sulzbach.

Es ist von Wichtigkeit zu ermitteln, welche Waaren zuerst aus Eisenguss dargestellt wurden, indem man aus dem Alter der Waaren einen Anhalt gewinnt für das Alter des Betriebs. Die ältesten Gussstücke, welche für den Handel dargestellt wurden, waren eiserne Plattenöfen und Artilleriematerial, namentlich gusseiserne Kugeln. Einen alten Plattenofen zu Schloss Trausnitz setzt v. Hefner auf Grund der Ornamente in die Zeit von 1470—1480; ebenso Puttrich (Sächs. Denkmäler II,69) den Ofen im Rüstungssaal der Feste Koburg in das 15. Jahrhundert. Dass 1490 solche Oefen im Elsass gegossen wurden, geben französische

Schriftsteller mit Bestimmtheit an. Aus demselben Jahr stammt die Notiz in Lersners Chronik (II,733) „anno 1490 quinta post michaelis: „dem Meister uff der Mossel, der die eisernen Oefen machen kann, soll man schreiben, die Mess herzukommen“. Im Rathhaus zu Wolfach steht ein alter Ofen, worauf Usingen und die Jahreszahl 1500 zu lesen ist. Vielleicht stammt er von der Michelbacher Hütte, wo unter dem alten Eisen, welches aus der Umgegend aufgekauft wurde, Platten mit der Jahreszahl 1507 gefunden worden sind. Dem gelehrten Georg Agricola, der allerdings hauptsächlich Italien, Oesterreich und Sachsen bereist hat, war der Eisenguss aus eigner Anschauung wohl nicht bekannt, er erwähnt nur beiläufig die Hütten, wo man eiserne Oefen gösse, zu Manderscheid, im Sauerland und bei Bergishübel.

Der Guss eiserner Kugeln lässt sich fast noch weiter zurück verfolgen. Doch muss man sich sehr hüten Guss- und Schmiedeeisen zu verwechseln und einen eisernen Gegenstand desshalb für gusseisern zu erklären, weil wir denselben heutzutage aus diesem Material darstellen würden. In diesen Fehler sind namentlich französische Artillerie-Schriftsteller verfallen, darunter Napoleon III. selbst, der sehr geneigt ist fonte statt Eisen zu setzen, auch da, wo der Zeit nach nur Schmiedeeisen gemeint sein kann. Schmiedeeiserne-Geschütze sind sehr alt, und eiserne d. h. schmiedeeiserne Kugeln waren für kleinere Geschütze im 14. Jahrhundert nicht selten. 1326 werden die Gonfalioneri von Florenz beauftragt eiserne und metallene Kugeln anfertigen zu lassen zur Vertheidigung der Stadt. Mit eisernen Kugeln schossen die Araber 1333 bei der Belagerung von Alicante und 1342 bei der Belagerung von Algesiras.

Die erste authentische Nachricht über die Herstellung gusseiserner Kugeln haben wir aus Frankreich. Ludwig XI. der sich die grössten Verdienste um die Hebung des französischen Artilleriewesens erwarb, liess im Jahr 1477 zwölf schwere Bombarden aus Bronze giessen — während dieser Zeit liess er eine grosse Menge Eisenkugeln in einer Schmiede (Hütte) im Wald von Creil giessen, womit er seinen Sekretair Jean de Reilhac beauftragte. Französische Militärschriftsteller setzen die Einführung der gusseisernen Geschosse in das Jahr 1470, doch prätendiren sie durchaus nicht, dass es eine französische Erfindung sei. Ludwig XI. bezog sein meistes Artilleriematerial aus Flandern und Deutschland: Gaspard Bureau, der mit seinem Bruder Jean das französische Kriegswesen leitete, zahlte um diese Zeit eine Summe Geldes an einen deutschen Juden, der allerhand Geheimnisse des Artilleriewesens mitgetheilt hatte. Möglich dass der Guss eiserner Kugeln darunter gehörte, wenigstens führte Ludwig und seine Nachfolger dieselben für ihre Feld- und leichte Belagerungsartillerie allgemein ein und Karl VIII. erzielte damit in seinem Feldzug in Italien 1494 und 95 grosse Erfolge. Biringuccio erwähnt die Anwendung gusseiserner Kugeln bei der Belagerung 1495 als eine neue Erfindung und Botero nennt sie ausdrücklich eine deutsche Erfindung. Die Nachrichten über die früheste Anwendung gusseiserner Kugeln in Deutschland sind noch äusserst spärlich. Auch Geschütze aus Gusseisen scheinen schon im 15. Jahrhundert gegossen worden zu sein. Dazu gehört die kleine Kanone von Pösenk im Germanischen Museum und eine Kanone die Violet le duc beschreibt; doch ist bestimmtes über deren Alter nicht bekannt und beruhen die Zahlangaben auf der Vergleichung der Formen mit den gleichzeitigen schmiedeisernen Geschützen.

Es wäre wünschenswerth, wenn noch recht viele Thatsachen zu diesem Gegenstand gesammelt würden. Das meiste liesse sich in den Archiven finden, und erlaube ich mir zu diesem Zweck in Anschluss an obige Auseinandersetzung einige Fragen für die verehrlichen Herren Archivare und den Mitgliedern, die zu archivalischen Studien Gelegenheit haben, zu formulieren. (S. Corr.-Bl. Nr. 5).

Dr. Posse macht darauf aufmerksam, dass das zu veröffentlichende Freiberger Urkundenbuch, und speciell die den Urkundenbüchern beizugebenden Kloster-Inventarien manchen Aufschluss über diese Verhältnisse geben würden.

Dr. Jacobs theilt dem Fragesteller eine von des Grafen Botho zu Stolberg-Wernigerode Erlaucht herrührende Zusammenstellung über die Stahl- und Eisenproduktion in Stolberg, Ellricht, Gittelde und Grund und über die Waldschmieden im Gedernschen und Nachbarschaft aus Harzischen und Wetterauischen Archiven mit und erinnert an ein paar im Ilsenburger Urkundenbuch mitgetheilte Verzeichnisse von 28erlei Eisengeräth, das im Jahr 1482 von den Klosterbrüdern gebraucht wurde.

Nachdem der Vorsitzende die Discussion über diesen Gegenstand geschlossen, machte Herr Dr. Beck zu der sich nächst anschliessenden Frage über die erste Anwendung des Eisenhufbeschlags einige Bemerkungen: Dieselbe stelle sich besonders nach den Funden auf der Salburg als eine sehr frühzeitige heraus, doch folge nach den Zeugnissen der Klassiker, dass nicht die Orientalen, noch sie selbst diese Erfindung machten, sondern dass dieselbe bei den germanisch-nordischen Völkern, besonders den Sachsen, gemacht, dass sie aber schon zu altrömischer Zeit auf barbarischem Boden von den Römern nachgeahmt und angewandt wurde. Er weisst auch auf die Bedeutung des Hufeisens in der Göttersage hin.

Dr. Grotefend erinnert an verschiedene unzweifelhaft auf die Römer verweisende Funde von Eisenhufen.

Dr. Jacobs erinnert auf Grund einer Mittheilung des Herrn Grafen Botho zu Stolberg-Wernigerode an einen vor einer Reihe von Jahren zu Braunschweig in der alten Gördelinger Strasse in einer Tiefe von 6 Fuss unter der heutigen Strasse gemachten merkwürdigen Fund von einer Anzahl ganz kleiner Hufeisen. — Die Ilsenburger Mönche hätten ferner nach Nachrichten vom Ende des M. A. ihren ansehnlichen Hufeisenbedarf von der Messe in dem wüsten Eselsadt (Esenstadt oder Hisinstede) bezogen.

Frhr. v. Ow macht auf die Eigenthümlichkeit eines vorgelegten Hufeisens: einer Vertiefung oder Rinne aufmerksam, und glaubt, dass diese Form eine specifisch römische sei. Dieser Art Hufeisen kamen für Maulthiere sehr früh zur Anwendung.

Dr. Grotefend ist entgegengesetzter Ansicht und hält das Hufeisen für beziehungsweise neueren Ursprungs. höchstens saec. XVII, da sich solche besonders in den s. g. Schwedenschanzen fänden. Er verbreitet sich sodann näher über den Unterschied antiker und neuerer Hufeisen.

Herr Oberst Blumenbach fragt, was man unter den frühzeitig bei Hufbeschlägen vorkommenden Sandalen zu verstehen habe.

Dr. Beck: Bei den Orientalen hatten früh Maulthiere, Kameele u. s. f. unter den Hufen Lederbeschläge mit fester Unterlage. Sie kämen dann auch von anderem Metall vor: Herzog Thassilo von Baiern habe einmal bei einem Aufzuge silberne Hufe mit silbernen Nägeln anwenden lassen.

Auf Anregung des H. Vorsitzenden wird darauf beschlossen, die zweite Sitzung am nächsten Tage 8 Uhr Morgens zu beginnen, $^1/_2$11 Uhr eine halbständige Pause zu machen und dann die Discussion bis 1 Uhr fortzusetzen.

Protocoll der zweiten Sitzung der III. Section

am 18. Sept., $8^1/_4$ Uhr Morgens.

Auf den Vorschlag des H. Vorsitzenden wird die Sitzung mit der Discussion über die 8. Frage: über das urkundlich nachweisbare Alter der Tannen (Kiefer und Fichte) in den deutschen Mittelgebirgen eröffnet.

Dr. Jacobs als Fragesteller begründet seine Frage mit der Thatsache, dass Specialbotaniker des Harzes, wie Hampe in seiner Flora Hercyuica und Meyer in seiner Botanik von Hannover behaupteten, die genannten Nadelholzarten seien auf dem hohen und Oberharze keineswegs alteinheimisch, sondern durch das Bedürfniss des Bergwerks u. a.

Umstände erst seit 500 Jahren, theilweise sogar erst später eingeführt. Diese Behauptung werde durch eine urkundliche historische Untersuchung als unhaltbar erwiesen. Sobald urkundliche Nachrichten über Holzarten am Harze aufträten, seien es Tannen (Fichten), auch Kiefern oder Kienbäume, die gerade in den höchsten Lagen vorkämen. Dazu stimmten auch alte Ortsnamen, wie der des Ortes Tannen (urspr. zum Tanne) oben auf dem Harze seit Anfang des 14. Jahrhunderts. Am Oberharz und auf dem Wern. Harz lasse sich auch seit Anfang des 14. bezw. 15. Jahrh. Tanne oder Fichte als herrschaftliches Reservat nachweisen. Endlich aber sei es undenkbar, dass zu einer Zeit, wo am Harze die Forstcultur durch künstliche Anpflanzung und Besamung noch nicht durchgeführt sei, eine so grosse Umwandlung in den so schwer zugänglichen und durchaus unwegsamen Distrikten am Brocken, wo zu Anfang des 16. Jahrh. die Tanne urkundlich erwiesen sei, habe durchgeführt werden können.

Dr. Grotefend führt nach alten Rechnungen und Rathsprotokollen aus, dass im Frankfurter Stadtwald die Tanne zu Anfang des 15. Jahrh. als fremder Baum durch künstliche Besamung erwiesenermassen eingeführt sei, durch Samen, den man aus Nürnberg bezog. Man habe die Forstknechte 3—4 Jahre zurückbehalten, weil die einheimischen Förster der Sache unkundig waren.

Dr. Jacobs: Das Beispiel einer so frühen künstlichen Forstkultur sei merkwürdig, am Harz habe es in dieser Weise so früh nicht stattgefunden, auch gehe die These nicht dahin, dass in der Frankfurter Gegend die Tanne oder Fichte einheimisch sei.

Dr. Schenk zu Schweinsberg weist darauf hin, wie das Alter der Tanne und Föhre in Mittel- und Westdeutschland besonders durch Eigennamen wie Forehahi, Tannenberg u. s. f. erwiesen werde.

Prof. Grimm. In prähistor. Zeit werde das Vorhandensein schon durch Funde in der Braunkohlenformation und durch das Vorkommen im Bernstein erwiesen. Vorzugsweise seien diese Koniforen in den höheren Lagen vorgekommen.

Dr. Grotefend: Als herrschaftl. Reservat erweise sich die Tanne als später eingeführt, da man die eingeführten und gehegten Bäume durch solche Bestimmungen und Exemtionen bei Forstverleihungen sicher stellte.

Dr. Schenk zu Schweinsberg: Einen ziemlich frühzeitigen Anhalt aus dem 14. Jahrh. für das Alter der Holzarten gewähre das Weisthum über den Büdinger Forst.

Dr. Posse führt aus dem Weimar'schen einen Wald zum Tännichen aus dem 15. Jahrh. an.

Pfarrer Kolbe erweist das von dem Fragesteller hervorgehobene Vorhandensein gemischten Waldes aus den Oertlichkeitsbenennungen nach manichfaltigen Holzarten Aspe, Eiche, Buche u. s. f.

Hiermit wird die Besprechung dieser Frage geschlossen und auf die Fragen 4—6 nach den Rosengärten und der Verbreitung der Rose in Mittelalter übergegangen.

Dr. Jacobs bezeichnet die Fragen als Grenzfragen zwischen Mythologen und Historikern. Erstere behaupten in der Gegenwart fast einstimmig, wenn auch in verschiedener Modalität die Rosengärten als dem alten deutschen Volksglauben angehörig und bestimmten Gottheiten des Todes oder Lebens gewidmet. Eine solche Annahme müsse aber um desswillen ausgeschlossen bleiben, weil mindestens die eigentliche Rose und echte Blume der Schönheit undeutscher Herkunft und sogar Benennung sei. Die Heimath der Rosen, der Rosenlust und der Rosengärten sei Persien und der Orient. Von den Griechen und Römern sei dann die Rose zu den Germanen gekommen und habe ebenso wie der Wein bald eine begeisterte Aufnahme gefunden. Die Rosengärten mit Einschluss der Rosengartengedichte weisen nicht über das 13. Jahrh. zurück. Der Begriff Rosengarten sei ein allgemeiner, bezeichne keineswegs im modernen Sinn einen der Rosencultur gewidmeten Garten. Nach einer alten Glosse sei rosetum eine blumige Wiese. Historisch nachweisbar sei, dass Rosengärten mehrfach Ort der Kampfspiele und der Volksspiele im älteren germanischen Sinne gewesen seien. Alle alten Oertlichkeitsnamen, welche nach Rose genannt schienen, seien anders, besonders nach hers, hors, hros = Ross, Pferd zu erklären.

Dr. Kolbe führt aus der Nähe von Marburg ein merkwürdiges Beispiel eines Rosengartens an, der als Stätte eines Maifestes (1. Mai) und eines Auszugs der Jugend benutzt sei.

Oberst Blumenbach zeigt aus einer Reihe von Beispielen besonders aus Niedersachsen, dass vielfach der Name Rosengarten aus einem ursprüngl. Rossgarten hervorgegangen sei, dass sich auch analog Rosenkrug, Roseck u. s. f. erkläre. Vielleicht sei ähnlich Marburg aus ahd mari, die Stute zu erklären.

Dr. Jacobs: Diese Annahme stimme durchaus mit seiner eigenen überein.

Prof. Grimm: Es sei überhaupt bei den sehr zahlreichen Benennungen von Rosengärten u. a. heute mit Rose zusammengesetzten Oertlichkeitsnamen anzunehmen, dass ein grosser Theil ursprünglich mit der Blume gar nichts zu thun habe. So liege ausser Ross verschiedenen Oertlichkeiten dieses Namens das Wort rosze, d. i. Flachsröste zu Grund. Man müsse eben in jedem Falle, wie bei den Ortsnamen, die ältere Schreibart zu constatiren suchen.

Der H. Vorsitzende resumirt das Resultat der Debatte dahin, dass anzuerkennen sei, die Rose sei nicht bei uns einheimisch, sondern über Italien eingeführt. In dem Namen Rosengarten seien verschiedene Bedeutungen zu unterscheiden, jede Beziehung aber der Rosengärten auf die deutsche Mythologie sei auszuschliessen.

Zu der Frage nach den Vogelsängen übergehend, bemerkt der Fragesteller Dr. Jacobs, dass die Frage eine ganz analoge sei. Ebensowenig wie die Rosengärten seien auch die Vogelsänge als dem alten deutschen Volksthum angehörig anzunehmen. Thatsächlich sei zu bemerken, dass der Name erst in mittelhochdeutscher Zeit nachweisbar sei. So benannte Oertlichkeiten träten erst seit dem 13. Jahrh., dann aber auch in den verschiedensten Gegenden deutscher Zunge auf. Der Sinn für die Lieblichkeit des Vogelgesangs sei unseren uncultivirten der Jagd und dem Kriege zugewandten Vorfahren abgegangen, erst die christliche Cultur habe ihn gepflanzt und entwickelt. Seit der Minnesängerzeit ist er im Allgemeinen als vorhanden anzunehmen. Die Oertlichkeiten des Namens V. betreffend, sei urkundlich zu constatiren, dass besonders Mühlen und Mühlenstätten so bezeichnet würden, Oertlichkeiten, wo die Singvögel besonders sich versammelten und ihre Atzung fänden. Die Mühlenpoesie gehe darnach bei uns jedenfalls bis ins 13. Jahrh. zurück.

Pfarrer Kolbe führt hoch gelegene Oertlichkeiten des Namens Vogelsang an, wo an Mühlanlagen nicht zu denken sei.

Nachdem die Herren Dr. Grotefend und Oberst Blumenbach in ähnlichem Sinn noch von Oertlichkeiten gleicher Benamung besprochen haben wird auf Anregung des Dr. Posse die Debatte über diesen Gegenstand geschlossen.

Hierauf schreitet Herr Dr. Schenk zu Schweinsberg zur näheren Ausführung seiner Frage über die Westgrenze des fränkischen Hessengaus. Ausgehend von dem neuerdings wieder zwischen den Herren Dr. Böttger und Menke entstandenen lebhaften Meinungsverschiedenheiten über den Werth des Archidiakonatsregister für die Gaubegränzung[1]) spricht er seine Ansicht dahin aus, dass es ungerechtfertigt sei, dieselben mit Böttger allein für entscheidend zu halten, da die Möglichkeit einer Veränderung derselben, besonders soweit es die Grenzen im Innern eines Bisthums betrifft, nicht ausgeschlossen gewesen sei. Entscheidend könne immer nur eine Zusammenstellung der Orte mit Gaubezeichnung sein, während allerdings die Heranziehung der in der Regel aus viel späterer Zeit überlieferten

[1]) S. Correspondenz-Blatt von 1878 No. 1 u. 2.

Archidiakonatsverzeichnisse, Pfarrsprengel, der Grafschafts- und Centgerichtsgrenzen als Hülfsmittel geboten erscheine.

Als seither unbeachtetes Beispiel einer solchen Aenderung eines Archidiakonats-Sprengels führt Referent den westlichen fränkischen Hessengau an, soweit er dem Probst von St. Stephan in Mainz unterstand. Nach dem Inhalt einer von ihm verlesenen Urkunde aus dem Jahre 1059[4]) standen damals Kirchen der heutigen Grafschaft Wittgenstein unter dem Archidiaconat des Mainzer Domprobsts während ganz benachbarte Orte derselben Grafschaft bereits 1103 dem Probste des Stephanstifts zugewiesen waren.

Menke sei also mit dem Referenten ganz im Rechte gewesen, den von Wenck, Landau und Böttger dem Oberlahngau zugewiesenen westlichen Theil des Hessengaus diesem letzteren auf Grund der Gauorte zu restituiren, da der Hauptgrund für die irrige Zuweisung der Umstand gewesen sei, dass der spätere Archidiaconats-Sprengel von St. Stephan sich auch über einen Theil des südlich angrenzenden Ober-Lahngaus erstreckt habe.

Referent wies sodann noch eine ganze Reihe von sprachlichen und sonstigen Willkürlichkeiten Böttgers in der Identificirung von Ortsnamen hin, deren Correktur alle etwa noch vorhandenen Bedenken beseitige.

Der Ort der Versammlung, Marburg, liege somit auf der Grenze des Hessengaues und des Oberlahngaues, seiner Etymologie als Markburg = Grenzburg trete also kein Bedenken entgegen.

Dr. Grotefend führt zu der letzteren Ausstellung noch mehrere Beispiele an.

Prof. Grimm weist unter näherer Skizzirung aus dem Nassauischen ein Beispiel von dem Auseinanderfallen von Archidiakonats- und Gaugrenzen nach.

Dr. Jacobs: In mehreren Fällen sei eine Veränderung alter kirchlicher Grenzen durch Streit zwischen den Kirchenhäuptern oder durch geographische Veränderungen und Schwierigkeiten bei Veränderungen des Flusslaufs, die Gemeinde trennenden Brüchen u. s. f. anzunehmen.

Zu Frage 10, die Anlegung von Forstort- und Flurnamenverzeichnissen betr. liesst der Herr Vorsitzende einen Brief des Herrn Dr. Mehlis aus Dürckheim vor.

Der Herr Vorsitzende ist der Ansicht, dass der Herr Fragesteller die Tragweite seiner Frage wohl nicht genügend erwogen habe. Der Gesammtverein habe weder die Geldmittel noch die Personalkräfte, eine solche Arbeit zu übernehmen.

Dr. Theobald aus Hamburg, der näher auf die Bedeutung und Dringlichkeit dieser Frage eingeht, meint es sei doch wohl um der Dringlichkeit willen ein Versuch zu machen. Es dürfe sich im Verlauf der Arbeit aush wohl manche Vereinfachung herausstellen.

Dr. Grotefend ist der Ansicht des Herrn Vorsitzenden, meint aber, dass sich vielleicht durch eine chronologische Begrenzung, etwa bis zum Jahre 1200 ein Grundstock für dieses Unternehmen gewinnen lasse.

Nach einigen wesentlich gleichlautenden Aeusserungen des Herrn Dr. Posse trägt Herr Dr. Könneke auf Schluss der Debatte an.

Dr. Theobald meint, man müsse die grosse Menge für dieses Unternehmen aufbieten.

Der Vorsitzende ist anderer Ansicht, meint aber, dass es wichtig sei, wenn es sich erreichen lasse, dass bei Aufnahme von Generalstabskarten mehr Aufmerksamkeit auf alte Orts- und Flurnamen verwandt werde.

Dr. Schenk zu Schweinsberg meint, es sei die Sache den verbundenen Vereinen angelegentlichst zu empfehlen; insbesondere seien bei der Controle des Namenschatzes die Archivare heranzuziehen.

2) Im incorrecten Auszug bei Wenck hess. Landesgesch. III. Urk. S. 274. No. 315, in extenso Archiv für hess. Gesch. und Alterthumskunde XIV. Heft 3. S. 703.

Dr. Posse erinnert daran, dass stellenweise, so im Weimarischen gute Vorarbeiten für die Sammlung der Ortsnamen vorhanden seien.

Der Vorsitzende schlägt vor, dahin abzuschliessen: dass das Unternehmen als vorläufig unausführbar zu bezeichnen, aber dessen theilweise Vorbereitung den Vereinen ans Herz zu legen sei.

Dr. Grotefend: Es sei anheim zu geben, ob man nicht bei der kartograph. Abtheilung des Generalstabs das Ansuchen stellen solle, die Flur- und Forstnamen bei zukünftigen Aufnahmen und neuen Bearbeitungen mehr zu berücksichtigen.

Herr Oberst v. Cohausen: Es sei kaum ein besonderer Erfolg zu erhoffen, jedenfalls dürfe es sich aus pract. Gründen empfehlen, die Bitte an das Kgl. Handelsministerium zu richten.

(Fortsetzung 1/4 12 Uhr nach halbstündiger Pause).

Dr. Könnecke empfiehlt den von ihm gestellten Antrag wegen Gewinnung eines Mannes für die Bearbeitung eines Generalrepertoriums über die periodische Geschichtsliteratur nach dem Muster des Koner'schen Repertoriums als dringlich und wichtig. Es komme darauf an 1) einen Mann von dem nöthigen Geschick und der nöthigen Ausdauer, 2) die Mittel für die Herstellung, 3) einen Verleger zu finden.

Dr. Jacobs: Vom Gesammtverein sei, nach einer früheren Erfahrung bei derselben Frage eine materielle Unterstützung nicht zu erhoffen. Es komme vor allen Dingen darauf an, den geeigneten und willigen Bearbeiter zu finden.

Der Vorsitzende beantragt sich wegen Deckung der Kosten an die Einzelvereine zu wenden, inzwischen für die Vorbereitung des Unternehmens eine Commission zu erwählen.

Dr. Jacobs: Für die materielle Förderung des Unternehmens komme es besonders darauf an, die Elwert'sche Buchhandlung, welche sich zur Uebernahme des Werkes bereit erklärt habe, möglichst beim Vertriebe zu unterstützen.

Vorsitzender: Es müsse vorläufig eine Commission den Bearbeiter suchen und berathen wie die Mittel für dessen Honorirung zu schaffen seien. Der Vorsitzende und Dr. Könnecke handeln im gleichen Sinne von dem Mandat und der Pflicht der Commission, in besonderen Fristen über den Fortgang des Unternehmens zu berichten. Die III. Section möge vom Gesammtverein das Mandat zur Ausführung des Unternehmens nachsuchen.

Auf Anregung des Herrn Dr. Posse wird zur sofortigen Bildung einer Commission geschritten und werden die Herren Dr. Könnecke, Dr. Schenk zu Schweinsberg und Dr. Posse in dieselbe gewählt.

Herr Dr. Könnecke beantragt auf Anregung von 8 bei der Versammlung anwesenden Archivaren die Bildung einer 4 Section für Archivwesen und archivische Hülfswissenschaften.

Der Vorsitzende, der diesen Antrag mit Freuden begrüsst, empfiehlt, die Section möge denselben zu dem ihrigen machen und dem Gesammtverein mit der Bitte um Zustimmung vorlegen.

Dr. Posse: Es möge Herr Dr. Könnecke beauftragt werden, die nöthigen Schritte zur Förderung dieser Section zu thun. Dieses wird angenommen und Herr Dr. Könnecke erklärt sich zur Ausführung des Auftrags bereit.

Schliesslich gibt Herr Dr. Könnecke aus Anlass einer betr. Anfrage noch Auskunft über die Frage nach dem Verbleib von Dr. Landaus Nachlass. Derselbe befinde sich in der Bibliothek zu Cassel. Die Angelegenheit habe desshalb einen delicaten Charakter, weil auf etwa die Hälfte dieses Nachlasses das Kgl. Staats-Archiv Anspruch zu erheben habe. Ueber den Inhalt im Einzelnen sei in der Kgl. Bibliothek Auskunft zu gewinnen.

Commissions-Verlag der Hofbuchhandlung von A. Klingelhöffer in Darmstadt. — Druck von Heinrich Kichler.

Beilage II zu Nr. 7 & 8 des Correspondenzblattes
des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- & Alterthumsvereine.

Juli & August. Redacteur: Ernst Wörner. **1879.**

General-Versammlung

des

Gesammtvereins der deutschen Geschichts- & Alterthumsvereine
zu Landshut.

Der Verwaltungs-Ausschuss des Gesammtvereins macht den verbundenen Vereinen in Nachstehendem Mittheilung von dem Programm der in den Tagen vom **14. bis 18. September d. J.** zu Landshut stattfindenden General-Versammlung, sowie umgebogen von den in den Sectionen zur Verhandlung gelangenden Fragen und Vorträgen und ladet alle Freunde der deutschen Geschichte und Alterthumskunde zur Theilnahme angelegentlich ein.

Darmstadt, im Juli 1879.

Draudt.

PROGRAMM.

Sonntag den 14. September.

Empfang der mit den Bahnzügen ankommenden Theilnehmer an der Versammlung. Einschreibebureau im Bahnhofgebäude, woselbst die Eintrittskarten und die Karten für das Festessen in Empfang genommen werden, Wohnungsnachweis und jede gewünscht werdende Auskunft ertheilt wird. Später ankommende oder in Landshut domizilirende Theilnehmer können im Local des historischen Vereins Eintrittskarten erhalten.

Abends: Gesellige Zusammenkunft in einem noch näher zu bestimmenden Locale.

Montag den 15 September.

Vormittags 10 Uhr: **Erste allgemeine Versammlung** in der Aula des Königlichen Studiengebäudes.

Nachmittags ½2 Uhr: **Festessen** im Gasthof zum „Kronprinzen“.

Besuch der Sammlungen des historischen Vereins und Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt.

6 Uhr: **Sitzung der Delegirten** im Vereinslokal.

Abends: Gesellige Vereinigung in einem noch zu bestimmenden Lokale.

Dienstag den 16. September.

Vormittags 9 Uhr: **Sektionssitzungen** im Königlichen Studiengebäude.

Nachmittags 2 Uhr: Zusammenkunft im Café Fischer, weitere **Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt.**

Abends: **Réunion** von Seiten der Stadt Landshut.

Mittwoch den 17. September.

Vormittags 9 Uhr: **Sektionssitzungen** im Königlichen Studiengebäude.

Nachmittags 2 Uhr: Zusammenkunft im Café Fischer. **Gemeinschaftlicher Gang** durch den Hofgarten zu der Wittelsbacher Herzogsburg Trausnitz, Besichtigung derselben, Restauration bei dortigem Schlosskeller

Donnerstag den 18. September.

Morgens 10 Uhr: **Zweite allgemeine Versammlung.**

Nachmittags 2 Uhr: **Gemeinsamer Ausflug** auf den benachbarten Klausenberg.

General-Versammlung des Gesammt-Vereins

der

deutschen Geschichts- und Alterthums-Vereine.

Fragen resp. Vorträge für die Sectionen.

Für die erste Section.

1. Vortrag. Vorlage einer Gesammtaufnahme der Teufelsmauer auf bayerischem Boden.
2. Wo befinden sich in Bayern römische Befestigungsanlagen, deren Umzug zum Theil durch Terrainhindernisse, Felsen, Steilabfälle, Wasser gebildet ist, und wodurch sind diese als römische gekennzeichnet?
3. Lassen sich für römische Befestigungen von nicht regelmässiger Gestalt z. B. verschanzte Bergvorsprünge Kennzeichen in Bau und Profil angeben?
4. Kommen auch auf nicht römischem Boden regelmässige (viereckige) Feldverschanzungen vor, wie weit erstreckt sich deren Verbreitung und auf welchen Ursprung lassen sie sich zurückführen?
5. Wie unterscheiden sich die nachweisbar schwedischen Schanzen des dreissigjährigen Kriegs von den nachweisbar römischen?
6. Wo befinden sich Bossenquaderbauten innerhalb des Limes?
7. Welche derselben und nach welchen Kriterien werden sie für römisch gehalten?
8. Welche notorisch römische Bauwerke in Italien haben Quader mit Randschlag und Bossen?
9. Sind in Niederbayern Spuren alter einheimischer Erzgiessereien entdeckt worden? und aus welchen Gegenständen bestanden diese Funde?
10. Sind noch andere Schutzwaffen aus Erz, wie die Beinschiene der Sammlung von Ingolstadt in Niederbayern gefunden?
11. Lassen sich noch andere alte Gefässe aus Erzblech, wie der gerippte Eimer der Sammlung des Oberbayerischen Vereins, aus Landesfunden angeben, welche mit den gleichartigen Gefässen aus Hallstadt und Bologna übereinstimmen?
12. Sind nachweisbar römische Waffen in Niederbayern gefunden?
13. Befinden sich unter den kürzlich entdeckten Gräbern in Regensburg solche von römischen Soldaten, welche gleich den rheinischen aus grossen Ziegeln mit Legionsstempeln zusammengestellt sind?
14. Die Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu Wiesbaden hat die Frage aufgestellt, ob die Römer den Gebrauch der Pferdehufeisen kannten und wegen Mangels sicherer Beweise negativ beantwortet. Wir glauben auf Grund von Thatsachen für unsere (Regensburger) Gegend anderer Meinung sein zu dürfen, fassen also die Frage zunächst als locale: Hat man im nördlichen Rätien zwischen Alpen und Donau zur Zeit römischer Occupation (und wohl auch vorher?) das Beschlagen der Pferdehufe mit Eisen geübt?
15. Wir haben zu Regensburg eine Anzahl convexer Gläser mit Belag, zum Theil spiegelnd, in römischen Gräbern gefunden. Die Angaben römischer Schriftsteller über Glasspiegel wurden bisher theils ignorirt, theils angezweifelt. Es dürfte deswegen die Frage an berufene Fachmänner an der Zeit sein:

    Haben wir in diesen (in Vorlage kommenden Gläsern) römische Hand-Glasspiegel zu erkennen, oder lassen sich etwa noch Bedenken dagegen geltend machen?
16. Gibt es in Niederbayern säulen- oder pfeilerartige Steinmale, den in dem Correspondenz-Blatt des Gesammtvereins mehrfach besprochenen Hinkel-, Lang-, Spillen-, etc.-Steinen ähnlich, und können sie für Grenzsteine oder als Kennzeichnung von Friedhöfen betrachtet werden?

Für die zweite Section.

1. Nachdem in dem Buche „Die Geschichte des Markts Geisenfeld von Pfarrer Trost“ in Band 37 des Oberbayerischen Archivs genaue Abbildungen der Portalfiguren an der romanischen Kirche in Ainau gegeben sind, kann die Frage über die Bedeutung derselben leichter gelöst werden. Ist die Erklärung des Autors jenes Buchs die richtige?
2. Ebenso soll eine Erklärung der Portalfiguren in Göpping bei Abensberg abgebildet bei Sighart Geschichte der bildenden Kunst in Bayern S. 187 versucht werden.

Für die dritte Section.

1. Welche Bedeutung kommt dem Worte „Zell“ in den zusammengesetzten und speciell in den niederbayerischen Ortsnamen zu?

2. Ist es nöthig in der Urkunde Ludwig's d. K. d. d. Stift Florian 17. VI. 907. für Passau, mit den Herausgebern der Mon. Boic. (31a. 177.) und Andern eine Interpolation anzunehmen, oder lassen sich die Schwierigkeiten auch anders heben?

3. Welchen Geschäftskreis umfasste das Amt des „Custos“ an den alten Stiftern?

4. Welche mittelalterlichen Thürme des ausserrömischen Landes sind mit den sogenannten Römerthürmen in der Bauart gleich, wie erklärt man die übergrosse Mauerdicke derselben und wie lässt sich deren Herkunft aus dem 12. Jahrhundert beweisen?

5. Welche Bedeutung legt man den Burgkegeln bei, über welche sich keine urkundlichen Nachweise finden lassen und wie weit geht die Verbreitung derselben?

6. Wie weit ist der Ausdruck Burgstall gebräuchlich?

7. Es kommt um Regensburg auffallend oft der Name Skir vor, als: Skierstal, Skira (Scheuern) bei Köhering und Abensberg, Skirilinga (Schierling) etc. Ist anzunehmen, dass diese Ortschaften ihre Gründung dem Volksstamme der Skiren verdanken, oder ist dieser Name nicht vielmehr keltischen Ursprungs?

8. War Lucretia von Leonberg, die Frau des berühmten österreichischen Kanzlers und Gelehrten Widmannstadius, wirklich die Tochter Herzogs Ludwig des Frommen von Landshut?

9. Die urkundlichen Ortsnamen Winida, Wineda und Winidun, welche sich theils in den Formen „Wineden, Winden, Windten, Winten“ und „Wind“ erhalten haben, theils zu „Winnenden, Wenenden, Winnetten, Winn, Winning, Wünn“ und „Wühn“ in Kompositis auch zu „— wend“ und „— wing“ verderbt wurden, sind primär immer auf winida, ein mit dem Suffixe id von win gebildetes Wort, das gleich diesem „Weide“ bedeutet zurückzuführen, während die Provenienz vom Wendennamen überall, auch in Franken, dem Gebiete der Moinwinida und Radanzwinida, auch dann wenn Ortsnamen mit „Windisch“ zusammengesetzt, also zweifellos slavischen Ursprungs, in der Nähe, in jedem einzelnen Falle historisch dargethan werden müsste. — Lassen sich ausser dem „liber Wint“ Reginold, der im 12. Jahrhundert zu Lengthal bei Dingolfing sass (Monumenta Boica XIII,77), noch andere f r e i e Wenden in Altbayern südlich der Donau nachweisen?

10. Wo hat Chlodwig die Alemannen geschlagen? (Vortrag).

Für die vierte Section.

1. Gegen die gewöhnliche Ableitung des Wortes „Salbuch“ von „Sal, traditio“ lässt sich einwenden, dass jene Bezeichnung keineswegs auf den Traditionskodex beschränkt war, vielmehr seit dem 14. Jahrhundert und bis in die Neuzeit unter „Salbuch“ fast nur das Urbar, die mehr oder minder detaillirte Beschreibung von Gütern mit Angabe ihrer Renten und Lasten verstanden wurde. Wie es scheint, ist „Salbuch“ die generelle Bezeichnung für alle buchförmigen Producte gewesen, worin Vermögen beschrieben oder sein Erwerb nachgewiesen war. Die hie und da vorkommende Aufschrift „liber palatii“ knüpft an das Herrenhaus „Sal“ an.

Commissions-Verlag der Hofbuchhandlung von A. Klingelhöffer in Darmstadt. — Druck von Heinrich Kichler.

Herausgegeben von dem Verwaltungs-ausschusse des Gesammt-vereins in Darmstadt unter Redaction von Ernst Wörner.

Correspondenzblatt
des
Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine.

Das Correspondenzblatt erscheint monatlich einmal und kostet jährl. 5 Mark.

№. 9. Siebenundzwanzigster Jahrgang 1879. September.

Mittheilungen für Deutsche Geschichte und Alterthumskunde überhaupt.

Ein Rückblick auf die Marburger Versammlung.

Von Dr. L. Beck.

Die interessanteste Episode der letzten Generalversammlung der Alterthumsvereine bildete die lebhafte Debatte über die nordische Bronzezeit. Ein Rückblick auf dieselbe dürfte um so mehr angezeigt sein, als aus dem objectiven Referat des Vorsitzenden der ersten Section und aus den ohne Commentar neben einander dargestellten Ausführungen der Hauptredner das Ergebniss der Verhandlung für Diejenigen, die diesem Gegenstand ferne stehen, nicht genug ins Auge springt. Dieses Ergebniss ist aber von allergrösster Tragweite und verdient desshalb nochmals klargestellt und beleuchtet zu werden.

Betrachten wir zunächst den Gang der Discussion. Dieselbe bewegte sich hauptsächlich um die (sechste) Frage: „Kann die von den Anhängern des nordischen Dreitheilungssystems immer noch aufrecht erhaltene Behauptung einer strengen Abscheidung der Stein-, Erz- und Eisenzeit begründet werden?“

Ein schwedischer Gelehrter vertrat den nordischen Standpunkt, der hauptsächlich von zwei Rednern, deutschen Mitgliedern, lebhaft bekämpft wird. — Zuerst ergriff Herr Dr. Hostmann aus Celle das Wort, der mit tüchtigem Rüstzeug technischer und archäologischer Kenntnisse ausgestattet, schon manche siegreiche Fehde gegen die alte Irrlehre der drei Culturperioden und der Priorität der Bronze vor dem Eisen geführt hat. Seine Abhandlungen finden sich im Archiv für Anthropologie.

Gegen diesen erhob sich als Vertheidiger der nordischen Lehre Herr Dr. Montelius aus Stockholm, der mit Wärme und Ueberzeugung seine Ansicht, die er in verschiedenen grösseren Schriften in schwedischer und zum Theil auch in französischer Sprache niedergelegt hat, vertheidigte.

Als dritter Redner trat der Verfasser dieser Zeilen auf, um die Lehre des Dreitheilungssystems vom metallurgischen Standpunkt aus zu bekämpfen.

Herr Dr. Hostmann führte hauptsächlich die Ergebnisse der Ausgrabungen Schliemanns in Mykenä gegen die nordischen Gelehrten in's Feld, indem er hervorhob, dass metallurgische Theorien von so weittragender Bedeutung nicht an dem Beispiel eines so metallarmen Landes wie Dänemark erwiesen werden könnten, sondern dass man zunächst die Verhältnisse in den alten Culturländern in Betracht ziehen müsse. Aus den Ausgrabungen in Mykenä ergibt sich aber, dass die vormaligen Bewohner jener Feste in einer Zeit, die weiter zurückreicht, als der von den Scandinaviern angenommene Beginn der nordischen Bronzezeit, bereits grosse Geschicklichkeit in der Gewinnung und Verarbeitung der Metalle besassen, dass ihnen nicht nur Gold und Silber, sondern auch Kupfer, Blei, Zinn und Eisen bekannt waren. Während aber die Verarbeitung der Metalle mit dem Hammer, die Schmiedekunst, hoch entwickelt erscheint, war die Kunst des Giessens, speciell des Bronzegusses noch sehr unvollkommen, ein in seinen ersten Anfängen stehendes Gewerbe. „Die Bronzetechnik von Mykenä stellt sich als ein verhältnissmässig junger Zweig einer uralten, über die Schranken des gemeinen, handwerklichen Betriebs weit vorgeschrittenen Metallindustrie dar.“

Herr Dr. Beck wies auf die Widersinnigkeit der Annahme, dass Bronze das erste Nutzmetall gewesen wäre, und dass seine Verwendung der von Kupfer und Eisen vorausgehe, hin, denn die Bronze ist eine Legirung aus Kupfer und Zinn, die nicht direct aus den Erzen gewonnen werden kann, und deren Darstellung bedeutende metallurgische Erfahrungen voraussetzt. Vor Allem müssen doch die beiden Metalle, aus denen es zusammengesetzt ist, Kupfer und Zinn, zuvor bekannt gewesen sein. Zahlreiche Thatsachen beweisen denn auch, dass die Bekanntschaft und Verwendung des Kupfers weit älter ist, als die der Bronze. Für die Hauptkulturländer des Alterthums, für Aegypten, Westasien, Indien und China, sowie auch für Cypern und Südeuropa ist das erwiesen. Gewann man aber das Kupfer durch Schmelzung aus seinen Erzen, so besteht für den Metallurgen kein Zweifel, dass man auch das Eisen darzustellen vermochte, dessen Erze viel verbreiteter sind, als die des Kupfers, und das sich viel leichter und einfacher aus seinen Erzen gewinnen lässt, als das Kupfer. Letzteres muss als flüssige Masse ausgeschmolzen werden, was nur bei einer Hitze von über 1100° möglich ist, während das Eisen durch einfache Reduktion bei ca. 700° zu einem metallischen, schmiedbaren Klumpen zusammenbackt. Die Frage der Temperaturen war aber im Alterthum bei den unvollkommenen Blasebälgen von der grössten Bedeutung. Desshalb und in Anbetracht der viel grösseren Verbreitung der Eisenerze ist anzunehmen, dass man zuerst das Eisen aus seinen Erzen zu gewinnen lernte.

Die Darstellung der Bronze setzt einen selbstständigen Erfindungsakt voraus. Dem geschmolzenen, flüssigen Kupfer wurde Zinn zugesetzt. Das Zinn findet sich aber nur an ganz wenigen Punkten auf der Erde. Für jene frühe Periode können nur folgende Gegenden in Betracht kommen: das Gebiet der Drangen am Paropamisus, welches Strabo erwähnt, — Hinterindien und Britannien.[1]) Den meisten Ländern musste demnach das Zinn oder die Zinn-Kupfer-Legirung auf dem Handelswege aus weiter Ferne zugeführt werden. Das vermittelten die Phönizier seit ihrem ersten Auftreten in der Geschichte. Das phönizische Wort für Zinn (kastir) ist nicht nur allen semitischen Sprachen gemeinsam, sondern ist auch in die griechische und die Sanskritsprache übergegangen (κασσίδερος-kasdira). Die Phönizier bemächtigten sich des Zinnhandels, wo sie konnten, und dadurch waren sie im Stand auch lange Zeit hindurch den Erzhandel zu monopolisiren. Es darf wohl angenommen werden, dass sie die Erfinder der Bronze waren, und dass diese Erfindung in die erste Hälfte des 2. Jahrtausends fällt. Jedenfalls verschaffte das unternehmende Handelsvolk der Phönizier der Bronze ihre allgemeine Verbreitung und Anwendung. Sie brachten Bronzegeräthe aller Art als Tauschartikel nach Europa, zuerst nach den Küsten-

[1]) Die Angaben über alte Zinngruben im kaukasischen Iberien scheinen noch der Bestätigung zu bedürfen.

ländern des Mittelmeeres, später theils direct, theils indirect durch ihre Colonien zu allen Völkern Europas. Auf diese Weise kamen auch die ersten Bronzen nach Skandinavien. Von einer selbstständigen Entdeckung und Gewinnung der Bronze in diesem Land kann nicht die Rede sein, da Zinn dort nicht vorkommt und Kupfer nicht bekannt war. Der Import von aussen in einer relativ späten Zeit muss zugegeben werden. Die nordischen Gelehrten datiren den Anfang ihrer Bronzezeit etwa vom Jahr 1000 v. Chr. an. Um eine reine Bronzezeit zu ermöglichen, muss vorausgesetzt werden, dass die damaligen barbarischen Bewohner Nordeuropas noch kein Metall, auch nicht das Eisen gekannt hätten. Waren die damaligen Bewohner Germanen, so ist diese Voraussetzung aber unzulässig, da die allen arischen Völkern, besonders allen Germanen, gemeinschaftliche Bezeichnung für Eisen (ayas u. s. Verwandten) die Kenntniss dieses Metalls vor ihrer Trennung und ihrer Wanderung nach dem europäischen Westen beweist. Die metallkundigen Händler, welche den Skandinaviern die Erzgeräthe zuführten, kannten unzweifelhaft bereits das Eisen und verwendeten es zu vielen Zwecken, wofür es geeigneter war als Bronze. So hatten die phönizischen oder südländischen Schiffe eiserne Beschläge, eiserne Ketten, eiserne Anker u. s. w. Mussten die Nordländer, nachdem sie mit den fremden Händlern in intime Handelsverbindungen getreten waren, das Eisen nicht ebensogut wie die Bronze kennen lernen?

Diesen gewichtigen Thatsachen gegenüber versuchte Herr Dr. Montelius die Rettung der nordischen Bronzeperiode mit Eifer, aber, wie uns bedünken will, mit wenig Erfolg. Die von Dr. Hostmann angeführten nordischen Funde, bei denen Eisen und Bronze zusammen vorkamen, suchte er als zweifelhaft hinzustellen, indem er muthmasste, dass die Eisengeräthe später zufällig dahin gerathen seien. Doch gab er zu, dass in der Bronzezeit immerhin schon einzelne Gegenstände von Eisen von Süden durch den Handel nach den Nordländern gekommen sein könnten. Bezüglich der Herstellung der Bronze räumte er ein, dass die Skandinavier nicht im Stand gewesen seien, diese Legirung selbst zu bereiten, da ihnen die Metalle dazu fehlten, auch hätten sie nicht Kupfer und Zinn bezogen und zusammengeschmolzen, vielmehr hätten sie gegossene Barren auf dem Handelsweg erworben und diese zu den kunstvollen Geräthen, wie sie sich in den Gräbern des Nordens finden, verarbeitet. Allerdings sei die Kunst des Bronzegusses zuvor im Süden ausgebildet worden und von da seien auch die ältesten Typen der Schwerter, Beile, Dolche, Schmuckgeräthe etc. nach dem Norden gekommen. Hier seien diese aber nachgeahmt und zu selbstständigen nordischen Typen umgeformt worden.

Dies das Wesentliche der Ausführungen des Hrn. Dr. Montelius und in ihnen liegt das Ergebniss, auf das wir hinweisen wollen.

Was bleibt denn hiernach von dem ganzen Bronzezeitalter noch übrig? Zunächst wird zugegeben, dass ein solches für den „Süden“ d. h. für die ganze übrige Welt ausser Skandinavien nicht exisirt habe. Dann wird eingeräumt, dass die Nordländer die Herstellung der Bronze nicht erfunden und auch nicht ausgeübt haben, indem sie dazu nicht im Stand gewesen seien. Es wird behauptet, die Bronze sei von handeltreibenden Völkern nach dem Norden geführt worden und zwar Anfangs als Waffe und Geräthe, darauf aber, nachdem sich wunderbar rasch die nordische Kunst und die nordischen Formen etablirt hatten, als Barren. Auf diese locale Industrie und auf diese typischen Formen, die nur noch ein gewisses nationales Interesse darbieten, reducirt sich also nach dem eignen Zugeständnisse des Herrn Dr. Montelius die ganze Herrlichkeit des „Bronzezeitalters“. Wäre es solchen Erklärungen von extremster Seite gegenüber nicht an der Zeit, die Dreitheilungstheorie aus den Schulbüchern auszumerzen?

Ueber die skandinavischen Formen und die nordische Bronzeindustrie möchten wir uns auch noch einige Bemerkungen erlauben. Die skandinavischen Formen können jetzt keine höhere Bedeutung mehr beanspruchen als die keltischen, gallischen, ungarischen etc. Typen. Was es mit diesen nationalen Typen auf sich hat, erfährt eine eigenthümliche und charakteristische Illustration durch den grossen Bronzefund von Zannoni in Bologna. Dort fanden sich in einer grossen Amphore ca. 14000 Bronzen im Gewicht von 30 Centner sorgfältig verpackt. Es war das Magazin eines Bronzewaarenfabrikanten, welches wahrscheinlich in Kriegszeiten vergraben worden war. Dabei fanden sich viele jener sogenannten typischen Formen der Schweizer Pfahlbauten, von Ungarn, Skandinavien u. s. w. Unzweifelhaft waren sie dort in Italien angefertigt für den Handel mit dem Ausland.

Die Annahme des Herrn Dr. Montelius, dass die ausländischen Händler nur anfänglich fertige Geräthe, später aber Bronzebarren eingeführt hätten, hat schon an und für sich wenig Wahrscheinliches. Es entspricht dies nicht den analogen Vorgängen der Gegenwart. Der Handel der metallkundigen Phönizier mit dem Norden ist zu vergleichen dem Handel der Engländer mit den Eingeborenen von Afrika oder den Südseeinsulanern. Hier werden nur fertige Waaren gehandelt und mit der Auswahl, wie sie dem Geschmack der Abnehmer entsprechen. Anders war es auch im Alterthum nicht.

Die Bronzegeräthe wurden für den Handel nach dem Geschmacke der verschiedenen Länder fabrizirt. Dies schliesst nicht aus, dass die Skandinavier bald lernten die einfachen Gebrauchsgegenstände selbst zu giessen, im Gegentheil scheinen die fremden Händler sie darin unterrichtet und ihnen die Formen dazu geliefert zu haben. Als Material hierfür dienten zerbrochene und unbrauchbar gewordene Bronzen. Aber wie die aufgefundenen Formen beweisen, waren es nur die gewöhnlichsten Dinge, die auf diese Weise von den nordeuropäischen Völkern dargestellt wurden. Die Annahme einer ausserordentlich viel höheren Kunsttechnik in Skandinavien und einer ausgedehnten Einfuhr von Bronzebarren zum Zwecke der Verarbeitung hat wenig Glaubliches und darf wohl als eine aus dem lebhaften Nationalgefühl der Skandinavier entsprungene Hypothese bezeichnet werden.

Herr Dr. Montelius suchte seine gegentheilige Ansicht durch ein recht verunglücktes Bild plausibel zu machen. Er sagt „man kann hiermit“ — nämlich mit den „nordischen Formen“ — „ein Beispiel aus neuester Zeit, die Nähmaschinen vergleichen, die bekanntlich aus Amerika stammten, aber in den einzelnen Ländern jetzt Modificationen erlitten, dass man jetzt wohl von eigenen Formen in verschiedenen europäischen Ländern sprechen kann.“ Obgleich dies durchaus nicht richtig ist, wenigstens die nationalen Unterschiede in der Form dieser Maschinen entfernt nicht so bedeutend sind, als die der Typen verschiedener Fabriken, so würde doch gewiss, wenn die Schweden sich auf eine nationale Form der Nähmaschinen capriciren sollten, die grossen amerikanischen Fabrikanten Singer, Baker, Grover u. s. w. sich beeilen dieser sonderbaren Schwärmerei Rechnung zu tragen und sofort Schwedische-National-Patent-Singer-Maschinen u. s. w. zum Import nach Schweden anfertigen lassen.

Wir können diesem Bild ein weit besseres entgegenstellen. Es sind dies die nationalen Formen der Sensen. Es gibt steyrische, russische, deutsche, schwedische, amerikanische u. s. w. Sensen, aber es ist ein Irrthum zu glauben, dass diese nur in den betreffenden Ländern angefertigt werden, alle diese Formen werden für den Export in den Sensenschmieden gearbeitet und die Remscheider machen ebensogut steyrische, russische u. s. w. Sensen, als die Steyermärker deutsche und schwedische u. s. w. machen.

Es würde für den beschränkten Raum des Correspondenzblattes zu weitläufig werden, die Frage der Priorität

des Eisens gegenüber der Bronze eingehend zu erörtern. Wir wollen nur hervorheben, dass auch dieser Nachweis zunächst bei den alten Culturvölkern erbracht werden muss und auch erbracht werden kann. Die ältesten Metallfunde Aegyptens d. h. die ältesten Metallfunde der Welt sind Eisenfunde. Bronze ist ein weit jüngeres Metall, wie es ja vom metallurgischen Standpunkt aus a priori angenommen werden muss, denn die Hypothese, dass die Bronze aus einem zufälligen Gemisch von Zinn- und Kupfererzen zuerst ausgeschmolzen worden sein könnte, ist unwahrscheinlich und unerwiesen. Die ältesten Ueberlieferungen aller Völker erwähnen das Eisen. Was speziell die indogermanischen Völker anlangt, so haben sie alle für dieses Metall eine gemeinschaftliche Bezeichnung, während für die Bronze die germanischen Stämme nicht einmal ein eigenes Wort besitzen. Möglich ist es ja, dass die Schweden, als sie durch fremde Händler die Bronze kennen lernten, noch kein Eisen kannten, aber warum heisst denn der uralte Namen der skandinavischen Halbinsel Järnbäraland — das Mutterland des Eisens? Irrt sich in diesem Namen die Tradition und der Volksinstinkt, oder irren sich nordische Gelehrte mit ihrer Dreitheilungstheorie?

Zur Geschichte der Renaissance in und bei Mainz.

(Dazu die zu Nr. 7 und 8 ausgegebenen Abbildungstafeln III. mit No. 1. Portal aus dem alten Stadioner Hof in Mainz, Nr. 2. Säule im Treppenhause des alten Stadioner Hofs in Mainz, Nr. 3. Thürsturz aus dem Freiherrlich von Dienheim'schen Hof in Mainz, No. 4. Portal aus dem Brauhaus zum „grünen Wald“ in Mainz und IV. Brunnen mit Details und Martinsbild in Wicker).[1])

Die Fragen über Inventarisiren und Restauriren alterthümlicher Baudenkmale sind nachgerade bis zur Ermüdung behandelt worden. Man glaubt an die Seeschlange denken zu können. Wie oft tauchten diese Fragen schon für Deutschland auf, und wie oft wurden dieselben wieder von den Wogen verschlungen!

Nicht den geringsten Antheil hieran mag der Umstand haben, dass das Inventarisiren und das Restauriren zu oft in einem zu engen Zusammenhange stehen, und dass lieber auf das Erstere verzichtet wird, wenn es nicht das Letztere im Gefolge hat.

Zu der Restaurirung, die so häufig einer vollständigen Erneuerung gleichkommt, gehört bekanntlich das Montecuculische Mittel „Geld“, viel Geld, während das Aufnehmen, das Verzeichnen der Denkmäler sich mit bescheideneren Mitteln ins Werk setzen lässt.

Die grossen Baudenkmale, die Dome, die Prachtschlösser u. s. w. sind bekannt; sie sind es aber sicherlich nicht, die uns den Ursprung, die ersten Anfänge eines Bausystemes klar legen. Wohl steht die Kathedrale Sugers, des Abtes von St. Denis, als eine collosale Warte der Gothik da, hat jedoch nicht Suger sich vorher schon errichtete kleinere Bauten zum Vorbilde genommen, Bauten die nicht gleich der Kathedrale auf uns gekommen sind? Aber, kann man gleichwohl fragen, sind die Wege der Nachfolgerin der Gothik, der Renaissance, nicht heller beleuchtet?

Wir kennen diese Wege, wir kennen die Eigenthümlichkeiten, die derselben auf ihren Wegen aufgedrückt wurden, im Allgemeinen. Grossartige Bauten stehen an dieser Heerstrasse als Marksteine, aber dies schliesst nicht aus, dass uns noch still verborgen Reste, dass uns Trümmer aufbewahrt sind, die ebenfalls als Marken dienen können, und deren Erhaltung, deren Inventarisirung jedenfalls ein Gebot ist, das auch in die Domaine der Alterthumsvereine gehört.

Will das 19. Jahrhundert kein dem Alten gleiches Neue schaffen, muss es an dem schon Dagewesenen weiterbauen, so soll es doch die Abwege vermeiden, die schon einmal betreten wurden und zum Barocken, zum Zopf führten; Wiedergeburt, Renaissance muss die Devise sein.

Wir müssen uns die Zeit der Renaissance als eine schöne, anregende vorstellen. Fallen auch noch tiefe Schatten aus der Vergangenheit herüber, so scheinen dieselben doch die Lichtpunkte nur zu verstärken.

Im Anschlusse an den in No. 3 und 4 des Correspondenz-Blattes veröffentlichten „Bickenbau“ dürfen wir es wohl wagen, noch einige weitere, seither wenig beachtete Reste der Renaissance vorzuführen, wie wir es in den Beilage zu No. 7 und 8 des Correspondenz-Blattes gethan haben, und gewiss wird es Herrn Clemens Kissel und Herrn Clemens Rühl gedankt, dass sie in ihrer Liebe zur Sache, mit ihrer gewandten Hand diese Veröffentlichung ermöglichten.

Auf Blatt III finden wir ein Portal und Säule aus dem gräfl. Stadioner Hofe, jenem adelichen Freihofe, der nach Abgang des Geschlechtes derer von Bicken aus dem Bickenbau sich heraus bildete, das Portal aus dem „grünen Wald“, den mit 1625 datirten Thürsturz aus dem Dienheimer, dem früheren Reiffenberger Hofe. Die Prachtliebe des 16. und 17. Jahrhunderts war in alle Kreise eingedrungen. Die Kunst war im Gewerbe, nicht das Gewerbe in der Kunst. Lassen auch die Reste des Stadioner und Dienheimer Hofes den Reichthum ihrer Besitzer durchblicken, so war doch der „grüne Wald“ nur ein Brauhaus, allerdings ein kurfürstliches; was aber sein Portal so anziehend macht, was ihm so ein eigenthümliches Gepräge aufdrückt, sind die Anklänge an eine vorhergegangene Bauzeit, so dass wohl hier ein sehr früher Versuch der Einführung der Renaissance vorliegt.

Auf Blatt IV geben wir ein flottes Denkmal der Sculptur, das St. Martinsbild zu Wicker, 10 Kilometer von Mainz, und von da einst nach Wicker verbracht. Es befand sich ursprünglich am Präsenz-Hause in Mainz. Der Güte des Herrn Domprabendaten Schneider verdanken wir die Lesung der sehr verstümmelten Inschrift. Sie lautet:

(DOMV)S. PRESENCIARVM. ECCLIE. MAGVNT.
zu dem Wiltgreffen APPELLATAS. PROVISORES
POSTERIS. IN. EXEMPLVM. FIERI. CVRAVERVNT.

Der interessante Brunnen zu Wicker lässt in seiner ganzen Construktion erkennen, dass er von jeher im Dorfe heimisch gewesen; er bekundet aber auch eine gewisse Aehnlichkeit mit dem bekannten und berühmten Marktbrunnen zu Mainz, den Cardinal Albrecht von Brandenburg, Kurfürst von Mainz, 1526 erbaute.

Berufenere mögen den Werth dieser baulichen Reste abwägen, hier genügt es sicherlich, dieselben an die Oeffentlichkeit geführt zu haben und vielleicht dadurch Erhaltung derselben zu bewirken.

Leider gilt dieses von dem Portal aus dem grünen Wald nicht mehr, denn 10 Tage nach der Aufnahme zerstörte es ein Brand.

Mainz. Max Heckmann.

Werk-Verdingung des neu zu erbauenden Rufus-Chors an der Pfarrkirche zu Gau-Odernheim in Rheinhessen aus dem Jahre 1497.

Mitgetheilt von Dr. Gustav Frhr. Schenk zu Schweinsberg, Haus- und Staats-Archivar in Darmstadt.

Kürzlich fand sich unter den noch nicht repertorisirten Beständen des Darmstädter Staatsarchivs nachstehender Revers über die Verdingung der Herstellung des in der

---

[1]) Als I und II bitten wir die Beilagen zu No. 3 und 4 des Correspondenzblattes von 1879: „Der Bickenbau in Mainz“ zu betrachten.

Ueberschrift bezeichneten kirchlichen Baues, den ich um so mehr vollständig mittheilen zu müssen glaube, als derartige ins Einzelne gehende Contracte aus dieser Zeit wohl nicht im Ueberfluss vorhanden sind, ausserdem aber das Bauwerk selbst noch erhalten ist.

Ich schicke die Urkunde voraus und werde in der nächsten Nummer dieses Blattes einige Nachrichten zur Baugeschichte etc. des Chors mittheilen, die mir durch den katholischen Orts-Pfarrer, Herrn Gredy, freundlich zur Verfügung gestellt worden sind.

Die an einigen Stellen vermoderte Urkunde lautet:

„Ich Arnolt Steimetz, burger zu Franckfort, bekennen offentlich inn und mit craft dieses brieffs vor mich und alle myn erben, das die vesten und ersamen juncker Eberhartt Vetzer von Geißpeßheim, juncker Hans Ruß von Almßheym uff der Yser, Niclas Nale, Philipps Gotfrid, Mullerhen, Ebolts Nickel, Johannes Brop, Schultessen Hamman, Peter Erwin, buwmeister und kyrchengesworn der pharkyrchen zu Odernheym uff dem Ganwe, mir verdenget haben einen buwe, den sie zu ere dem almechtigen, syner lieben mutter der jungfrauwen mayt Marien und allen hymelischen heren und nemlich in ere santt Rufi thun wollen uff form und maiße hernach folgende. Nemlich soll ich Arnolt obgnant uff angeziegte hoffstat machen eynen chore, zwenunddrissig wergschuw wytt, sybentzig schuwe langk inwendig ime liechten und vierundfunfftzig schuw hoch vom schrecksymßs bis uff den dachsymßs; inn und ob der erden woll versorgt. Nemlich die muren ob der erden dry schuw dick zu ring umb den chore, und daran ordenlich verbunden zwolff pfiler, der iglicher soll unden uff dem schrecksymss syn funff schuw langk vor dem ussern muerhaupt und drithalben schuchs breit und also hoch, das er mit siner abdachung reich biß an den dachsymßs, von gehauwen steinen, nemlich orttstein, barbant, drauffsymbs und pfilerdachung verwart. Item zimlicher hohe ob der erden einen schrecksymßs, ob dem selben rechtter hohe einen capsymbs von gehauwen steinen, rings umb chore und pfiler wogrecht; furn und uff dem . . . . ss zu ruren sieben kernbenck, dar uff syben finster, iglichs funff schuw wytt zuwschen den gewengen, mit eym pfosten in der mit und . . . . h von der kernbenck bis an die forme, und sollen die kernbenck, gewenge unnd . . . . . . d die muerdick haben, alles von . . . ., (u)nd zu oberst einen wogrechten dachsümss von gehauwen steinen, der uffs wenigst einen werckschuch vor dem ussern muerh(aupt) . . . . ., und den chore inwendig mit einer stigenden ryung von einunddrissig schloßstein ongeverlich zuverwelben, dartzu den fron . . . . . (von) gehauwen steinen machen, also dick die muer ist, nemlich dry schuw uffs wenigst, vierundtzwentzig schüwe wytt ime liechtten und se(chs)undvirtzig schuw hoch, vom geblett bißs an den schloßstein, auch zwoe dhore von gesimßs, suber gehauwen, zimlicher wyde und hohe, die ein uß dem chore in die sacristy, die ander dargegen uber, uß dem chore uff den kyrchoff dienende. Item die sacristy soll sin zwentzig schuwe gefirt ime liechtten und achtzehen schuw hoch vom geblet bis an den haubt schloßstein, mitt einem crutzgewelbe verwelbet, dar inn zwey finster von gehauwenem steinwerck, iglichs mit eynem pfosten, der nit swanck, sonder als dick sy, als die muer, uff das man starck ysen gerembs dor inn moge setzen; und doroff die liberi, in aller maiß wie die sacristi, und beid, sacristy und liberi, ußwendig mit gehauwen pfilern, schrecksymßs, cappsymßs und dachsymßs besetzen und becleiden; und den chore, auch die sacristi unnd liberi, inwendig und ußwendig, who sichs geburt, donchen; und stetigs in der arbeit blyben biß zum ende, oder, who ich parsonlich in solicher arbeit nit verliben möcht, als dan darstellen mynen barlire mit ettlichen mynen dienern, nach der buwmeister anstellung und gelegenheit. Item alles obgemelt gehauwen steinwerk oder Muerwerk soll und will ich Arnolt obgenant nach antzeigung der viesierung, auch diesser verschribung und der underreddung dar by gescheen, reyn, suber, gerecht hauwen und versetzen, meisterlich und getrulich versorgen und machen uff mynen eigen kosten; des sollen die gemeltten buwmeister bestellen: werckstein, müerstein, kalck, sannt, wasser, holtz zu rusten, ysen, bly, streng, auch ein bequeme steinhutte und einen zugk mit eynem rade und umbghenden kranen, und den grunt bestellen zu graben und zu muern glich der erden, doch nach myner anwisung, alles uff ihren selbs eigen kosten; unnd sollen die gedachtten buwmeister und kyrchengesworn mir vor myne muhe und arbeit geben und, inn zytten so ich an solichem buwe arbeitten werden, hantreichen und betzaln vierhundert gulden Mentzer werung, yhe zwentzigvier wißpfenning vor den gulden zu rechen, und wan solicher buwe in obgescrebner maiße gantz und wole vollenbracht ist, das die werckmeister solicher kunst und arbeit erkennen ich gnug gethan habe, als dan sollen und wollen die egedachtten buwmeister und kyrchengesworn ader ire nachkomen, wer zu zytten sin werden, mir uber solich vierhundert guldenn verdienets lones schencken zwentzig funff gulden gedachtter werung. Es ist auch inn solicher bereddung und verdingung clerlich ußgetruckt, das ich inn solichem gedeng, wie dan oben von wortten zu wortten geschreben steht, nichts andern, mern ader myndern soll one sonderlich wissen und willen der offtgedachtten buwmeister unnd kyrchengesworn, sonder ich soll allen und iglichen puncten und artickel flißlich unnd erbarlich nachkomen, die erfullen und vollenbringen, als sich wole zymmet eynem truwen vorsichtigen und frommen werckmeister. Es ist auch gerett, das ich solichen buw uff das forderligst, nemlich bynnen vier wochen, anheben und davon nit sten, er sy dan gantz vollenbracht, und weres sach, das ich von doits wegen verfiele und die schult des fleiß bezalen wurde ehe dan solicher buwe vollendet und vollenbracht wurde, als dan sollen die . . . . n buwmeister und kyrchengesworn mynen erben zu geben nit wythers schuldig sin, dan weß durch erbare werckmeister der . . . . kant wurde. Und ob ich mer entpfangen hett dan mir wole geburt nach besichtigung deß wercks, dasselbig sollen myn erben . . . . . . eltten buwmeistern und kyrchengesworn widder herusser geben ongeuerlich. Alles und iglichs, in maissen wie von mir vorgeschreben stetht, geredden und versprechen ich Arnolt vor mich und myn erben gantz nachzukomen, und who ich an einichem ader meren artickeln sumig wurde und ime nit nachkeme solicher bereddung in vorgeschrebner wyße, das doch nit syn soll, als dan will ich den obgmeltten buwmeistern und kyrchengesworn, weß kosten ader schaden sie an gmelttem buw deßhalp erlitten hetten, gantz und volkomlich ablegen und widderkern, und dartzu inen vor ein pene verfallenn synn hundert gulden an gelde franckfortter werung, die ich ine in solichem fall geben und dartzellen soll und will. Auch zu merer sicherheit aller vorgeschrebner ding, so ferre die mich beruren synn, hab ich Arnolt obberurt denn buwmeister vilgedacht verunderlegt, als ich auch hiemit und zugegen underlegen und verpfenden, alle myn ligende und farende habe, also, who ich denn vesten juncker Eberhart Vetzer, juncker Hanns Russen und den ersamen Niclas Nale, Philipps Gotfride, Müllerhennen, Ebolts Nickel, Johannes Bropen, Schultissen Hamman, Peter Erwyn, buwmeistern und kyrchengesworn, in solichem irem buw an einem ader meher stucken bruchig wurde, das ich den selbigen den gedachtten buw zu gut bezalen soll und will hundert gulden gedachter werung, geuerde und argelist her inn gantz ußgescheiden. Zu urkunde han ich myn eigenn ingesigell an diessenn brieff gehangen, mich und myn erben aller vorgeschrebner dinge zu besagen; der geben ist uff sambstag nest nach unser lieben frauwen tag als sie geborn wart, ime jare als man zalt nach Cristi unsers lieben herren geburt tusent vierhundert nuntzig und syben jare.“

(1497 September 9.) Das Siegel fehlt.

In dorso steht von einer anderen wohl nur wenig späteren Hand:

„Verdingung des buwes an der pfarrkirchen zu Odernheym uff dem Gaw durch die kirchengesworn doselbst umb meyster Arnolt Steynmetzen zu Franckfort.“

(Fortsetzung folgt.)

Die steinerne Brücke von Regensburg.

Nachdem in letzter Zeit die hiesige steinerne Brücke ebenso zweck- als stylgemäss durch Erneuerung des Brückengeländers und durch Verbreiterung des Trottoirs restaurirt worden ist, muss die von dem historischen Verein von Oberpfalz und Regensburg im 33. Bande seiner Verhandlungen (1878, S. 195—249) veröffentlichte „Geschichte und Beschreibung der altberühmten steinernen Brücke zu Regensburg von Christian Heinrich Kleinstäuber, qu. k. Conrektor und Gymnasialprofessor“ unsere besonderere Aufmerksamheit und Würdigung in Anspruch nehmen.

Derselbe behandelt gründlich und ausführlich unter Citirung der verzeichneten Quellen in 13 Abschnitten die Communikation zwischen den Ufern vor der Erbauung der steinernen Brücke, den Erbauer, die Construction, das Material, die Nachtheile, die Fortification derselben, die Verzierung der Brückenthürme, die Wahrzeichen der Brücke, deren Deutung, die Brückenmeister, die Gefahren für die Brücke, die historisch merkwürdigen Züge über dieselbe und endlich die Brücke als angenehmen Spaziergang.

Im ersten Abschnitte behauptet der Herr Verfasser, dass der Brückenbau nur mit Genehmigung des Herzogs Heinrich X. begonnen worden, dass dieser aber doch nicht einen Befehl zur Erbauung an Regensburg erlassen konnte, weil der Stadt ihr früherer Charakter als eine civitas publica, die als solche eine freie Stadtgemeinde hatte, auch als sie bayerische Hauptstadt geworden, gewahrt geblieben war. Dazu macht die Redaktion die Anmerkung: Ob damals, nämlich im 12. Jahrhundert, bereits „freie Stadtgemeinden“ in Deutschland bestanden, dürfte wohl zu bezweifeln sein, ihr Entstehen wird erst in das 13. Jahrh. fallen, und bezieht sich derselbe hierzu auf des Grafen Hugo von Walderdorff „Regensburg in seiner Vergangenheit und Gegenwart. 3. Aufl. S. 16 ff.“ Hierin wird ausgeführt, dass K. Th. Gemeiner in seiner Abhandlung: Ueber den Ursprung der Stadt Regensburg u. s. w. (1817) dieser den fabelhaften Charakter einer „Freistadt“ im Gegensatze zu anderen „Reichsstädten“ vindiciren wollte, dass es in Deutschland niemals eine eigene Klasse von „Freistädten“ im Gegensatze zu den Reichsstädten gab, dass sich die Regensburger den angemassten Titel einer Freistadt selbst beigelegt und nur per nefas und aus Unkenntniss der früheren Geschichte, welche sie wohl nicht ohne Absicht zu verdunkeln strebten, von den benachbarten bayerischen Fürsten so haben sich anreden lassen. Herr Graf Walderdorff behauptet ferner, dass ursprünglich alle Städte königliche Städte waren, welche die Könige ähnlich wie ihre Höfe durch ihre Ministerialen (Beamten) verwalten liessen. Jene Städte, welche zugleich Bischofssitze gewesen, hätten in der Regel eine ganz verschiedene Entwickelung gefunden, je nachdem sie theils dem Bischofe in der Folge der Zeiten vollkommen unterthan geworden seien, oder ihre Eigenschaft als königliche oder Reichsstädte beibehalten hätten.

Herr Conrektor Kleinstäuber beruft sich dagegen auf den k. Professor J. Langoth, der in seiner Skizze einer Entwicklungsgeschichte der freistädtischen Verfassung Regensburgs im Mittelalter (Schulprogramm für 1862/66) eine Ueberschrift in einer Urkunde vom Jahre 803 angiebt: „Actum Reganesburc civitate publica“ und dazu aus einander setzt: „Nach der Entfernung Tassilo's II. und der Einverleibung Bajuwariens in das fränkische Reich wurde Regensburg civitas publica des fränkischen Reichs. — Mit diesem Terminus wechselt ab der andere: civitas regia, wobei jedoch wohl zu bemerken ist, dass zwar jede civitas publica zugleich eine regia ist, nicht aber auch umgekehrt jede civitas regia zugleich eine civitas publica. Der auszeichnende Charakter der civitas publica nämlich liegt in dem Vorhandensein einer freien Gemeinde in der Stadt, civitas regia aber ist eine dem Könige als Hofgut zu eigen gehörige Stadt; insofern aber der König auch aus der civitas publica Einkünfte bezieht, heisst sie auch civitas regia, nie aber die specifische civitas regia auch civitas publica. Für die Bezeichnung Regensburgs nun wechseln, wie gesagt, diese beiden Termini, ja der Ausdruck civitas regia ist in den Urkunden Arnulfs der überwiegend häufigere, vielleicht weil dieser König dort seinen Lieblingssitz hatte. — Den bürgerlichen Schwerpunkt der Einwohnerschaft bildete also die altfreie Gemeinde der Stadt. — Neben der altfreien Gemeinde bestand aber in Regensburg eine doppelte Immunitätsgemeinde, eine königliche und eine bischöfliche. — Die Immunität bestand darin, dass auf den Gütern des Königs, des Adels und der Kirche den öffentlichen Beamten jede unmittelbare Ausübung ihrer Amtsgewalt untersagt war. — Solche Immunitätsprivilegien haben auch die Bischöfe von Regensburg erhalten. — Die Existenz einer königlichen Pfalz zu R. ist bereits in der Unterschrift einer Urkunde v. J. 792 (Reganesburg palatio publico) bezeugt. — In den Immunitätsprivilegien lag der Keim der Auflösung der alten Gauverfassung und zum Uebergang in die Territorialgewalt. Sie bereitete sich bereits in der carolingischen Periode vor durch Uebertragung der Gerichtsbarkeit an die Bischöfe, womit der Begriff der Immunität aufhört. — Am Ende dieser Periode stehen sich statt der ursprünglichen drei nur zwei Gemeinden gegenüber, die bischöflich unfreie und die altfreie, jene unter bischöflichem Hofrechte, diese unter Burggrafen an der alten Gauverfassung Theil nehmend. — Auf alle Fälle waren die Bischöfe darauf bedacht, die getheilte Gerichtsbarkeit in ihrer Hand zu vereinigen sammt dem Blutbanne. Und diess gelang ihnen auch unter den Ottonen überall in deutschen Landen ausser in Regensburg. — Während die übrigen deutschen Städte mit Bischofssitzen rein bischöfliche Städte wurden, blieb Regensburg eine civitas publica (regia im oben erklärten Sinn.) — Was nun das Verhältniss Regensburgs zu dem selbsständigen Herzogthum Bayern in dieser Periode anlangt, so war dasselbe mit Wahrung seines Charakters als einer civitas publica (regia) Hauptstadt und Residenz der Herzoge, die mit Ausnahme der dem Könige verbleibenden, durch den Burggrafen und dessen Schultheissen geübten Gerichtsbarkeit über die altfreie Gemeinde sämmtliche königliche Nutzungen in der Stadt, als Zölle, Münze, so weit sie nicht dem Bischofe ganz oder theilweise cedirt waren, bezogen. — Lange Zeit hat man den Ursprung des deutschen Stadtrathes für römisch gehalten, — so Eichhorn und Gemeiner. — Gewiss datirt der Stadtrath auch in Regensburg auf die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts zurück, wenn auch die Urkunden erst mit dem Anfang des 13. Jahrhunderts desselben erwähnen, aber als ein schon bestehendes, nur eben auf's Neue gewährleistetes Institut, das vielleicht auf einen verloren gegangenen Gnadenbrief Friedrichs I. zurückzuführen ist, worauf denn auch die freilich weder urkundlich nachweisbare, noch mit dem Gange der deutschen Städteentwicklung überhaupt und der politischen Entwicklungsgeschichte Regensburgs insbesondere übereinstimmende Tradition hinweisen dürfte, dass Regensburg durch Kaiser Friedrich I. als „freie Reichsstadt“ privilegirt worden sei.“ —

Wenn nun auch hiernach Herr Conrektor Kleinstäuber seine Ansicht über die Competenz der Stadt und des Herzogs wohl begründet hat, so dürfte doch dessen weitere Bezugnahme auf die ältesten Schenkungsbücher von Salzburg, worin mehr als 283 freie römische Bauerngeschlechter (Schuegrafs Goliath S. 11) stehen, ebensowenig zur Be-

gründung dienen können, als die Berufung auf Gemeiner (Urspr. der St. R. S. 68.)

Der Herr Verfasser theilt im zweiten Abschnitte die Ansicht des Herrn Oberingenieurs Fr. Rziha in dessen in der Generalversammlung des österreichischen Ingenieur- und Architektenvereins zu Wien am 9. Dec. 1876 gehaltenem Vortrag über den Bau unserer Brücke, (worüber ein Referat ebenfalls in jenem Band der Verhandlungen des historischen Vereines abgedruckt ist,) dass der Brückenbau (1135—1146) von der weltlichen Corporation der hiesigen Bauhütte ausgeführt wurde. Gleichwohl vermag der Herr Verfasser im 9. Abschnitte von den 12 Brückenwahrzeichen die zwei Gesichter und den Kopf nicht zu deuten, indem er findet, es lasse sich weder bestreiten, noch bekräftigen, dass die zwei Gesichter den Baumeister und den Altgesellen darstellen sollen, und indem er den dritten Kopf nicht für den eines Lehrjungen, sondern eher für eine Fratze hält. Schon Regierungsrath Resch hat in seiner verdienstlichen Schrift über unsere Brücke (2. Aufl. 1835) sich dahin geäussert: „Was die drei aus verschiedenen Stufenaltern entnommenen Köpfe betrifft, so glauben wir, dass der älteste Kopf den Altmeister, der jüngere den Meister oder Altgesellen, der dritte aber den Lehrling vorstelle, zu welcher Meinung uns der Charakter dieser Bildwerke und ihre Situation (die beiden ersten Köpfe schauen nach Osten, der Urquelle des Lichts, der dritte nach Westen, wo Finsterniss thronet,) und der Umstand bestimmt, dass nicht nur in Gewerben und Künsten und besonders bei dergleichen Corporationen, sondern selbst in den Wissenschaften dem Geiste des Meisterwerdens von jeher in dem Durchlaufen gewisser Grade gehuldiget werden musste.“ Resch hatte mithin schon die Corporation von weltlichen Brückenbrüdern im Sinne. Herr Rziha in seiner neuesten, meisterhaften Abhandlung: „Die ehemalige Judithbrücke zu Prag, das erste grosse Ingenieurwerk in Böhmen“ (abgedruckt in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, 4. Heft, 1877/78) lässt aus den klösterlichen Baumeistern die Laienbauleute hervorgehen (unter den Aebten Wilhelm in Hirschau 1080 und Marquard in Corvey 1084) und erörtert, dass zur Zeit der ehemaligen Judithbrücke in Prag (erbaut 1169—1171) der Baubetrieb für die Brücken schon in Laienhänden war, (Fotius in Dresden 1119, Engelin in Würzburg 1113 und der ungenannte Laienmeister in Regensburg 1135), und dass das Vorkommen eines en relief gehauenen, bärtigen Männergesichts an der i. J. 1242 bezw. 1344 eingestürzten Judithbrücke nicht nur eine auch in Dresden durch das alte Brückenmärchen von Fotius gezeigte Gepflogenheit der Laienhütte, Wahrzeichen zu setzen, erkennen, sondern auch auf den geistigen, directen Zusammenhang mit der Erbauung der Regensburger schliessen lasse. Diese Brücke besitze nämlich gegenwärtig noch drei Männergesichter: 1. den Meister, 2. den Gesellen und 3. den Lehrling in getreuer Reihung des gebräuchlichen Hüttenrituals, von dem ja Göthe schon sagt: „ein Meister: der was ersann; ein Geselle: der was kann; ein Lehrling: Jedermann.“

(Schluss folgt.)

Wirksamkeit der einzelnen Vereine, Literarisches.

Vierteljahrsheft für Württembergische Geschichte und Alterthumskunde in Verbindung mit dem Verein für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben, sowie dem Württemb. Alterthumsverein in Stuttgart herausgegeben vom K. Statistisch topographischen Bureau. Jahrg. 1878. Heft 1—4 (Stuttgart bei J. Lindemann.)

Wir haben hier eine Publikation von ebenso mannigfaltigem wie werthvollem Inhalt vor uns. Durch die vier Hefte durch geht zunächst eine auf Urkunden und Denkmale gegründete biographische Studie von Bernhard Grueber über „Peter von Gmünd,“ genannt Parler, Dombaumeister in Prag, 1333—1401, ein sehr schätzenswerther Beitrag zur Geschichte der mittelalterlichen Baukunst. Während wir nämlich von den bahnbrechenden Künstlern, welche die Dome zu Köln, Magdeburg, Erfurt, Wien, Regensburg u. s. w. erbaut haben, so gut wie gar nichts wissen, darf es als ein besonderer Glücksfall angesehen werden, dass in neuester Zeit verschiedene Urkunden entdeckt wurden, welche über das Wirken des genannten höchst bedeutenden und vielseitigen Meisters (Erbauer des Doms zu Prag, der Moldaubrücke, Schöpfers der Bildsäule des heiligen Wenzel daselbst etc.) und die Thätigkeit einer von Schwaben bis in die Ostmarken des Deutschen Reiches ausbreitenden Kunstschule ziemlich umfassende Aufschlüsse geben. Auf diese Urkunden stützt sich die in Rede stehende Abhandlung. Im ersten Hefte folgen Regesten über Urkunden der Deutschen Kaiser und Könige bis zu den Hohenstaufen in Bezug auf Orte des Königreichs Württemberg von dem Archivrath Stälin und Beiträge zur schwäbischen Grafengeschichte, nämlich über die Abstammung der sog. Kammerboten Erchanger und Berchtold, von Dr. Franz Ludwig Baumann, während der zweite Theil der Beiträge, eine Abhandlung „über die angeblichen Grafen von Ruck“ im 2. Heft folgt. In dem 2. Heft finden wir ferner das einen keineswegs günstigen Blick in die Justizverwaltung jener Zeit verstattende Bruchstück aus dem Tagebuch eines Reutlinger Scharfrichters von den Jahren 1563—1568, denn mehr als allgemeine Auseinandersetzungen geben uns diese mageren Henkernotizen einen Begriff von der Grausamkeit der Justiz vergangener Zeiten, wenn wir auch nicht annehmen können, dass allenthalben im deutschen Reich der Scharfrichter in gleicher Weise beschäftigt war. Es überlauft auch den hartgewordenen Rechtshistoriker, wenn ihm unser Henker erzählt: „Wie ich ihn hab lasen greiffen mit glüenden Zangen, da hat er Gott im Himmel verflucht. Da ward ihm die Zung ausschnitten und er lebendig ins Feuer worfen.“ Oder: „11 Juni. Vertränkt man ein Erzhex am Opferstein, hiess Anna Helbin. Die ist schwommen wie ein dürr Scheit und hat mein drei Knecht beir eine halbe Stund Arbeit gemacht und gross jämmerlich Geschrey, dann war verbotten mit Stangen sie hart zu treffen wegen anderer böser Leut. War auch gering Wasser.“ Oder: „Ist langsam rädert worden und lebendig ins Feuer worfen, hat noch hart schreyen und rufen.“ Es ist genug. Im 3. Heft finden wir den nicht minder interessanten Bericht über das württemb. Kriegsvolk vor der österreich. Stadt Villingen vom Jahre 1631 bis 1633, von einer Klarissenschwester geschrieben, von Pfarrer Dr. Glatz und in demselben ferner Gedichte von Frischlin und Curtius, mitgetheilt von Prof. Dr. H. Fischer, sowie einen Aufsatz von Oberst v. Seubert: Ein württembergischer General des vorigen Jahrhunderts (v. Augé). Heft 4. enthält eine historische Skizze über Nikolaus Ochsenbach, Schlosshauptmann in Tübingen (1597—1626), von Prof. Dr. Th. Schott. Von Prof. Dr. Hartmann werden Briefe von Justinus Kerner an Ludwig Uhland aus den Jahren 1816—1819 und 1848 mitgetheilt. Dasselbe Heft enthält das Necrologium Elwacense von Pfarrer Bossert. Dem während des Drucks der Vierteljahrshefte verstorbenen Alterthumsforscher Dr. Eduard von Paulus wird ein seine grossen Verdienste würdigender Nachruf gewidmet.

In den Mittheilungen vom Königlich württembergischen Konservatorium der vaterländischen Kunst- u. Alterthumsdenkmale (Prof. Paulus) wird über die Ausgrabungen, Entdeckungen und Restaurationen in den Jahren 1876 und 1877 Bericht erstattet. Wir finden darin

auch ausführliche Mittheilungen über die unsern Lesern schon bekannten Hügelgräber bei Hundersingen (S. Corresp.-Blatt 1877 S. 8 u. 14) und diejenigen bei Ludwigsburg. Prof. Paulus knüpft daran Betrachtungen über die Art und Weise der Bestattung unserer heidnischen Voreltern. Nach ihm haben wir uns dieselbe folgendermassen zu denken: Nachdem der Todte mit seinen Waffen in die in den gewachsenen Boden gemachte Eintiefung zwischen Holzbrettern und auf eine Unterlage von Bronzeblech sorgsam gelegt und oben durch Bretter bedeckt worden war, entfachten sie daneben ein gewaltiges Feuer, opferten und hielten den Leichenschmaus, holten hierauf aus der Umgegend steinfreie Erde, vermengten sie mit der Asche und den Kohlen des Feuers, mit den Knochen der geopferten und verspeisten Thiere und mit den Scherben der Thongefässe, die sie nach dem Mahl zerschlagen hatten; dann schütteten sie alles über das Grab in Kreisform umher, trugen immer wieder neue Erde herbei, sie mehr oder weniger vermischend, bis der Hügel mächtig gross geworden war; zuletzt entzündeten sie auf der Spitze des Hügels über dem Grabe wieder ein gewaltiges Feuer, schmausten und opferten wieder und legten zugleich am Hügel im Kreis umher sorgfältig jene oben beschriebenen Spenden nieder, deckten sie mit Sand, Brettern und Erde und setzten darüber als Zeichen grosse Feldsteine. Schliesslich holten sie noch einmal Erde aus der Umgegend in Menge herbei und breiteten sie über den Hügel aus, dass er anwachse zu riesiger Grösse und weithin schaue über Berg und Thal, noch den spätesten Geschlechtern ein Denkmal. Daran schliessen sich an Mittheilungen über jene Heidenschanzen und Heuneburgen (Riesenburgen), die entweder auf felsig vortretenden Bergzungen, oder auch auf ganz freistehenden schwer zugänglichen Bergen aufgeführt worden sind, zum Theil mit drei- oder mehrfachen Umwallungen aus Erde oder Erde mit Steinen oder auch ganz aus grossen Steinblöcken. In Württemberg zählt man mehr als 50 solcher uralten Vesten, doch war bis in die neueste Zeit kaum eine oder die andere eingehend untersucht worden, denn dieses ist, weil die meisten sehr gross und dabei dicht mit Wald bedeckt sind, eine sehr schwierige und zeitraubende Sache. Die vorliegenden Berichte von Prof. Paulus über seine Nachforschungen sind desshalb um so werthvoller. Weiterhin berichtet derselbe endlich auch noch über auf Kosten des Staats veranstaltete Ausgrabungen an alten Kirchen, über Aufdeckung alter Frescobilder und Restauration einer Reihe von Kirchen und ihres Innern. Der Württembergische Alterthums-Verein ist ebenfalls durch einen werthvollen Beitrag von Prof. Dr. Paulus vertreten, betitelt: „Die Mass-Verhältnisse in der Baukunst, mit besonderer Berücksichtigung der mittelalterlichen Baudenkmale Württembergs", sowie durch weitere Mittheilungen von demselben, von Prof. Dr. Wintterlin, von Prof. Hartmann und Diaconus Klemm.

Der Verein für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben hat Beiträge geliefert über „die Bauanlage des Münsters in Ulm" (mit Holzschnitten), über „die Stadtkirche von Geislingen", über römische Ortsnamen in Württemberg, über den Namen der Festung Ulm und über oberschwäbische Gau- und Cent-Namen, über das Alter der Portalskulpturen am Ulmer Münster, zur Kunstgeschichte Ulms, über Spuren ältester Ansiedlung auf der Geislinger Alb, über die Betheiligung der Reichsstadt Biberach an der Gesammtausgabe der Werke Wielands in den Jahren 1794 bis 1802, ferner zwei bisher unveröffentlichte Briefe Wielands an Archenholz aus dem Jahre 1784 und an Schubart jun. aus dem Jahre 1810, ein den „Kanzleiverwalter" Wieland betreffendes Biberacher Rathsprotokoll u. v. a.

Das statistisch-topographische Bureau giebt eine systematisch und alphabetisch geordnete Uebersicht der württembergischen Geschichtsliteratur des Jahres 1877, während von der Inspection der Münz- und Medaillen-, auch Kunst- und Alterthümersammlung über Münzfunde von 1874 bis 1877 berichtet wird.

Das Staaatsarchiv theilt eine noch unbekannte Urkunde König Heinrich VII. für Kloster Mönchsroth vom 20. Juli 1227 mit.

Dem **Ersten Jahresbericht des Oberhessischen Vereins für Localgeschichte** zu Giessen entnehmen wir nachstehende Notizen:

Der Verein besteht seit dem 15. Juni 1878; den Ausschuss desselben bilden die Herren Prof. Dr. Gareis, Präsident, Accesist Irle, Secretair, Dr. med. Klewitz, Kassier, Prof. Dr. Hoffmann, Conservator, Dr. O. Buchner, Bibliothekar. Der Verein unternahm in dem Vereinsjahr — 15. Juni 1878 bis 15. Juni 1879 — Ausflüge nach der Kapersburg, nach Münzenberg, nach Kaichen. Die Bibliothek des Vereins besteht jetzt schon aus über 250 verschiedenen Nummern mit weit über 400 Bänden und Heften; die meisten beziehen sich auf die Geschichte von Hessen. Bezüglich der Antiquitätensammlung verzeichnet der Vereinssecretair ein sehr günstiges Resultat; noch zufriedener ist der Bericht mit dem Stand der seit Anfang dieses Jahres begonnenen Münzsammlung. Die Einnahmen des Vereins betrugen 866.50 M., die Ausgaben 618.83 M., so dass der Bestand Anfangs Mai 1879 betrug: 247.67 M. Die Zahl der Mitglieder beläuft sich auf 125.

Dem Berichte sind einige wissenschaftliche Aufsätze angefügt, die wir hier aufführen: Das Hainhaus bei Grüningen, von Pfarrer Deichert. Altgermanische Gräber bei Giessen, von Professor Dr. Gareis. Ortsnamen aus der Umgegend von Giessen nach den ältesten Urkunden des Lorscher Traditionscodex, von Professor Dr. Gareis. Ueber eine Handschrift des kleinen Kaiserrechts, von Professor Dr. Gareis. Die Mark Altenstadt, von Gerichts-Accesist Irle. Chronik von Wetterfeld aus den Jahren 1608—1654, von Dr. Klewitz. Meineidsverwarnung aus einem alten Münzenberger Gerichtsbuch, mitgetheilt von Gerichts-Accessist Irle. Kleinere Mittheilungen aus dem Vereinsarchiv.

(Historischer Verein von Regensburg und Oberpfalz.) In der Generalversammlung vom 16. Juli gab der Vorsitzende eine kurze Uebersicht über den Stand und das Wirken des Vereins im verflossenen Jahre. Das wichtigste Vorkommniss ist die Einrichtung der ehemaligen St. Ulrichskirche zu einem Museum. Namentlich den zuvorkommenden Bemühungen des kgl. Herrn Regierungspräsidenten v. Pracher ist es zu danken, dass dieser interressante monumentale Bau, welcher seit vielen Decennien verlassen war, dem Vereine eingeräumt wurde. Der rastlosen Thätigkeit des Vereinsconservators Herrn Pfarrer Dahlem ist es bereits gelungen einen grossen Theil der Einrichtung zu vollenden, doch wird diese schwierige Arbeit noch einige Zeit in Anspruch nehmen. Herr Conrector Kleinstäuber hat eifrigst an der Ordnung und Catalogisirung der Vereinsbibliothek gearbeitet und vorläufig die Ordnung der Ratisbonensia vollendet. Herr Regierungsregistrator Schratz hat unermüdet an der Ordnung und Katalogisirung der Münzsammlung gearbeitet. Sämmtlichen drei Herrn wurde der Dank des Vereines votirt. Die vorgelegte Rechnung für das Jahr 1877 wurde zur Kenntniss genommen und dechargirt, dieselbe schliesst mit einem angemessenen Aktivreste ab. Ferner wurde beschlossen sämmtliche correspondirende Mitglieder des Vereins zu Ehrenmitgliedern zu ernennen, von der Creirung von correspondirenden Mitgliedern aber in Zukunft abzusehen; ausserdem wurden einige neue Ehrenmitglieder ernannt.

Bei der Ausschusserneuerung wurden die austretenden Herrn wieder gewählt; ausserdem wurde noch Herr Regierungsregistrator Schratz in den Ausschuss gewählt.

Notizen, insbesondere über alterthümliche Funde, Restaurationsarbeiten etc.

(Reste römischer Niederlassungen bei Höchst im Odenwald.) Als im vorigen Jahre der histor. Verein einen Ausflug nach Höchst machte, um das sog. Wambold'sche Schlösschen zu besuchen, war man noch im Zweifel, ob man es hier mit einer römischen oder mittelalterlichen Ruine zu thun habe. Genauere Ausgrabungen, die Herr Bezirksfeldwebel Giess zu Höchst leitete, stellten später den unzweifelhaft römischen Ursprung dieser Wüstung klar.

Seit dieser Zeit widmet sich der Herr Bezirksfeldwebel in anerkennungswerthester Weise der Durchforschung der Höchster Umgebung und hat durch Ausgrabungen, zu denen ihm der historische Verein die Mittel zu Gebote stellte, an zwei weiteren Stellen römische Niederlassungen zu Tage gelegt. Die eine derselben befindet sich im Wiesenthal zwischen Rüdel- und Neuberg, südwestlich von Höchst, die andere auf dem sog. Steinrücken, einer Anhöhe östlich von diesem Ort. Die Resultate der Ausgrabungen, theils nach Angaben des Leiters derselben, theils nach eigenen Aufnahmen zusammengestellt, sind kurz folgende:

Zwischen Rüdel- und Neuberg mitten in dem sehr feuchten Wiesenthal liegt ein Trümmerhügel, auf dem das Gras sehr schlecht gedieh, und aus dem öfters schon die Wiesenbesitzer zur Verbesserung ihres Grundbesitzes eine grosse Menge schön zugerichteter Sandsteine herausgebrochen haben, um diese dann auch wohl bei anderen Bauten zu verwenden. Bei genauerem Nachgraben an einer Stelle kamen die Grundmauern eines Gebäudes zu Tage, die, aus gut gearbeitetem Sandsteinquadermauerwerk bestehend, ein Rechteck von 10.70 Meter Breite und 14.93 Meter Länge bildeten, bei einer Mauerdicke von ca. 1.0 Meter. An verschiedenen Stellen wurde die Mauer innen bloss gelegt und zeigte sich in einer Tiefe von 0.65 Meter ein Mauervorsprung von 0.26 Meter Breite, von dem aus sich die Fundamentmauer noch in so vermehrter Dicke bis zu einer Tiefe von 0.65 Meter fortsetzte, ohne die sonst bei römischer Technik angewandte Rollschichte hochkant gestellter Steine. Man hat es also hier mit einem vollständigen tiefen Fundament zu thun und es mag der Grund hiervon in dem ungemein feuchten Terrain liegen, das eine blosse Fundirung mit einer Rollschichte nicht wohl zuliess. In der östlichen Langmauer, (die Diagonale des Rechtecks hat fast die Richtung von Nord nach Süd,) befindet sich in einem Abstande von 5.70 Meter von der nördlichen Ecke eine 2.90 Meter breite Eingangsöffnung und vor derselben als Schwelle ein mächtiger Sandsteinmonolith. An dieser Thüre fand man bei einer früheren Ausgrabung auch noch die zwei steinernen Pfannen, in denen sich die Thürflügel bewegten, doch ist leider eine davon verschollen, die andere aber in den Besitz des histor. Vereins in Darmstadt übergegangen. Auf ein Freilegen des Innern des Gebäudes musste man verzichten, um die Wiese nicht zu sehr zu schädigen, doch stiess man auf mehrere Quermauern. Gefunden wurden eine Menge von Ziegel- und Backsteinfragmenten, aber alle ohne Stempel, von terra sigillata- und Thon-Scherben und von eisernen Nägeln verschiedener Grösse, ausserdem eine wohl erhaltene Backsteinplatte von 22 auf 23 Centimeter. In der Umgebung dieses Gebäudes dürften, den Bodenerhöhungen nach zu schliessen, noch mehr Gebäudereste zu Tage kommen.

Die Ruine „Steinrücken" endlich umfasst einen Complex von 4 sich deutlich in ihren Grundmauern zeigenden Gebäuden, der theilweise umgeben ist von einer Umfassungsmauer von 110 auf 130 Schritten. Auch diese Ruine musste zu öfteren Malen herhalten, um benachbarten Waldwegen das Material zu liefern. Sie liegt im Dusenbacher Walde auf einer Anhöhe zwischen Rimhorn und Höchst, etwa 35 Minuten von letzterem. Ganz Genaues konnte über den Grundriss derselben noch nicht festgestellt werden, doch ergaben Ausgrabungen an dem einen, nördlicheren, Bau schöne Sandsteinquadermauern bis zu einer Tiefe von 1 Meter, in welcher Tiefe das Fundament, hier wieder aus einer Rollschichte hochkant gestellter Steine bestehend, beginnt. An drei Seiten ist die Mauer in einer Gesammtlänge von ca. 13.5 Meter freigelegt und fanden sich hier eine Menge Scherben von Thon- und terra sigillata-Gefässen, ausserdem mehrere eiserne Nägel, worunter einer von 17 Centimeter Länge, und einige Geweihenden. Am westlichen Bau wurde die Mauer ebenfalls an 3 Seiten freigelegt und zeigte dieselbe Construction, wie die vorhin erwähnte, nur mit dem Unterschiede, dass hier viel mächtigere Quadern zur Verwendung kamen. An diesem Bau ist die südliche Mauer nur 0.75 Meter dick, während die nördliche 0.90 Meter dick ist. Auch fanden sich hier bedeutend mehr Ziegelreste und weniger Scherben. Leider reizte das so schön gearbeitete Mauerwerk dieses Baues einen Bewohner der Umgegend so sehr, dass er dasselbe ausbrach und wohl zu irgend einem Bau das so billig gewonnene Material verwandte. Dank der dortigen Forstbehörde, mit deren gütiger Erlaubniss die Ausgrabungen stattfanden, wird die Ruine nunmehr vor derartiger weiterer Unbill geschützt, bis es gelingen wird, nach eingehenderen Ausgrabungen eine genaue Aufnahme dieser interessanten Niederlassung zu machen.

Darmstadt, 15. August.

R. Schaefer.

(Glücklicher Fund nach der Mainzer Belagerung von 1689.) Eine chronikalische Aufzeichnung in verwilderter Sprache, von einem Mönche von St. Jakob zu Mainz herrührend, im Grossherzogl. Staatsarchiv zu Darmstadt (Abschr) erzählt folgende Episode: „In vinea e regione des alten Rosengarten (wo eine sächsische Batterie gestanden), in denen 6 Morgen e regione glandi Saxi des Eichelstein [1]) Galli [2]) in contrascarpia habuerunt cuniculum subtus terram usque in vineam nostram dictam, et adventantes ibi Saxones milites Germanos ad assultum contra contrascarpiam se praeparantes exspectant, Galli pulverem in cuniculo repositum accenderunt cuniculum in aëra disjectum cum variis Saxonibus, et variis terrae in fossis ibi per varios annos jacentibus usque ad annum 1695 et 1696, quo locus hic noviter pro vinea ist angerothet worden, tunc tres milites Moguntinenses als Rother inveniunt ibidem varia cadavera, et inter haec ad unum cadaver Sacculum pecuniarium de corio nondum penitus putrefactum, et in eo pulchras monetas aureas, ducatos et argenteas, dividunt inter se fraterni (wahre ihnen ein guter Rother Lohn), unus de his 3 bus dimissionem suam militarem petiit de hac pecunia, obtinuit, in patriam suam se contulit et bene se sustentavit, alter de pecunia sua uxorem emit et duxit, 3tius pecuniam suam dilapidando consumpsit, nescius et immemor laboris quousque pecunia tinniebat, tandem sese de pecunia prodiderunt, sed erat thesaurus latens primo occupantis, miles vel potius dives officialis [3]) ibidem perdidit pecuniam et vitam, et miles invenit ibi vitam novam et pecuniam, vera haec sunt."

Ernst Wörner.

[1]) Das bekannte Denkmal des Drusus in der Citadelle zu Mainz unweit des St. Jacobsklosters, dessen letzte Reste heute noch in der Citadelle stehen.

[2]) Während der Belagerung von Mainz durch die Deutschen in 1689.

[3]) Offizier.

Commissions-Verlag der Hofbuchhandlung von A. Klingelhöffer in Darmstadt. — Druck von Heinrich Kichler.

Beilage zu Nr. 9 des Correspondenzblattes

des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- & Alterthumsvereine.

September. Redacteur: Ernst Wörner. 1879.

Generalversammlung des Gesammtvereins in Landshut.

Thesen für die IV. (Archiv-) Section.

1. Siehe Beilage II. zu No. 7 u. 8 des Correspondenzblattes.

2. Der schon in Zedlers Universal-Lexikon aufgestellte Satz — „zu bedauern ist es, dass insgemein die Archive wie ein vergrabener Schatz verborgen liegen: weil entweder der Herr misstrauisch, oder die Archivarii faul sind" — ist auch heute noch theilweise aufrecht zu erhalten.

3. Das Archiv ist nicht des Archivars wegen da. Die Ordnung vieler Archive schreitet deshalb so wenig vorwärts, weil Archivbeamte in den Dienststunden für sich und Andere arbeiten.

4. Die Leistungen eines Archivs sind nicht nach den erschienenen wissenschaftlichen Arbeiten der Archiv-Beamten zu beurtheilen.

5. Wenn die einzelnen Archivbeamten unzuverlässig sind, sind alle Bestimmungen über Verschluss und Zugänglichkeit eines Archivs nutzlos. Daher ist bei der Anstellung der Archivbeamten und Unterbeamten namentlich auf die Integrität derselben Rücksicht zu nehmen.

6. Kleinere Archive sollten nicht Personen selbständig anvertraut werden, welche nicht vorher an grösseren Archiven gründliche praktische Ausbildung erhalten haben.

7. Bei Aufnahme in die Archivcarrière muss vornehmlich auf die historisch philologische Vorbildung der Eintretenden gesehen werden. Der Grundsatz einiger deutscher Staaten, nur Juristen zu Archivaren zu nehmen, ist zu verwerfen.

8. Das Prinzip, dass die Archivbeamten namentlich bei schwebenden Processen für die requirirende Behörde (Richter) deductionsartige Abhandlungen zu schreiben haben, ist durchaus zu verwerfen. Der Archivbeamte hat in solchen Fällen den Stoff zusammenzubringen und dem Richter (Verwaltungsbeamten) zu übersenden. Er hat nur insofern sich auf Erläuterungen einzulassen, als es sich um rein archivalische Dinge (Echtheit einer Urkunde, chronologische Berichtigungen etc.) handelt.

9. Um gemeinschaftlich an einem Archive mit Erfolg arbeiten zu können, ist collegialische Eintracht vor allen Dingen nöthig.

10. Es ist auf die Einführung von officiellen Archivferien nach Art der Gerichtsferien hinzuarbeiten.

11. Die Archivare müssen durch Bewilligung ausreichender Mittel in den Stand gesetzt werden, ihren Archivsprengel durch archivalische Forschungsreisen kennen zu lernen

12. Durch permanente öffentliche Archiv-Ausstellungen ist das Verständniss für archivische Angelegenheiten und das Interesse daran in grösseren Kreisen zu wecken.

13. Es gibt kein allgemein gültiges Ordnungssystem, da jedes Archiv nur nach genauer Kenntniss von seinem Bestande und seiner Entstehung bearbeitet werden kann.

14. Bei systematischen Durchordnungen wird auf die Provenienz der Archivalien leider zu wenig geachtet.

15. Form und Umfang des Regests hängt von dem Zweck ab, für den es angefertigt ist.

16. Regesten der in einem Archiv aufbewahrten Urkunden sind möglichst kurz, deutsch, in heutiger Schreibart der Namen und mit reducirten Daten zu machen. Das Originaldatum ist in Klammer zu setzen. Dafür sollen aber die Indices der Namen — über das Regest hinaus — absolut vollständig sein, und eine Auswahl der in die Register aufzunehmenden Namen nicht von der subjectiven Ansicht der Archivbeamten oder von der Mode abhängen.

17. Die Anfertigung genauer Siegelrepertorien, in die aber auch die Siegler abgefallener Siegel aufzunehmen sind, ist eine nicht zurückzuweisende Archivarbeit.

18. Methode und Umfang der Benutzung dürfen nicht von der genehmigenden Amtsstelle abhängen, sondern müssen dem Ermessen des Archivars anheimgestellt werden. Jedenfalls muss demselben auch freistehen, Repertorien vorzulegen. Die Beschränkung, Archivalien nur in dem höheren Orts genehmigten Umfange vorlegen zu dürfen, ist in der Praxis vielfach undurchführbar. Die Genehmigung kann sich nur über den Betreff und den Zweck erstrecken.

19. Die Taxen für Anfertigung von Arbeiten für Fremde Seitens der Archivbeamten sind in den meisten Instructionen nach falschen Principien angesetzt. Massgebend dürfte nur die für die Arbeit verwendete Zeit sein. Es ist eine einheitliche Taxe für Deutschland zu erstreben.

20. Bei den heutigen Verkehrsanstalten ist eine Verschickung von Archivalien unbedenklich. Die Archivalien sind auf der Reise kaum mehr gefährdet, als in den Archivgebäuden derjenigen Staaten, welche sich noch ängstlich gegen das Verschicken sperren.

21. Die Archivbenutzer unterschätzen vielfach die Arbeiten der Archivare, welche vorausgehen müssen, um ihnen den Stoff für ein bestimmtes Thema zurecht zu machen. Sie geben häufig nichts als in den Archiven längst bekannte, aus den Ordnungsarbeiten hervorgegangene Resultate. Gegen die Manie der Benutzer, in den ersten Stunden, in welchen sie in den Archiven Stoff vorgelegt erhalten, sofort grosse Entdeckungen und Auffindungen zu machen, ist mit allen erlaubten Mitteln der Kritik und Satyre zu Felde zu ziehen. Die Ineditenwuth ist eine psychologische Erscheinung, die an den meisten Archivbenutzern zu beobachten ist.

22. Neueinrichtung alter, namentlich aus Quadersteinen aufgeführter Gebäude für archivische Zwecke ist zu vermeiden. Neubauten von Archiven sind massiv von Backsteinen, nicht von hygroskopischen Sandsteinen aufzuführen. Die Dächer sind in Eisenconstructionen aufzuführen, die Treppen von Stein.

23. In Deutschland wird man niemals absolut trockene Archivräume schaffen, wenn man sie nicht mit Centralheizung versieht, welche im Winter in den Sälen eine constante Temperatur von 8—10° R. hervorbringt.

24. Die wenigsten Archive haben sich zur raschen Hülfe bei Brandunglück, mit den betreff. Militärbehörden resp. Löschmannschaften in Beziehung gesetzt.

25. Lebensbedingungen und Entwicklung der Pergament- und Papierpilze sind durch Sachverständige sorgfältig zu untersuchen.

26. Das Aufstellen der Repositüren an den Wänden, namentlich solcher Repositüren, die nicht mit Rückwänden versehen sind, ist möglichst zu vermeiden. Durch richtige Benutzung des übrigen vorhandenen Platzes in einem Saale lässt sich die verloren gegangene Wand-Aufstellungsfläche meistens wieder einbringen.

27. Actenrepositüren sollen nicht über 3 Meter hoch sein. Die einzelnen Gefache einer zum Hinlegen von Acten eingerichteten Repositur sollen nicht über 0,28 bis 0,30 hoch sein.

28. Von den gegenwärtig beliebten Methoden die Urkunden aufzubewahren, entspricht keine den an eine rationelle Aufbewahrungsart zu stellenden Anforderungen.

29. Ist die Behauptung richtig, dass das Abformen von Siegeln mittelst Gyps für dieselben unschädlich sei?

30. Es ist Pflicht der Archive, darauf aufmerksam zu machen, dass die Existenz von Archivalien, die in unserer Zeit entstanden sind, deshalb von sehr kurzer Dauer sein wird, weil dieselben auf schlechtem, aus Surrogaten bereiteten Papier mit Anilin-Tinten geschrieben sind.

31. Gutes helles Pflanzenpapier thut dieselben Dienste wie das nach Burkhardt'scher Methode präparirte.

32. Muss nicht das System, die älteren Urkunden den Provinzialarchiven zu Gunsten des Archivs der Landeshauptstadt zu entziehen, unhistorisch genannt werden?

33. Auf gesetzlichem und Verwaltungswege sind Behörden, Stadtverwaltungen, Corporationen, Stiftungen, Kirchen etc. anzuhalten, ihre Archivalien an die Staatsarchive unter irgend einer Form abzugeben.

34. Diejenigen Archivare versündigen sich stark an der Nachwelt, welche den die neuere Zeit betreffenden Stoff nicht rechtzeitig und umfassend genug sammeln. Unser s. g. historischer Sinn wird dadurch bei der Nachwelt sehr in Misscredit kommen.

35. Die gedruckte Literatur — insbesondere Flugschriften und Gelegenheitsschriften — sind ebenso eifrig von den Archiven zu sammeln wie das übrige archivalische Material.

36. Die s. g. Archive historischer Vereine haben den Archiven ihres Bezirks keine Concurrenz zu machen, sondern müssen denselben die von ihnen gesammelten Archivalien überlassen.

37. Die Grenzen zwischen archivalischem und bibliothekarischem handschriftlichen Materiale sind strenger zu ziehen, und haben systematische, gründliche Austausche ex officio stattzufinden.

38. Es zeugt von wenig historischem Sinn, wenn Staaten absichtlich sich Archivalien vorenthalten. Noch unbegreiflicher ist es, wenn einzelne Staaten offen erklären, dass sie gewisse Archivalien (z. B. Kaiserurkunden), die ihren Archivsprengel gar nicht betreffen, überhaupt nicht herausgäben.

39. Es ist collegialische Pflicht, auch den Erwerb fremder, nicht in den Archivsprengel gehöriger Archivalien bei Gelegenheit nicht von der Hand zu weisen, um dieselben überhaupt zu erhalten.

40. Beim Ausscheiden und Cassiren von Archivalien ist mit der grössten Vorsicht zu verfahren, namentlich ist diese Arbeit nicht ausschliesslich Unterbeamten zu überlassen. Die für diese üblichen Remunerationen aus dem Erlöse verkaufter Acten müssen aufhören.

41. Urkundendrucke sind abhängig von der jedesmal herrschenden lateinischen Schulorthographie und vom Typenvorrath des Druckers.

42. Die Behauptung, dass die Interpunction in den Urkunden willkürlich und desshalb bei der Edition willkürlich nach unsern Begriffen zu ändern seien, ist mindestens anfechtbar.

43. Es ist endlich einmal an der Zeit, das Studium der älteren deutschen Lokalurkunden gegenüber der einseitigen vornehmeren Beschäftigung mit den Kaiser- und Papst-Urkunden in das gebührende Recht wieder einzusetzen.

44. Die Herausgabe der deutschen Nekrologien hat nach territorialen nicht nach reichsgeschichtlichen Gesichtspunkten stattzufinden.

45. Die historische Bedeutung der Weisthümer ist, seitdem Grimm's Sammlung erschien, viel zu sehr überschätzt. Die Zusammenstellung und Herausgabe der Urkunden nur nach ihrer Form ist überhaupt unkritisch. Mit demselben Rechte könnte man auch Notariatsinstrumente sammeln.

46. Genealogische Arbeiten sind unbrauchbar, wenn nicht jedes einzelne Datum belegt ist.

Nachträgliche Fragen.

Zu Section I.

Können für die Gräber und Grabfunde im Gebiete des Landshuter Vereins bestimmte charakteristische Eigenschaften aufgestellt werden?

Zu Section III.

Was für Functionen sind mit dem seit 1143 vorkommenden Titel des Landgrafen Otto aus dem Geschlechte der Burggrafen von Regensburg verknüpft gewesen? (G. Waitz, deutsche Verfassungsgeschichte VII, 61. G. Freiherr Schenk zu Schweinsberg in den Forschungen zur deutschen Geschichte XVI, 544 ff.; W. v. Giesebrecht, Gesch. der deutschen Kaiserzeit IV (zweite Bearbeitung) 425, Anm. zu S. 37).

Commissions-Verlag der Hofbuchhandlung von A. Klingelhöffer in Darmstadt. — Druck von Kumpf & Reis in Frankfurt a. M.

Herausgegeben von dem Verwaltungsausschusse des Gesammtvereins in Darmstadt unter Redaction von Ernst Wörner.

Correspondenzblatt

des

Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine.

Das Correspondenzblatt erscheint monatlich einmal und kostet jährl. 5 Mark.

№. 10. Siebenundzwanzigster Jahrgang 1879. October.

Mittheilungen für Deutsche Geschichte und Alterthumskunde überhaupt.

Die steinerne Brücke von Regensburg.

(Schluss.)

Dem Abschnitte über die Construktion der Brücke möchten wir noch besonders beifügen, was Herr Rziha in obiger Schrift in Beziehung auf die Breite einer mittelalterlichen Brücke sagt: Es sei gerade diese wohl ins Auge zu fassen, wenn man von ihrer Haltbarkeit spreche. Je schmaler und höher die Brücke sei, desto leichter trete die Möglichkeit des Umkippens ein, insofern besonders das Wasser und die anstemmenden Eismassen sogar über die Höhe der Durchflussräume reichen und an dem über diesem gelegenen Mauerwerke pressen. Nun sei es aber in der Verkehrsfähigkeit des 12. Jahrhunderts und in der durch die Schmalheit einer solchen Brücke ermöglichten Oeconomie des Baues begründet gewesen, an der Brückenbreite sehr zu sparen, und rage diese Sparsamkeit selbst bei grossen Werken bis ins 17. Jahrhundert herein. So messe die Regensburger Brücke 7.8 Meter Breite und sei für die Anlage im 12. Jahrhundert eine sehr breite Brücke.

Hier wollen wir auch noch hervorheben, was Herr Rziha weiter ausführt, dass nachweislich bei unserer Brücke von den 11 Jahren ihrer Bauzeit, während welcher sich eines der grössten Stücke der deutschen Geschichte abspielte, kaum vier Jahre eigentlicher Bauzeit übrig bleiben, und dass die Brücke, zu jener Zeit in ganz Europa die einzige grosse bestehende Brücke von Stein über einen grossen Strom, mit jener alten Moldaubrücke zu den wichtigsten Ausgangspunkten des heutigen Ingenieurwesens sich gestalte, denn beide Brücken seien für ganz Europa die ersten, deutlichen Fussspuren, von denen die Ingenieurdisciplin seit dem Falle Roms wieder ausschritt.

Herr Conrektor Kleinstäuber behauptet im 8. Abschnitte, dass die Hand (eine Rechte mit erhobenem Daumen, Zeige- und Mittelfinger) an der Gedächtnisssäule, worauf sich das restaurirte steinerne Brückenmännchen befindet, keine segnende Hand sei, wie in den Verhandlungen des historischen Vereins B. 16, S. 331 gesagt ist, sondern es soll die zum Schwur erhobene Hand entweder die Wahrheit der unter ihr stehenden Kunde von der Zeit des Brückenbaues erhärten oder andeuten, dass Niemand auf der Brücke raufen, schlagen oder eine Wehr entblössen durfte bei Strafe, seine Hand durch das Beil des Henkers zu verlieren, wie Gumpelzheimer in seiner Geschichte Regensburgs berichtet, dass über der Thüre der Schleifmühle beim Eingang auf die Brücke eine Tafel aufgehangen gewesen sei, worauf eine Hand und ein Beil abgebildet war, um anzuzeigen, dass jeder Angriff auf der Brücke oder Raufhandel mit dem Verlust der Hand bestraft werde. Obige Behauptung ist jedoch irrig; denn eine schwörende Hand zur Bekräftigung der Bauzeit wäre bei deren Notorietät ganz unnöthig und die Anspielung auf die mittelalterliche Kriminalstrafe des Handabhauens offenbar hier nicht am Platze gewesen. Der Herr Verfasser scheint übersehen zu haben, dass nach Seite 327 der citirten Verhandlungen der mit der Restauration und Wiederaufrichtung des Brückenmännchens betraute k. Bauinspector Maurer von der k. Regierung beauftragt war, wegen Durchführung seiner Aufgabe mit dem damaligen Vorstande des historischen Vereins in's Benehmen zu treten, und dass, wenn dieser in seinem Referate hierüber die Hand als eine segnende bezeichnet, welche dem Werke die Weihe gebe, er sicher über deren Bedeutung von jenem aufgeklärt worden ist, obwohl schon aus den Schlussworten des altdeutschen Reimspruches auf der Gedächtnisssäule:

„Gut gleit furbas off allen wegen
Geb gots genad v. gotes segen“

unzweifelhaft hervorgeht, dass die segnende Hand zur Illustrirung dieser Worte dienen soll. So ist auch nach dem illustrirten archäologischen Wörterbuch der Kunst des germanischen Alterthums, des Mittelalters, sowie der Renaissance von Müller und Mothes: „Segenshand, eine aus Wolken herabkommende oder von einem Nimbus umgebene rechte Hand, nach lat. Ritus mit erhobenem Daumen, Zeige- und Mittelfinger etc.“ Auf neueren wie auf alten Kunst- und Bildwerken wird die segnende Hand so dargestellt. Wir erinnern beispielsweise nur an das Bild des Bischofs Richarz mit Segen spendender Hand im Dom von Augsburg und an die Segenshand am Weihbrunnkesseln.

Die Worte auf dem Spruchbande des Brückenmännchens „Schück wie heiss“ erklärt der Vorstand des hist. Vereins in seinem Jahresberichte für 1851/53 (s. obige Verh. S. 328) nach Schmeller („es schuckert mich“, es überläuft mich ein Schauer) für einen Ausruf der bei Empfindung grosser Hitze ausgestossen wurde, wie z. B. heut zu Tage: Sapperlot oder hui, wie heiss! Diese Erklärung adoptirte auch die Versammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine dahier im Sept. 1869 (vergl. Verh. des hist. Vereins B. 28, S. 283.) Herr Conrektor Kleinstäuber ist dagegen der Ansicht, dass das Wort „Schück“ die Bedeutung von „puck“ oder „schau“ haben könne, und dass jedenfalls damit auch an die grosse Hitze des Brückenbaues erinnert werden wollte.

Was die übrigen Brückenwahrzeichen betrifft, hält Herr Rziha nach obigem Vortrag die mystische Thiergestalt mit einem Vogelkopf und krummem Schnabel, aufgerichtetem Ohr, länglichtem wie ein S gekrümmten Hals, einem dicken Leib, um den sich ein langer dünner Schweif aufwindet, und mit zwei vierzehigen Füssen für eine Heuschrecke und ein Sinnbild der Gefrässigkeit und Kriegsnoth, dagegen glaubt Herr Conrector dieselbe für einen Basilisken zur Andeutung der damaligen ungesunden Zustände (schlechte Witterung und Kriegsnoth) halten zu müssen, was wieder auf dasselbe hinausläuft.

Der Erklärung Rziha's der Eidechse als christliche Sinnbild der unschuldigen Gewandtheit und Schweigsamkeit, also eines maurischen Zeichens, tritt der Herr Verfasser bei, wie auch der Deutung des verstümmelten Hundes als Symbol der Wachsamkeit und Treue. Nach Graf v. Walderdorff (Regensburg in seiner Vergangenheit und Gegenwart S. 255) soll die Eidechse auf den dürren Sommer (1135) anspielen.

Die zwei kämpfenden Hähne mit der Jahreszahl 15.80 und den Löwen hält Herr Rziha für locale Motive; nach

Herrn Kleinstäuber sollen erstere die für die Sicherheit der Brücke nothwendige Wachsamkeit und Kampfbereitschaft Regensburgs und letztere wahrscheinlich die Betheiligung Bayerns an der Erbauung der Brücke, vielleicht auch die Grenze, bis wieweit dieses an ihr gebaut hatte, andeuten. Der Löwe (jetzt ohne Kopf) bezeichnet, wie Graf v. Walderdorff behauptet, die Stelle, bis zu welcher Bayern die Brücke für sich beanspruchte.

Wenn auch des Hrn. Verfassers Erklärung des grössten und des kleinsten Steines, wonach dieser die unter ihm befindliche Kapsel mit einer Urkunde anzeigen und jener zu deren Schutz dienen sollte, vieles für sich hat, so ist doch die von Hrn. Rziha gemachte Deutung, dass damit eine bauhüttenmännische Versinnlichung von dem Grössten und Kleinsten, wie es sich nach Lübke's Kunstgeschichte schon am Salamonischen Tempel fand, um so weniger zu verwerfen, als dessen ungeachtet der kleinste Stein zur Aufbewahrung der Kapsel benützt werden konnte.

Zu dem Abschnitte über die Verzierung der Brückenthürme finden wir auch Einiges zu bemerken:

Das grosse Standbild einer steinernen Sphinx in Gestalt eines geflügelten Löwen zuhöchst an dem ehemaligen Mittelthurme der Brücke war nach Gumpelzheimers Meinung (Regensburgs Geschichte S. 259) nur als Zierrath oder als ein Zeichen der damaligen Geistesregheit (?) und Kraft angebracht; nach Resch und nun auch nach dem Hrn. Verfasser sollte sie andeuten, dass mit den unter ihr und an dem s. g. schwarzen Thurm befindlichen Figuren ein Räthsel aufgegeben werden sollte. Allein bei Errichtung der Figuren musste doch bekannt werden, was damit angedeutet werden wollte, wenn auch später den Nachkommen deren Bedeutung entgangen ist, und dürfte von einem Räthsel schon desshalb keine Rede sein, weil eine Figur sogar die Unterschrift: PHILIP. RX. ROMA. trägt und sonach die Deutung der anderen weiblichen Figur (seiner Gemahlin) nahe liegt. Auch steht die Grösse der Sphinx in keinem Verhältnisse zu den übrigen Steinbildern. Fraglich bleibt es, ob nicht diese unterhalb der Dachschwelle angebrachte Sphinx mit aufgesperrtem Rachen blos einen Wasserspeier vorstellen sollte. Eine genauere Untersuchung dieser Figur im Vergleich mit den übrigen Standbildern in Beziehung auf Styl und Ausführung möchte erst den Zweifel lösen. Nur über das zwischen Kaiser Philipp und seiner Gemahlin angebrachte Zerrbild mit den bleckenden Zähnen bestehen verschiedene Ansichten. Nach Resch soll dasselbe nicht, wie v. Bösner in seinen „Worten zur Einleitung bei feierlicher Enthüllung des Standbildes Kaisers Otto IV. und dessen Gegners auf der steinernen Donaubrücke zu R. gesprochen am 15. October 1835“, zugiebt, die Zwietracht andeuten, welche damals das deutsche Reich zerfleischte, sondern den Neid und die Missgunst vorstellen, welche die Familie des schwäbischen Hauses und dessen Anhänger über die dem Kaiser Otto IV. endlich zu Theil gewordene Alleinherrschaft empfanden; nach Herr Kleinstäuber aber soll dasselbe wohl richtiger eine symbolische Darstellung des Zornes und Ingrimms des schwäbischen Hauses über Ottos Alleinherrschaft sein.

Dass das ehemals am s. g. schwarzen Thurm angebrachte Steinbild mit Krone und Mantel und mit einem Pfau auf der Hand den Kaiser Otto IV. vorstelle, hat schon Resch, wie der Herr Verfasser bemerkt, nach der Angabe des Chronisten Raselius berichtet.

Unter den Gefahren, welche die Brücke bedrohten, hätte die Ueberschwemmung i. J. 1342, welche nach Abt Anselm's Ratisbona politica (1729) einer Sündfluth vergleichbar war, besondere Erwähnung verdient. Ausserdem zählt derselbe auch die Jahre 1269, 1304 (Entstehung des Wehrloches,) 1501, 1522, 1524, 1651 und 1677 auf, welche durch Hochwasser auch der Brücke Gefahr oder Schaden brachten.

Bei den historisch merkwürdigen Zügen über die Brücke erwähnt der Herr Verfasser zuerst den Einritt des Kaisers Konrad I. (?) im Jahre 1158, was nicht richtig sein kann, weil derselbe, d. h. Konrad III., schon im Februar 1152 gestorben ist, dagegen ist Kaiser Friedrich I. Barbarossa in jenem Jahre, von Sachsen kommend, über die Brücke in die Stadt eingeritten, wie die vom Herr Verfasser zu seiner Angabe citirten Quellen: Radevicus de gest. Friderici l. I, c. 12 und Gemeiner I,255 deutlich besagen. In obigem Abschnitte vermissen wir auch die von Hrn. Rziha besonders erwähnten Kreuzzüge unter Konrad III. (1147) und Barbarossa (1189), die Reichstage von 1347 (Karl IV.) 1430 und 1470 (Türkenkriege), 1521 (Stellung Regensburgs unter Oesterreich), 1541 (Karl V.), 1630 (Ferdinand II. gegen Wallenstein) u. c. w. Die Angabe des Jahres 1595 statt 1594 bei dem Einzuge des Kaisers Rudolph II. zum Reichstage S. 218 wird im Vergleiche mit der Angabe S. 236 auf einen Druck- oder Schreibfehler beruhen. (Vergl. Gumpelzheimer S. 1001).

Nachdem der Herr Verfasser einen eigenen Abschnitt den die Brücke bedrohenden Gefahren gewidmet hat, möchte, was er gesagt, noch durch Erwähnung derjenigen, welche sich um ihre Erhaltung und Restauration verdient gemacht haben, zu ergänzen sein. So verdanken wir dem Stadtkammerer, Bau- und Steueramtsdirector Sigmund Georg Ulrich Bösner († 1800) die Erhaltung der Brücke durch Widerherstellung des i. J. 1633, im dreissigjährigen Kriege gesprengten dritten Bogens i. J. 1791 und die Entfernung aller fremdartigen Anhängsel, als des mittleren Thurmes, der Mühlen u. s. w., wie sein Sohn, der k. Regierungsrath Joh. Heinr. Thomas v. Bösner in seiner Beschreibung der steinernen Donaubrücke zu R. (Sulzbach, 1830) berichtet.

Dieser selbst hat als Unterhändler und Regierungsorgan in den Kriegsjahren 1800 und 1809 die abermalige Sprengung eines Bogens abzuwenden vermocht. Er hatte auch zu der von der k. Regierung verfügten Anbringung der oben erwähnten vier Standbilder an der Nordseite des Schuldthurmes beigetragen, welche, wie er in seiner Rede bei der feierlichen Enthüllung derselben am 15. October 1835, dem 700sten Jahre der Gründung der Brücke, sagt, durch die freundliche Bewilligung eines erhabenen, dem Schönen und Guten so holden Staatsmannes (des k. Reichs- und Staatsrathes und Regierungspräsidenten Eduard von Schenk) der Stadt wieder gegeben worden sind.

Die Restauration und Wiederaufrichtung des i. J. 1826 von seinem Standorte entfernten Brückenmännchens hatte der historische Verein nach dem Jahresberichte seines Vorstandes i. J. 1849 (Verh. B. 13, S. 431) angeregt und wurde endlich i. J. 1854 (Verh. B. 16, S. 327) von der k. Kreisregierung in anerkennenswerther Sorge für die historischen Interessen der Stadt in ganz gelungener Weise zur Verwirklichung gebracht, so dass Entwurf und Ausführung den damit Beauftragten, dem k. Civilbau-Inspector Michael Maurer, dem Bildhauer Anton Blank und dem Steinmetzmeister Beverlein zum Lobe gereichen.

Endlich hat der historische Verein in zwei Gutachten in den Jahren 1868 und 1869 (Verh. B. 26, S. 357 und B. 28, S. 314) sich gegen den Abbruch des Schuldthurmes und beziehungsweise für dessen Restauration ausgesprochen und dadurch doch wenigstens dessen bisherige Erhaltung erzielt.

Weil der Herr Verfasser der jüngst beendigten, soliden und zweckmässigen Erneuerung des Brückengeländers und Trottoirs nur in seiner Vorrede als Veranlassung zu seiner Monographie erwähnt, wollen wir hier noch beifügen, was uns hierüber von kundiger Seite gefälligst mitgetheilt worden ist.

Zunächst war die Erneuerung der Trottoirs, Gesimse und Brüstungen der Brücke durch deren grosse Schadhaftigkeit und durch die damit verbundenen Verkehrsstörungen veranlasst. Das Bedürfniss dieser Erneuerung war schon i. J. 1865 anerkannt worden. Die Kosten derselben waren in das Budget der XIII. Finanzperiode eingestellt und wurden in Folge der Kammerdebatten mit 80,000 Mark genehmigt.

Nach dem Wunsche der Stände, durch die Erneuerung den Charakter der Brücke als altehrwürdiges Bauwerk nicht zu beeinträchtigen, wurde der Plan vom k. Strassen- und Flussbauamte (Bauamtmann Georg Kraft und Bauamtsassessor Heinrich Hohenner) entworfen und ausgeführt, wie denn sich auch Herr Rziha in seinem oben erwähnten Vortrage vom 9. Dec. 1876 für diese nächst liegende Reconstruktion, unter allen Umständen nur für eine stylgemässe ausgesprochen hatte.

Als Accordanten führten den Bau die Herren Johann Horn und Georg Erhard Jakob, beide Maurer- und Steinmetzmeister von Flossenburg.

Nach vorbereitenden Arbeiten in den Steinbrüchen bei Flossenburg und nach Bearbeitung der Steine auf dem Werkplatze am hiesigen Bahnhofe begannen die eigentlichen Bauarbeiten am Objecte selbst, für die westliche Brückenseite von dem Brückenmännchen an gegen Stadtamhof zu am 4. Juli und wurden beendigt am 26. October 1877; für die östliche Seite wurden sie begonnen am 25. April und beendet am 29. Aug. 1878.

Die Breite der Fahrbahn wurde eine gleichmässige auf die ganze Länge der Brücke und zwar 5,0 m., die Breite der Trottoirs wechselt zwischen 0,9 und 1,2 m. je nach der Breite der darunter liegenden Brückenleibungen. Die Brüstungen sind 0,9 m. hoch über den Trottoirs und 0,19 m. breit und mittelst eines Zapfens von 0,10 m. Breite und eben solcher Tiefe in die Gesimsplatten eingelassen. Die Gesimsplatten wechseln in ihrer Breite von 1,1 bis 1,3 m. und sind 0,33 m. stark. Die Trottoirsteine sind 0,19 und 0,17 m. stark und neigen sich gegen die Brückenaxe behufs des Wasserablaufes.

Die Kosten der Erneuerung der Gesimse, Trottoirs und Brüstungen betragen 60,000 Mark und wurden hierzu verwendet:

252,54 cbm. Granithausteine für die Gesimse,
133,306 cbm. für die Brüstungen und
648,85 qm. für die Trottoirs.

Sämmtliches Steinmaterial ist feinkörniger Granit aus den Steinbrüchen der Herrn Accordanten.

Die wohlgelungene Ausführung dieser Reconstruktion hat auch die ehrende Anerkennung von Seite der vorgesetzten k. Stelle gefunden.

Gegenwärtig wird an der Brücke, wie das Regensburger Morgenblatt unterm 15. Mai d. J. berichtete, eine interessante Reparatur vorgenommen. Es wird nämlich die östliche Stirnseite des fünften Bogens ganz neu aus mächtigen Hausteinen hergestellt und die schadhaften Brüstungen des 5. und 6. Pfeilers werden in ebenso solider Weise mit Quadern ausgebessert. Das massive Gerüst für die Einwölbung des Bogens ist bereits vollendet. Ein neuer Beweis, dass die k. Staatsregierung nichts versäumt, was zur Restaurirung und Erhaltung dieses schon über 7. Jahrhunderte bestehenden grossartigen Baues, eines nach Gemeiner bewunderungswürdigen Denkmals des alten Handelsreichthums unserer Stadt, nothwendig erscheint.

Dass übrigens der Herr Conrector die neueste Abhandlung von Herr Rziha über die steinerne Brücke in der Wiener Allgemeinen Bauzeitung v. J. 1878 S. 35—40 u. 45—49 bei seiner Arbeit nicht benützen konnte, erklärt sich aus der Zeit ihrer Abfassung.

Wir schliessen unsern Bericht mit dem Wunsche des Herrn Verfassers, dass die vor einigen Jahren vom Schuldthurme herabgenommene Uhr verjüngt ihren Schall wieder ertönen lassen und der Stadt nur glückliche Stunden zeigen möge.

Regensburg. J—r.

Die Stelle im Rhein bei Mainz: Rachatom, Racheden, Raden.

Unter dem Fulder Abte Baugulf, welcher im Jahre 802 resignirte, schenkte ein gewisser Lantfrid an das Kloster Fulda allerlei Besitzthum, darunter in Mainz eine Hovestat . . . justa locum, qui illorum civium vel totius vulgarici sermonis dictu nuncupatur ad Hrachatom, in ripa Hrenis fluvii.[1])

Im Jahre 1274 verhandeln vor dem Mainzer Gerichte die Eheleute Heinr. Walpodo und Karisma seine Ehefrau über duas aquas molendinorum super Renum in ea linea quae vulgariter Racheden dicitur.[2])

Im Jahre 1353 bestimmen die Nassauischen Grafen Adolph und Johann die Grenze ihrer Grafschaft: Zum ersten geht unsere Grafschaft, Herrschaft und Gericht da an wo die Crufftel springet . . . . vnd den Mayn ab biz in den Rine vnd den Rine inne biz an den dritten Raden an die Mülen zu Castel vnd also den Rin inne biz mitten in das Waldaffe.[3])

Zur letzteren Stelle bemerkt Bodmann S. 48 Note e: „Zur Erläuterung dieser alten gräfl. nass. Rheingrenze bemerken wir, dass im 13. und 14. Jahrh., ja noch viel später jenseits zu Kastel ebenso wie jetzt bei Mainz Rheinmühlen angelegt waren, welche wie noch heut zu Tag ihr sog. Gemörs an den Resten der 813 abgebrannten karoling. Rheinbrücke befestigt hatten; deren waren nun von der Kirche zu Kastel an bis an das heutige Rheinbette 4. Von diesen aber bis an das heutige Rhein-Gestade zu Mainz 16. Von diesen 16 bestimmte demnach die dritte die Breite der gräfl. nass. alten Landgerichtsgrenze und zugleich seine Oberherrlichkeit am Rheinflusse. Jene 3 Raten wurden in späteren Zeiten zur Beförderung der Schifffahrt und vorzüglich zur Anländung der Flözen ausgebrochen, wie noch zu Kastel eine eingemauerte Inschrift bewahrt.“ So weit Bodmann.

Es bedarf nicht umständlichen Beweis, um darzuthun, dass diese 3 Urkunden von einer und derselben Stelle im Rheine sprechen: Rachatom, Racheden, Raden. Es ist die Stelle wo die Mühlen standen und jetzt noch stehen und das Obere und Untere Mühlenthor sich befindet. Ja wir finden das Wort Rachatom auf das benachbarte Thor übertragen und zwar am Anfange des 9. Jahrhunderts. Randolf schenkt ans Kloster Hersfeld im Jahre 815 Juni 16 eine area in loco qui dicitur Rahhada porta und eine andere area in ipsa porta Rahhadero.[4])

Ich besitze zu wenig Sprachkenntnisse, um über die Bedeutung des Wortes mich äussern zu können. Möge es ein Kundigerer an dieser Stelle thun. Der Mühe lohnt es sich schon, da hierdurch unsere topographischen Kenntnisse der Stadt Mainz in karol. Zeit gewinnen. Vielleicht weiss Jemand Auskunft über den von Bodmann erwähnten Stein in Kastel zu geben.

Mombach. Falk.

[1]) Schannat, Traditt. Fuld. p. 51 no. 101; Dronke no. 180.
[2]) Baur, Hess. Urkk. III,612.
[3]) Bodmann, rheing. Alterthh. S. 48.
[4]) Wenk, Urkk.-Buch no. 15.

Wirksamkeit der einzelnen Vereine, Literarisches.

Von den **Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande** von Dr. C. Mehlis, deren drei erste Abtheilungen wir bereits besprochen haben, (Corr.-Bl. 1877 S.

79) liegt uns nun die vierte Abtheilung (Leipzig bei Duncker & Humblot) vor. Wir finden darin folgende 10 Einzelabhandlungen: I. Bilder aus der Vorgeschichte der Rheinlande. 1) Die Jagd, 2) Der Dreifuss, 3) Macte Caesar imperator, 4) Unthfanthai iddan Kiano. II. Die Inhumation am Mittelrhein mit 3 Taf. III. Ueber die Reihengräber am Mittelrhein. IV. Ueber die Zusammensetzung des deutschen Volkes. V. Ueber deutsche Schädel. VI. Ueber deutsche Ortsnamen. VII. Zur Somatologie der bayrischen Jugend. VIII. Zu den Dürkheimer und Rodenbacher Funden. IX. Neue Gräber am Mittelrhein und ihre historische Bedeutung. X. Ausgrabungen auf der Limburg in der Pfalz mit Zeichnungen.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Neue Folge. XXVI. Jahrg. Nr. 5.

Inhalt: Wattenbach, Der grosse Brand in Erfurt am 19. Juni 1472. — Messmer, Der Sigmaringer Brettstein. — Essenwein, Einige Venetianer Gläser im germanischen Museum. — Nachträge zum Doppeladler. — Schepss, Ein Kapitel von Ketzern. — Hertel, Aus einer Magdeburger Chronik des 16. Jahrh. — Schepss, Zur Verdentschung des Aristoteles. — Dümmler, Zum Kanon Evangeliorum. — Chronik etc.

Nr. 6.

Inhalt: Joh. Müller, Der Freibrief der Stadt Plauen vom Jahr 1388. — Wattenbach, Lateinische Verse aus einer Münchener Handschrift des 14. Jahrh. — Frhr. Roth v. Schreckenstein, Die heraldischen Kronen auf Siegeln des niederen Adels. — Essenwein, Ueber Kronen. — Boesch, Etliche Kauffmans Reguln, deren sich Junge Handelsleuth oder deren fleissige Diener gebrauchen sollen. — Schepss, Spitalbau in Füssen. — Ermisch, Findlinge. — Frommann, Lateinische Räthsel. — Chronik etc.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Neue Folge. XXVI Jahrg. Nr. 7 und 8.

Inhalt: Wernicke, Kunstgeschichtliches aus Bunzlau. — Wattenbach, Ulrich Gossembrot. — Schultz, Zur Geschichte der Hausmarken. — Essenwein, Geschliffene Glaspokale im germanischen Museum. — Bergau, Eine Holzschnitzerei angeblich von Veit Stoss. — Schepss, Ein Schwindler von 1415. — Jacobs, Zwei Urkunden. — Wattenbach, Benedictus de Pileo. — Bösch, Die Puppenhäuser im germanischen Museum. — Schepss, Briefwechsel des Magistrats Nürnberg mit dem Magistrat Dinkelsbühl wegen einer in Nürnberg zu errichtenden milden Stiftung. — Jacobs, Urkunde. Chronik. Schriften der Akademien, Museen und hist. Vereine. Literatur. Vermischte Nachrichten.

Mittheilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Alterthumskunde. Bd. II., Heft 5.

Inhalt: Stenzel, Dse Vermählungs-Medaillen des Anhaltischen Fürstenhauses. — Irmer, Wigbert von Groitsch. — Wäschke, Ueber Anhaltische Volksmundarten. — Vermischtes. — Vereinsnachrichten.

Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands. Herausgeg. von Richard Pick. 3—5 Heft.

Inhalt: Düntzer, Der Geburtsort und der Geburtstag des Malerfürsten Peter Paul Rubens. — Schneider, Römische Heerwege zwischen Yssel und Ruhr. — v. Veith, Die Kämpfe des Labienus mit den Treverern an der Semois und Alzette 53/54 v. Chr. — Christ, Deutsche Volksnamen. — Schneider, Die Warte am Schwimmshof. — v. Hirschfeld, Geschichte und Topographie des Rheins und seiner Ufer von Mainz bis Holland mit besonderer Berücksichtigung der Römerzeit. — Pohl, Zur rheinischen Geschichte und Politik des Jahres 1647. — Hesse, Die Familie van Beethoven in Bonn und ihre Beziehungen.

— Das dritte Heft des zehnten Bandes der **Zeitschrift des historischen Vereins für das württembergische Franken** enthält folgende Aufsätze: Fürst zu Hohenlohe-Waldenburg, Zwei alte Stammbücher in der Fürstl. Kunst- und Alterthumssammlung im Kaisersaal zu Neuenstein. — Bühler, Der Zuckmantel zu Oehringen. Wendel Hipler als hohenlohischer Kanzler und seine Bedeutung im Bauernkriege in Franken anno 1525. — Boger, Der Tod des Grafen Albrecht von Hohenlohe. — Bossert, Einige Inclusoria in der Gegend von Mergentheim. Beiträge zu der Oberamtsbeschreibung des Frankenlandes. Ergänzungen zur Genealogie des Hauses Hohenlohe. — Caspart, Michael Beheim. — Georgii-Georgenau, Die Familie Bühler. — Urkunden und Urkundenauszüge. — Alterthümer und Denkmale. Nachrichten.

Die Zeitschrift des historischen Vereins. für das württembergische Franken erscheint von 1879 ab, gleich den Publikationen der Alterthumsvereine in Stuttgart und Ulm, als integrirender Bestandtheil der Württembergischen Vierteljahrshefte für Landesgeschichte.

Obigem 3 Heft liegt das Register der Zeitschrift Bd. I bis IX bei.

Archiv für hessische Geschichte und Alterthumskunde. Bd. XIV. Heft 3.

Inhalt: Aus Archivalien der Stadt Friedberg in der Wetterau aus dem 15.—16. Jahrhundert. Von Dr. L. Dieffenbach. — Aus der älteren Geschichte der hessischen Artillerie. Von C. Leydhecker, Hauptmann und Batteriechef im westpreussischen Feld-Artillerie-Regiment Nr. 16. Nebst 2 Karten. — Aus der Geschichte des Dorfes Planig. Ein Beitrag zur Rheinhessischen Geschichte in verschiedenen Jahrhunderten. Von Ernst Wörner. — Zur Reformationsgeschichte der Grafschaft Erbach. Mitgetheilt von Ernst Grafen zu Erbach. — Die Baumkircher Gesellschaft zu Laubach. Von Wilh. Matthaei. — Regesten der in der Sammlung des Mannheimer Alterthumsvereins befindlichen Hessischen Urkunden. Mitgetheilt von Kreisgerichtsrath G. Christ. — Urkunden: Von Dr. G. Freiherr Schenk zu Schweinsberg. Fundation der Pfarrei Elsoff in der Grafschaft Wittgenstein, 1059. Schenkung der Gräfin Mathilde von Felsberg an das St. Albansstift zu Mainz, 1109. Fragment eines Güterverzeichnisses des Stifts zu St. Maria ad gradus in Mainz. 12. Jahrh. Weisthum des Pfalzgräflichen Hofes zu Alzei. — Von Bezirksgerichtsrath Dr. Bockenheimer: Indulgenzbrief für Marienborn, 1300. Bestätigung einer Altarstiftung in Planig, 1339. — Von W. Crecelius: Urkunde zur Geschichte der Landschaden von Steinach, 1429. — Von Pfarrer Dr. Falk: Indulgenzbrief für Bechtolsheim, 1300. — Beiträge zur Ortsgeschichte: Von G. Schwabe. Zur Topographie Alzei's im Mittelalter. — Von Kreisgerichtsrath G. Christ: Schönmattenwag: das spumosum stagnum. — Von Dr. G. Frhr. Schenk zu Schweinsberg: Zur Bestimmung der Grenzpunkte der sog. Heppenheimer Mark. Die Grenze des Kirchspiels von Heppenheim a. d. B. Reckershausen. Gozolvesheim. Das castrum apud lacum oder apud vivarium, eine erzbischöflich Mainzische Sommerresidenz. — Miscellen. — Nachträge. —

Notizen, insbesondere über alterthümliche Funde, Restaurationsarbeiten etc.

(Alte Strassen und Grabhügel dies- und jenseits der Aar). Auf dem hohen Rücken, welcher das linke Ufer der Aar[1]) begleitet und als Flossenhelde oder Fuchsenhöhl

[1]) Nebenfluss der Lahn im Nassauischen. Sie mündet, von Süden kommend, bei Diez in die Lahn.

im Lande bezeichnet wird, läuft eine alte Strasse, die man bald Rint-, bald Ring-, bald Rennstrasse nennen hört, die nach Vergleich mit ähnlich gelegenen Wegen aber wohl Rennstrasse oder Rennweg zu nennen sein möchte. Sie ersteigt bei Diez über Birlebach die Höhe und hält — Fachingen, Schaumburg, Habenscheid, Bärbach, Schönborn rechts — Flacht, Niederneisen, Lohrheim weit links, auch Burg Hohlenfels noch links lassend — die Wasserscheide, bis sie über Ebershausen bei Klingelbach das Thal der Dörsbach erreicht und bei Catzenelnbogen überschreitet, dann unter dem Namen Hessenstrasse an dem Castell Alteburg unfern Holzhausen an der Haide innerhalb des Pfahlgrabens — also auf altrömisches Gebiet eintritt. Wie anderwärts, finden wir auch hier längs dieser Höhenstrasse Gruppen von Grabhügeln, oft drei, vier, oft fünfzig und mehr, welche meist weit ins Land oder doch der Strasse entlang schauen. Zuerst begegnen wir ihnen da, wo sich ein Weg nach Flacht von der Rennstrasse abzweigt. Die Stelle, „am Gärtchen“ genannt, bildet eine Hochebene und bietet eine weite Aussicht über den nördlichen Theil des Gesichtskreises, die man zumal auf dem hohen Grabhügel, in welchem „der Heidenkönig zwischen Rhein und Lahn begraben liegt,“ geniessen kann. Sie beginnt mit der schönen Aussicht bei Kemenau über Ems, deren Rücken sich zum Dielskopfe hinter Welschneudorf erhebt; es folgt die Montabaurer Höhe, vor welcher tief unten aus dem Lahnthale die Schaumburg aufschaut. Der Höchst zwischen Holzappel und Diez verbirgt den Malberg, lässt aber die Kuppe des Berges von Oberähr (?) wieder frei, worauf der steil abbrechende Wald hinter Schloss Molsberg, der unverkennbare Zuckerhut der Weltersburg, vielleicht auch die St. Blasienkapelle westlich der Dornburg auftauchen. Namenlos steigt höher und ferner als alles Vorhergesehene der hohe Westerwald auf und fällt sanft zu den Bergen ab, auf welchen die Burgthürme von Merenberg und Greifenstein und die blaue Glocke des Dünsberges bei Giessen sichtbar werden. Vor diesem öffnet sich im Mittelgrund das Elbthal der Lahn zu, zwar bleibt Diez versteckt, aber Limburg, Dietkirchen, Dehrn beleben romantisch das Lahnthal, in dem man selbst die Dolomite von Steeten und die Grünsteinfelsen von Schadeck glaubt aufragen zu sehen. Mehr aber verdeckt der nahe Buchenhochwald, der den Horizont nach Osten, Süden und Westen begrenzt, nicht ohne mit einem Prachtbaum der Königsbuche in der Richtung nach Cramberg abzuschliessen. Der hohe Hügel, auf dem wir stehen, ist der nordöstlichste von fünfzehn anderen, die hier am Gärtchen den Kreuzweg umlagern. Er wurde im Jahr 1861 durchgraben, leider ohne dass ein Bericht darüber veröffentlicht oder ein Fundstück in das Landesmuseum gekommen wäre. Auch die Untersuchungen und Funde, die in den jüngsten Tagen in anderen Hügeln gemacht worden, übergehen wir hier, da sie in dem unter der Presse befindlichen 15. Band der Annalen des Nassaischen Alterthumsvereins werden veröffentlicht werden. — Von dem Kreuzpunkt der Rennstrasse mit dem Weg nach Flacht vierhundert Schritte südöstlich erhebt sich nur unbedeutend der Tannenkopf, an welchem links und rechts der Strasse eine Kiesgrube ausgebeutet wird. Hierdurch kamen schon früher flache eiserne Lanzenspitzen und Urnen zu Tage, welche einer dortigen Gruppe von 4 oder 5 Todtenhügeln angehörten. Dann senkt sich das Gelände und wieder nach 400 Schritten liegt im Walddisrict Alte Weiher, wo der Rennweg von einem Verbinbindungswege zwischen Niederneisen und Schönborn gekreuzt wird, eine Gruppe von 6 Grabhügeln. Weitere 500 Schritt ansteigend finden wir, dass die Verbreiterung des Rennwegs mehrere Hügel einer 4. Gruppe durchschnitten hat, welche den Nordabhang des Hünerscherkopfs einnehmen. Sowohl dieser bedeutenden Höhe, als der Felskuppe des Ergesstein entzieht der stattliche Hochwald jegliche Aussicht. Die Rennstrasse führt uns jetzt nur mehr als Waldschneisse abwärts zum Gilgesloch, wo wieder eine grosse Hügelgruppe beisammen liegt; wir erreichen dann, indem wir die Hauptwasserscheide verlassen, nach 4000 Schritten, ohne auf Grabhügel zu stossen, Klingelbach; doch müssen wir auch hier einer 6. Hügelgruppe: des Heidenkirchhofs Erwähnung thun, welche nördlich vom Orte an einer anderen — der alten Kohlstrasse liegt. Sie hat am Alten Weiher die Rennstrasse gekreuzt, ist dann durch Schönborn und die Klingelbacher Lohe zum Dörsbachthale hinabgegangen. Noch eine andere Strassenabzweigung ist hier zu nennen, welche durch die Allendörfer und Catzenelnbogen'schen Walddistrikte Rindskopf und Fritzeborn gleichfalls wieder von Hügelgruppen begleitet wird. Wie die Rennstrasse von Norden, so überschreitet eine andere alte Strasse bei Catzenelnbogen in östlicher Richtung die Dörs. Sie führt an der Hohenley südlich Hohenfels und auf dem Rücken „Altgeheg“ an mehreren Grabhügeln vorüber nach Hahnstätten und ersteigt jenseits die Höhe, um, ehe sie Kaltenholzhausen erreicht, im District Gärtesheck eine Gruppe von 66 Grabhügeln zu durchschneiden. Weiter nach Kirberg und Ohren, an manchen Grabhügeln in Rudoltswald vorüber, strebt sie nach Niederselters, um hier die Hessenstrasse zu erreichen und unter diesem Namen ostwärts nach Haintgen zu führen; eben dahin führt von Oberbrechen aus eine alte Strasse an der Altburg und an der um sie liegenden Gruppe von 16 und mehr Hügeln vorüber.

Wenn wir diese längs der alten Höhenstrassen gruppenweise vertheilten Grabhügel betrachten, so fühlen wir uns versucht, auch die Wohnplätze der Lebenden zu suchen, welche hier ihre Todten begruben und die Absicht zu errathen, die sie bestimmte, eben diese Bestattungsorte zu wählen. Gewiss finden wir die Heimstätten nicht auf den rauhen und wasserlosen Höhen, sondern in den tiefer gelegenen Quellenmulden und in dem fruchtbaren Gelände der nächsten Thäler, in welchen aus alten Einzelhöfen jetzt volksreiche Dörfer erwachsen sind. So mögen die zahlreichen und mächtigen Hügel „im Gärtchen“ hindeuten nach dem in glücklicher Lage im Aarthal sich ausbreitenden Flacht; die wenigen Hügel auf dem Tannenkopf nach dem bescheidenen Bärbach. Die Grabhügel am alten Weyer und am Hünerscherkopf mögen Schönborn und Lohrheim und die im Gilgesloch Ebertshausen zuzuweisen sein. Wir könnten diese Beispiele noch durch viele andere vermehren, wollen aber nur noch jene Hügelgruppen längs des Rennweges auf der Wasserscheide des Rheingauer Gebirges und die längs der Kaufmannsstrasse zwischen Rüdesheim und Lorch erwähnen. Wenn wir von den Germanen wissen, dass sie ihre Höfe an Quellen gelegt und ihre Götter auf Höhen und in Hainen verehrt haben, so mögen wir vermuthen, dass sie eben da, wie wir es fanden, auch ihren Todtencultus gepflegt haben. Hier längs der Strassen erhielten die Hügel das Gedächtniss an die Verstorbenen wach und heiligten den Ort, dass jede böse That ein doppeltes Verbrechen war. Noch lebt in den Gemüthern der Landleute diese Ehrfurcht fort und fort. Als wir dort die Grabhügel untersuchten und die Schädel und die grünen Bronceringe nach 2000 Jahren das Tageslicht wieder erblickten, winkten uns die Arbeiter schweigend herbei und nur leise, als fürchteten sie einen Vogel vom Neste zu scheuchen, sprachen sie ihre Vermuthung aus, nach welcher Richtung die Leiche gestreckt sei. Wie heute Eisenbahnen und Landstrassen, begangen und beritten von Wärtern und Gensdarmen, bewacht und vertheidigt von Gesetzen und Gerichten das Land durchkreuzen, so zogen auch schon in der Urzeit alte Handel- und Wandelstrassen einsam über die Höhen, indem sie Weiler und Höfe tief unten in den Thälern liessen, nur geschützt durch die Sitte, die wir heute Aberglaube nennen, geheiligt und verwehrt durch jene fernschauenden Hügel, in welchen die Todten ruhten und über des nächtlichen Wanderers Sicherheit wachten. (v. C. im „Rh. C.“)

(Ueber die Ausgrabungen auf dem Römercastell Kapersburg.) In dem Jahrgang 1878 des Correspondenzblatts ist auf S. 82 f. und S. 91 f. über den Beginn und

den Verlauf dieser Ausgrabungen berichtet worden. An letzterer Stelle ist das damals vorliegende Resultat in einem Vortrag des Herrn Gustav Dieffenbach zu Friedberg zusammengefasst. In diesem Spätsommer wurden die vom hist. Verein für das Grossherzogthum Hessen in Darmstadt mit staatlicher Beihilfe unternommenen Ausgrabungen unter Leitung des Herrn Gustav Dieffenbach fortgesetzt und von demselben fortdauernd Referate über seine Thätigkeit in der „Darmstädter Zeitung" erstattet. Wir theilen diese Referate hier in der Reihenfolge ihrer Datirung wörtlich mit:

— 19. August. Die diesjährigen Ausgrabungen auf der Kapersburg in der Gemarkung Ober-Rosbach bei Friedberg, welche am heutigen Tage wieder begannen, waren schon am ersten Morgen sehr vom Glücke begünstigt, indem man auf dem kürzlich abgeholzten Theile der Retentura, welcher sich zwischen der porta principalis dextra und der porta decumana befindet, auf die Fundamente von drei Gebäuden stiess, welche am Mittage schon weiter verfolgt wurden.

— 24. August. Die im Berichte vom 19. erwähnten, in der Retentura der Kapersburg aufgefundenen Fundamente wurden im Laufe der Woche verfolgt und ergaben von einem Gebäude eine Länge von über 16 und eine Breite von 8 m. Der Umfang eines dritten Gebäudes lässt sich noch nicht bestimmen, da die sorgfältige Ausräumung einer interessanten Feuerungsanlage desselben Vorsicht erheischte. In einigen Tagen wird es hoffentlich gelingen über die innere Einrichtung der Gebäude Aufschluss zu erhalten. Die Lage derselben ist durchweg verschieden von der Lage derjenigen welche auf der Saalburg aufgedeckt wurden, mit welcher das ganze Castell namentlich in seiner inneren Einrichtung sich fast in allen Theilen sehr verschieden zeigte, was eine vorsichtige und sorgfältige Fortsetzung der Ausgrabungen, wie auch genaue Aufnahme der Resultate gebietet.

An Fundstücken ergaben die Ausgrabungen nur sehr geringe Ausbeute und sind die wichtigsten: Ein Stempelabdruck der leg. XXII P. P. auf einem Backsteinstücke; drei unvollständige Töpferstempel auf Gefässstücken aus s. g. terra sigillata; ein ornamentirter Henkel einer Amphore aus terra sigillata; Glasscheibenstücke, wie deren sich auf der Saalburg und in Friedberg auffanden; ein silberner Fingerring; ein Schlossziernagel; verschiedenes Eisenwerk, worunter Nägel mit sehr lang ausgedehnten Fliegenköpfen und ein Kettenknebel; eine Grosserz von Antonin; ein Stück einer grossen gehämmerten Metallplatte.

— 31. August. Im Verlaufe der Woche wurde mit der Untersuchung der in der Retentura der Kapersburg aufgefundenen Gebäude fortgefahren. Das im Berichte vom 24. August l. J. als über 13 M. lang und 8 M. breit angeführte Gebäude läuft mit seiner 1,33 starken und 13,37 langen nördlichen Langseite in einer Entfernung von ca. 3—4 M. anscheinend parallel mit der Dextraseite der Umfassungsmauer. Eine sehr breite Strasse kann hier zwischen durch nicht geführt haben. Die östliche kürzere Seite läuft in einer Stärke von 1,38 und einer Länge von nur 7,53 in einer Entfernung von ca. 15 M. anscheinend parallel mit der Decumanaseite der Umfassungsmauer. Sie ist 0,47 kürzer als die correspondirende Seite, welche in derselben Stärke eine Länge von 8,00 besitzt. Ob diese Differenz durch die Ungenauigkeit des Erbauers oder vielmehr durch die Construction des Castells, dessen abgerundete Ecke stumpfwinkelig ist, geboten war, muss man noch dahin gestellt sein lassen. Auch die Differenz der beiden Langseiten spricht für letzteres, da die südliche 0,43 kürzer ist als die oben erwähnte nördliche. Die Mauern sind, wenn auch nicht ganz sorgfältig wie andere, doch ziemlich gut errichtet, sind aber, um Steine zu gewinnen, wie auch durch Wühlen nach Fundgegenständen theilweise zerstört. Es fanden sich keine Anhaltspunkte, um das Gebäude als Wohngebäude bestimmen zu können, wenigstens fanden sich kein Estrich, keine Einrichtung zur Erwärmung der inneren Räume wie auch keine weiteren Abtheilungsmauern. Die Mauern sind verhältnissmässig breit, vielleicht um starke Lasten tragen zu können, vielleicht eine breitere Basis für eine grössere Höhe, vielleicht auch um ausser dem Platze für Errichtung der Höhenmauern noch Platz zum Anflegen von Lagerbalken zu erzielen.

An dieses Gesäude reiht sich nur durch einen schmalen, 1,40 breiten Gang getrennt mit seiner nördlichen Breitseite an den westlichen Theil der südlichen Langseite ein zweites Gebäude, dessen Umfang im letzten Berichte noch nicht zu bestimmen war. Die Länge desselben beträgt 12,25, die Breite 5,35 bei einer Mauerstärke von 0,62. Die westliche Langseite ist mit einem überhalbrunden thurmähnlichen Vorsprung versehen. Im Innern zeigten sich bis jetzt gut erhaltene getünchte rothe Wände wie ein ebenso erhaltener Estrich und werden die darunter befindlichen Heizvorrichtungen sich auf's Beste erhalten haben. Ziemlich im inneren Winkel, den die beiden Gebäude bilden, liegt ein Ziehbrunnen, welcher bis jetzt keine Ausmauerung zeigte. Die Tiefe, die Länge des Durchmessers, wie auch der versenkte Inhalt wird sich später noch bestimmen lassen, eine weitere Ausräumung erheischt Vorsichtsmassregeln. Vor dem östlichen Theile der südlichen Breitseite des zuletzt beschriebenen Gebäudes befindet sich ein Flügel einer ausgedehnten Heizvorrichtung mit vielen aus Backsteinen errichteten vierseitigen Säulchen. Die Blosslegung dieses interessanten Hypokaustums ist noch nicht vollendet. Der Eingang zu dieser Anlage befindet sich auf der Südseite, dessen westliches Aussenwerk aus einem Sandsteine besteht, auf welchem am Schlusse der dieswöchentlichen Arbeiten gegen Abend eine unvollkommene Inschrift sich zeigte. Der Stein war noch nass und musste das Abwaschen desshalb verschoben werden. Soviel sich auf dem ungewaschenen Steine erkennen lässt, scheint die Inschrift zu lauten:

. . . C . . .
. . . COS . . .
. . . GET . . .
. . . N . . .
. . . IAN . . .
. . . VM . . .

und rührt vielleicht aus der Zeit von 204 — 212 (?) her. Es wird die Verwendung des Steins an diesem Platze eine zweite gewesen sein.

— 7. September. Der im Berichte vom 31. August erwähnte Inschriftstein liess bei seiner Abtrocknung schon einen Fehler im Lesen erkennen, indem sich beim Abfallen von anhängender Erde das in der dritten Zeile vermeintliche G in L verwandelte. Im Uebrigen scheint die Inschrift richtig gelesen zu sein und wird sich auch grösstentheils entziffern lassen. Hoffentlich ist der Stein im Laufe der Woche so weit abgetrocknet, dass ein Abwaschen vorgenommen werden kann.

Die Ausgrabungen sind wieder gut vorangeschritten und wird sich schon ein recht voller Plan über das Castell zeichnen lassen, da ausser den bereits erwähnten Gebäuden noch weitere von grosser Ausdehnung zum Vorschein traten.

Ein ganz besonders gut erhaltenes Befestigungswerk mit gut ausgeführtem und gut erhaltenem Mauerwerk tritt in grosser Ausdehnung und eigenthümlichen Einrichtungen zwischen dem Castelle und dem Polgraben zu Tage, das besondere Aufklärung über diese Befestigungsart, die meistens für einen einfachen Thurm gehalten wurde, verspricht.

Als Fundstücke sind zu erwähnen: Eiserne Charnierbänder; Haftkloben; einige so gut erhaltene Nägel, dass man sie für neu halten möchte; ein Eimerhenkel; eine spitze, schlanke Messerklinge; Reste von mit verschiedenen Farben bemalten Wänden; viele Reste von Fensterscheiben, welche sämmtlich eine rauhe und eine glatte Fläche tragen, also wohl durch Giessen auf eine Fläche hergestellt

sind. Es befinden sich einige Randstücke und ein Eckstück unter denselben, und da dieselben sorgfältig gesammelt wurden, lässt sich vielleicht auch noch ihre ursprüngliche Form construiren; einige Stücke aus terra sig. mit interessanten Figuren, andere mit Einritzungen; ein Boden mit dem Stempel NASSO; ein Glasgefässstück, auf welchem mitgegossen ausser einem unkenntlichen Buchstaben noch F E C (rückwärts zu lesen) sich befinden; ausser einigen andern Stempeln der Leg. XXII pr. p. f. ein solches mit verschiedenen kleineren Halbmonden; ein Stempel der Leg. VIII augusta mit einer Ligatur A und V; endlich eine sehr interessante und schöne, in dunkelbraunen Carneol geschnittene Gemme. Die eingeschnittene Figur scheint die eine Krone darreichende Fortuna vorzustellen.

— 14. September. Die Ausgrabungen auf der Capersburg liessen eine ausgedehnte friedliche Niederlassung hinter dem Castelle, ebenso eine starke Benutzung des Zwischenraums vor dem Castelle und hinter dem Polgraben erkennen. Der im Bericht vom 7. erwähnte Bau zwischen dem Polgraben und dem Castelle wurde weiter verfolgt und viele Abtheilungen in demselben blosgelegt. Interessant ist ein über halbrunder Vorsprung mt Hiypokaustum. Eine Abtheilung zeigte ein gut erhaltenes Bad mit sorgfältig gelegten Thonplatten. An der tiefsten Stelle in der Mitte der einen Seite nach dem inneren Bau zu befindet sich eine kleine runde Oeffnung zum Ablassen des Wassers. Der Tünch der Wände ist an den unteren Stellen ringsum noch vorhanden und gaben die vielen im Inneren vorgefundenen Stückchen Zeugniss von reichen Malereien auf den Wänden, die in vielen Farben und Schattirungen ausgeführt waren. In einem anderen Gemache fanden sich noch bemalte Stückchen an den Wänden. Unter den meisten Gemächern befinden sich Heizvorrichtungen, welche, wenn man den gut erhaltenen Bau nicht zerstören will, schwer zu untersuchen sind. Von Fundgegenständen sind bemerkenswerth einige Bruchtheile von Hufeisen, ein eisernes Messer, wie anderes Eisengeräth; viele verschiedenartige Stempel auf Backsteinen, deren sich bisher nur wenige fanden. Ausser einem im letzten Berichte erwähnten der leg VIII. aug. gehören alle der leg XXII. pr. p. an und konnte trotz aller Vorsicht bei der Beobachtung der Fundstellen bis jetzt noch nicht constatirt werden, ob die leg XXII. die Erbauerin oder die Wiederherstellerin des Castells war. Ein weiteres Fundstück besteht aus einem sogenannten Donnerkeil aus hellgrünem, äusserlich weisslich grau untermischtem Gesteine. Er fand sich in römischem Brandschutte und wird durch die Römer als schöne antike Curiosität dahin gelangt sein. — Ein Gefäss, welches mit seinem Munde durch eine rund ausgehauene Thonplatte hervorsieht, mag vorläufig dem Erdboden noch anvertraut bleiben. Die diesjährigen Ausgrabungen, welche so reichliche Entdeckungen ergaben, werden mit dem Schlusse dieser Woche eingestellt werden, da die vorgesehenen Mittel schon erschöpft sind.

— 22. September. Die weiteren Ausgrabungen auf der Capersburg ergaben eine Ausdehnung der friedlichen Niederlassung hinter dem Castelle nach westlicher Richtung von 250 Meter Länge von der porta decumana aus, ohne das Ende erreicht zu haben. 75 Meter nördlich von dem äusserst verfolgten Punkte befindet sich eine Quelle, welche in den trockensten Jahren nicht versiegen soll. Im Castelle wurden wiederum sehr ausgedehnte Mauerreste aufgefunden. Die hauptsächlichsten sind diejenigen, welche unweit der beiden Linien herlaufen, welche von der porta principalis dextra zur porta principalis sinistra und von der porta praetoria zur porta decumana führen. In der Nähe des Kreuzungspunktes stiess man auf ein Gemach mit sehr ansehnlichem Mauerwerke. Leider konnte dasselbe nicht weiter verfolgt werden. Eine erneute Aufrichtung scheint hier auf beinahe vollständig vernichteten Gebänden stattgehabt zu haben. Die erste Aufmauerung ist sorgfältiger ausgeführt als die zweite. Noch liegen Thonplatten in dem alten Gemache, in welchem sich eine gut erhaltene Lanze fand. — Das Gebäude vor dem Castelle wurde einer stets sorgfältigeren Untersuchung unterworfen und der Eingang in dasselbe von der Seite, welche dem Castelle zunächst, aufgedeckt. Leider ist die eine Seite des ungefähr 1,38 breiten Einganges zur Gewinnung der guten Hausteine ausgebrochen. Vor dem Eingange befand sich ein dem Eingange gleich breiter und 3,38 langer geplätteter Vorplatz. Der ursprüngliche Auftrittstein ist sehr ausgetreten, vielleicht, weil er sehr weich war, und ist diesem Missstande durch eine aufgemauerte Auflage neuer Steine abgeholfen worden. Der innere Raum des 7,00 langen und 3,89 breiten Gemaches ist grossentheils mit rauhen Quarzitplatten und theilweise mit rothen Sandsteinplatten belegt. Ob dieser Raum mit Hypokaustum versehen, konnte nicht ermittelt werden, weil man den Fussboden hätte aufbrechen müssen. In diesem Gemache fand sich rechts vom Eingange ein grosser gehauener Sandstein, in welchem eine schmale Vertiefung eingelassen war. Ein fast gleicher fand sich im vorigen Sommer im Praetorium und haben dieselben wahrscheinlich zum Aufstellen von Statuen gedient. Aus diesem ersten Gemache gelangt man links durch einen 1,30 breiten Eingang in ein zweites 5,95 langes und 4,95 breites mit Hypokaustum versehenes Gemach; aus diesem durch einen 1,15 breiten Eingang in ein drittes Gemach, aus welchem man in ein viertes und aus diesem vierten in ein fünftes und sechstes kommt, an welch' letzteres sich eine Concha (halbrunder Vorsprung) lehnt. Aus dem sechsten Gemache gelangt man in ein siebentes. Neben dem ersten Gemache befindet sich rechts als achtes Gemach ein Badezimmer und ist das eigentliche Badegemach in ein anderes nur unbedeutend grösseres Gemach eingesetzt. Es scheinen das zuerst gefertigte als Badegemach entweder zu gross und dadurch die Anfüllung mit Wasser zu beschwerlich, vielleicht auch die Erwärmung der grossen Wassermenge zu zeitraubend oder die Wände nicht wasserdicht gewesen zu sein. Der Abfluss geht noch durch ein Bleirohr in das Innere des Gebäudes. Der Abfluss aus dem umschliessenden oder ursprünglichen Gemache geht zwischen der einen eingesetzten und der ursprünglichen Wand, d. i. in der nordwestlichen Ecke des ursprünglichen Gemaches nach Aussen. Einen Zusammenhang des Ausflusses aus der Bleiröhre, welche innen und aussen umgekrämpt, konnte man nicht ermitteln. Es scheinen hier Steine ausgebrochen zu sein. In der Concha ist der Estrich, trotzdem er fast zu Tage gelegen, noch gut erhalten, wie auch die darunter befindlichen Hypokaustensäulchen. Interessant ist noch ein an den Kanten glatt und in der Mitte rauh vorstehend gehauener Sandstein, wie solche zur Herstellung von Rusticamauern verwendet werden. Er befindet sich im Innern des als sechstes genannten Gemaches. Eine erhaltene Kalkmasse nahe am Gebäude zeigt uns die Form eines damaligen aus Brettern gefertigten Behälters. In der Nähe des Baues entspringt eine Quelle, zu welcher ein mit Steinen gelegter Weg vom Polgraben und ein zweiter parallel dem Polgraben führt. Die Quelle scheint nach den aufeinander lagernden Steinen zu urtheilen, überdacht gewesen zu sein.

Oppenheim, 26. August. Man schreibt der „D. Z.“: **Die Restauration der Katharinenkirche** geht tüchtig voran. Zunächst ist die Michaelskapelle wieder unter Dach. Das Masswerk in den Fenstern ist ergänzt, die Treppe aussen erneuert und das Innere mit einer profilirten Holzdecke versehen. In dem offenen Raum ist für die Bureauzwecke, welchen die ehemalige Kapelle nunmehr dienen wird, ein Zimmer gegen Westen abgeschlagen; gegen Osten hat der Raum seine ganze Höhe. Die schöne Todtenleuchte wird auch wieder ihren Platz finden. Es konnte nicht fehlen, dass mit einer so vollständigen Umgestaltung der Bau das verlieren musste, was ihn ehedem so reizvoll machte: das hundertjährige Epheu, das die Südseite überrankte, musste weichen, und der wundervolle Thon im Gestein und Verputz ging ebenfalls hin; jetzt ist aussen und innen alles neu und darum noch hart und scharf in der Erscheinung.

Uebrigens bessert sich das mit jedem Jahr, und bis die Restauration der Kirche vollendet sein wird, hat die Kapelle etwas von ihrem altersgrauen Ansehen wiedergewonnen. Der Abbruch des Vierungsthurmes ist nahezu vollendet. Leider zeigt sich das Quadermaterial so beschädigt, dass an seine Wiederverwendung nicht gedacht werden kann. Der Transport der Materialien geschieht über einer ungeheuren Schleifbahn, die fast bis zu den Fenstern des Mittelthurmes führt und in ebenso sicherer, wie einfacher Weise den Aufzug vermittelt. Im Westchor sind sämmtliche Denkmäler mit schweren Holzschalungen zugeschlagen, um sie gegen Beschädigung während der Herstellung des Mauerwerks und der Aufstellung des Dachstuhles zu sichern, eine ebenso nothwendige, wie einsichtige Massregel. Zur Herstellung der baulichen Schäden auf der Höhe des Westchores ist bereits ein mächtiges Brückengerüste, das zum Fortbewegen eingerichtet ist, aufgestellt. Im nächsten Frühjahr schon soll die Bedachung hergestellt werden. Die beim Abbruch des Vierungsthurmes und sonst beim Bau aufgenommenen Skulpturreste sind einstweilen im Westchor niedergelegt. Es wird sich lohnen, alle derartigen Stücke aufzubewahren, da sie hohen Werth als Vorbilder haben und der Ausführung eine wirksame Controle sind. Die so gefahrdrohenden Filialen auf der Höhe der südlichen Schiffwand sind einstweilen durch Verankerung gegen Absturz gesichert, bis die Zeit ihrer Herstellung kommt. Eine geräumige Steinmetzhütte ist auf dem Kirchhof vor dem grossen Anfgang errichtet, und bald wird es da reges Leben geben. Bei der näheren Untersuchung haben sich verschiedene für die Baugeschichte bemerkenswerthe Wahrnehmungen ergeben, wovon einstweilen nur die erwähnt sei, dass die Ueberwölbung des Mittelschiffes anscheinend niemals ausgeführt war; aus welchen Gründen, bleibt einstweilen dahin gestellt. Indess ist damit der Streit bezüglich der Strebebögen gelöst: dieselben waren nämlich auch nicht vollendet worden, und erklären sich daraus gewisse, bisher räthselhafte bautechnische Eigenthümlichkeiten. Auch haben sich über den Gewölbanfängern im Mittelschiff Spuren von alter Färbung gefunden, welche nach der hierlands ganz allgemein üblichen Art auch wieder das Aufziehen von Quadern mit Fugen zeigt.

Wiesbaden, 21. August. **(Das Germanengrab in den Sonnenberger Fichten.)** Wenn man der alten Idsteiner Strasse an der Trauereiche vorüber bis zum Bahnholz folgt, so gelangt man rechts zu einer Bank mit prachtvoller Aussicht, von welcher die Feld- und Waldgrenze in das Wiesenthal hinabläuft; überschreitet man das Wässerchen und folgt auch jenseits dem Waldrand, so liegt 250 Schritte auf- und 50 Schritte waldeinwärts eine runde lichte Stelle, mit einer niederen Ringmauer und einem Wall umgeben. Wir verweilen hier, ehe wir den Pfad fortsetzen welcher 200 Schritte höher zu der Bank beim Austritte des Heuweges vor dem Walde einladet. Es ist die Stelle eines germanischen Grabhügels, welcher in voriger Woche durch den nassauischen Alterthumsverein untersucht worden ist. Dies geschah hier, wie es immer geschieht, wenn man derartige Hügel gewissenhaft untersucht, durch kreisförmige Gräben, mit denen man ihn allmählig umzieht, bis zuletzt nur mehr eine dünne Erdsäule dasteht, die schliesslich auch umgelegt wird. Nach Aussen bildet dann der ausgeworfene Boden einen hohen Rand, der dem was übrig bleibt, gewissermassen die Form einer Schüssel gibt. Bei der Untersuchung machte man die Entdeckung, dass der Hügel mit einer Trockenmauer von 1 Meter Stärke und 12½ Meter Durchmesser umgeben war, von welcher bisher nur einzelne Steinköpfe über den Waldboden herausgesehen hatten. Im Innern des Hügels fand man bald hier, bald da kleine Nester von Kohlen und Asche und zerstreute Topfscherben und unter diesen die Ueberreste eines Gefässes, dessen schwarze, mit eckigen weissen Quarzsteinchen durchknetete Masse das Ansehen eines künstlichen Porphyrs darbot. — Man konnte aus der zerstreuten Lage der Ueberreste vermuthen, dass nicht etwa nur ein Todter, sondern deren mehrere zu verschiedenen Zeiten hier verbrannt und deren Asche bald hier bald da innerhalb der Ringmauer eingesenkt worden war, dass man, mit anderen Worten, nicht ein Einzelgrab, sondern einen kleinen Friedhof vor sich hatte. Wenn Tacitus von den Germanen sagt, dass sie sich abgesondert und zerstreut angesiedelt hätten, wo eine Quelle, eine Flur, ein Wald sie eingeladen, so sehen wir hier das zusammen vor uns, was die besassen, die hier ruhten, nur das Gehöfte, das sie bewohnten unten an der Waldecke, dem Bächlein zunächst, ist verschwunden. Es ist ein Bild stillen Genügens, das, durch keine Fernsicht zerstreut, hier vor uns aufsteigt. Dies dem zu erhalten, der unseren schönen Wald durchwandert, möge die Gemeinde- und Forstbehörde von Sonnenberg, welche dem Alterthumsverein bei den Nachgrabungen mit dankenswerther Bereitwilligkeit und Liberalität entgegen gekommen, die Stelle, wo der Hügel lag, und welche jetzt einen schönen, von Ringmauer und Wall umgebenen Platz bildet, pflegen und durch passende Anpflanzungen auszeichnen.

(Rhein. K.)

Hohenhameln, 28. Juli. Das bei der Windmühle von Clauen jüngst aufgefundene **Leichenfeld** ist gestern von dem Studienrath Müller aus Hannover in Begleitung des Rechnungsraths Dressel ebendaher und des Dr. med. Köhler von hier einer vorläufigen Untersuchung unterzogen. Der Friedhof zeigt, wie man dem „Hann. Cour." schreibt, Verwandtschaft mit den bei Rosdorf in der Nähe von Göttingen aufgedeckten Reihengräbern und fällt in das achte Jahrhundert nach Christus. Bis jetzt sind 15 Skelette blosgelegt, und zwar auf einem Raume von circa 22 Fuss Länge und 4 Fuss Breite, so dass also die Lagerung derselben eine ungemein dichte ist. Die Schädel zeigen den gewöhnlichen Reihengräbertypus. Die Todten sind in der Regel von Westen (Kopf) nach Osten gestreckt, so dass sie mit dem Gesicht nach Osten gerichtet sind. Doch zeigte sich abweichend auch ein Skelett fast in der Richtung von Norden nach Süden. Sie lagern auf dem hier sehr mächtigen Kies unter einer Humusschicht von 1 bis 1½ Fuss und sind, nach dem bisherigen Befunde, mit nur wenigen Beigaben ausgestattet. Ein Messer und eine Schnalle von Eisen zeigen Rosdorfer Formen. Ausserdem haben sich Gefässscherben und calcinirte Knochen gefunden. Die Erhaltung der Gebeine ist, da der Boden lange die Feuchtigkeit hält, nicht besonders, indessen hat Studienrath Müller auf Anordnung des Landesdirectoriums die Vorbereitungen getroffen, das anscheinend früher nicht berührte Leichenfeld allmählich — dasselbe ist zur Zeit grösstentheils bebaut — in wissenschaftlicher Weise aufzudecken.

— In der Pfarrkirche zu Katzow bei Wolgast in Pommern, einem gothischen Backsteinbau aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, welches augenblicklich nach den Plänen unter der Leitung des Architekten Prüfer hierselbst ausgebaut und renovirt wird, sind jüngst unter vielfachen Tünchschichten eine grosse Anzahl **Wandmalereien aus dem 15. Jahrhundert** blossgelegt worden. An der Ostseite, zur Rechten des Altars, zeigten sich Scenen aus der Leidensgeschichte, darüber Christus am Kreuz mit Maria, zur Linken eine grosse Madonna mit dem Christkinde, an der Südseite die Bilder des heiligen Laurentius und der hl. Katharina mit den Namen derselben und dem Namen des Stifters der Bilder, Frisen, in gothischer Minuskel, darüber eine grössere Figur, von der noch die untere Hälfte erhalten ist, an der Westseite St. Georg mit dem Drachen kämpfend. Die Malerei ist einfach, schlicht, handwerksmässig in Kalkfarben mit kräftiger brauner Umrisszeichnung ausgeführt. Ausserdem sind eine grosse Anzahl der alten Weihekreuze an den Pfeilern blossgelegt. Das ganze Innere war ursprünglich in Rohbau mit sauber aus Gips gezogenen Fugen gehalten und soll auch so wieder hergestellt werden.

Commissions-Verlag der Hofbuchhandlung von A. Klingelhöffer in Darmstadt. — Druck von Heinrich Kichler.

Herausgegeben von dem Verwaltungsausschusse des Gesammtvereins in Darmstadt unter Redaction von Ernst Wörner.

Correspondenzblatt

des

Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine.

Das Correspondenzblatt erscheint monatlich einmal und kostet jährl. 5 Mark.

№. 11. Siebenundzwanzigster Jahrgang 1879. November.

Mittheilungen für Deutsche Geschichte und Alterthumskunde überhaupt.

Erinnerungen an Landshut.

(Mit Abbildungen auf Beil. 1).

Die schönen Tage der Generalversammlung von Landshut sind vorüber, sie werden jedem, der sie mit genossen, in freundlichster Erinnerung bleiben.

Die zwischen den Waldabhängen der Trausnitz und der blauen Isar und über ihre Inseln ausgebreitete, offene und heitere Stadt mit ihren breiten, überall reinlichen Strassen, in welche hohe, hellfarbene und gemalte Giebelhäuser hereinschauen, mit ihren schönen, stylgerecht restaurirten Kirchen, umgeben von Gartenanlagen und Baumreihen, die durch lebende Laubgewinde verbunden sind, die Trausnitz selbst, auf welcher kunstsinnige Bayernherzoge sassen, ihre Säle über der alten merkwürdigen Schlosskapelle in heiterer italienischer Renaissance ausschmückend, und welcher die kundige Führung des wehrhaften Commandanten ein erhöhtes Interesse verlieh, der Festabend im Schlosshof und der auf Kollerskeller, wo der Bürgermeister, dessen Verdienste um die Stadt und ihre Kunstgewerbe vor aller Augen lagen, unter der Einstimmung der gesammten Einwohnerschaft kräftige und herzliche Worte an die Versammelten richtete, — Alles das und manches andere erfüllte die Theilnehmer mit Behagen und Freude, hinter welchem auch die wissenschaftlichen Interessen nicht zurück blieben, sondern des anregenden, belehrenden und entscheidenden eine Fülle ernteten. Wir deuten nur hin auf die Vorträge von Ohlenschlager über die Teufelsmauer und ihre Castelle und von Rziha über die Steinmetzzeichen, die dadurch plötzlich in einem ganz neuen Licht erschienen, das jeden zur Ueberzeugung, ja wie bei einem Feuerwerk zum lebhaften Beifall hinriss.

Hat man bei der Marburger Versammlung die nordische Bronzefrage auf ihre Ungereimtheit zurück- und den Beweis geführt, dass keine Bronzefabrikation der des Eisens vorhergegangen ist und vorher gehen konnte, und dass jene schönen im Norden gefundenen Bronzen nicht dort, sondern an den Küsten des Mittelmeeres gefertigt und nach dem Norden nur hingebracht worden sind, so hat die Landshuter Versammlung alle jene vielfach für römische Warten gehaltenen, und selbst officiell sogenannten Mutzelschen Bossenquaderthürme als deutsches Eigen und dem 12. Jahrhundert wieder in Besitz genommen, und es werden bei wirklicher Aufnahme noch viele Römer- und Schwedenschanzen, Burgkegel und Burgställe wieder in die deutschen Hände fallen, die sie gebaut haben.

Wir hatten am Tage vor der Versammlung und am Schluss derselben Gelegenheit einige dieser Schanzen in der Nähe von Landshut zu sehen und bieten sie als beispielsweise Illustration zum Text der Protokolle den Lesern des Correspondenzblattes hier an.

In dem Gschlössel, nach der Karte eine „Römer-Schanze“ 3½ Km. oberhalb Landshut auf dem rechten hohen Thalufer der Isar gelegen, glauben wir eine frühmittelalterliche Burg zu erkennen. Der Zugang zu ihr führt über einen kaum 5 Schritt breiten, 200 Schritt langen nach beiden Seiten steil abfallenden Berggrat b c und weiter. (S. Anl.) Graben und Wälle, deren Höhendifferenz bis 7 m beträgt, umgeben im gerundeten Rechteck einen inneren Raum von 90 à 45 Schritt auf drei Seiten, während die vierte gegen das Isarthal durch den Steilabfall des Nagelfluh-Kieses gesichert ist. Die Fläche A, welche sich etwa 1 m im Innern erhebt und 30 à 50 Schritt gross ist, sehen wir als den Plan an, auf welchem die hölzernen Burggebäude aus Blockwänden und mit Schilf gedeckt ganz in der Art, wie wir die älteren Bauernhäuser in Niederbayern ausgeführt sehen, errichtet waren; zur Seite der mit Holz ausgezimmerte Ziehbrunnen B, zu dem aus der tiefen Sammelgrube C das Wasser hinüber sickert? Der Mauerbau kann in dieser Gegend nicht vor der Wiedereinführung der Ziegel in Anwendung gekommen sein; und diese kann nicht wohl vor der Mitte des 12. Jahrhunderts stattgefunden haben, jedoch wird es von Interesse sein, die erste Anwendung von Mauerziegeln aus archivalischen Quellen fest zu stellen.

Der Burgstall bei Oberlauterbach, 24 Km N.-W. von Landshut, bildet ein fast regelmässiges Rechteck von 167 à 140 Schritt Länge und Breite auf der Wallkrone gemessen, mit einer Grabentiefe und Wallhöhen-Differenz von 4,40 m. Er hat in seinem regelrechten Plan ganz das Ansehen eines römischen Castells oder Standlagers und würde, wie die Pfahlgraben-Castelle bei Holzhausen und am Zugmantel im Taunus für 2 Cohorten genügen. Allein der Burgstall hat einige andere Eigenschaften, welche seine römische Abkunft bezweifeln lassen: seine Lage abseits von jeder notorisch alten Strasse, der Mangel der für die römische Lagervertheidigung nothwendigen vier Thore, welche gleich grossen Pfahlgraben-Castellen zwischen der Wetterau und dem Siebengebirg nie fehlen, und auch das gewaltige Profil, wie es keines dieser Castelle aufzuweisen hat, lassen den Gedanken zumal an ein Marschlager noch weniger aufkommen. Lage, Grundriss und Profil führen dazu in dem Burgstall den Zufluchtsort einer romanisirten, durch abgedankte römische Söldner angeleiteten Landbevölkerung zu sehen, welcher derselbe vielleicht auch noch in späteren Jahren z. B. im Schwedenkrieg zu gleichem Zweck gedient hat. Obschon mitten in gutsherrlichen Waldungen gelegen, gehörte das Castell bis in den 40er Jahren einer benachbarten Gemeinde, welche das Innere als Acker bestellte, wovon noch die 2 m breiten Beete („Bifänge“) zu erkennen sind. — Kaum bedarf es der Erwähnung, dass bei dem weit und breit nur Kies und Löss aufweisendem Gelände von Mauerwerk sich keine Spur findet. Ein Thal, das, ehe der Nadelholzbestand die Höhen und Tiefen austrocknete, wohl auch Wasser geführt haben mag, befindet sich 400 Schritt westlich des Burgstalls.

Wir erlauben uns hier, wenn auch ohne Zeichnung vorzulegen, noch einer alten Verschanzung von ganz anderem Charakter Erwähnung zu thun, welche kaum 1 Km nordöstlich von der eben beschriebenen liegt, und die wir unter derselben freundlichen Beihilfe aufgenommen haben. Es ist die Altenburg, auch wohl Eransburg, weil man sie demselben Erbauer wie die 2 Km nördlich gelegene Burg Wildberg zuschreibt. Ein Graben von höchstens Metertiefe,

mit dem Aufwurf nach Aussen umzieht 800 m lang in Eiform die äusserste Spitze einer Bergzunge, welche von keiner Seite unersteiglich ist, auf dem Berghals aber noch durch einen 80 Schritt vorgeschobenen zu beiden Seiten des Zuganges 20 Schritt langen Graben und Wallaufwurf verstärkt ist. Im Innern sieht man nur ein trichterförmiges Loch, ohne Zweifel von einem eingestürzten Ziehbrunnen herrührend, auch soll man früher Steine hier gefunden haben, welche aber in dem steinarmen Lande rasch verschwunden und zu anderen Zwecken verwendet worden sind.

Es liegt auf der Hand, dass die ganze Anlage, wie wir sie vor uns sehen, keine Sturmsicherheit darbot, und dass wir sie uns vorzustellen haben ergänzt durch Holzbauten, Verpfählungen und „Kaye“. Sehr erfreut hat es uns diesen Ausdruck Kay von unserm werthen Freund Ohlenschlager vernommen und erfahren zu haben, dass er eine Abkürzung von Gehai oder Gehau ist und nichts anders bedeutet, als im Rheinland das „Gebück“. Wir haben somit auch den Bayrischen Namen für dies naturwüchsige nothwendige Befestigungs- und Hindernissmittel, welches bei den urzeitlichen und mittelalterlichen Befestigungen eine so grosse Rolle spielt und werden nunmehr hoffentlich noch mehr von seiner Anwendung auch in dortigem Lande hören.

v. Cohausen.

Der Gold- und Bronzefund aus Dorotheenhof, Kreis Flatow.

Im Juli 1879 fanden zwei Arbeiter auf dem zum Rittergute Sypniewo gehörigen Vorwerke Dorotheenhof beim Steinsuchen und Steinsprengen etwa 250 m nördlich von den in Heft III S. 99 der Zeitschrift des historischen Vereins für den Regierungsbezirk Marienwerder beschriebenen Gräbern eine Packung grösserer Steine, deren oberster etwas aus der Erde hervorragte. Das Terrain war früher bewaldet, doch liess sich, trotz der genauen Untersuchungen des Herrn Fritz Wilckens, welcher mit grosser Sorgfalt die Fundstelle aufgenommen, sowie den Bestand festgestellt hat, keine Spur eines über der Steinsetzung vorhanden gewesenen Hügels ermitteln, so dass aus den in Heft III der genannten Zeitschrift (S. 31 u. folg.) angeführten Gründen offenbar auch von Hause aus gar nicht ein mit Grasnarbe versehener Hügel darüber errichtet worden ist. Bis zur Sohle der Steinsetzung war das diese bedeckende Erdreich bereits durchgegraben, jedoch ohne dass sie berührt oder verrückt worden ist. Daher dürfte die Annahme einer Bodenerhöhung der ganzen umliegenden Erdoberfläche ausgeschlossen sein. Vielmehr erscheint die Vermuthung mehr als wahrscheinlich, dass die Steinsetzung in eine Vertiefung des Erdreichs gesetzt und dann mit diesem bis an den Gipfel zugeschüttet ist.

Die Steinsetzung selbst war so angelegt, dass sie inwendig eine runde Höhlung offen liess, welche unten und oben eng war, sich aber an den Seiten etwas ausbauchte. Den Boden der Höhlung bildete ein eingekeilter Feldstein mit wagerechter oberster Fläche. Auf dieser stand ein mit grüner patina überzogener ausgebauchter Bronzekessel. Sein Henkel aber nebst den beiden Henkelohren, deren mit dem Kessel verbindende Löthung zerstört war, hatten sich losgelöst und hingen am Kessel. Der mit einem flachen unbearbeiteten Steine zugedeckte Kessel ist 18 cm hoch. Seine Form und Ornamentik entspricht bis auf einzelne Abweichungen der in Heft I der Zeitschrift unseres Vereins S. 176 No. 72 beschriebenen und auf Tafel VIII. Fig. 9 und 10 abgebildeten Bronzeurne aus Münsterwalde, welche Herr Dr. Lissauer entdeckt und im Band III Heft 3 der Schriften der naturforschenden Gesellschaft zu Danzig zuerst veröffentlicht hatte. Sein weitester Durchmesser (an der Ausbauchung) beträgt 35 cm, der Durchmesser seines Bodens: 15 cm und der seiner Oeffnung: 26 cm. Der weiteste Umfang (an der Ausbauchung) ist 1,1 m.

Der in seiner Form, aber nicht in seiner Substanz vollständig erhaltene Körper des Kessels ist, soweit die bisherige nicht chemische Untersuchung einen Anhalt bietet, aus kupferfarbigem Bronzeblech in einem Stücke getrieben. Nähte oder Löthstreifen sind nicht vorhanden. Er besteht aus einem 2 cm hohen Fusse und dem ausgebauchten Theile, welcher mit einem kurzen Halse in einem nach aussen umgebogenen starken Rand endigt. Der Körper des Kessels zeigt geschweift und einander parallel laufende, getriebene, nach Innen flach convexe, nach Aussen flach concave Wellen, welche aussen stumpfwinkelig convex aneinanderstossen. Dieselben sind vom Halse durch eine getriebene nach aussen convexe Wulst und vom Fusse durch 2 Paar concentrischer Kreise geschieden. Zwischen beiden Paaren dieser Kreise ist 0,7 cm Zwischenraum, die zwei Kreise eines jeden Paares sind 0,3 cm von einander entfernt. Der Fuss enthält einen nach aussen 1 cm breit convex getriebenen Rand und ragt über der Fläche des zugleich den Boden des Gefässes bildenden Fusses um 0,35 cm hervor. Auf dem Rande laufen 2 nahe an einander stehende concentrische Kreise hin. Der flache runde Boden des Fusses und Kessels zeigt in der Mitte eine 0,2 cm im Durchmesser betragende nach Innen convex halbrunde Vertiefung. Um diese laufen: in 1,5 cm. Entfernung von ihrem Mittelpunkte (also mit einem 1,5 cm. langen Radius) zwei 0,25 cm von einander entfernte concentrische Kreise, sowie in 2,8 cm Entfernung vom Mittelpunkte zwei weitere, ebenfalls 0,25 cm von einander entfernte concentrische Kreise. Am Ende des Bodens gegen den erhabenen Rand hin befinden sich wiederum zwei dicht an einander stehende concentrische Kreise. Eine weitergehende nähere Untersuchung schliesst der oxydirte und mit Schmutz bedeckte Zustand des Kessels zur Zeit noch aus. Ursprünglich angelöthet an den Kessel, aber bereits abgelöst waren 2 Ohren für den Henkel. Dieselben sind massiv, 4 cm stark und aus einer anscheinend mehr gelblichen Bronze, wie der Körper des Kessels verfertigt. Jedes Ohr hat die Form eines stumpfwinkligen, abgerundeten Dreiecks von 7,5 cm Grundfläche und 2,4 cm Höhe, dessen Katheten indessen arabeskenartig ausgeschweift sind. In 0,9 cm Höhe befindet sich ein rundes Loch von 0,8 cm Durchmesser. Die gerundete Aussenfläche ist einfach, aber geschmackvoll mit krummen Linien u. s. w. um das Loch herum und am Rande verziert.

Der in zwei elegant geschweifte Haken auslaufende Henkel bildet einen Halbkreis von 13 cm Radius, besteht anscheinend aus dunkler Bronze gleich dem Körper des Kessels, ist gewunden und 0,7 cm an den schwächern, sowie 0,9 cm an den dickeren Stellen stark. Die Form, Ornamentik und bezw. Technik des Kessels zeigt weder den Hallstädter Typus, noch irgend eine Zugehörigkeit mit den in Lindenschmits Alterthümern der heidnischen Vorzeit (Mainz, v. Zabern) bekannt gemachten Formen.

In dem Kessel befanden sich ausser den calcinirten Knochen (wohl jedenfalls einer Frau und eines Mannes) folgende Gegenstände, welche den Todten mitgegeben sind:

1) Ein goldener Reif, offenbar Halsring mit Haken und Oese, von 13 cm Durchmesser, von 0,2 bis 0,4 Stärke und 103,5 Mk. Goldwerth. Gegenüber dem Verschlusse bildet er ein ovales offenes Medaillon von 1,9 cm Länge und 1,35 cm Breite. Zwischen zwei spiralförmig gearbeiteten Einfassungen läuft rings herum ein goldener Kranz von kleinen Perlen. Die ebenfalls ovale Vertiefung in der Mitte enthält ein Stückchen blauen Glasfluss.

Jeder der Längenseiten des Medaillons schliesst sich zwischen zwei zierlichen, aus je 3 Kränzen bestehenden Knäufen eine 2 cm lange dicht auf einen Stab aufgewickelte Spirale an, dann kommt ein 15,5 cm langes Schraubengewinde, welches glatt ausläuft und am Ende Haken und bezw. Oese bildet. Die Form und Ornamentik des Ringes

kommt weder in Lindenschmits genanntem Werke, noch in den Hallstädter Gräbern, noch unter den in Heft I unserer Zeitschrift S. 152 bis 165 beschriebenen Ringen vor. Ebensowenig ist es nach den uns vorliegenden Schriften römische oder griechische Arbeit. Es ist anscheinend altetrurisch oder phönikisch. Den Halsring glauben wir als einer Frau angehörig betrachten zu können.

2) Zwei vierkantige Stäbchen aus grünlicher Porzellan-(Glasfluss)-Masse in Form kleiner Kantel. Jede der vier rechteckigen Längenflächen ist 4,7 cm lang und 0,6 cm hoch. Auf dreien derselben sind Augen wie bei Würfeln angebracht, die vierte Seite ist leer. Jedes Auge besteht aus einem Punkte inmitten zweier concentrischer Kreise mit einem Radius von 0,1 und 0,2 cm. Die Seiten zeigen folgende Reihenfolge der Augen:

Seite 1 zeigt nichts,
„ 2 „ 3 Augen in der Mitte der Fläche,
„ 3 „ 4 „ und zwar je 2 an jedem Ende,
„ 4 „ 6 „ „ „ „ 3 „ „ „

Hinsichtlich der Bestimmung dieser Stücke erscheint kein Zweifel obzuwalten, dass es Spielstäbchen oder Würfel waren, doch sind uns aus den bekannten Sammlungen oder Werken bisher keine von ähnlicher Form bezw. gleichartige griechische oder römische bekannt geworden. Nach Heft I der Zeitschrift S. 22 wohnten auf dem Fundorte zu Tacitus Zeiten die germanischen Burgundionen, und bereits in den Jahrhunderten vor Chr. Germanen (a. a. O. Seite 17 bis 21), deren Vorliebe für das Würfelspiel Tacitus (Germ. 24) schildert, so dass wir hier eine sinngemässe Deutung finden. Nach der Menge der vorhandenen Knochen haben wir es hier mit den Ueberresten mehr als einer Person zu thun. Wenn wir im Hinblick auf die ethischen Seiten der deutschen Frau, wie solche Tacitus wiedergiebt, in einer solchen keine Spielsucht annehmen, sondern dergl. Leidenschaft nur dem männlichen Geschlechte zusprechen, so werden wir die Würfelstäbchen als Beigabe eines Mannes und zwar einer vornehmen Persönlichkeit zu betrachten haben, weil der Besitz dieser seltenen Einfuhrartikel der vorchristlichen Kulturstaaten des Südens auf Wohlstand und Rang deutet.

3) Zwanzig knopfartige Kugelsegmente ohne Löcher, von meist 2,4 cm Durchmesser an der Grundfläche und 0,80 bis 1 cm Höhe. Eins derselben besteht aus der nämlichen grünlichen Porzellan- (Glasfluss-) Masse, wie die Stäbchen Nr. 2 und war wohl jedenfalls ein Einfuhrartikel des Südens in vorchristlicher Zeit. 19 Knöpfe sind aus Kreide gefertigt und offenbar dem Glasknopfe von den hiesigen Landesbewohnern nachgebildet. Ueber die Bestimmung sind verschiedene Muthmassungen aufgestellt wie z. B. aufgenähte Zierrathen (Nähnadeln kommen hier in verschiedenen Grössen vor), ein Spiel und dergl. mehr.

4) Vier Bronzeplättchen, welche nicht zum Kessel gehören. Zwei sind glatt, zwei gehören einem getriebenen Beschlag (z. B. eines Gürtels) an und zeigen ein Muster, wie aufrecht neben einander stehende M.

5) Fragmente eines mit der betreffenden Leiche verbrannten metallenen Geräthes (anscheinend einer Fibel.)

Der Vorsitzende des historischen Vereins für den Regierungsbezirk Marienwerder, Herr Regierungsrath von Hirschfeld, fügt indem er das Vorstehende mittheilt, zu:

Herr Wilckens (Kreisdeputirter und Rittergutsbesitzer auf Sypniewo) hat das grosse Opfer gebracht, den hochinteressanten Fund dem historischen Verein hierselbst zu schenken, und sich dadurch ein grosses Verdienst um die Forschung erworben.

Indem wir die vorstehenden vorläufigen Angaben zur öffentlichen Kenntniss bringen, richten wir an alle archäologischen und historischen Vereine, an die Herren Vorsteher und Besitzer von Sammlungen, sowie an alle für den Gegenstand sich interessirenden Leser dieser Mittheilung die ergebenste Bitte, uns gütigst mitzutheilen:

1) ob und wo ihnen ähnliche Funde bekannt geworden sind? und
2) welche Momente zutreffenden Falles für die Herkunft der fraglichen Gegenstände festgestellt oder angenommen sind?

Marienwerder, den 5. October 1879.

Zur Biographie des Würdtwein, Steph. Alexander.

(Gest. 1796 den 11. April zu Ladenburg.
Geboren zu Amorbach 1721 den 12. Oktober.)

In der Charwoche 1796 verrichtete er die bischöflichen Functionen. Es war rauhes Wetter; er mattete seinen ohnehin schwächlichen Körper sehr ab, so dass er über grosse Entkräftung klagte, die immer zunahm, doch blieb er dabei auf. Am 11. April, nachdem er wie gewöhnlich zu Mittag gegessen hatte, setzte er sich in einen Sessel, wo man ihn todt fand.

In der Jugend ward er Alumnus Seminarii zu Mainz, hernach Kaplan und Professor zu Bingen, sodann Hofmeister des jungen Grafen von Ostein (Neffen des Kurf. Ostein), bekam von demselben ein Kanonikat und sodann die Dechanei U. L. F. in Mainz, ward Erzb. G. Rath, und darnach Official. Als er nach dem Tode des Weihbischofs Behlen zurückgesetzt ward, legte er sein Officialat und die Geh.-Rath-Stelle nieder und arbeitete desto fleissiger an der Mainzer Geschichte. 1783 ward er Weihbischof zu Worms und Geh. Rath. Im Oktober 1792 bei Ankunft der Franzosen zu Worms emigrirte er nach Ladenburg, kam aber alsbald wieder zurück; als die Geistlichkeit zum Schwören angehalten wurde, flüchtete er sich in der Nacht vom 5. auf den 6. März 1793 verkleidet und zu Fuss nach Mannheim und von da verfügte er sich nach Ladenburg. Nach dem Abzug der Franzosen zu Anfang des Aprils kehrte er zurück, bis er gegen Ende 1794 seinen vorigen Aufenthalt zu Ladenburg wählte und daselbst sein Leben endigte. In seinen Büchern, welche jetzt das bischöfliche Seminar zu Mainz besitzt, befindet sich das von ihm gewählte Wappen, nämlich eine Traube, denn diese „wird Wein."

Würdtwein's gedruckte Werke sind bekannt. Seinen Nachlass besitzt theils Frankfurt a. M. (Stadtbibliothek) und Heidelberg (Universitätsbibliothek). Seine Schrift de vita et scriptis Joannis Büchels, autoris horti Mariani ist in der königl. Bibliothek zu München no. 2119. 4. saec. XVIII.

Vergl. Correspondenzblatt 1877 S. 21 und 51. Remling, der Speyrer Dom S. 7.

Falk.

Zur Biographie des Reuter, Joh. Georg.

(Gest. 1810 Oct. 4.)

Geboren zu Mainz am 9. Oct. 1737 studirte er daselbst und wurde Licentiatus Juris, practicirte während der Jahre 1763 bis 1765 in den höchsten Reichsgerichten zu Wien und Wetzlar, durchreiste von Wien aus Italien und Frankreich, wurde nach seiner Zurückkunft im Jahr 1767 Kurmainzischer Hofgerichtsrath und im Jahr 1768 Hof- und Regierungsrath; im Jahr 1789 wurde er Revisionsrath und im Jahr 1791 Geheimer Rath. Er starb am 4. Oct. 1810 zu Aschaffenburg.

Er war ein grosser Kenner der Münzen und hinterliess eine merkwürdige Münzsammlung theils von Thalern, theils von allerhand Münzen aus dem Mittelalter, besonders aber merkwürdige aus der vaterländischen Geschichte. Diese Sammlung wurde im Jahr 1811 an den Baron v. Wambold

zu Mannheim um 8000 Gulden verkauft. Seine Schriften sind:

1. Albansgulden. Mainz 1790 mit Kupfern und Urkunden.

2. Palmzweige auf Siegeln und Münzen des Mittelalters, was sie bedeuten? Nürnberg 1802. Mit Kupfern.

3. Sonne, Mond und Sterne auf Siegeln und Münzen des Mittelalters, was sie bedeuten? Nürnberg 1804. Mit Kupfern.

4. Ueber Krönungsmünzen der römischen Könige Rudolf I., Adolf, Albert I. und Heinrich VII. Nürnberg 1804. Mit 3 Vignetten.

5. Vögel auf Siegeln und Münzen des Mittelalters.

6. Kronen auf Siegeln und Münzen etc ut supra.

7. Sein grösseres Werk: der Martinsgulden oder Geschichte und Erklärung der vom ehemaligen Domkapitel zu Mainz geprägten, den h. Martin vorstellenden Goldmünzen, blieb unvollendet in Betreff des ersten Kapitels, die übrigen fünfe waren zum Druck bereit.

I. Kapitel. Kurz gefasste Geschichte des Domkapitels, dessen Ursprung, Statuten, Privilegien, Rechte etc.

II. Geschichte des Baues der Domkirche.

III. Ursprung und Geschichte des Martinsguldens.

IV. Erklärung der Vorderseiten desselben. Vom h. Martin.

V. Ueber die Rückseite, vom Mainzer Rade.

VI. Von der Umschrift: aurea Moguntia.

Zwei Abhandlungen in französischer Sprache waren das letzte Produkt seiner Feder, nämlich:

1. Conjectures sur une petite figure de terre cuite rouge représentant la déesse Lucina sous le costume celtique comme Nehalennia.

2. Description d'une figure de la déesse Iris en costume celtique.

Diese waren für die literarische Gesellschaft zu Mainz bestimmt, sind aber noch nicht im Drucke erschienen.

Hinzuzufügen ist noch: Andolendis eine bei der neu angelegten Begräbnissstätte am St. Hilariusberge bei Mainz vorgefundene alte christliche Steinschrift nebst einigen zufälligen Bemerkungen von J. G. R. Mainz 1803. Mit 1 Karte.

Der Reuter'schen Kenntnisse und Sammlungen gedenkt Fischer mehrmals in den typogr. Seltenheiten, so I, 23; II, 8.123. Diese Sammlungen gingen später in Bodmann's Besitz über und befinden sich nunmehr in Miltenberg auf dem Schlosse in Hr. Conradys Besitz.

(Aus Schunks Nachlass und Scriba II, 553.)

Falk.

Ausgrabungen auf Sylt.

Von Professor H. Handelmann in Kiel.

(65) Ein Hügel mit einem Doppelbau.

(27—29 August 1877).

(Mit Abbildung auf Beil. 2.)

Der Einwohner Lorenz Paulsen in Kampen stellte mir den vereinzelten Hügel zur Verfügung, welcher auf seiner Haidekoppel südlich von den Stapelhörgern und östlich vom Dorfe Kampen unweit vom Rande des Kliffs liegt. Derselbe ist ca. 2,50 m hoch und 56 m im Umkreis, und soll im nächsten Winter ganz abgetragen werden, um das daraus zu gewinnende Steinmaterial bei den Buhnenbauten zu verwenden.

Es war ein nur mit einer dünnen Erdschichte bedeckter Steinhügel, welcher einen höchst eigenthümlichen Doppelbau umschloss. Nachdem die obenauf liegenden Handsteine weggeräumt waren, zeigte sich ein grosser Deckelstein von ungefähr dreieckiger Gestalt, lang 160 cm, breit 90 cm und 14 cm dick. Derselbe bedeckte eine kleinere, in der Richtung von Südost nach Nordwest erbaute Steinkiste, welche in der Länge 140 cm mass und sich in der Breite von 61 cm nordwestwärts bis auf 71 cm erweiterte, während die Tiefe 53 cm betrug. Zwischen dem feinen weissen Sande, womit die Steinkiste gefüllt war, wurden gefunden:

1) Eine in zwei Stücke zerbrochene, 15½ cm lange Bronzedolchklinge mit einer wulstartigen Mittelrippe. Das obere abgerundete Ende ist ausgebröckelt, zeigt aber deutlich zwei Nietlöcher, welche zur Befestigung des Handgriffs dienten. Dazu gehört eine nach beiden Seiten anschwellende dicke Bronzeniete, lang 14 mm.

2) Zwei grössere und ein kleineres Stück gelblicher Kittmasse, die wahrscheinlich von einer Bekleidung des Dolchgriffs herrühren.[1])

3) Ein 3 cm langes Bruchstück von einer Bronzenadel.

4) Bronzefragmente vielleicht von einem Doppelknopf.

Nachdem diese Steinkiste ganz ausgeräumt war, liess ich, wie gewöhnlich, die Pflasterung aufbrechen, um bis in den Urboden einzudringen. Es waren drei mittelgrosse Steine, der erste lang 52 cm, breit 27 cm, dick 11 cm; der zweite lang 44 cm, breit 40 cm, dick 7 cm; von dem dritten, welcher in mehre Stücke zerbrach, konnte kein sicheres Maass genommen werden. Als nun diese Steine aufgehoben wurden, zeigte sich zu meiner grossen Ueberraschung, dass dieselben zugleich als Deckelsteine für eine tiefer liegende Steinkiste dienten. Dies 113 cm lange, 33 cm breite und 66 cm tiefe Begräbniss war von Ost nach West gerichtet, und ebenso wie der obere bis an den Rand mit feinem weissen Sande gefüllt. Zwischen dem Sande wurden nach dem westlichen Ende hin zwei kleine Zähne beobachtet, welche jedoch sogleich in Staub zerfielen, ausserdem lagen darin verschiedene Bernsteinsachen, nämlich:

1) Ein Bernsteinschmuck, ähnlich einem oben abgestumpften Dreieck, dessen Grundlinie 4½, die Seitenlinien 3½ und 2½ cm lang sind; dick etwa 1½ cm. Das beiderseits von oben und unten durchgebohrte Loch, an den Enden 6 mm im Durchmesser, verengert sich konisch nach der Mitte hin.

2) Ein Bernsteinschmuck, ähnlich einem rechtwinkligen Kreisausschnitt, dessen gerade Linien 4 und 3,2 cm lang sind; reichlich 1 cm dick. Das parallel mit der kürzeren Seitenlinie laufende Loch ist nicht ganz gerade durchgebohrt.[2])

3) 4) Zwei sehr defecte Bernsteinschmucksachen von ähnlicher Form und Grösse.

5) Eine ringförmige Bernsteinperle, dick 1 cm, Durchmesser des nicht gerade in der Mitte befindlichen Loches 5 mm, Länge 5 mm.

6) Drei Bruchstücke von röhrenförmigen Bernsteinperlen.

7) Ueberrest von einem Bernsteingehänge, das anscheinend in der Mitte und der Länge nach durchbohrt gewesen ist.

8) Verschiedene kleine Bernsteinfragmente.

Zwischen der Sandfüllung kamen, wie gewöhnlich, einige kleine Stücke Holzkohle vor. Ausser den schon erwähnten kleinen Zähnen sind keine sicheren Spuren der Verwesung beobachtet; doch liegt es nahe, die beiden Steinkisten nach ihren Dimensionen als Kinderbegräbnisse anzusehen, welche der Periode vor Einführung des Leichenbrandes angehören.

---

[1]) Ueber eine derartige Beobachtung (Bronzeschwert von Emmerloff) s. Correspondenzblatt des Gesammtvereins der Deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine 1877. Nr. 1. S. 1.

[2]) Vergl. Madsen: „Steenalderen" Taf. 42. Fig. 10.

Wirksamkeit der einzelnen Vereine, Literarisches.

München, 5. October. In den Tagen vom 2. bis 4. October hielt die **historische Commission** ihre diesjährige Plenar-Versammlung. An den Sitzungen betheiligten sich von den auswärtigen Mitgliedern der Präsident der k. k. Akademie der Wissenschaften zu Wien und Director des geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchivs Hofrath Ritter von Arneth, der Geheime Regierungsrath Waitz aus Berlin, der Klosterprobst Freiherr von Liliencron aus Schleswig, die Professoren Dümmler aus Halle, Hegel aus Erlangen, Wattenbach aus Berlin, Wegele aus Würzburg und Weizsäcker aus Göttingen; von den einheimischen Mitgliedern nahmen Antheil der Vorstand der k. Akademie der Wissenschaften Stiftsprobst und Reichsrath von Döllinger, der Director der hiesigen polytechnischen Hochschule Professor Kluckhohn, der Geheime Haus- und Staatsarchivar Prof. Rockinger und der Geheimerath Prof. von Giesebrecht, der in Abwesenheit des Vorstandes Geheimen Regierungsrathes von Ranke als ständiger Secretär der Commission die Verhandlungen leitete. Wie der Geschäftsbericht über das verflossene Jahr ergab, sind alle Arbeiten der Commission in ununterbrochenem Fortgang gewesen. Seit der vorjährigen Plenar-Versammlung sind erschienen: 1) Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis in's 16. Jahrhundert. Bd. XV. Die Chroniken der bayerischen Städte. 2) Jahrbücher der Deutschen Geschichte. — Lothar von Supplinburg. Von Wilhelm Bernhardi. 3) Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Konrad II. Von Georg Bresslau. 4) Forschungen zur Deutschen Geschichte. Bd. XIX. 5) Allgemeine Deutsche Biographie. Lieferung XXXVII—XLVI. Ueberdies sind mehrere andere Werke weit im Drucke vorgeschritten, so dass sie alsbald dem Publikum übergeben werden können. Eine ausserordentliche Förderung erwächst allen Arbeiten der Commission aus der überaus bereitwilligen Unterstützung durch die Vorstände der Archive und Bibliotheken, für welche man sich zu immer neuem Danke verpflichtet fühlt. Das grosse Unternehmen: „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland: Neuere Zeit." geht bekanntlich seiner Vollendung entgegen. Voraussichtlich werden zwei oder drei Bände im nächsten Jahre gedruckt werden und die wenigen dann noch ausstehenden Bände in kurzen Zwischenräumen folgen. Nur die Geschichte der Kriegswissenschaften, für die es bisher nach dem Tode des Generals Freiherrn v. Troschke keinen geeigneten Bearbeiter zu gewinnen gelang, wird erst später erscheinen können; man hofft, dass Verhandlungen, die demnächst angeknüpft werden sollen, um die Lücke zu füllen, glücklichen Erfolg haben werden. — Zur Ergänzung dieses Unternehmens sollen mehrere Werke über die wissenschaftlichen Zustände Deutschlands im Mittelalter dienen. Zunächst schien eine Geschichte des deutschen Unterrichtswesens bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts Bedürfniss und wurde zum Gegenstand einer Preisaufgabe gemacht. Die Commission hat nach erfolgter allerhöchster Genehmigung bereits im April das Preisausschreiben erlassen, und es wird allem Anscheine nach eine lebhafte Bewerbung um den Preis stattfinden. Von der durch Prof. C. Hegel herausgegebenen Sammlung der deutschen Stadtchroniken ist der 15. Band schon im Spätherbst vorigen Jahres erschienen; er enthält die Chroniken der bayerischen Städte mit dem von Dr. Albr. Wagner in Erlangen bearbeiteten Glossar und einem vom Kreisarchivar Dr. Aug. Schäffler in Würzburg angefertigten Register. Der 16. Bd. ist im Druck nahezu vollendet; er bildet den zweiten Bd. der Braunschweiger Chroniken in der Bearbeitung des Stadtarchivars Hänselmann. Für das kommende Jahr ist der Druck der Mainzer Chronik aus dem 15. Jahrhundert beabsichtigt; diese Chronik wird vom Herausgeber selbst in Verbindung mit Dr. Rob. Pöhlmann in Erlangen und unter philologischer Beihilfe von Dr. Albrecht Wagner bearbeitet. Die längst verheissene, schon von dem verstorbenen Lappenberg eingeleitete neue Ausgabe der Lübecker Chroniken war von Prof. W. Mantels in Lübeck übernommen und seit Jahren vorbereitet worden. Leider wurde dieser verdiente Geschichtsforscher am 8. Juni d. J. durch den Tod abgerufen, ehe er noch den ersten Band für den Druck vollendet hatte.

Dr. K. Koppmann, dem man bereits die treffliche Edition der Hanserecesse verdankt, hat jetzt die Vollendung des ersten Bandes der Lübecker Chroniken mit Benützung der von Mantels hinterlassenen Vorarbeiten übernommen. Die Arbeiten für das von Prof. J. Weizsäcker geleitete Unternehmen der deutschen Reichstagsakten haben sich im verflossenen Jahre besonders auf die Perioden König Ruprecht's und Kaiser Sigmund's concentrirt. Für die erstere handelt es sich noch um die letzte Ergänzung des archivalischen Stoffs, doch sind die meisten Archive bereits benützt. Eine längere Reise von Dr. E. Bernheim nach Strassburg hat erwünschte Ausbeute gegeben; in London hat Dr. F. Liebermann Nachforschungen versprochen. Die Hauptarbeiten für diese Abtheilung sind in Göttingen unter Leitung des Herausgebers durch Dr. Bernheim unter Beihülfe des Dr. Friedensburg in erwünschter Weise gefördert worden; zur Zeit sind die beiden Letzteren mit Nachforschungen in Wien beschäftigt. Was die Periode Sigmund's betrifft, so ist für die Vollendung des zweiten Bandes derselben, Band 8 der ganzen Sammlung, Oberbibliothekar Prof. Kerler in Würzburg, unterstützt vom Kreisarchivar Schäffler, unablässig bemüht gewesen. Für diesen Band waren noch aus einer Reihe deutscher Archive ergänzende Stücke beizubringen, und diese Aufgabe ist zum weitaus grössten Theile gelöst worden. Oberbibliothekar Kerler hat persönlich die Archive von Basel, Freiburg i. B., Kolmar, Mühlhausen i. E. und Strassburg besucht; auch sonst haben sich unerwartete Funde ergeben. So sind die Sammlungen für diesen Band fast vollendet, und es steht der Schlussredaktion nichts mehr im Wege. Man hofft im nächsten Jahre eine oder zwei Bände der Reichstagsacten der Druckerei übergeben zu können. Die Sammlung der Hanserecesse ist auch im verflossenen Jahre von Dr. K. Koppmann wesentlich gefördert worden. Der Druck des fünften Bandes ist weit vorgeschritten und wird voraussichtlich im nächsten Frühjahr vollendet werden. Von den Jahrbüchern des Deutschen Reichs sind vor Kurzem zwei neue Bände veröffentlicht worden; an mehreren anderen wird fleissig gearbeitet. Zunächst hofft man den zweiten, abschliessenden Band der Jahrbücher Kaiser Heinrich's III. in der Bearbeitung von Prof. Ernst Steindorff in Göttingen zu veröffentlichen. Die Bearbeitung der Jahrbücher Heinrich's IV. und Heinrich's V. hat Prof. G. Meyer von Kronau in Zürich übernommen. Für das sehr umfassende Unternehmen der Wittelsbach'schen Correspondenz sind die Arbeiten nach verschiedenen Richtungen mit dem besten Erfolge fortgeführt worden. Die für die europäische Politik am Ende des 16. Jahrhunderts so wichtige Correspondenz des Pfalzgrafen Johann Casimir ist durch Dr. Friedrich von Bezold so weit bearbeitet worden, dass der Druck derselben demnächst beginnen kann; mit dieser Correspondenz wird die ältere pfälzische Abtheilung zum Abschluss kommen. Für die unter Leitung des Geheimeraths von Löher stehende ältere bayerische Abtheilung ist Dr. August von Druffel in gewohnter Weise thätig gewesen. Der zweite Band der von ihm bearbeiteten „Briefe und Acten zur Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts" ist weit im Drucke vorgeschritten und wird voraussichtlich im Anfange des nächsten Jahres fertig werden. Obwohl die grösseren Actenstücke für die zweite Abtheilung des dritten Bandes reservirt sind, ist das wichtige Material für das Jahr 1552 doch so gross, dass es allein den zweiten Band des Werkes füllen wird und ein vierter Band nöthig erscheint, um die Briefe und Acten

für die Jahre 1553—1555 zum Abdruck zu bringen. Die Arbeiten für die jüngere pfälzische und bayerische Abtheilung, geleitet von Prof. Cornelius, waren besonders darauf gerichtet, die im vierten Band begonnene Darlegung der bayerischen Politik in den Jahren 1591—1607 zu Ende zu führen. Dr. Felix Stieve, der sich zur Zeit in den Wiener Archiven besonders mit der Benützung der venetianischen Depeschen beschäftigt, ist unausgesetzt in dieser Richtung thätig gewesen. Die Zeitschrift: „Forschungen zur Deutschen Geschichte", welche sich einer immer wachsenden Theilnahme erfreut, ist in der hergebrachten Weise unter Redaction des Geh. Regierungsrathes Waitz, der Professoren Wegele und Dümmler fortgeführt worden und wird ferner so fortgeführt werden.

Auch die Allgemeine Deutsche Biographie hat unter der Redaction des Freiherrn von Liliencron und des Prof. Wegele ihren regelmässigen Fortgang gehabt. Wegen verspäteter Einlieferung einiger unentbehrlicher Artikel trat eine kurze Unterbrechung in der Ausgabe einiger Lieferungen ein, doch ist bereits Abhilfe geschafft und zugleich Fürsorge getroffen, dass ähnliche Störungen in der Folge nicht wieder begegnen. Es sind im Laufe des letzten Jahres die in Aussicht genommenen Lieferungen vollständig erschienen, so dass nicht nur Band 8 und 9 vollendet ist, sondern auch schon ein Theil des zehnten Bandes vorliegt. Für Alle, die an der vaterländischen Geschichte und an dem Leben unserer Vorfahren Interesse nehmen, erweist sich das Werk als eine Quelle der mannichfaltigsten Belehrung und als unentbehrliches Hilfsbuch.

Seit zwei Decennien arbeitet die histor. Commission mit ungeminderter Kraft und stets neuer Freude an den grossen, weitumfassenden Aufgaben, welche ihr die Könige Bayerns im hochherzigsten Interesse für die vaterländische Geschichte gestellt und zu denen sie dazu die erforderlichen Geldmittel mit unvergleichlicher Liberalität zu Gebot gestellt haben. Nicht ohne Befriedigung blickt die Commission auf das Erreichte zurück, aber sie verbirgt sich auch nicht, wie viel noch zu thun bleibt, und dass die Entwicklung der Wissenschaft stets neue Forderungen stellt, denen sie nach Kräften gerecht zu werden bemüht sein muss.

— Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde, herausgegeben im Namen des Vereins von dessen erstem Schriftführer Dr. Ed. Jacobs. 12. Jahrgang. 1879. 1. u. 2. Heft.

Den vorliegenden neuen stattlichen Band der Zeitschrift beginnt Dr. Paul Zimmermann mit einer Untersuchung über „Die Sage von Hackelberg, dem wilden Jäger" (Vortrag, gehalten auf der 11. Hauptversammlung des Vereins im vorigen Jahre.) Es wird darin festgestellt, dass der Name Hackelberg schon gegen Ende des 13. Jahrhunderts als Geschlechtsname vorkommt. Auf dem ganzen Oberharze und der nördlichen Ebene ist der Glaube verbreitet, der wilde Hans von Hackelberg sei Ober-Jägermeister des Herzogs von Braunschweig gewesen und 1581 gestorben; indessen giebt es mehrfach eine historische Anlehnung an Personen und Geschlechter: so werde in Thuritz ein Graf Schulenburg zu Apenburg, im Saterlande ein früherer Herr von Esterwege als wilder Jäger in die Sage aufgenommen; ebenso ein Herr von Schlippenbach, ein General Sparr in Preuden. Diese Namen werden aber nur in lokaler Begrenzung genannt, der Hackelbergs weit und breit. Die geschichtliche Gestalt desselben zieht sich vor dem forschenden Auge in mythisches Dunkel zurück. Neben Hackelberg kommt in Westfalen auch die Form Hackelbernd vor. Diese hält Jakob Grimm für die ältere, erklärt sie durch „Mantelträger" und für einen Beinamen Odhins oder Wodans. Später wurde die Endung in Hackelberg mundgerecht gemacht. Wie Odhin (altnordisch), Wodan, Wuotan (altsächsich, dessen Name von watan, „stürmend einherschreiten", abgeleitet, mit „Wuth" wurzelverwandt ist) das bewegende Princip darstellt, wie man ihn selbst auf weissem Rosse (Sleipnir), gefolgt von seinen beiden Wölfen (Meni und Freki), umflattert von seinen beiden Raben (Hugin und Munin), durch die Luft ziehend sich vorstellte, Wind und Wetter erregend, so jagt auch der wilde Jäger im Sturmessausen durch die Luft. Auch ihm legt man fast durchweg einen Schimmel und 2, mitunter auch mehrere Hunde bei, zuweilen auch einen langen grauen Rock und einen Nachtraben. Er ist der Repräsentant des Sturmwindes, der die Luft mit seinem Geheul erfüllt; wo in einem Hause 2 Thüren einander gegenüber offen stehen, da fährt er hindurch. Er lässt Regen herabströmen; an den Blitz aber muss man denken, wenn er die Hürden zerschlägt, wenn er eine Pferdekeule aus der Luft auf die Leute schleudert und wenn man ihm selbt ein feuriges Aussehen verleiht. Das Werfen mit der Pferdeleude ist ein durchgehender Zug in der Sage und lässt sich daraus erklären, dass dies das vornehmste Opfer der Germanen darstellte. Der alte Gott nähre sich, meinte man, noch von dem Fleische, das ihm einst dargebracht wurde, und schleudert auch den Menschen davon hinab. Im Laufe der Zeit wurde der wilde Jäger immer mehr seines mythischen Gehalts beraubt: man machte aus ihm einen Jägermeister, einen Haidereiter und fand fast überall örtliche Anknüpfung. In einer christianisirten Version (einer Sage aus Hahnenklee am Harze) vermischt sich seine Gestalt sogar mit der des ewigen Juden, der ohne Rast und Ruh, friedlos und freudlos die Länder durchirrt, der den Tod sucht und doch nicht sterben kann, nur hierin noch seinen göttlichen Ursprung verrathend.

Es folgen dann Aufsätze über „Die Schicksale der Andreaskirche zu Eisleben seit ihrer Gründung", von Dr. Grössler; „Amtleute in Sangerhausen", von Clemens Menzel, und „Goslarer Wachstafeln aus den Jahren 1341 bis 1361", mitgetheilt von Dr. O. von Heinemann. Diese letzteren, welche in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel aufbewahrt werden, bestehen aus 4 durch einen starken Pergamentrücken zu einem Buche (caudex) vereinigten, etwas über einen Centimeter dicken Holzbrettern, welche an der Vorderseite durch Pergamentspangen geschlossen wurden. Nur die beiden inneren Tafeln sind mit (fast schwarzem) Wachs überzogen, die Schrift vollkommen erhalten. Der Inhalt ist freilich von keiner grossen Bedeutung und kann sich mit dem der Nordhäuser Tafeln keineswegs messen: er enthält Aufzeichnungen über Einnahmen und Ausgaben, Mittheilungen über geschworene Urfehden, über Verfestungen, (wegen Todtschlags oder Körperverletzungen) und dgl. — Weiter enthält der Band „Erhaltene Nachrichten von den eingegangenen Kirchen und Kapellen der Stadt Querfurt", von K. Heine, Pastor zu Erdeborn; „Das Alter des Kalands vom Banne Utzleben und dessen Hof und Kapelle zu Derenburg" und „Stapelburg und Windelberode", von Ed. Jacobs, sowie eine umfängliche „Hierographia Wernigerodensis", eine Statistik der kirchlichen Alterthümer der Grafschaft Wernigerode, nebst angehängtem Verzeichniss der mittelalterlichen Kirchenpatrone von demselben. Besonders interessant sind die Mittheilungen (auch von dem Herausgeber) über „Das heilige Blut zu Waterler (Wasserleben) und Wernigerode", sowie eines Ablassbriefes des Papstes Bonifacius IX. — Beiträge „Zur Schul- und Kirchengeschichte Eislebens aus den Jahren 1525—1536" lieferte G. Kawerau. Aus dem mitgetheilten Schulplan gewinnt man ein Bild von der Gestalt und dem Lehrpensum eines kleineren Gymnasiums damaliger Zeit.

Unter der Aufschrift „Von Elbingerode nach Windsor" giebt Dr. O. Franke eine charakterische detaillirte Schilderung von der Festnahme des französischen Marschalls Duc de Belleisle im Dezember 1744 durch den kurhannöverschen Amtmann Johann Hermann Meyer und seinem und seiner Suite Transport nach Osterrode. Elbingerode war damals in aller Munde, sein Name hallte in Prosa und Poesie in allen Sprachen Europas wieder, und der Elbingeröder Amtmann wurde zur gefeierten Person des Tages.

Jenseits des Kanals trank man bei Festmahlen auf seine Gesundheit, Münzen wurden zur Erinnerung an seine That geprägt, und die Mitwelt ehrte ihn mit dem Namen Belleisle-Meyer. Der arretirte Marschall aber wurde für die hannöverische Regierung ein Gegenstand vielfacher Mühen und Sorgen, die Ursache ärgster Befürchtungen, und seine Gefangenhaltung eine interessante und von den Gelehrten lebhafter Erörterung unterzogene Rechtsfrage.

Endlich begegnen wir noch einer genealogischen Arbeit: „Ein zweiter harzländischer Zweig der von Olvenstedt", Kommentar zu 8 Urkunden, vom Geh. Archiv-Rath G. A. von Mülverstedt, sowie einem Beitrage zur harzischen Münzkunde: „Die Heckenmünze des Grafen Gustav zu Sayn-Wittgenstein zu Clettenberg, 1672—1691", vom Universitätsrath Wolff zu Göttingen, welcher manches für die damalige Handhabung des Münzregals Charakteristische bietet. — Unter der Rubrik „Vermischtes" ist besonders die Feuerordnung für Wernigerode, wie solche nach dem grossen Brande von 1528 aufgestellt wurde, von Interesse.

(R. A.)

Publicationen aus den K. Preussischen Staatsarchiven. III. Band. Hessisches Urkundenbuch. Erste Abtheilung. Urkundenbuch der Deutschordens-Ballei Hessen von Arthur Wyss. Erster Band von 1207 bis 1299. Mit einer Tafel in Lichtdruck. Leipzig bei S. Hirzel.

Wir haben hier ein in jeder Beziehung ganz vorzügliches Werk vor uns, musterhaft hinsichtlich der Textwiedergabe, musterhaft hinsichtlich der Regesten, die den Urkunden vorgesetzt sind, musterhaft hinsichtlich des Orts- und Personen-Registers, dessen sorgfältige Ausarbeitung die Benutzung des Buches sehr wesentlich erleichtern wird, und mit dem Alles geleistet ist, was von einem Register überhaupt erwartet werden kann. Welche Bereicherung der Inhalt des vorliegenden Bandes der Wissenschaft bieten wird, darüber kann sich eine Anzeige des Buchs nicht eingehend aussprechen, jene wird nach vielen Seiten hin eine weitgreifende sein. Es sind Stücke zum Abdrucke gelangt, die das höchste historische Interesse haben; wir erwähnen hier nur die auf das Leben der heil. Elisabeth bezüglichen, (z. B. den Brief Konrad's von Marburg über Leben und Tod der Büsserin), Stücke, die zwar theilweise schon gedruckt waren, aber hier in wesentlich berichtigter Form erscheinen. Für die Geschichte der hessischen Geschlechter, für die hessische Landesgeschichte ist das Buch von grosser Wichtigkeit. Wie sehr es auch in sprachlicher Beziehung, namentlich wenn man die Fülle origineller Eigennamen bedenkt, die Wissenschaft fördert, lässt sich leicht ermessen.

Das vorliegende Buch ist ein Theil des hessischen Urkundenbuchs, welches die in Marburg vereinigten Archive des früheren Kurfürstenthum Hessen umfassen, welches aber nicht als ein Ganzes publicirt werden soll. Statt dessen sollen die einzelnen Gruppen, aus denen das Marburger Archiv zusammengesetzt ist, in gesonderten Diplomatarien behandelt werden. Das Urkundenbuch der Deutschordens-Ballei wird ausser dem vorliegenden noch drei Bände umfassen.

Ueber die Deutschordens-Ballei Hessen überhaupt entnehmen wir der Vorrede, dass, nachdem der deutsche Orden seit 1207 durch die Gunst der Grafen von Ziegenhain in Hessen Fuss gefasst hatte, er dadurch rasch zu grosser Bedeutung gelangte, dass das von der heil. Elisabeth zu Marburg erbaute Franziscushospital nach deren Tode ihm überwiesen wurde. Der Orden wurde der Hüter des Grabes der Heiligen; reiche Spenden flossen ihm zu; Tausende von Kranken wallfahrteten Heilung suchend an die geweihte Stätte, an der sich bald die herrliche Elisabethkirche erhob. Aus der Commende Marburg erwuchs zufolge der Unterstellung kleinerer Commenden die Ballei Hessen. Zu ihr gehörten früh die Commenden Griefstedt, Wetzlar, Oberflörsheim. Schiffenberg trat 1323 zu. Kleinere Niederlassungen waren zu Obermöllrich, Reichenbach, Erfurt. Der Güterbesitz gruppirte sich im 14. Jahrh. ausser um die genannten namentlich um die Orte Amöneburg, Felsberg, Friedberg, Fritzlar, Gelnhausen, Kirchhain, Seelheim und Seibelsdorf.

Eine werthvolle Beigabe ist die Tafel mit in Lichtdruck ausgeführten Siegeln. Das Siegel Heinrich's I. lässt erkennen, wie eine antike Gemme mit einem ganz naturalistischen Löwen zu dem hessischen Löwenwappen verwendet wurde; das Siegel Konrad's von Thüringen (des Landgrafen, wie Wyss mit Recht annimmt) zeigt Paulus mit dem Nimbus gekrönt in langem Gewande, die Hände zum Gebet erhebend, während nach ihm aus den Wolken eine Hand reicht, von der Strahlen ausgehen. Unter der Hand ist die Inschrift: Saule quid me persequeris. Landgraf Konrad war ursprünglich ein grosser Verfolger der Geistlichkeit, trat dann reuig in den deutschen Orden, wo er jenes Siegel führte, und starb als Büsser in Rom. Sinnvoll bildet so sein Siegel die Allegorie seines Lebens. Aus demselben Jahre (1232) ist das Siegel des Beichtvaters der h. Elisabeth, Konrad von Marburg, das einzig erhaltene seiner Art. Konrad nennt sich darauf einfach „predicator verbi dei".

Wir können nicht schliessen, ohne eine Bemerkung anzuknüpfen, zu der uns eine Anmerkung zu S. 103 des Buches Veranlassung gibt. Auf der Stelle, wo 1233 dieser Konrad von Marburg erschlagen wurde, 5/8 Meilen südöstlich von Marburg in der Gemeinde Beltershausen, wurde eine Kapelle errichtet („capellam in loco, ubi magister Conradus fuit occisus", Urk. von 1255 S. 105); 1255 wurde vom Deutschordenshaus in Marburg daran noch gebaut „opere sumptuoso"; 1250 erscheint ein gewisser Reinhart als Provisor der Capelle, „qua recubat magister Conradus predicator interfectus" (S. 83). Im Jahre 1283 heisst sie „capella magistri Conradi occisi" (S. 310).[1]) Sie kommt dann 1343 vor (Zeitschrift des Kass. Vereins II. S. 369); im Jahre 1568 werden Glocken davon weggebracht. (Dehn-Rotfelser und Lotz, Die Baudenkmäler im Regierungsbezirk Kassel, S. 340.) Als die beiden Forscher dieses Werk verfassten, im Jahre 1870, stand die Capelle noch. Beide erkannten in derselben einen Bau im Stil des 14. Jahrh., jedoch, wie ihnen schien, mit Mauerresten des 13. Jahrh. (S. 23 24 der Baudenkmäler.) Seitdem ist die Kapelle verschwunden. Unser Urkundenbuch meldet kurz: „Jetzt bezeichnet nur noch ein Denkstein den Ort, wo sie stand." Wir stehen erstaunt, wenn wir solches lesen. Warum werden in unseren Tagen die alten Bauten mit Mühe aufgesucht und mit Kosten im Druck verzeichnet, wenn die hergebrachte Gleichgültigkeit auch nachher noch fortdauern kann? Wenn die Verzeichnung, wenn die Bekanntschaft der Dinge sie nicht retten kann vor der modernen Zerstörungslust? Wahrlich, es wäre besser, die Sachen würden gar nicht besucht und beschrieben, als dass die Meinung aufkäme, weil sie nun auf dem Papier verewigt wären, könnten sie selbst als entbehrlich abgehen. Durch die Fürsorge erleuchteter Behörden sind und werden in vielen Theilen Deutschlands jetzt die Kunststatistiken geschaffen; wo sind die mächtigen Hände, welche die Dinge selbst retten, deren Werth für die Nachwelt gerade dadurch constatirt wird, dass die Archäologen sie in ihre Register eintragen? Ist der Schein mehr als die Wahrheit?

Ein kunstarchäologisches Interesse nicht nur, auch ein historisches hatte die Kapelle des Konrad von Marburg. Es handelt sich hier nicht darum, ob das Wirken des ketzerfeindlichen Franziscaners[2]) für unser Vaterland von Segen

---

[1]) Zuerst hatte Dr. Schenk zu Schweinsberg in den „Mittheilungen an die Mitglieder des Vereins für hess. Geschichte und Landeskunde" 1864 Nr. 14 auf die Bedeutung der Capelle aufmerksam gemacht.

[2]) Urkunde v. 11. April 1232 (Wyss S. 25) obs: „magister C. de Marpurg et frater Angelus de Minorum fratrum ordine predicatores." Auf weitere Argumente einzugehen ist hier nicht der Ort.

war, es war eine historische Gestalt, er hat seine Bedeutung in der deutschen Geschichte gehabt, gerade sein Tod bezeichnet in kirchlichen Dingen einen Wendepunkt. An den Ort, wo der „visitator in Alemania", wie ihn Papst Gregor IX. 1233 nennt (S. 31), von ergrimmten Rittern erschlagen wurde, knüpft sich doch etwas an, was Geschichte ist. Das fühlten noch die Angehörigen der nächsten Generation, die mit Opfern an der Sühncapelle weiter bauten. Ein deutscher Ritterorden, einer jener Orden, deren Wirken in der Vergangenheit unsere Geschichtsbücher noch heute mit Bewunderung melden, welche heute noch in neuer Gestalt segensreiche Thätigkeit entfalten, war der Erbauer. Zahllose Gläubige sind in den Jahrhunderten des Mittelalters zu ihr gepilgert, sie war lange Zeiträume hindurch ein Ort besonderer Verehrung für das Volk. Die Capelle war eine historische Stätte, auch für den, der nach unseren heutigen Anschauungen keine Sympathie hatte und haben konnte mit alldem, was der gethan, dessen gewaltsamer Tod hier von einem berühmten Orden gesühnt worden ist. Haben die heutigen Nachkommen jener Wallfahrer und Beter denn gar kein Gefühl mehr dafür, was eine Stätte ist, der die Geschichte ihre Weihe gegeben hat? Dafür, dass etwas Unersetzliches verloren geht, wenn man das ehrwürdige Ueberbleibsel einer frühen Vorzeit, einer Vorzeit mit anderem Denken und anderen Trieben, als wir sie haben, in einen formlosen Haufen von Steinen verwandelt und damit etwa eine Scheuer baut oder einen Kuhstall? So fragen wir, obgleich wir Angesichts des Ganges der Verhältnisse eigentlich aufgehört haben sollten, zu fragen und zu staunen. Fürwahr, wir stehen nahe am Zweifel, ob trotz des gerühmten Kunstverständnisses unserer Zeit, trotz ihres gerühmten Verständnisses für unsere deutsche Vorzeit es im Allgemeinen mit der historischen Pietät je besser werden wird. Aber das Wahre einmal auch nur auszusprechen, ist auch eine Erleichterung.

Ernst Wörner.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Neue Folge. XXVI. Jahrg. Nr. 9.

Inhalt: Heyne, Althochdeutsches aus dem 11. Jahrhundert. — Ein Spinett vom Jahr 1580. — Joh. Müller, Leipziger Zoll- und Messstreitigkeiten aus dem Ende des 14. Jahrhundert. — Schepss, Der Mathematiker Joh. Schinkel (1444). — Essenwein, Der kultur- und kunstgeschichtliche Inhalt der Darstellungen in Miniaturen, Handzeichnungen, Gemälde, Holzschnitte u. s. w. in den Sammlungen des germanischen Museums. — Wernicke, Raritäten eines schlesischen Kirchenschatzes.

Die Wartburg. VI Jahrgang 1879. Nr. 5 bis 10.

Inhalt: Friedrich, Die bildliche Darstellung des Adam und der Eva im christlichen Alterthum. (Forts. und Schluss.) — Bergau, Eine Bronce-Statuette des heiligen Moritz. — Die internationale Kunst-Ausstellung in München vom August bis Oktober 1879. — Friedrich, Glaskelche und Glaspatenen. — Münchener Alterthums-Verein. Kleine Mittheilungen. Ausstellungen. Aus dem Kunst-Verein. Literarisches etc.

(**Schleswig-Holsteinisches Museum Vaterländischer Alterthümer.**) Von dem Katalog von Museums-Director Heinrich Handelmann liegt neu die Abtheilung: Stein- und Bronzealter vor (Kiel, Schwert'sche Buchhandlung). Dieselbe ist mit einer Titelvignette und 43 Holzschnitten geziert und mit zahlreichen Literarnachweisen versehen.

1. **Geschichte des Orts und der Pfarrei Kiederich** von J. Zaun, Geistlichem Rath und Pfarrer daselbst. Mit einer Wald- und Flurkarte. Wiesbaden, Verlag von K. Molzberger.

2. **Beschreibung der katholischen Pfarrkirche zu Kiederich.** Von J. Zaun, Geistlichem Rath und Pfarrer daselbst. Mit vielen Kunstbeilagen. Kiederich, Selbstverlag des Verfassers.

3. **Die St. Michaelskapelle zu Kiederich im Rheingau.** Von J. Zaun, Geistlichem Rath und Pfarrer daselbst. Mit 2 Tafeln. (Separatabdruck aus den Annalen des Vereins für Nass. Alterthumskunde und Geschichtsforschung). Wiesbaden.

Das erste der angezeigten Werke ist eine sehr sorgfältige und gut disponirte Ortsgeschichte, deren Interesse aber doch über die localen Grenzen hinausgeht, wie ja auch die Pfarrkirche von Kiederich selbst nebst der Michaelskapelle, ein herrliches Paar von gottesdienstlichen Gebäuden, eine alle kunstarchäologischen Kreise berührende Bedeutung haben. Der Michaelskapelle für sich ist das dritte der obigen Werke gewidmet. Das zweite ist dem erstgenannten mit einigen Abkürzungen entnommen. Die Kunstbeilagen werden einzeln oder zusammen nach Auswahl zu 1 M. 50 Pf. bis 4 M. (nach der Grösse) abgegeben und dürften für Architekten und Kunstliebhaber sehr interessant sein.

Carmina burana selecta. Ausgewählte lateinische Studenten-, Trink- und Liebeslieder des 12. und 13. Jahrhunderts aus dem Codex buranus mit neudeutschen Uebertragungen, geschichtlicher Einleitung, Anmerkungen und Beigaben. Von Adolf Pernwerth von Bärnstein. Würzburg, Verlag der J. Staudinger'schen Buchhandlung.

Das Buch giebt die erste Bearbeitung des in literarischer, wie culturgeschichtlicher Hinsicht so merkwürdigen Codex buranus des 13. Jahrhunderts, und es bietet daher sowohl das Interesse der Originalität als auch für jene weiteren Kreise, welchen der Stoff seither fremd geblieben, Reiz und Anregung. Die freie und fliessende Uebersetzung der Lieder wird sich sicher viele Freunde gewinnen, und empfehlen wir das Buch bestens.

Berichtigungen.

Zu Nr. 9, S. 73,	Spalte 1,	Zeile 6 von unten	lies 1865	statt 1862
„ 9, „ 74,	„ 1,	„ 17 „ „	„ männchen	„ märchen
„ 10, „ 77,	„ 2,	„ 24 „ „	„ guck schau	„ puck und scheu.

Commissions-Verlag der Hofbuchhandlung von A. Klingelhöffer in Darmstadt. — Druck von Heinrich Kichler.

Das Geschlössel.

(Römer Schanze nach den Karten) 3½ Kilometer S.-W. von Landshut auf dem rechten hohen Isarufer zunächst dem Hof Aign.

1 cm = 10 m = 3⅓ Schritt für Grundriß und Profil.

genommen unter der Beihilfe des Grafen H. v. Walderdorff,
fessor Olenschlager, Freiherrn Schenk v. Schweinsberg,
Pfarrer Dahlem am 18. September 1879 von v. Cohausen.

Der Burgstall

im Sauwinkelwald, zum Baron Cetto'schen Gut Oberlauterbach gehörig und 3½ Kilometer N.-W. von letzterem Ort im Bezirksamt Rottenburg an der Großen Laber in Nieder-Bayern gelegen.

1 cm = 10 m = 13⅓ Schritt für den Grundriß, 1 cm = 5 m für das Profil.

Aufgenommen mit Freiherrn v. Cetto am 14. September 1879 von v. Cohausen.

Beilage 1 zu Nr. 11 des Correspondenzblattes.

Redakteur: Ernst Wörner.

Beilage 2 zu Nr. 11 des Correspondenzblattes
des
Gesammt-Vereins der deutschen Geschichte und Alterthums-Vereine.

Doppelte Steinkiste

in einem Hügel bei Kampen (Sylt).

a) Grundriß 1/20 natürl. Größe.

Die Steine von der oberen Kiste sind schraffirt;
der östliche Schlußstein derselben, welcher ausgebrochen werden mußte,
nur punktirt.

b) Durschschnitt O. — W.

Die Durchschnittsflächen sind schraffirt.

Redakteur: Ernst Wörner. Zu dem Aufsatze von Prof. H. Handelmann.

Herausgegeben von dem Verwaltungsausschusse des Gesammtvereins in Darmstadt unter Redaction von Ernst Wörner.

Correspondenzblatt

des

Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine.

Das Correspondenzblatt erscheint monatlich einmal und kostet jährl. 5 Mark.

№. 12. Siebenundzwanzigster Jahrgang 1879. December.

Mittheilungen für Deutsche Geschichte und Alterthumskunde überhaupt.

Die „Steiner-Strasse" (Stein-Strasse)

zwischen Neuschloss und Gernsheim. Prov. Starkenburg, Grosshzgth. Hessen.

Auf dem rechten Rheinufer in der Provinz Starkenburg finden sich mehrfach Spuren römischer Strassen. Sicher festgestellt ist noch keine. Die von Ladenburg nach Worms ziehende, auch von Walther[1]) in seine Karte eingezeichnete, a. 916 als Strata publica in der Grenzbeschreibung des Viernheimer Waldes genannte[2]), von dem Strassenheimer Hof direct nach Lampertheim ziehende Heerstrasse muss auf der genannten Karte etwas mehr rheinwärts gelegt werden. Sie bildet theilweise die Landesgrenze zwischen Baden und Hessen und geht in weiterem Fortgange durch den Marktflecken Lampertheim, dessen Hauptstrasse sie bildet. Diese Strasse endete schon, entweder Worms gegenüber, am heutigen Währzollhaus oder lief weitestens bis zum „Stein" am Ausfluss der Weschnitz.

Bestand keine weitere Strasse auf dem rechten Rheinufer, welche Ladenburg mit Mainz in nähere Verbindung brachte? Der Beantwortung dieser Frage mögen nachfolgende Bemerkungen dienen, welche, wenn sie auch dazu einen nur kleinen und bescheidenen Beitrag bringen, dennoch den Lesern dieses Blattes nicht ganz unwillkommen sein dürften.

Von Ladenburg nach Norden, zum Strassenheimer Hof zieht der „Hohe Weg." Bei diesem Hof, welcher als römische Position anerkannt ist, kreuzten Strassen, deren eine die Verbindung mit dem nahen Viernheim herstellt. Von Viernheim aus geht in etwa nordwestlicher Richtung der sog. „Rennweg", er passirt das Viernheimer Jägerhaus, geht hier an der schon 1423 genannten „Königin Ruhe" auch „königliche Ruhe", jetzt „Neuhaus", ebenso an der 916 als Grenzpunkt des Viernheimer Waldes genannten „Hohenwarta",[3]) weiter an der jetzigen chemischen Fabrik Neuschloss vorbei und strebt nach Bürstadt und dem Rhein. — Neuschloss ist die von Pfalzgraf Friedrich I. um 1470 gebaute „Friedrichsburg", ein Jagdschloss. Bei Neuschloss fand man römische Münzen,[4]) hier überschreitet der „Rennweg" die von Mannheim kommende, Lorsch berührende, sog. „Frankfurter Strasse". Neuschloss liegt demnach, wie auch der Strassenheimer Hof, bei einer Strassenkreuzung.

Nördlich von Neuschloss, etwa 1½ Kilomet. entfernt zieht quer durch den Wald, in der ungefähren Richtung von Osten nach Westen die alte Gangrenze. Es ist die jetzige Grenze zwischen Lorsch und Bürstadt einerseits und Lampertheim andernseits. Hier schied sich Kurmainz und Kurpfalz, oder vordem das Gebiet des Klosters Lorsch von dem Gebiete des Bischofs von Worms. Letzteres wird höchst wahrscheinlich schon a. 770 als Pars sancti Petri in einer mehrfach interessanten Urkunde des Lorscher Codex genannt[5]) also 28 Jahre vor der Bestätigungsurkunde K. Karls a. 798. Hier berührten sich von Süden der Lobdengau mit dem im Norden liegenden Oberrheingau. Lebhafte Grenzstreitigkeiten wurden Jahrhunderte lang auf dieser Linie geführt.

Auf dieser Gangrenze, so weit sie im Walde liegt, auf einer Linie von 7½—8 Kilomet., standen folgende Grenzsteine. Wir gehen von Westen nach Osten und beginnen mit dem Grenzsteine südlich des Boxheimer Hofs.

1. Der Langestein, 1625 genannt. 2. Der Cranzstein, auch Grenzelstein genannt, stand da, wo der „Rennweg" die Grenze passirt. 3. Der Abtstein im östlichen Theil des Waldes, nahe dem Lagerfeld, so genannt, weil er das Gebiet des Abts von Lorsch markirte. Dieser interessante Stein wird mit seinen „unkandtbaren Zeichen" oft genannt in den Grenzumgangsprotokollen. Schreiber dieses erkannte die römische Arbeit an dem mächtigen Quader. Nachdem man ihn aufgegraben, gereinigt und endlich gehoben hat, erwies er sich als eine Ara oder Votivstein, welcher dem Herkules geweiht war. Sechs Thaten desselben wurden auf dem Stein erkannt. Der Stein, in mehrfacher Beziehung sehr interessant, steht dermalen im Grossh. Museum zu Darmstadt im I. Saal. 4. Der „Hinkelstein", in Lorsch vordem „Kluckstein" genannt, am Ostrande des Waldes, ebenfalls bei dem Lagerfeld (Saxenlager.) Der Stein ist erwähnt von Ernst Wörner: Beiträge zur Würdigung der unter dem Namen Hinkelstein, Spindelstein, Gollenstein, Lange Stein u. s. w. vorkommenden monolithischen Denkmale im Correspondenz-Blatt 1877 Nr. 3 S. 19. 5. Das a. 1636 genannte „Erbessbild" und 6. das in den Lorscher Wald- und Wildbannacten des 17. Jahrh. sehr oft genannte „Marschalkbild", letzteres als Rendezvous der Jäger in kurmainzischen und und kurpfälzischen Zeiten sehr beliebt, standen jedenfalls, wenn auch vielleicht nicht unmittelbar an der Grenze, so doch ganz in der Nähe, das erstere wahrscheinlich in der Nähe des Lorscher Walddistricts „Erdbeertränke", näher dem „Rennweg", das letztere an oder nahe der „Steiner Strasse". Eine Zeichnung des „Marschalkbildes", eines, — wie es scheint — Grenzsteins mit kurpfälzischem Wappen findet sich auf einem berühmten Holzschnitt aus 1543 im Grosshzgl. Museum zu Darmstadt.

Von dem nahen Neuschloss her zieht die genannte „Frankfurt-Mannheimer Strasse" über die Gangrenze. Eine Waldkarte von 1754[6]) zeigt uns noch die „alte Landstrasse", welche etwas mehr rheinwärts lag als der heutige Strassenzug, und da auf die Grenze getroffen ist wo im Lorscher Gebiet (also im Oberrheingau) die sog. „Steinerstrasse" beginnt. Ziehen wir von diesem Punkt der Grenze eine schnurgerade Linie nach

---

[1]) Walther, Alterthümer der heidn. Vorzeit. 1869.

[2]) Cod. Lauresham. Nr. 65.

[3]) Cod. Lauresh. Nr. 65.

[4]) Walther, a. a. O. S. 63.

[5]) Cod. Lauresh. No. 10. Diese Urkunde kann erst jetzt verstanden werden, nachdem durch Dr. Frhr. Schenk zu Schweinsberg die Lage von Altenmünster bei Lorsch festgestellt ist, während die bisher für Altenmünster gehaltene Stätte sich durch andere Untersuchungen als „Münster zum Hane" entpuppt hat.

[6]) Im Gemeindearchiv zu Lampertheim.

Gernsheim, so haben wir die etwa 15 Kilometer lange, von uns zu besprechende, heute noch so genannte „Steiner-Strasse.“

Da, wo die Frankfurter Strasse die Grenze überschreitet, liegt, noch im Lampertheimer Gebiet das „Diebseck“. „Dieb“ ist hier wohl als eine Entartung des Wortes „Diet“ = Volk aufzufassen. Diebseck = Volkseck, d. h. ein vom Volksverkehr stark berührter Platz.[7])

Diese Bezeichnung ist aber hier eine sehr zutreffende. Hier treffen wir nicht allein auf jene Landstrasse, hier in der Nähe mündete auch ursprünglich der von der Königin Ruhe (Hohenwarta) an dem „Schaarbuckel“ vorbei direct herziehende „Schaarweg“ oder „Scharrweg“[8]), hier passirt der beide Gaue trennende, schon 1544 genannte Grenzweg, „das Gescheid“, welcher nach dem Lagerfeld zieht, hier endlich beginnt die nach Norden strebende „Steiner-Strasse“ und zwar unmittelbar an der Grenze. Wenn die Mannheimer Strasse nicht ursprünglich nur die Fortsetzung der Steiner Strasse im Lobdengau gewesen ist, was ich annehme, sondern, wenn, was ebenfalls möglich ist, eine alte Abzweigung der Mannheimer Strasse sich schon über Lorsch fortgesetzt hat, so zog die Gaugrenze genau durch den Punkt, wo beide Strassen, nämlich die Steiner- und die Mannheim-Frankfurter Strasse, sich gabelten.

In den Grenzumgangsprotokollen begegnet man an diesem Punkte mehrfach der Bezeichnung „Salsser Weg.“ Doch kann ich nicht genau sagen, welcher der genannten Wege und Strassen darunter zu verstehen ist, jedenfalls ging er über die Grenze. Der an dem „Salsser Weg“ stehende Grenzstein, war von den „uhralten einer“, „ein blauer Wackhen“ (1715). Die Bezeichnung „Salsser Weg“ ist wohl herzuleiten von „Salz“. Da dieses ein Hauptbandelsartikel war und ähnliche Bezeichnungen für Handelsstrassen oft vorkommen, so haben wir wohl auch hier, bei derselben Bezeichnung, an eine Handelsstrasse zu denken. Sprachliche Gründe scheinen es zu verbieten, bei „Salsser Weg“ an via calciata, via calculis strata d. h. an eine mit Stein- oder Kiesbeschotterung gedeckte Strasse zu denken, wie das bei vielen Strassen in der Rheinebene der Fall war und wodurch allerdings auch die Steiner Strasse, welche hier beginnt, sehr charakteristisch bezeichnet wäre. Auf ihr findet sich nämlich ebenfalls eine solche Deckung mit Rheinkies.

Die Steiner Strasse wird auf grossen Strecken heute noch befahren, wie in ihrer ganzen Ausdehnung im Lorscher Wald (5 Kilomet.), zwischen dem Bibliser- und Jägersburger Wald ist sie zu einer Waldschneisse geworden, im Gross-Rohrheimer Feld erinnert ein Gewannweg daran, im Feld von Kleinhausen ist sie ausgegangen, nur der Name ist erhalten, bei Kleinrohrheim und von da bis Gernsheim wird sie heute noch benutzt. Die Strasse zieht von Süden nach Norden mit ganz geringer Neigung nach Westen.

Treten wir eine Wanderung auf dieser Strasse an. Im Lorscher Wald beobachtete man, wie gesagt, eine Eindeckung der Strasse mit Kies. Hier wird sie stark befahren. Sie ist von den Holzfuhrleuten vor allen anderen beliebt, weil sie auch bei regnerischem Wetter zu befahren ist. Nach deren Aussagen soll sie die höchste Strasse im Walde sein. Nahe der Grenze treffen wir auf das, links an der Strasse stehende „Blockhaus“, ein aus Holzwerk zusammengefügtes, kleines, zu Wald- und wohl auch Jagdzwecken dienendes Haus.

Nach einer Waldordnung von 1544[9]) bildete die „Steiner Strasse“ die Waldweidegrenze zwischen Lorsch und dem Probst daselbst einerseits und Bürstadt mit dem Boxheimer Hof andernseits. — Auch eine „Strass“ zum „Pfeiffers Kreuz“ wird in jener Ordnung genannt. Welche das ist, konnte ich nicht ermitteln. Durch den Lorscher Wald führten mehrere Strassen. Es heisst in einem alten Weisthum[10]): „dadurch (näml. durch den Lorscher Wald) gehen Strassen, die ein jeglicher Biedermann gebrauchen mag mit Ehren.“

In einer Länderbeschreibung von 1609[11]) heisst es: „zwischen Weinheim und dem Rhein gegen Worms zu liegt der Lorscher Waldt uff flachem Veld, leufft voller Hirsch und Himen, und fallt die gemeine Lantstrasse durch.“

Westlich, also rheinwärts dieser Strasse, zumeist an dem Bürstädter Bruch entlang liegen bei 100 Hügelgräber in einem Gebiet von ¾ Stunden zerstreut, hiervon 19 in einer Nähe von 400—500 Schritten zusammen, wovon ein Theil theils in einem Kreise, theils in einer Linie zusammenliegen. Seit 1837 hat man mehrere dieser Hügel geöffnet. Man fand darin: ein Schwerdt von Bronze, 13 Fragmente dicken Golddrahts, Bronzeringe, Bronzestifte u. a. Gegenstände aus Bronze, Urnen u. dgl., Bronzewaffen, ein Bronzebeschlag von einem Holzeimer, Bronzemesser, auch Schwerter von Eisen von alter Form, ähnlich den sog. Pfahlbauschwertern, Ringe, kleine Instrumente von Bronze. Alle bis 1869 geöffneten Gräber enthielten nur Asche und Knochenreste von verbrannten Leichen. In 1869 fand man in zwei Hügeln vollkommene Scelette, theils mit beigesetzten Thongefässen, andere mit Hals- und Armringen aus Bronze geschmückt. Bei einem fand man nicht einmal einen Schmuckgegenstand. Im ganzen sind 18 Hügel geöffnet, von deren Oeffnung man Kenntniss hat. Einer der grössten Hügel wurde 1837 geöffnet.[12])

Diese Hügelgräber liegen jedoch nicht unmittelbar an der „Steiner Strasse“, sie liegen westlich derselben, im allgemeinen zwischen ihr und dem nach Bürstatt strebenden schon genannten Rennweg, theils mitten im Walde, grossen Theils an dem Bürstadter Bruch entlang. Dieser ist ein altes Rheinbett, nicht Neckarbett, wie einmal irrthümlich gesagt wurde.[13])

Wo sind aber die Niederlassungen, deren Bewohner hier ihre Todten bestattet haben? An das fast eine Stunde entfernte Lorsch ist um so weniger zu denken, als wir aus dem Lorscher Codex wohl wissen, dass die Lorscher Mark erst nach der Klostergründung durch Ausscheidung aus den Marken Bürstadt, Bensheim und Heppenheim entstanden ist, dass also die bürgerliche Niederlassung in Lorsch vor der Gründung des Klosters entweder sehr klein war oder überhaupt erst später entstanden ist. — Man könnte also nur an das nähere Bürstadt und an den Boxheimer Hof und ihre Bewohner denken. Von diesen Niederlassungen liegen die Hügel etwa eine halbe Stunde und mehr entfernt. Wenige nur näher. Aber auch diese Entfernung dürfte wohl für ein gewöhnliches Gräberfeld zu entfernt erscheinen. Dafür, dass in der Nähe der Grabhügel je eine Niederlassung existirt habe, fehlt auch die geringste Andeutung. Ausserdem sind der Gräber zu viele, der Raum, auf welchem sie zerstreut sind, ist zu gross, ihre Vertheilung zu unregelmässig und planlos. — Wie gesagt, liegen sie wohl zwischen den beiden Strassen, aber nicht einmal sehr in der Nähe derselben, auch nicht an der „via, quae venit de Bisistat“[14]) nach Lorsch, sondern an dem alten Rheinufer und mitten im Wald.

[7]) Aehnliche Bezeichnungen vergl. Mone, Urgesch. d. b. Landes. II. Der Dietmarkt (jetzt Schillerplatz) in Mainz hiess auch zuweilen Diebsmarkt, bis er dann in das gleich unrichtige Thiermarkt verketzert wurde.

[8]) Scarra = pars exercitus oder Schaar. In diesem Fall wäre Scharrweg = Heerweg.

[9]) Im Grosshzgl. Staatsarchiv zu Darmstadt.

[10]) Dahl, Geschichte des Fürstenth. Lorsch. Urk.-Buch S. 54.

[11]) Falk, Lorsch. S. 104.

[12]) S. Walther. a. a. O. S. 63, 64.

[13]) Walther, a. a. O. S. 63.

[14]) Cod. Lauresh. Nr. 10.

Ich kann mich der Vermuthung nicht erwehren, dass wir hier auf einem Schlachtfeld stehen. Umfassen die Hügelgräber die Gefallenen, die man zum Theil verbrannt, zum Theil beerdigt hat? So würde sich eine doppelte Möglichkeit ergeben:

Entweder war es ein Kampf von Heerkörpern, welche sich auf der „Steiner Strasse“ oder dem „Rennweg“ bewegten, wobei ein heftiger Waldkampf entstand und ein Heerkörper gegen den Bürstädter Bruch geworfen, wo der weitere Rückgang gehindert und eine blutige Entscheidung herbeigeführt wurde.

Oder es handelte sich um die Landung einer zu Schiffe gekommenen Truppe und einen dabei entstandenen Kampf, wobei selbstverständlich vorausgesetzt wird, dass dieses alte Rheinbett damals noch mit Schiffen befahren werden konnte, eine wohl zutreffende Voraussetzung.

Das benachbarte Lorsch bildete, wie mehrfach angenommen wird[15]) ein Glied jener, an dem sog. alten Neckarbett zwischen Ladenburg und Mainz durch die Provinz Starkenburg sich hinziehenden röm. Niederlassungen. Auf Funde und die allgemeine Lage gestützt nahm man an, dass bei Lorsch ein römisches Castell gestanden habe. Ist diese Annahme, was sehr wahrscheinlich ist, begründet, so hätten wir in der „Steiner-Strasse“ die im Rücken jener Linie laufende, sie parallel begleitende $^1/_2$—$^3/_4$ Stunden entfernte Militärstrasse zu erkennen. In jenem von mir vermutheten Kampfe aber könnte es sich um den Besitz jener Befestigung gehandelt haben, eine Illustration zu den Worten Ammians: „Munimentum in Alemannorum solo conditum violentius oppugnatum.“

Beim Austritt aus dem Nordrande des Lorscher Waldes treten wir auf Ackerland, Kleinhäuser Gemarkung. Hier ist die Strasse durch die Cultur unterbrochen. Der von ihr im stumpfen Winkel nach der Weschnitz ziehende Weg heisst der „Herrenweg“. Hier lagen die einst zu Neuschloss gehörigen Wiesen, die „Herrenwiesen“, deren Crescenz auf der Steiner-Strasse sehr bequem nach Neuschloss verbracht werden konnte. Unsere Strasse zog indessen vordem ganz in der bisher innegehaltenen Richtung durch das Feld. Auch die Erinnerung daran hat sich erhalten. Es geht ganz in dieser Richtung ein schmaler Kieszug durch das Feld auf welchen der Landwirth beim Tiefpflügen stösst,[16]) wohl die alte Strassenbeschotterung. Entscheidend ist, dass wir auch hier und zwar rheinwärts von unserem Strassenzug der Feldbezeichnung „unter der Steinstrasse“ begegnen. Hier lief also die Strasse nahe an dem östlichen Rande des schon genannten Bürstädter Bruchs entlang, dessen Lage und Ausdehnung also die Richtung der Steiner-Strasse ebenso bedingt hat, wie der Lampertheimer Bruch die Richtung der Heerstrase von Ladenburg nach Worms, zugleich ein Beweis für das hohe Alter dieser Terrainbildungen.

Wo wir mit unserer Linie an die Weschnitz treten, war vordem eine Brücke, auf welcher selbstverständlich eine Strasse den Fluss überschritt. Sie ist nun längst, nach den sehr bedeutenden Flussarbeiten, ganz verschwunden, doch erinnerte ein Steg, welcher hier über den Fluss führte, noch lange an die ehemalige Brücke. Diese wird 1704 genannt und zwar in den Lorscher Gemeinderechnungen, wobei bemerkt sei, dass Lorsch und Kleinhausen vordem eine Gemeinde bildeten. Dort heisst es: „Item dem Liespenning welcher auf der Bibliser Brücken am Horst so hiesige Gemeind hat machen sollen, worüber die herrschaftlichen Mastochsen gangen zur Execution zahlt in 2 Tagen 1 fl. 30 kr.“ Ferner: V. H. und H. G. jedem 2 Gäng, als dieselben zu Benshnim wegen der Bibliser Brück gewesen.“

Der genannte Horst liegt auf dem rechten Weschnitzufer, geradezu auf unserer Linie, am Waldsaum. Hier steht die „Horsthütte“, ein Jägerhaus. Auf dem rechten Weschnitzufer, treffen hier die Gemarkungen Biblis und Grosshausen zusammen, direct am Fluss. Während also die Brücke auf dem rechten Ufer auf Bibliser Grund und Boden stand, berührte sie auf dem linken Ufer das Lorsch-Häuser Gebiet. Unter diesen Umständen konnte jener Streit bezüglich der Baupflicht leicht entstehen.

Auf dem rechten Weschnitzufer wird unsere Linie zur Ostgrenze der Gemarkung Biblis, zur Westgrenze derjenigen von Gross-Hausen. Diese Grenze läuft in der Länge von gut 3 Kilom., hier ebenfalls, wie die ganze Strasse, schnurgerade. Auch hier hat sich die Erinnerung an eine hier gelegene Strasse erhalten. In dem benachbarten Biblis traf ich auf die Sage, dass „Schinderhannes“ auf der Steiner-Strasse verkehrt habe. In der jetzigen Grenzschneisse haben wir die Fortsetzung unserer Strasse zu erkennen. Nicht weit hinter der Horsthütte war vordem ein Fallthor, das ja ebenfalls an eine Strasse erinnert.[17]) Entscheidend ist auch hier die Wahrnehmung, dass in der Gemarkung Gross-Hausen, welche von Osten her auf unsere Linie stösst die characteristische Bezeichnung: „Steiner Strassgewann“ wiederkehrt.

Doppelt interessant wird uns diese Strasse und Grenze, wenn wir beobachten, dass wir hier die Grenze der ursprünglichen Mark Bensheim vor uns haben. Diese Mark Bensheim lässt sich, was diese Seite betrifft, unschwer aus dem Lorscher Codex reconstruiren.

Hansen in Bensheimer Mark wird schon a. 768 genannt[18]): „in Basinsheimer marcha in villa quae dicitur Husun, quae sita est super fluvium Wiscoz.“ Da wir nun aus dem Lorscher Codex wissen, dass die Grenze der Bensheimer Mark von Lorsch herab mitten in der Weschnitz lag, ferner, dass Kleinhausen zur Gemarkung Lorsch, beziehungsweise Bürstadt gehörte: so kann das a. 768 genannte Hausen schlechterdings nur Gross-Hausen sein. Wenn nun auch eine selbständige „marcha Husun“ schon bald darauf, nämlich a. 780 genannt wird[19]), welche also durch Ausscheidung aus der Bensheimer Urmark entstanden ist, so ändert das nichts an der Thatsache, dass a. 768 Gross-Hausen noch zur Bensheimer Mark gehörte und dass diese Mark Bensheim in ihrer westlichen Ausdehnung bis an unsere Linie heranreichte, bis an die „Steiner-Strasse“, an welche die „Steiner-Strass-Gewann“ in Gross-Häuser Gemarkung als Grenzgewann anstiess, also bis an die Mark Biblis. Dieses wird ebenfalls frühe genannt a. 836.[20])

Der jetzt sog. „Jägersburger Wald“, dessen Waldgrenze ebenfalls unsere Linie bildet, ist der alte Häuser Wald,[21]) wie er dann auch zur Gemarkung Gross-Hausen gehört. So heisst es noch 1621: „Dorf Langwaden vor dem Häuser Wald“.[22])

Dass Strassen zu Grenzen benutzt wurden, beobachten wir in unserer Gegend oft. Die Ostgrenze des Reichsforstes Forehahi, zugleich die Westgrenze des Reichsforstes Odenwald bildete die Bergstrasse, recta montana platea, strata.[23]) Auch die Nordgrenze des Forstes Forehahi führt von dem Hofe Wasserbiblis bis Otterstadt und von hier bis Bessungen per rectam plateam.[24])

Man hat ausgesprochen, dass auch jene andere Linie der Nordgrenze dieses Forsts, nämlich von Erfelden am

[15]) Siehe u. a. Walther a. a. O. S. 63. u. Franck im Arch. f. Hess. Gesch. XII. 1. S. 36 ff.

[16]) Mittheilung des Herrn Lehrers Dietz in Kleinhausen.

[17]) S. d. Generalstabskarte, Section Worms.

[18]) Cod. Lauresham. Nr. 238.

[19]) Cod. Laursham. No. 229.

[20]) Cod. Lauresham. No. 26.

[21]) Arch. f. Hess. Gesch. I. S. 150. 151.

[22]) Arch. f. Hess. Gesch. II. S. 261. Vergl. über diesen Wald und seine verschiedenen Bezeichnungen: Sweinheimerwald, Wald und Dorf Hausen, Metzerwald: Baur. Urk. I. No. 207—209. 393.

[23]) Dahl, Lorsch. Urk. Beh. S. 60—64. Grimm, Weisthümer I. Codex Lauresham. No. 93.

[24]) Schannat. Hist. episc. Wormac. Cod. prob. No. 40.

Rhein bis Wasserbiblis auf der ausgegangenen Oppenheimer Strasse sich bewegt habe.[25]) Eine strata publica als Westgrenze des Viernheimer Waldes, jetzt theilweise Landes-Grenze, sahen wir schon. Die Nordgrenze der Bibliser Waldmark ist die alte Wormser Strasse. Der „Scharrweg" in dem Lampertheimer Wald, der „Rennweg" in dem Viernheimer Gebiet, die „Steiner-Strasse" im Lorscher Wald bilden im 16. Jahrh. Waldweidegrenzen. Die Beispiele könnten ohne Mühe fortgesetzt werden. Die Genannten genügen, zu zeigen, wie unser Fall, dass die alte Steiner-Strasse zu einer bedeutenden Grenze, zur Markgrenze geworden ist, durchaus nicht allein steht. Die Folgerungen aus dieser Wahrnehmung ergeben sich leicht. Unsere urkundlichen Nachrichten über Gross-Hausen und Bensheimer Mark greifen, wie gesehen, in das 8. Jahrhundert zurück. Damals bestand die Mark Bensheim, also auch ihre Westgrenze, unsere Linie. Damals begann schon die Ausscheidung kleinerer Marken aus der grossen Mark Bensheim. Wir sehen es bei Gross-Hausen. Der Lorscher Codex zeigt es uns ferner, welch' grosse Gebiete damals die Bensheimer Mark an die neu sich bildende Lorscher Mark auf dem rechten Weschnitzufer abgab. Ist also das 8. Jahrh. schon die Zeit des Verfalls der grossen Bensheimer Mark, wie weit zurück muss dann die Zeit liegen, in welcher man die „Steiner-Strasse" zu der Markgrenze gemacht hatte. Es scheint, als ob ein in die Gegend einwanderndes Volk diese Strassen vorgefunden und, wozu sie ja besonders geeignet waren, zu Grenzen benutzt habe. Aus dem Allem erhellt, schon dem Alter nach zu urtheilen, dass wir es hier nur mit einer römischen Strasse zu thun haben, wofür denn auch unter Anderem ihre energische Fortsetzung, Länge und umsichtige Anlage spricht.

Nahe der nördlichen Grenze des Jägersburger Waldes geht von unserer Linie der „Herrenpfad" nach der nahen Jägersburg rechts ab. Des Namens wegen wollte ich diesen Pfad nicht unerwähnt lassen.

Bei dem Austritt unserer Linie aus dem Wald überschreiten wir die „alte Wormser Strasse" im rechten Winkel. Wir treten in die alte Gernsheimer Mark ein, deren Südgrenze also zum Theil auch von einer Strasse gebildet wird.

Hier bei dem Kreuzpunkt der Strasse, wo die drei Gemarkungen Gross-Rohrheim, Biblis, Gross-Hausen sich berühren, fand Frhr. Dr. Schenk zu Schweinsberg den bisher in seiner Lage ganz unbekannten Grenzpunkt der alten sogenannten Heppenheimer Mark Aganrod, heute Hahnroth genannt. Es ist eine Gewann in Flur XXII. der Gemarkung Gross-Rohrheim.[26])

Die genannte „alte Wormser Strasse" zieht von Biblis, wo schon a. 1255 eine strata publica, als Gerichtsstätte genannt wird[27]) über unseren Kreuzungspunkt, über das nahe Jägersburg und weiter über das ebenfalls als Grenzpunkt der sogenannten Heppenheimer Mark genannte Langwaden, wo die Strasse die Niederung passirt.

Von der bis in die neuere Zeit bedeutungsvollen Veste „Stein", der Ort wird schon a. 836 im Lorscher Codex genannt,[28a]) am Rhein und zugleich am Ausfluss der Weschnitz in den Rhein gelegen, wo ich, nebenbei bemerkt, das Steinfurt (Steinvort) der Heppenheimer Grenzbeschreibung glaube gefunden zu haben, ebenso von dem dabei gelegenen Rheinfahr führten theils über Wattenheim theils über Nordheim Wattenheim Wege mit den charakteristischen Namen „Heertweg, grosser-, kleiner Heertweg, Steinerweg". Diese Wege sammelten sich in Wattenheim, überschritten nahe dem „Schlossbuckel", einer längst ausgegangenen Tiefburg, die Weschnitz und setzten sich als „Heerweg", oder „hoher Weg", in der Richtung nach Nordosten quer durch das Bibliser Feld fort, dieses Dorf etwa $1^1/_2$ Kilometer bei Seite lassend, doch mit ihm durch den „Höheweg" verbunden. Die Einmündung dieses von Südwesten herziehenden Heerwegs in die genannte „alte Wormser Strasse" ist zwar dermalen nicht mehr direct vorhanden, hat aber unzweifelhaft bestanden. Vielleicht dürfen wir sogar in diesem von Stein (und Fahr) über Wattenheim herziehenden Heerweg die älteste Strasse nach Worms erkennen. Noch im 17. Jahrhundert war der „Stein" ein strategisch sehr wichtiger Punkt.

Ein weiterer „Heerweg" endlich verbindet Gross-Rohrheim mit jenem Punkt, wo unsere Linie aus dem Wald tritt, bei Aganrod. Gross-Rohrheim liegt also ebenso, wie Biblis nicht unmittelbar an dieser Strasse, denn auch die Fortsetzung der „Steiner-Strasse" lässt es ebenfalls etwa $1^1/_2$ Kilomet. bei Seite liegen; doch ist es mit beiden Strassen verbunden.[28b]) Wir sind also bei der Strassenkreuzung zu Aganrod an einem interessanten Punkte angelangt. Unwillkührlich richten sich unsere fragenden Blicke auf die ganz nahe liegende „Jägersburg" 700 Meter etwa von dem Kreuzungspunkt entfernt. Jägersburg ist dermalen Wohnort eines Grossherzogl. Oberförsters und eines Försters. Vordem und heute finden sich hier gerne die Fürsten des Grossherzoglichen Hauses Hessen ein zur Jagd in den prächtigen Wäldern, welche die Jägersburg umgeben. Die ältere Geschichte der Burg liegt noch im Dunkel.

Ueberraschend ähnlich ist die Lage von Jägersburg mit der von Neuschloss und dem Strassenheimer Hof im Süden, (sowie mit derjenigen des Hofs Wasserbiblis im Norden.) Bei Allen vollzieht sich die Kreuzung alter Strassen, so zwar, dass Hof, Schloss, Burg nicht unmittelbar in der Kreuzung liegen, sondern nahe dabei und sie beherrschen. Alle liegen auf ziemlich gleicher Mittagslinie, hinter jener schon erwähnten Linie am sog. alten Neckarbett. Sie sind unter einander durch Strassen verbunden und liegen in ungefähr gleicher Entfernung von einander, je etwa 11 Kilometer oder etwas mehr oder weniger. Der Strassenheimer Hof ist als römische Niederlassung unzweifelhaft anerkannt, ebenso der nördlich von Jägersburg liegende schon genannte Hof Wasserbiblis, in welchem man sogar schon das vielgesuchte Munimentum Traiani hatte finden wollen.[29]) Wie verhält es sich mit Jägersburg und Neuschloss? Wir wissen nicht mehr, als dass bei Neuschloss römische Münzen gefunden worden. Dicht bei Jägersburg liegt das Schlossfeld. Jägersburg liegt auf der Grenze der alten Marken Gernsheim und Bensheim.[30]) Jedenfalls begründet die überraschende Aehnlichkeit der Verhältnisse eine fortgesetzte Aufmerksamkeit auf diese Punkte.

Wir fanden, wie gesehen die Bezeichnung „Steiner-Strasse" zum letzten Mal südlich vom Jägersburger Wald auf dem rechten Weschnitzufer in der Nähe der Horsthütte, im Felde von Gross-Hausen. Im Walde selbst lebt diese Bezeichnung nicht oder nicht mehr, wohl aber die Sage von einer ausgegangenen Strasse. Treten wir nun aber, die Wormser Strasse quer überschreitend, in die Gemarkung von Gross-Rohrheim, in die alte Mark Gernsheim, so treffen wir hier in derselben Richtung vorstrebend, einen Gewannweg und sofort auf mehrfache Feldbezeichnungen, welche uns das einstige Vorhandensein dieser Strasse und zwar ganz in unserer Richtung documentiren, nämlich rechts der Linie finden wir die Gewannbezeichnung „auf die alte Steinstrasse", vorschreitend wieder links: „neben der

---

[25]) Arch. f. Hess. Gesch. IX. S. 34.

[26]) Archiv f. Hess. Gesch. XIV. 3. S. 739.

[27]) Baur, Urk. I. No. 39.

[28a]) Vergl. Urk. No. 26.

[28b]) Gross-Hausen bleibt 2 Kilometer östlich von der Strasse liegen.

[29]) Walther, a. a. O. S. 72, vergl. Arch. f. Hess. Gesch. III. 1. Abhandlung IV. v. Scriba. Auch: Arch. f. Hess. Gesch. IX. 1. 1.

[30]) Nach meiner hier nicht weiter zu erörternden Ueberzeugung auch auf der Grenze der alten sog. Heppenheimer Mark.

alten Steinstrasse", weiter vorwärts rechts der Linie: „neben der alten Steinstrasse." In einer Gross-Rohrheimer Urkunde von 1224[31]) heisst es: „offe der Steynstrassen." Wir sind demnach auf unserer ursprünglichen Linie.

Ein von Jägersburg nach Gross-Rohrheim ziehender Fusspfad überschreitet die alte Strasse. Nahe bei Jägersburg, da, wo dieser Pfad die jetzige Kleinrohrheimer Strasse verlassend auf das Feld tritt, fand man, wie Herr Kreisbauaufseher Ludwig von Biblis mir mittheilte, beim Ausheben des Chausseegrabens altes Mauerwerk, welches zum Theil herausgeworfen, aber nicht weiter untersucht wurde, obwohl man durch das Auffinden desselben an dieser Stelle überrascht war. Jener Pfad führt über Gross-Rohrheim, (dieses war mit einem Dorfgraben umgeben), über das „Pflaster" nach dem „Haideacker", einem inselartigen Ackerland in der Hammerau. Der Haideacker liegt unterhalb der Steinbrücke, wohin Landau,[32]) damit irrend, das Steinfurt der Heppenheimer Grenzbeschreibung verlegt hat. In Gross- und Klein-Rohrheim fand man u. A. auch römische Münzen. Bei Gross-Rohrheim wird eine römische bürgergerliche Niederlassung angenommen.[33]) Herr Lehrer Gölz von Klein-Rohrheim, thätiges Mitglied des hessischen Alterthums-Vereins, welchem ich, wie auch Herrn Bürgermeister Göbel von Gross-Rohrheim, und Herrn Oberförster Neuschäfer, mehrere der hier gegebenen Notizen verdanke, bezeichnete mir auch den Haideacker als Fundstätte von Alterthümern.

Kehren wir zu unserer Strasse zurück. Bei dem „steinernen Kreuz", da, wo die Strassen von Gross- und Klein-Rohrheim zusammentreffen, treten wir auf die, unsere seitherige Richtung direkt fortsetzende, heute noch gebrauchte Strasse nach Klein-Rohrheim und weiter Gernsheim. Diese Strasse heisst:[35]) „Hohe Strasse", Nuss-Strasse, Jägersburger Strasse, auch kurzhin „Strasse". Besonders die Bezeichnung „Hohe Strasse" ist für uns bedeutsam.

Nun erfahren wir auch Einiges über die Bauart der Strasse. Als in 1834 hier die Provinzialstrasse gebaut, ein Theil unserer Strasse überflüssig und demgemäss umgebrochen wurde, traf man in der Strasse zwar nicht auf grössere Steine, wohl aber auf eine Lage Rheinkies, den wir, wie gesehen, schon im Lorscher Wald beobachteten, ein heute noch und mit gutem Erfolg in der Rheinebene verwendetes Strassenbaumaterial.

Etwas oberhalb von Klein-Rohrheim, tritt im rechten Winkel aus der Strasse, waldwärts ziehend, der „Rennweg", über dessen weiteren Verlauf nähere Mittheilungen nicht vorliegen. Seine Richtung deutet nach der mehrfach genannten Linie am sog. alten Neckarbett. Unsere Stein-Strasse, nun hohe Strasse oder Strasse, überschreitet den Winkelbach. Hier treffen wir rechts derselben auf die „Goldgrubengewann". Sie liegt hoch. Hier soll ein römisches Bad (?) gestanden haben. Bei der Anlage einer Kartoffelgrube fand man hier 1851 in der Tiefe von 1 Meter Ziegelplatten, 25" zu 35—40", und 4—5" dick. Nähere Untersuchung hat nicht stattgefunden, wäre aber erwünscht.[35]) Klein-Rohrheim ist als Fundort von Alterthümern und auch römischer Münzen, genannt.[36])

Die Strasse läuft nach dem Städtchen Gernsheim, dem Mittelpunkt der alten Mark gleichen Namens. Hier bleiben wir stehen. Hier tritt die Strasse unmittelbar an den Rhein, welcher hier stark nach Osten ausbiegt. Erwähnt sei nur, dass Dahl, ebenfalls irrend, in dem Steinswörth bei Gernsheim das Steinfurt der Heppenheimer Grenzbeschreibung zu finden glaubte.[37])

Dass unsere Strasse in Gernsheim ihr Ende nicht gefunden hat, sondern nach Norden weiter strebte, ist mit grosser Wahrscheinlichkeit anzunehmen. Mehrfache Andeutungen derselben finden sich in den bereits gedruckten Urkunden, welche diese Gegend betreffen. Für eine weiter gehende Untersuchung ist neben Anderem eine Begehung des Terrains an der Hand der überall vorhandenen Gemeinde-Flurkarten zu empfehlen.

Zum Schlusse noch einige Bemerkungen. Wenn in 1562 von einem Geleit gesagt wird,[38]) es sei von Frankfurt nach Gerau, durch das Ried neben Gernsheim hin bis gen Hausen an die Brück über die Weschnitz geführt worden, so dürfen wir dabei wohl an unsere Strasse denken. Noch im 17. Jahrhundert führte in Hausen selbst keine Brücke über das Flüsschen, sondern ein Steg und eine Fahr.[39]) An der Horsthütte, also auf unserer Strasse haben wir die frühere Existenz einer solchen Brücke nachgewiesen.

Aufgefallen ist uns, dass die „Steiner-Strasse" in ihrer Richtung nach Süden, an der Grenze des Lampertheimer Gebiets, also an der alten Gaugrenze in ihrer Eigenart sich todt läuft. Der Name hört auf, ebenso die schnurgerade Richtung, ferner die Kiesverwendung.

Der auf dieser Grenze gefundene Abtstein (Herkules Votivstein) scheint dafür zu sprechen, dass die späteren Gaue auf Grund der römischen sich gebildet oder fortgesetzt haben, dass also auf jener Linie auch die römische civitas Moguntina mit der Hauptstadt Mainz und die civitas Ulpia Severiana mit der Hauptstadt Ladenburg[40]) sich schieden. Der Gedanke liegt nahe, dass solche Strassenverbindungen wohl in ihren grossen Zielen im allgemeinen festgesetzt wurden, dass aber ihre besondere Ausführung von Seiten der einzelnen Gaue geschehen ist. Daher der Systemwechsel. — Dass eine Strassenverbindung nach Süden mit Ladenburg statthatte, haben wir schon gesehen.

Auch die Sage haftet an der Strasse. Ich theile sie mit, wie sich Herr Lehrer Bertsch in Lampertheim ihrer erinnert. Darnach war es eine von Dr. Faust dem Teufel aufgegebene Arbeit: Er, Faust, wolle vierspännig durch den Wald zum Neckar fahren, wobei der Teufel in jedes Rad (besser wohl Achse) des Wagens einen Finger als Lehnnagel (vulgo: Lohnnagel) stecken solle. Dazu müsse der Teufel die Strasse vor dem Wagen mit Kieselsteinen pflastern und hinterher wieder aufreissen. Dr. Faust gab die schwere Arbeit in der Hoffnung, dass sie nicht auszuführen sei, dass also seine dem Teufel verschriebene Seele gerettet werde. Aber das unmöglich Erscheinende geschah. Zur Erinnerung an das Werk liegen heute noch die Kiesel umher, erzählt die Sage. — Auch hier kehrt also die so oft wiederkehrende Wahrnehmung wieder, dass Werke auffallender Art, wenn ihre Erbauer unbekannt waren, von dem Volke dem Teufel zugeschrieben wurden, z. B. der Teufelsgraben, die Teufelsmauer.

Nicht ohne Bedeutung ist, dass die Sage ebenfalls eine Strassenverbindung bis zum Neckar (Ladenburg oder Mannheim) annimmt, welche durch die „Steiner-Strasse" vermittelt werde, obwohl diese in ihrer Eigenart an der Gaugrenze aufhört.

Lampertheim, Dezember 1879.

Frohnhäuser.

---

[31]) Baur, Urk. I. No. 398.

[32]) Landau, die Territorien S. 122.

[33]) Walther, a. a. O. S. 59. 62. vergl auch die beigefügte Karte.

[34]) Mittheilung des genannten Herrn Gölz in Klein-Rohrheim.

[35]) Mittheilung des Herrn Gölz.

[36]) Walther, a. a. O. S. 62.

[37]) Sowohl in seiner Beschreibung des Amts Gernsheim, als auch des Fürstenthums Lorsch.

[38]) Arch. f. Hess. Gesch. XIII. S. 297.

[39]) Aus den Gemeinderechnungen von Lorsch.

[40]) Vgl. über letztere auch K. Christ in der Cölnischen Zeitung. 1877. No. 299. Erstes Blatt.

Eine römisch-barbarische Goldmünze.

Im südlichen Angeln (Herzogthum Schleswig) ist eine in Gold geprägte barbarische Nachbildung gefunden, bei deren Vorderseite und Rückseite offenbar zwei verschiedene Denare des Kaisers Antoninus Pius, 138—161, als Vorbilder gedient haben. Das Stück ist für das Schleswig-Holsteinische Museum vaterländischer Alterthümer zu Kiel angekauft.

Auf der Vorderseite, welche den sehr roh ausgeführten Kopf des Kaisers, zur Rechten, darstellt, liest man deutlich die Umschrift „Divus Antoninus.“ Dem würde auf der Rückseite „Consecratio“ entsprechen, und ich halte es durchaus für wahrscheinlich, dass diese dem barbarischen Stempelschneider bei seiner ganz verwilderten Umschrift vorschwebte. Ich erkenne nämlich auf dem Original deutlich die Buchstaben C M C I E R T (D oder O). Dagegen ist die Darstellung ungewöhnlich: stehende Figur, zur Linken, mit Helm und langem Gewande, in der ausgestreckten Rechten einen unkenntlichen Gegenstand haltend, mit der Linken auf eine Lanze gestützt. Das Bild erinnert an die Darstellungen der stehenden Roma in Helm und Kriegskleid, Lanze und Pavazonium haltend, bald zur Linken, bald zur Rechten, welche auf den Denaren des dritten Consulats („Cos. III“ und „Tr. pot. Cos III“, auch „Cos. III des. IIII“ und „Tr. pot. Cos. III des. IIII“; vgl. Cohen: „Déscription historique des monnaies frappeés sous l'Empire Romain“ unter Antoninus Nr. 52, 55, 287, 295) vorkommen. Die Münze ist bei dem Buchstaben A der Vorderseite, oberhalb des Kopfes, mit einem viereckigen Instrument durchbohrt und offenbar als Schmuck getragen worden.

H. Handelmann.

Wirksamkeit der einzelnen Vereine, Literarisches.

(Historischer Verein von Oberpfalz und Regensburg. Versammlung am 5. Novbr. 1879.) Im Eingange der Versammlung referirte der Vorsitzende über die Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine, die im Laufe des Monats September in Landshut stattfand und von vielen Mitgliedern des Vereins besucht war.

Herr Archivar Dr. Will macht darauf aufmerksam, dass über die Entdeckung der Glasmalerei in neuester Zeit eine heftige Controverse zwischen einigen Gelehrten entbrannt sei, die für den Verein desshalb von besonderem Interesse ist, weil Abt Gozbert von Tegernsee, unter welchem die Glasmacherei erfunden worden sein soll, aus St. Emmeram nach Tegernsee kam. — Herr Pfarrer Dahlem berichtet ausführlich über einen römischen Abzugskanal, welcher in der nordöstlichen Ecke des römischen Castells bei der ehemaligen Schenke von Niedermünster kürzlich zu Tage kam. Derselbe ist massiv aus Quadern erbaut und hat die Höhe von circa 6′ im lichten. — Ferner berichtet derselbe über den Fund eines römischen Schlüssels auf der Höhe von Kumpfmühl beim Behmerkeller, wo sich eine grössere frührömische Niederlassung befand; hier wurde auch das bereits bekannte Militärdiplom gefunden.

* **Die Ausgrabungen auf dem spätrömischen Todtenfeld am Weissthurmthor in Strassburg.** Vortrag in der X. Generalversammlung der deutschen Anthropologen zu Strassburg, am 12. August 1879, von A. Straub, Domcapitular, Präsident der Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler des Elsass.

Der vorliegende Vortrag giebt einen Ueberblick über die Fundresultate der von dem Vortragenden geleiteten Ausgrabungen und legt für die Sorgfalt, mit welcher ausgegraben und das Gefundene conservirt wurde, ein schönes Zeugniss ab. Bei solchen Conservirungen möchten wir, wie es in Strassburg geschehen ist, Werth auf möglichste Erstreckung auf alle gefundenen Objecte als ein Haupterequisit betrachten. Nicht nur die Beigaben der Todten, die Skelette selbst, soweit sie von wissenschaftlichem Interesse, auch die Särge (Steinsärge) müssen vollständig erhoben und im Museum aufgestellt werden. Die Aehnlichkeit unter den letzteren Objecten darf nicht dazu führen, einen Theil zurückzulassen, denn einmal hat die Gegenwart keineswegs das Recht, bei Funden dem Urtheil der Zukunft vorzugreifen, und dann ist nicht nur die Gewinnung einzelner interessanter Stücke, sondern auch die Darstellung der gesammten erhaltenen Reste einer Gruppe von Objecten als Bild aus der Vergangenheit von historischem und menschlich anregenden Interesse. Die roh bearbeiteten Stücke stehen in dieser Hinsicht nicht hinter den feineren Objecten zurück; die Muse der Geschichte hat nicht dieselbe Aufgabe, wie diejenige der Kunst. Nicht Museumsstücke sind zu sammeln, sondern die ganze Erscheinung eines solchen Todtenfeldes ist, soweit es eben denkbar, der Nachwelt aufzubewahren. Dass solches, wie wir aus dem obigen Vortrag entnehmen, in Strassburg geschehen ist, dünkt uns ein gutes Beispiel archäologischer Feinsicht.

Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. XVIII. Jahrg. Nr. 1.

Inhalt: Hallwich, Ueber „Wallensteins Verrath“. — Laube, Göthe als Naturforscher in Böhmen. — Achte Wanderversammlung des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. — Katzerowsky, Die königlichen Richter von Saaz. — Schebeck, Die Einweihung der Elbequelle durch Johann Freiherr von Talemberg, Bischof zu Königgrätz am 19. September 1684. — Miscellen.

Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Neue Folge. VIII Bd. Heft 1 u. 2.

Inhalt: Büching, Beiträge zur Geschichte der Stadt Marburg. — Duncker, Beiträge zur Erforschung und Geschichte des Pfahlgrabens im unteren Maingebiet und der Wetterau. — Gross, Ueber den Hildebrandslied-Codex der Kasseler Landesbibliothek nebst Angaben und Vermuthungen über die Schicksale der alten Fuldaer Handschriften-Bibliothek überhaupt. — Schneider, Zwei Regenten aus dem Hause Dalberg.

Von den **Mittheilungen an die Mitglieder des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde** liegen das 3 und 4 Vierteljahrsheft des Jahrgangs 1877, der Jahrgang 1878 und das 1. Vierteljahrsheft des Jahrgangs 1879 vor.

— **Beiträge zur Geschichte des Landcapitels Rheingau und seiner vierundzwanzig Pfarreien.** Von J. Zaun, Geistl. Rath und Pfarrer zu Kiederich. Mit sechs Tafeln Grundrisse der 24 Pfarrkirchen. Wiesbaden, bei K. Molzberger.

Das vorliegende ist ein Werk, welches für jede Landschaft existiren sollte. Eine Fülle von historischem Material birgt sich überhaupt in der scheinbar so wenig hervortretenden Geschichte einzelner Pfarreien. Namentlich aber der Rheingau ist eine so sehr mit geschichtlichen Bezügen imprägnirte Gegend, dass nach jeder Hinsicht hin die Ausbeute für den Localhistoriker bedeutend ist, namentlich auch nach der kunsthistorischen hin, wie schon die beigefügten Grundrisse beweisen. Die erste Abtheilung des vorliegenden Buchs enthält die Geschichte des Landcapitels Rheingau in 9 Paragraphen, worauf in der zweiten Abtheilung die Geschichte der einzelnen Pfarreien folgt. Es erscheinen nachstehende Orte: Eltville, Niederwalluf, Frauenstein, Oberwalluf, Neudorf und Rödichen, Rauenthal, Kiederich, Erbach, Hattenheim, Oestrich, Mittelheim, Hallgarten, Niedergladbach, Winkel, Johannisberg,

Stephanshausen. Geisenheim. Rüdesheim, Eibingen. Assmannshausen, Lorch, Lorchhausen, Presberg, Ransel, Sauerthal. Die Anordnung, in welcher die Geschichte der Pfarreien erzählt wird, mag hier stehen als Beweis der Reichhaltigkeit des Inhalts des Buchs. Unter der Pfarrei Eltville, die wir als Beispiel wählen, sehen wir folgende Ueberschriften: Die Filialen. Die Kirche. Die Glocken. Inschriften. (Ein sehr werthvoller Theil der Beiträge.) Die Altäre. Die Stadtcaplanei. Die Frühmesserei. Die Gottesdienstordnung für die Benifiziaten. Das Pfarrbenefizium. Andachten und Bruderschaften. Reihenfolge der Pfarrer. Den Schluss des Buchs bilden der Abdruck der ältesten Capitelsstatuten und der revidirten Statuten von 1721, sowie ein Orts- und Personenregister. Möge das Buch viele Freunde finden, und möchte auch sein in der Vorrede verheissener Nachfolger, das Rheingauer Klosterbuch, bald in die Wirklichkeit treten.

— Einen bemerkenswerthen Beitrag zur Kirchengeschichte der Diöcese Eichstätt liefert das Programm des bischöflichen Lyceums in Eichstätt, indem es die Arbeit des Generalvicars Dr. J. Suttner: **Schematismus der Geistlichkeit des Bisthums Eichstätt für das Jahr 1480** bringt. (Eichstätt, Druck und Verlag von August Hornik.)

Der Verfasser unternimmt es hier, aus verschiedenen urkundlichen Hilfsquellen, die ihm das Ordinariatsarchiv in Eichstätt bietet, einen Schematismus zusammenzustellen, welcher die Diöcese in dem Bestande erscheinen lässt, den sie kurz vor der grossen Aenderung hatte, welche durch die Einführung des Protestantismus eintrat und ihr Gebiet um die Hälfte einschränkte. Nicht für alle Orte lagen dem Verfasser ausgiebige Quellen zu Gebote, für manche musste er aus einzelnen Urkunden sein Material gewinnen. Sein Buch giebt nicht allein für sich einen guten Einblick in das innere Leben und den Organismus eines mittelaltrigen Bisthums, sondern es schafft zugleich eine Grundlage für weitere locale Forschungen, und wie nöthig solche Grundlagen sind, ist bekannt. Wir empfehlen das Buch der Beachtung.

47., 48. und 49. Jahresbericht des Vogtländischen Alterthumsforschenden Vereins zu Hohenleuben und 1. Jahresbericht des Geschichts- und Alterthumsforschenden Vereins zu Schleiz.

Inhalt: Alberti, Der deutsche Ritterorden in Thüringen und im Vogtlande. — Foitsche, Die Unruhen im Vogtlande im Jahr 1525. — Jahresberichte. Der Verein zu Hohenleuben hat 1876 sein 50jähriges Bestehen gefeiert; der Verein in Schleiz hat sich im Jahr 1877 als sein Zweigverein constituirt.

Eine Publication dieses neu gegründeten Vereins liegt uns in dem in Commission bei Fr. Lämmel in Schleiz erschienenen Buch vor: **Zur Geschichte des Schlosses Burgk bei Schleiz** von Dr. Julius Alberti.

Baltische Studien. XXIX. Jahrg. Heft 1—4.

Inhalt: v. Bülow, Inventarien von Wildenbruch. — Kasten, Der Burgwall in der Prägel. — v. Bülow, Klosterordnung von Wollin und Marienfliess. — Blasendorff, Die Königin Luise in Pommern. Aus der Franzosenzeit. — J. L. Löffler, Die Klosterkirche zu Berge auf Rügen. — v. Bülow, Kleinodiendiebstahl auf dem herzoglichen Schlosse zu Stettin 1574. — Mueller, Venetianische Aktenstücke zur Geschichte von Herzog Bogislavs X. Reise in den Orient im Jahr 1497. — Prümers, Caminer Kirchenglocken. — Kühne, Das Hendekorn — v. Bülow, Verlassenschaftsinventar der Herzogin Sophie von Pommern. — Ders., Eine tartarische Gesellschaft. — Ders., Sittenpolizeiliches aus dem 18. Jahrh. Jahresberichte.

— Im Verlage von R. G. Elwert in Marburg sind zwei auf Marburger, resp. oberhessische Historie bezügliche Schriftchen, von denen das zuerst zu nennende auch auf weitere Gebiete und die Culturgeschichte des vorigen Jahrhunderts überhaupt überspielt, erschienen, auf die wir hiermit aufmerksam machen. Es sind:

Christian Wolff in Marburg. Rede bei der Marburger Universitätsfeier des Geburtstags Seiner Majestät des Kaisers am 22. März 1879 gehalten von Julius Cäsar.

Der Christenberg im Burgwalde. Ein Vortrag gehalten in der Versammlung des hessischen Geschichtsvereins zu Marburg am 28. März 1879 von Wilhelm Kolbe, Ecclesiast an der luth. Pfarrkirche und Pfarrer zu St. Elisabeth.

— Im Verlag von G. Lemppenau in Stuttgart ist unter dem Titel: **Die Klöster Württembergs** von Dr. Franz Sauter eine alphabetische Uebersicht der Abteien, Chorherrnstifte, Probsteien etc. erschienen. Den einzelnen Artikeln sind die hauptsächlichen historischen Daten angefügt, und entspricht das Buch überhaupt vollständig seinem Zweck.

— Wir haben vor Beschliessung unseres Jahrgangs noch die Pflicht zu erfüllen, unsere Leser auf das werthvolle Werk des Herrn Hauptmann Leopold v. Beckh-Widmanstetter: **Studien an den Grabstätten Steiermarks und Kärntens** aufmerksam zu machen. Das Buch, eine ebenso mühevolle wie resultatreiche Arbeit, zeigt, was sich auf dem genealogischen Gebiet an der Hand eingehenden Studiums der inschriftlichen Denkmale, besonders der Grabsteine, erreichen lässt. Aus den verwitterten Steinen erwächst unter der Behandlung des Verfassers ein lebhaftes Bild der Vergangenheit. Drei Geschlechter werden von ihm behandelt: Die Liechtenstein zu Murau, die Teuffenbach zu Teuffenbach und Masswey und die Neuman von Wasserleonburg. Ein Nachtrag ist den Eggenberg gewidmet. Die beigefügten Stammtafeln und photo-lithographischen Beilagen sind eine werthvolle Bereicherung des Buchs: unter letzteren befindet sich auch die Abbildung des Grabsteins des Minnesängers Ulrich von Liechtenstein, welcher bekanntlich über dem Kreuz als Wappen die Inschrift trägt: Hie. leit. Vlrich. dieses. hovses. rehtter. erbe, eine Inschrift, die wohl die erste deutsche Grabschrift darstellt. In dem Correspondenzblatt von 1871 ist schon davon die Rede gewesen (s. die Citate des Verf.).

Schweden in Böhmen und Mähren 1640—1650. Nach kaiserl. österreichischen und königl. schwedischen Quellen dargestellt, und mit Unterstützung der kais. Akad. der Wissenschaften herausgegeben von Dr. B. Dudik O. S. B. Wien, Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn 1879.

Das vorliegende Werk verdient als Quellenwerk ganz besonderes Lob. Der Verfasser hat sowohl die österreichischen wie die schwedischen Quellen benutzt; von letzteren nicht allein die im Reichsarchiv in Stockholm enthaltenen, sondern auch die damals, als er sie einsah, noch nicht publicirte Chemnitz'sche Sammlung und das Gräflich Wrangelsche Archiv in Skokloster. In Skokloster liegt des Feldmarschalls Wrangel Correspondenz von 1640 bis 1669 in mehr als 347 Fascikeln, die durch eine fast ebenso zahlreiche Sammlung ähnlicher Briefe im Jahr 1834 durch Uebertragung des Archivs von Ryboholm nach Stokloster vermehrt wurden. Der Verfasser schliesst sich in seiner Darstellung eng an die Quellen an, die er gern selbst reden lässt, gleichwohl gelingt es ihm, eine Darstellung von dramatischer Lebendigkeit zu schaffen. Als Beispiel hierfür möchten wir die Schilderung der Eroberung der Kleinseite Prags durch Königsmark und der weiteren Ereignisse bei Prag, insbesondere der Belagerung der Altstadt Prag hervorheben. Hier tritt uns in der That ein getreues Bild der Vergangenheit entgegen. Das Werk hat urkundliche Beilagen und ein Namenregister und sei hiermit bestens empfohlen.

Bericht über die heidnischen Alterthümer der ehemals kurhessischen Provinzen Fulda, Oberhessen, Niederhessen, Herrschaft Schmalkalden und Grafschaft Schaumburg, welche sich in den gegenwärtig vereinigten Sammlungen des Museum Fridericianum zu Cassel und des Vereins für hessische Ge-

schichte und Landeskunde befinden, von Dr. Eduard Pinder, königl. Director des Mus. Frid. und Conservator der Sammlungen des Vereins. Mit 3 Tafeln. Abb. Cassel, im Comm.-Verlag von Aug. Freyschmidt.

Das vorliegende Werk gibt einen interessanten Einblick in das Werden eines archäologischen Museums in einem einzelnen Territorium. Wie jung ist noch die archäologische, auf die Erforschung der ganzen vorgeschichtlichen Vergangenheit gerichtete Erkenntniss! Und wie verhältnissmässig wenig Jahrzehnte sind erst verflossen, da der Curiositätensucher der einzige archäologische Sammler war, wie verhältnissmässig kurz ist erst die einseitige Berücksichtigung der römischen Antike überwunden. Unendlich gering ist die Zahl der Gegenstände, welche aus dem vorigen Jahrhundert oder den ersten Jahrzehnten des gegenwärtigen. in den Sammlungen sich befinden, die den Gegenstand dieses Buches bilden. Obenein sind noch viele Nachrichten über den Fundort verwischt. Wenn man sich vorstellen könnte, welche Fülle von Material in den vergangenen Jahrhunderten unbeachtet zu Grunde gegangen ist, würde man erst ermessen, wie doch das Viele, was wir heute finden, nur eine Nachlese ist aus dem Reichthum dessen, was die Zeit zerstört hat. Namentlich würde das von aus der Erde ragenden Bauten zu gelten haben, aber wie viele Grabhügel und Grabfelder mag die Bodencultur vernichtet haben, ehe ein Gelehrter nur daran dachte, dass unsere ältesten Geschichtsquellen damit zu Grunde gingen.

Das vorliegende sehr interessante Werk erzählt die Bildung der Sammlungen in Cassel, giebt sodann eine Uebersicht der Resultate der bisher bekannt gewordenen Untersuchungen, wobei es chronologisch zuerst die Hügel mit Steinfunden, dann die Einzelhügel, die Hügelgruppen, die Urnenfelder u. s. w. behandelt. Es folgt ein Schluss über den Besitzstand der Sammlung.

Die Cisterzienser-Abtei Maulbronn, bearbeitet von Dr. E. Paulus, Conservator der vaterländischen Kunst- und Alterthumsdenkmale in Stuttgart. Herausgegeben vom württembergischen Alterthums-Verein. Bd. II. Heft 2. Zweite Lieferung. Mit einer Lithographie u. 37 Holzschnitten von A. Closs, nach Zeichnungen von Professor C. Riess. 1875. Bd. II. Heft 3. Dritte Lieferung. Mit 100 in den Text gedruckten Holzschnitten von A. Clöss, nach Zeichnungen von Professsor C. Riess, und einer lithographirten Tafel. 1879.

Mit der soeben genannten 3. Lieferung ist die prachtvolle Publikation, welche dem Verfasser sowohl wie dem herausgebenden Vereine alle Ehre macht, vollendet. Nachdem die zweite Lieferung die Bauten des Uebergangsstils besprochen, führt uns die jüngst erschienene dritte zunächst zu den Bauten des gothischen Stils, deren Reihe der phantasievolle Kapitelsaal eröffnet. Nach diesem werden der Kreuzgang mit der so anmuthigen neunseitigen Brunnenkapelle und anderen Bauten und in einem besonderen Abschnitt die Gothik in der Klosterkirche behandelt. Die Glockeninschriften und die im Gefolge des Umbaues nach 1420 mit den anderen Malereien aufgemalten Inschriften werden mitgetheilt. Die schönen Chorstühle finden Würdigung und treffliche Abbildung, wonach das Werk zu der Gothik an den übrigen Bauten übergeht. Einen besonderen Theil dieses Kapitels bilden die Grabplatten mit ihren Inschriften. Unter den „Nebengebäuden" werden auch Ringmauern und Thürme des ehemals vollkommen befestigten Klosters besprochen. Von den Thurmbauten sind ausser dem Klosterthor nur noch der Faustthurm, der Hexenthurm, dieser ein machtvoller Bau in Buckelsteinen, und der nicht hohe Mühlthurm erhalten, andere haben im Anfang dieses Jahrhunderts das Schicksal so vieler Genossen in deutschen Landen getheilt. Am Schlusse seines Werkes gibt der Verfasser die ideale Vogelperspective von Maulbronn im Vergleiche zu dem Kloster Citeaux und sodann eine Zusammenstellung der urkundlich oder inschriftlich festzustellenden Baudaten. Letzterer entnehmen wir folgende Ziffern: Um 1147 Anfang des Baus; 1178 Einweihung der Kirche; 1201 Keller und Laienrefectorium; 1300 Westflügel des Kreuzgangs; 1328 Kapelle am Thor; 1361 Ringmauer; 1424 Wölbung des Hauptschiffs und der Seitenschiffe der Kirche, Anbau der zehn Kapellen, Dachreiter, Gemälde des Meisters Ulrich; 1441 Hexenthurm; 1482 Crucifixus in der Kirche; 1479 Vorbau an der Westseite; 1493 Wendeltreppen im Parlatorium; 1512—1518 Winterspeisesaal. Erker und Saal im Herrenhaus, Fürstengemach und Herrenbad; 1588 herzogliches Schloss.

Weder durch Urkunden noch Inschriften genau bestimmt sind die Bauten des Uebergangsstils, Paradies (urkundlich zuerst 1288), Herrenrefectorium und Südflügel des Kreuzgangs, aber sie müssen in die erste Hälfte des 13. Jahrh. fallen; gegen das Ende des Jahrh. folgt der Kapitelsaal und der Westflügel des Kreuzgangs, dessen übrigen Theile in die Mitte des 14. Jahrh. weisen. Die Chorstühle müssen in der Mitte des 15. Jahrh. geschaffen sein.

Wir können uns nicht versagen, die Worte mitzutheilen, mit welchen der Verfasser das Schlusskapitel seines Werkes beginnt: „Werfen wir noch, vor dem Scheiden, einen Blick über das Kloster hin; klar und bestimmt, ja in diesem engen Rahmen fast erschöpfend, zeigt es uns die Entwicklung, das Wachsen, Blühen und Ausblühen der Baukunst des Mittelalters. Eine stattliche Reihe genannter und ungenannter Meister setzen ihr Bestes ein; vom halbmythischen Mönch Hermannus (nach 1150) bis hinab zu Hans Remer von Schmie (1550). Vierhundert Jahre lang haben hier, fern von der friedlosen Welt, gottergebene Männer in tiefer, oft über ein Leben ausgedehnter Musse gebaut, gemeisselt und gemalt, so dass es kein Wunder, wenn wir im Einzelnen die Fülle des Sehenswürdigen nie ganz bewältigen, bei jedem Besuch, offen am Weg liegend oder dämmrig versteckt, wieder neue Schönheiten finden. Wir sehen die starren rechtkantigen Massen der noch ungetrübten romanischen Baukunst, die flüssige, schwungvoll bewegte Formenwelt des Uebergangs — entstanden durch plötzlich aus der Fremde (Frankreich) herüberdringenden Hauch, der die Glieder löst und belebt; ordnungslos eine Zeitlang, dann aber ruht in sich selbst, in siegstolzer Kraft, die blühende Gothik. Wir sehen sie matt und derb werden und wieder die luftigen spätgothischen Hallen, über deren hartrippige Gewölbmaschen eine schon in die Renaissance hineinspielende Malerei sich fröhlich mildernd ergiesst — und nimmer, auch bis zum letzten Bauwerke nicht, verlässt sie der malerische Reiz, der geheimnissvolle Zauber gedrängt einfallenden Lichts und einfach-schöner Verhältnisse."

Wir trennen uns ungern von der schönen Publication, wie auch unser Schritt zögert, wenn wir eine Welt von Bauten verlassen sollen, die so poetisch und entzückend zwischen Waldesgrün und fruchtbarem Berghang sich ausbreitet, wie das Kloster Maulbronn, Zeuge einer deutschen Vergangenheit, deren geistiges Leben nicht von der Glorie welterschütternder Siegeszüge strahlend erleuchtet war, die aber doch erfüllt war von naiver Schaffenslust und Schaffenskraft und gerade in ihrer genügsamen und behaglichen Eingezogenheit auf kleinere Kreise des geistigen und äusseren Lebens, als wir für erträglich halten würden, die Wurzeln ihres Könnens fand. E. Wr.

Mittheilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Alterthumskunde. Bd. II. Heft 6.

Inhalt: Stenzel, Urkundliches zur Geschichte des Dorfes Bullenstedt. — Salzmann, Zustände im Amte Warmsdorf um das Jahr 1600. — Hosäus, Aus den Erinnerungen des Fürstlich Anhalt-Dessauischen Hof- und Amtsraths Johann August Rode. — Krause, Zur Geschichte der Familie von Bodenhausen. — Kühne, Sagen der Stadt Zerbst. — Wäschke, Ueber anhaltische Volksmundarten. — Hosäus, Die chalkographische Gesellschaft zu Dessau 1796—1806. — Prospekt zur Herausgabe eines Anhaltischen Künstler-Lexikons.

Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte. Bd. IX.

Inhalt: v. Buchwald, Anna v. Buchwald. — Jessen, Johann Wulff, Dompropst in Hadersleben. — Goecke, Spanische Bestallungen für Herzog Franz II. von Lauenburg. — Eggers, Christian Ulrich Detlef Freiherr von Eggers. — Handelmann, Antiquarische Miscellen. — v. Buchwald, Ueber die Privilegienlade der Schleswig-Holsteinischen Ritterschaft in Pretz. — Hille, Verzeichnise Schleswig'scher Amtsleute. — Jansen, Das Loresen-Denkmal und die Gedenktafel an Claus Harms. — Graf von Brockdorff, Repertorium zur Geschichte der altadelichen Familie Brockdorff. — Carsten, Dr. Klaus Harms Schriften nebst Literatur über ihn. — Derselbe, Schleswig-Holstein in der allg. deutschen Biographie. — Alberti, Uebersicht der die Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg betreffenden Literatur aus dem Jahr 1878.

* **Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung.** XV. Band. 1879. Mit 11 lithographirten Tafeln und 18 Holzschnitten. Wiesbaden bei Julius Niedner, Verlagshandlung.

Man ist seit Jahren gewohnt, in den regelmässigen Publicationen des nassauischen Vereins ebenso reichhaltige, wie schön ausgestattete Schriften begrüssen zu können. Schriften, deren Bedeutung gemeiniglich über das eigentliche Forschungsgebiet des Vereins weit hinausgeht. Es ist daher immer für den Referenten eine besonders angenehme Aufgabe, der literarischen Thätigkeit des nassauischen Vereins zu folgen.

Das jüngst erschienene Heft beginnt mit einem Aufsatze von Hrn. Oberlehrer Dr. Albert Dunker zu Wiesbaden über die Jupiterstatuetten von Igstadt bei Wiesbaden und von Trier. Die Jupiterstatuette von Igstadt wurde im Juli 1878 zwischen diesem Ort und Kloppenheim beim Bau der Bahnstrecke Wiesbaden-Niedernhausen in der Bahnlinie selbst nebst zwei Säulenfragmenten und geringen Resten von Mauerwerk gefunden und gelangte in das Wiesbadener Museum. Die Figur ist mit der Basis 0,69 M. hoch; es fehlen ihr beide Arme und das Gesicht ist stark beschädigt. Der Gott ist auf dem Sessel sitzend dargestellt; wie der Verfasser entwickelt, hielt er in der rechten Hand, von welcher der Daumen mit 3 Vorderfingern erhalten ist und die mit dem Rücken auf dem Schenkel ruht, den Donnerkeil, welcher von Bronze gebildet war. In der linken Hand ist der Scepter anzunehmen, gleichwie bei der Trierer Statuette. Dieser Trierer Statuette fehlt der Kopf, der sitzende Körper ist etwas höher, wie bei der Igstädter; in der Rechten hat sie noch den Bronzeblitz. Der Sessel des Igstädter Jupiter ist reich ornamentirt. Von dem Begleiter des Gottes, dem Adler, ist nur noch der Rumpf gefunden worden. Der Verfasser gibt werthvolle Betrachtungen über den Jupitercultus in der Kaiserzeit überhaupt. Das römische Mainz und das ihm gegenüberliegende Castellum Mattiacorum, das heutige Castel, waren hervorragende Sitze des Jupitercultus. In dem zwei Stunden von Castel entfernten Igstadt stand wohl ein kleiner Tempel, eine aedicula des Jupiter, deren Cella nach dem einen gefundenen Capitäl korinthische Säulen umgaben; an eine vorüberziehende römische Strasse ist sicher zu denken. Zwei Abbildungen erläutern den Aufsatz, indem sie beide Statuetten nebeneinander bringen. Von demselben Verfasser rührt der zweite Aufsatz her, welcher sich mit dem Alemannenkriege Caracalla's und der angeblichen Alemannenschlacht des Claudius Gothicus am Gardasee beschäftigt. Der Verfasser bestimmt darin in scharfsinniger Weise nach Inschriften den Zeitpunkt des Sieges Caracalla's über die Alemannen im Jahr 213 (er war im September) und den Ausgangspunkt seines Feldzuges, der nicht am Rhein, sondern an der oberen Donau war. Die Schlacht am Gardasee anlangend, so begründet der Verfasser seine Ansicht näher, in Gemässheit welcher nach dem, was die heute existirenden Quellen geben, das Ereigniss bestritten werden muss.

Herr Oberst z. D. v. Cohausen hat den vorliegenden Band zunächst mit einem sehr instruktiven und durch Abbildungen erläuterten Aufsatz über das Spinnen und Weben bei den Alten bereichert. Wie der Verfasser schon in früheren Arbeiten, zeigt er auch hier, welch' ein wichtiges Gebiet historischer Forschung in der Untersuchung der technischen Fertigkeit der Alten liegt, wie neben die Kunstphilosophie, welche die Frage nach der Form und der Schönheit des Products behandelt, die Technologie zu treten hat, welche die Frage aufwirft, wie dann die Sache gemacht worden ist. Ganz neue Einblicke in das Leben der Vorzeit gewährt die Beantwortung dieser Frage. Wie gründlich der Verfasser seinem Stoff zu Leibe gegangen ist, mag man daraus entnehmen, dass er mit dem Vereinssecretair Herrn Isenbeck selbst das Modell eines Webstuhls construirt hat, welches die alte Art zu weben veranschaulicht. Der Aufsatz v. Cohausen's wird auch dem Techniker von Interesse sein. Ein interessantes Bild der Städtevertheidigung in vergangener Zeit giebt Herr Oberlehrer Fr. Otto zu Wiesbaden in seinem Aufsatz: Zur Geschichte der Stadt Wiesbaden. Die Befestigung der Stadt wird Schritt für Schritt festgestellt, die Quellen welche über die Art der Vertheidigung, die Zahl der Vertheidiger, die Unterhaltung der Mauern u. s. w. vorhanden sind, werden in umfassender Weise benutzt. Für Städte, in denen solche Untersuchungen noch fehlen, könnte die sorgfältige Arbeit ein Muster abgeben. Das nassauische Münzwesen bildet den Gegenstand eines Aufsatzes von Herrn Julius Isenbeck; es ist die erste vollständige Bearbeitung dieses Gegenstandes.

Zur Geschichte der Eisenindustrie brachte schon der vorige Band der Annalen Beiträge. Sie werden von den Herrn Dr. Ludwig Beck und v. Cohausen fortgesetzt unter dem Titel: Die technischen Ergebnisse der Untersuchung der Schlackenhalden am Dreimühlenborn zunächst der Saalburg bei Homburg v. d. H. im Sommer 1878. Auf der Saalburg wurden in eine römische Feuerungsanlage verbaut Eisenblöcke gefunden; die Schmiede, welche zur Römerzeit diese Blöcke producirte, haben die Verfasser am Dreimühlenborn gefunden; sie haben die Schlackenhalden, die Stelle der Schmelzöfen, die Bereitungsstätten der Holzkohle, die Schutzhütte für die Arbeiter constatirt. Wie sie näher erläutern, wurde das Eisen bis zum 15. Jahrh. nicht in flüssigem Zustand als Roheisen aus den Erzen gewonnen, wie heute, dazu fehlte es Mangels der Benutzung einer Kraft zur Winderzeugung an der Möglichkeit, den erforderlichen Hitzegrad zu erzielen, man begnügte sich mit der unvollkommenen Reduction des Eisens aus seinen Erzen, was bei sehr kleinlichem Betrieb stattfand. Im Walde, wo Holz nahe war und die Quelle sprudelte, siedelten sich die Schmiede an; die geringen Quantitäten Erz, die sie bedurften, erhielten sie leicht von den nächsten Gruben. Die Nähe von Strassen oder grösseren Niederlassungen war ihnen wichtig, daher erklärt sich auch ihre Ansiedlung nahe an dem grossen Römercastell. Die Verfasser nehmen an, dass es Eingeborne waren, welche in der Waldeinsamkeit ihr Handwerk trieben, das ihnen zur Zeit der Römerherrschaft wegen des Absatzes nach dem Castell lucrativ war, das sie aber auch nicht im Stich zu lassen brauchten, als der fremde Eroberer, von den deutschen Schwertern bedrängt, das Land verliess. Es folgen der mit Abbildungen unterstützte Aufsatz des Edelherrn und Grafen Maurie Nahuys: eine Erinnerung an den Orden des Stachelschweins, du Port-épie, und sodann eine umfassende und interessante Arbeit von Herrn Prof. Dr. Carl Menzel in Bonn: Regesten der in dem Archive des Vereins für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung aufbewahrten Urkunden aus den Jahren 1145—1807. Es sind im Ganzen 287 Nummern. Von Herrn Caplan Leopold Stoff ist der Aufsatz: Nicht Eber-

hard, sondern Arnold der 2. Abt Eberbachs; Herr Oberst v. Cohausen beschreibt eine Reihe interessanter römischer Schnabelgefässe von Thon und Glas in einem Aufsatz: Guttus, Mamilla, Vericulum in der ihm eigenen so instruktiven, die technische Verwendung mit trefflichen Erörterungen erläuternden und damit den Hinweis auf moderne Dinge so schlagend verbindenden Weise. (Mit Abbildungen.) Die folgende Arbeit von Herrn Dr. Albert Dunker führt uns in die Maingegend. Der Verfasser behandelt den römischen Mainübergang zwischen Hanau und Kesselstadt, der auf der einen Seite links des Mains, Kesselstadt gegenüber, durch eine frühere Flussinsel mit römischen Gebäudespuren, auf der anderen Seite nordwärts Kesselstadt, durch den Säulingsberg, eine Fundstätte römischer Alterthümer, markirt wird. Westlich von Kesselstadt, zwischen diesem Ort und dem Schloss Philippsruhe war die Furt, welche der Posten auf der Insel und die Wache auf dem Säulingsberg beschützten und beobachteten. Der Verfasser, welcher durch seine Forschungen über den römischen Pfahlgraben nordwärts des Mains schon manches wichtige Resultat festgestellt hat, hat auch in dieser Untersuchung die gewohnte Gründlichkeit und den gewohnten Scharfblick bewiesen. Seine Limesforschungen, von denen in dem vorliegenden Jahrg. des Correspondenzblattes S. 31 bereits die Rede gewesen ist, vertheidigt er in dem folgenden Aufsatze: Die rechtsmainische Limesforschung gegen Prof. Dr. Emil Hübner in Berlin, und wie es uns scheint, mit guten Gründen. Wir zweifeln mit Herrn Duncker nicht daran, dass der Limes zwischen Gross-Krotzenburg und Freudenstadt unterbrochen war, und ebensowenig an der Castelleigenschaft der Altenburg; namentlich stimmen wir Hrn. Duncker auch in dem zu, was er über die geringe Glaubwürdigkeit von Arnd vorbringt; und wie nothwendig ist an der Vernichtung solcher Theorien, wie die Arnd'sche ist, mitzuarbeiten, das weiss Niemand besser, als der mit der örtlichen Topographie und Geschichte Vertraute. Theorien von der Art der Arnd'schen sind, wenn sie auch in den Kreisen der mit der Localgeschichte bekannten Forscher weniger gefährlich werden, doch im Hinblick auf die ferner schreibenden Gelehrten von nicht geringen nachtheiligen Folgen; letztere können natürlich der Sache nicht an Ort und Stelle nahe gehen, und so können einmal Irrthümer, literarisch aufgestellt, viel Verwirrung in der Wissenschaft anrichten, „sich", wie Herr Duncker mit Recht ein Dichterwort citirend sagt, „wie eine ewige Krankheit fortschleppen". Auch auf der Generalversammlung der Geschichtsvereine von 1872 war darauf aufmerksam gemacht worden, wie Arnd Dinge als Befestigungsanlagen angesehen hat, die Wege oder Anlagen zu Culturzwecken waren. (Corr.-Bl. 1873 S. 10.) Ihm wurde die alte Landwehr, welche aus der Gegend von Stockstadt a. M. südlich ziehende — hanauischen und kurmainzischen Besitz trennte, zum römischen Pfahlgraben, und ein zweiter, ein dritter, zeichnete sie ihm dann nach.

Die beiden weiteren mit zahlreichen Abbildungen gezierten Arbeiten betreffen die ausserordentlich wichtigen Höhlenuntersuchungen des Oberst von Cohausen zu Steeten an der Lahn. Sie betiteln sich: Ueber die Höhlenfunde in der Wildscheuer und dem Wildhaus bei Steeten an der Lahn von Dr. H. Schaafhausen in Bonn und: Die Höhlen und die Wallburg bei Steeten von v. Cohausen. Wir möchten hier nur andeuten, was Herr Prof. Schaafhausen über die bekannten bearbeiteten Mammuthknochen, welche jene merkwürdige Höhle zu Tage gefördert hat, entwickelt. Der berufene Gelehrte, der mit Recht das grösste Misstrauen gegen die Thierbilder auf Mammuthzahn und Rennthierknochen hegt, wie sie an manchen Orten zum Vorschein gekommen und die schon von Lindenschmit, der geradezu Fälschungen nachgewiesen hat, angefochten worden sind, zweifelt nicht an der Echtheit der Steetener Stücke, die in ihren einfachen Strichverzierungen mit den ersten Bildungszuständen des Menschen stimmen. Aber Herr Schaafhausen nimmt auch an, dass eine zweifellose Gewissheit, dass das damals verarbeitete Elfenbein nur vom lebenden Mammuth genommen sein könne, nicht existire. Es gibt Gründe anzunehmen, dass man in der Vorzeit schon fossiles Elfenbein bearbeitet hat; nach Strabo thaten das z. B. die Britten. Wir gewinnen dadurch einen Anhaltspunkt für die Zeit, in welcher das Mammuth noch lebte, die gar nicht so fern war. Waren die heute so brüchigen Mammuthzähne vor 2000 bis 3000 Jahren noch so fest, dass sie bearbeitet werden konnten, haben 2000 bis 3000 Jahre hingereicht, sie mürbe zu machen, so werden sie damals, als sie noch hart waren, kaum so lange Zeit im Boden gelegen haben. Es gilt dies natürlich nur von dsn Mammuthresten in unserer Gegend, während dieselben in Nordsibirien durch die grosse Kälte ungleich besser conservirt werden. Der letzte Aufsatz ist von Herrn Oberst v. Cohausen und gibt eine werthvolle Zusammenstellung der „Wallburgen, Landwehren und alten Schanzen des Regierungs-Bezirks Wiesbaden" nebst Untersuchungen über Anlage und Zweck von Wallburgen überhaupt. Diese Untersuchungen sind ein Meisterwerk von unmittelbarer Anschauung auf einem Gebiet, wo so viel auf den richtigen Blick, die praktische Auffassung ankommt. Mit Recht hebt der Verfasser hervor, wie in der Geschichte unserer Befestigungen ein gutes Stück deutscher Culturgeschichte liegt. Mehr als der Wechsel der Baustile bedeutet der Wechsel der Befestigungssysteme Veränderungen, Fortschritte in dem Leben des Volkes. „Als", sagte der Verfasser, „die Römer mit ihrem Pfahlgraben einen Strich durch Deutschland und durch die Kriegskunst der Germanen zogen, als mit dem Zusammenbruch der Römermacht die Landbevölkerung sich feste Zufluchtsorte bereitete, als an die Stelle der Bauernburgen sich die Städte befestigten und die Ritter mit ihren Burgen die Höhen besetzten, als die Fürsten Citadellen und die Staaten Festungen bauten, da vollzogen sich auf jeder dieser Stufen die folgenschwersten Umwandlungen unseres Volkslebens."

Notizen, insbesondere über alterthümliche Funde, Restaurationsarbeiten etc.

* (**Alte Rathhäuser in Hessen.**) Die Leser des Correspondenzblattes haben schon Kenntniss von der Gefahr erhalten, welche dem spätgothischen Rathhause von Alsfeld drohte. Die Gemeinde beabsichtigte dasselbe aus Ersparungsrücksichten niederzureissen, und ihre dessfallsigen Beschlüsse wurden von dem Kreisausschusse bestätigt. (Cor.-Bl. 1879 No. 6 S. 48.) Die Gefahr ist jetzt abgewendet; auf den Einspruch des Kreisrathes hat der Provinzialausschuss für die Provinz Oberhessen den Beschluss des Gemeindevorstandes und Kreisausschusses aufgehoben. Die Gemeinde wurde zugleich für zur Reparatur verpflichtet erklärt.

Eine andere Gemeinde, die Stadt Gross-Gerau, zwei Stunden von Darmstadt, hat ihr altes Rathhaus, einen Giebelbau der Renaissance, wieder herrichten und dabei eine verschmiert gewesene Inschrifttafel, welche die Erbauung meldet und die Jahre 1578 und 1579 als Erbauungszeit angibt, reinigen und über dem Eingang anbringen lassen. Auch das alte Schwert, Zeichen des Centgerichts, welches hier einstmals seinen Sitz hatte, ist geschont worden und hängt noch an dem eisernen Arm frei heraus. Vor dem Rathhaus steht ein Ziehbrunnen mit der Jahreszahl 1596.

Renaissancerathhäuser sind noch mehrere in der Umgebung Darmstadts erhalten; das in der Residenz Darmstadt selbst stehende ist durch Lübke, Geschichte der deutschen Renaissance S. 444 bekannt. Interessant ist das Rathhaus von Pfungstadt; laut Inschrift aus dem Jahr 1614, wel-

ches sich über der Modau erhebt. Jetzt fliesst der Bach in Einem Arm unter dem Bau her, früher waren es zwei Arme. (Auch im bayerischen Gross-Ostheim unweit Aschaffenburg steht das Rathhaus über dem Mühlgraben, der den Ort durchfliesst.) Der Bau ist mit seinen Giebeln, Treppenbauten und selbst in der Stuckdekoration des Saales noch ziemlich im alten Zustand; möge er vor Modernisirung bewahrt bleiben!

Uebel ist dem kleinen Rathhaus von Lengfeld (unterhalb der bekannten alten Veste Otzberg) mitgespielt worden. Dasselbe hat unten einer Durchgangshalle, welche den Haupttheil des Erdgeschosses bildet und welche nach drei Seiten rundbogige Thoröffnungen zeigte. An dem östlichen Bogen sieht man eine Maske als Schlussstein mit der Jahreszahl 1717. Die beiden anderen Rundbogen sind durch eine „Restauration“ jetzt entfernt und durch viereckige Oeffnungen mit hässlichen, kleinen Kämpfern am oberen Ende der Thorpfeiler ersetzt worden. Man erzählte uns, die alten Bogen seien zu klein gewesen, und die Heuwagen der Lengfelder Bauern hätten nicht durchfahren können, daher sei die Aenderung nöthig geworden! Wir hörten dasselbe Argument vor einigen Jahren, als in Neu-Bamberg in Rheinhessen sich Stimmen gegen das dortige schöne wappengeschmückte Thor erhoben. Ist denn so wenig Platz auf Gottes Erde, dass die Zerstörung oder Verunstaltung der wenigen Ueberbleibsel einer kunstbegabteren Zeit, als die unsere ist, dem anspruchsvollen Geschlecht von heute Raum für sein Treiben schaffen muss?

Ernst Wörner.

(Befestigter Kirchhof von Ober-Olm.) Wir haben in dem Corresp.-Blatt schon von den befestigten Kirchhöfen von Rheinhessen gesprochen. (Jahrg. 1876 No. 5 S. 33). In diesen Tagen hat sich die Dorfgemeinde Ober-Olm durch Conservirung einer solchen Anlage ein schönes Denkmal gesetzt. Von der Ummauerung des Kirchhofs war noch ein Mauerstück mit gothischem Thorweg erhalten; über dem Bogen ist ein Gussloch zwischen zwei Spitzbogenstellungen; Schlüsselschiessscharten unterbrechen die Mauer (S. auch Archiv f. hess. Gesch. XIV. S. 638.) Der Kirchhof war nach dem Zeugniss des Friedensdocuments, das Erzbischof Heinrich von Mainz und Dompropst Kuno von Falkenstein mit den Bürgern von Mainz 1348 errichteten, während der Fehde von ersterem als Festung benutzt worden. Unter den Friedensbedingungen erscheint nämlich: „— zum dritten male ist der kirchhof zu Oberolmen binnen einer mylen von Meintz, wazz danne da burkliches buwes ist, den sal man zu stunt abe tun.“ (Würdtwein. Nov. Subs. Dipl. V praefat. LXX.) Als vor Kurzem die Kirche, welche innerhalb des erwähnten Kirchhofs liegt, umgebaut wurde, wurden von der Gemeinde die erwähnten Reste pietätvoll geschont und conservirt, was bei den vielen Vandalismen, die in dieser Hinsicht begangen werden, Erwähnung verdient.

Ernst Wörner.

(Römische Alterthümer bei Erfweiler.) Wir entnehmen der „Zweibr. Ztg.“: Von diesen Ausgrabungen ist in einigen pfälz. Blättern schon von anderer Seite berichtet worden; indess erscheint es nicht uninteressant, für die Bewohner des Westrichs und des Bliesgaues eine nähere Notiz hier zu geben. Ist doch gerade der Bliesgau in vielfacher Beziehung historisch merkwürdig; er bildet ein Grenzgebiet bei den verschiedenen Theilungen der Karolinger (als Blesitgow, Blesitchowa, bis über Bitsch hinaus), war auch von der Grenze zwischen Franken und Allemannen im 5. Jahrhundert theilweise durchschnitten und in noch früherer Zeit von den Römern kolonisirt. Mehrere Römerstrassen durchzogen denselben; von Kirkel über Blieskastel, Biesingen westwärts an die Hauptstrasse Metz-Worms lief eine solche, eine zweite südwestlich nach der Saar, eine dritte über Hunackerhof nach Saargemünd, eine vierte muss, nach Spuren zu schliessen, über die Höhe etwa von Reinheim, wo man vor einem Menschenalter, wie im Bliesthal auch seitdem, Spuren römischer Ansiedlungen fand, auf der Höhe nicht weit an Erfweiler vorüber nordwärts geführt haben. Nicht weit von derselben, nämlich zwischen ihr und Erfweiler in einem Thalwinkel, wo der „Winkelbach“ entspringt, sind die Ueberreste alter Ansiedlungen, welche die Quelle des letzteren offenbar bedecken. Wo dieser auf verschiedenen Punkten zugleich aus dem Grasboden dringt, bis in die obere Ecke des Thälchens, lassen sich drei in niedrigen Abständen übereinander schräg ansteigende Terrassen unterscheiden: die unterste, welche uns zunächst interessirt, ist durch einen geradlinigen mit zwei uralten Nussbäumen besetzten Rech von der mittleren getrennt, der Uebergang zur dritten ist weniger markirt. Etwa an dem letzteren Uebergang sind in früherer Zeit Gewölbbauten unter dem Boden entdeckt worden (vielleicht nur bogenförmig gewölbte Grundmauern), die mittlere Terrasse bedeckt rechtwinklig sich schneidende Grundmauern, deren Linien schon längst durch den schlechteren Graswuchs sich verriethen. Vor etwa 80 Jahren grub der damalige Besitzer nach und fand eine Kiste mit Goldmünzen. Leider weiss Niemand mehr zu sagen — was sehr wichtig wäre, — welcherlei Münzen es waren. Es scheint nämlich, wie die Einwohner von Erfweiler selbst vermuthen, dass gewisse Erderhöhungen an der östlichen Böschung des Thälchens ebenfalls Ruinen bedecken, und da überdies ein Dorf in der Nähe von E. im dreissigjährigen Kriege wie so manche andere zu Grunde gegangen ist, so wäre möglicher Weise dessen Stätte dort zu suchen.

Sicherer ist, dass an dem Rech der untersten Terrasse, die dann als Wiesengrund sich weiterhin abwärts senkt, ein römischer Bau einst gestanden hat. Ein Erdhügel, mit Rasen überwachsen, bedeckte denselben, bis vor etwa vier Jahren der Besitzer der Wiese auf den Gedanken kam, denselben abzuheben und den Schutt, von dem man Kenntniss hatte, als Dünger für die darunter liegende Wiesenpartie zu benützen. Es fanden sich also Schutt, mit Trümmern von römischen Plattziegeln (tegulae), sowie deren erhabene Seitenränder überdeckende Hohlziegel (imbrices) vor, auf ersteren die charakteristische Tatze eingeprägt; daneben verkohlte Holzreste, und in einer Ecke, wo man innerhalb der rechten östlichen Umfassungsmauer Schutt aushob, fanden sich auch Menschenschädel und Knochen vor. — Nach dreijähriger Unterbrechung wurde die Arbeit diesen Herbst wieder aufgenommen und an der westlichen Ecke ein Theil der Grundmauer blossgelegt und das daranstossende Gemach ausgehoben. Darin fanden sich vierzehn Münzen; ferner wurde ein steinernes pistillum (Mörserkeule) vorgefunden, einige eiserne rautenförmige Eisenstangen an den Enden durch Stangen verbunden, gleichsam ein Bügel ohne Querstange.

Herr Pfarrer Rütter in Erfweiler, welcher überhaupt historische Notizen für jene Gegend sammelt, hat das Verdienst zuerst wieder die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese Stätte gelenkt zu haben. — Am 10. Novbr. begaben sich einige Alterthumsfreunde von hier und Umgebung dorthin. Man fand die Hauptmauer auf einige Meter weit westlich und grossentheils südlich blosgelegt, eine Art Vorbau (vestibulum) bezeichnet den Eingang thalwärts; links daran stiess jenes blossgelegte conclave, dessen Boden mit Cementplatten belegt war, unter denen sich eine tiefe aus Ziegelbrocken und Mörtel zusammengebackene Masse befindet, welche gewöhnlich den untersten Boden darstellt; das blossgelegte Zimmer scheint ein Bad (balneum) gewesen zu sein, da selbst die Mörtelverbindung der Bodenplatten mit den Seitenplatten der Wand ganz so wie die in den nun blossgelegten Thermen in St. Barbara bei Trier hergestellt ist; auffällig ist es nur, dass bis jetzt kein hypocaustum entdeckt ist. Der grösste Theil des sonstigen Innern ist noch mit Schutt ausgefüllt, darunter viele Ziegelreste, auch Bruchstücke eines kleinen feinen, gebrannten Thongefässes von brauner Farbe. Die Münzen (eine war nebst dem pistillum vorher mitgenommen), dreizehn an der Zahl, erwiesen sich als der, Zeit von 254—276 n. Chr. angehörig; sämmtlich von Bronze, wenn auch in verschiedener Mischung, meist mit sehr

scharfer Prägung und Schrift, auf einigen sogar noch Stempelglanz sichtbar, ausserordentlich wohl erhalten, und zwar zwei von Kaiser Gallienus aus dem Jahre 254, 259; eine von Postumus, der 259—265 regierte, zwei von Tetricus J. 268, drei von Tacitus 275 und 276; fünf von Marc. Aurel. Probus J. 276. Alle diese Münzen können dem Verkehr und der Luft nicht viel ausgesetzt gewesen sein. Es ist also wohl anzunehmen, dass dieselben etwa in Trier geprägt und sehr bald durch jene Katastrophe, die man also gegen das Jahr 300 n. Chr. wird ansetzen dürfen, dem Schoss der Erde übergeben worden seien. Da das Gebäude in sich zusammenbrannte und Todte in einem conclave sich fanden, so könnten diese durch einen feindlichen Einfall erschlagen oder durch den Nachts ausgebrochenen Brand während des Schlafs verunglückt sein. — Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Fundamente auf den oberen anstossenden Terrassen in Beziehung zu diesem Hanse standen, und es wäre dann die Vermuthung gerechtfertigt, dass hier eine Militär-Station in der Nähe der Römerstrasse sich befand. Man könnte die Villa eines Präfekten oder Centurio und, wenn man über jene Goldmünzen mehr wüsste, an ein Quästorium denken — indess wir wollen uns nicht in Vermuthungen ergehen. Das Wichtigste ist, dass durch weitere Aufdeckung Licht über diese sehr alte Niederlassung verbreitet würde; dazu bedarf es aber Geldmittel, um die Arbeiter zu bezahlen, vielleicht auch nach Umständen das Areal anzukaufen. Der historische Verein der Pfalz ist bereits für die Sache interessirt, aber je nach den Ergebnissen könnten auch reichere Mittel nöthig sein.

Desshalb soll hiemit das Interesse auch weiterer Kreise angeregt, insbesondere aber das grössere Publikum aufmerksam gemacht werden, im Falle von Funden ähnlicher Art doch ja nicht engherzig zurückzuhalten, sondern durch möglichst genaue Angaben von Fundort und lokalen Umständen die historische Erforschung unserer Gegend zu unterstützen.

— Auf der Feldmark von Gross-Lichterfelde haben die Herren Professor Dr. Schottmüller und Baumeister Schuffenheimer aus Zehlendorf **altwendische Begräbnissplätze** aufgefunden. Die Ausgrabungen fanden unter Aufsicht genannter beiden Herren statt; leider waren nur noch wenige Gräber vollkommen erhalten. Einige waren von einem Steinwall umgeben, bei anderen war derselbe zertrümmert; man hatte die Steine bereits vor sieben Jahren behufs Pflasterung der Strassenanlagen von Lichterfelde ausgegraben. Es fanden sich Bronzeringe und Pfeilspitzen vor, ausserdem mit Asche und Knochenresten angefüllte Urnen, die jedoch an der Luft zerbröckelten. Neuerdings ist man einem anderen Begräbnissplatz auf der Spur und sollen die eventuellen Nachgrabungen in der nächsten Woche stattfinden. Die gefundenen Gegenstände sind dem Märkischen Museum überwiesen worden.

Worms, 4. Novbr. Ueber **Römische Funde bei Weinsheim** entnehmen wir der „W. Z." folgendes Thatsächliche. Die „W. Z." lenkt die Aufmerksamkeit nämlich auf Ausgrabungen, die kürzlich von mehreren Herren in der Nähe des Weinsheimer Zollhauses vorgenommen werden. „Es ergaben sich dabei", schreibt das Blatt, „zweifellose Spuren römischer Niederlassungen, denn die charakteristischen Attribute derselben, römische Münzen, Scherben von Gefässen aus terra sigillata und römischen Krügen finden sich vor. Ausserdem wurden noch Stücke von Ziegeln, verschiedene grosse, behauene Steine im Quadrat und länglichem Rechteck, mit Falsen oder viereckten Löchern ausgegraben; nebstdem auch unbehauene grössere Steine aus weissem Sandstein und Donnersberger Porphyr. Ein bemerkenswerther Fund hierbei ist ein kleiner Mühlstein, aus Niedermendiger vulkanischem Gestein, in Bruchstücken, sowie einzelne kleinere Stücke dieses Gesteins, von denen mehrere in Backsteinform zubehauen sind. Ganz in der Nähe dieses Fundortes, etwa 30 bis 40 Schritte von demselben entfernt, wurden die Reste eines gemauerten Fundamentes blosgelegt, in dem sich an einer Stelle, vermuthlich um Wasser durchzulassen, eine durch zwei Hohlziegel gebildete Durchgangsöffnung vorfand. Bei diesen Resten des Fundamentes förderte man auch die Scherben von Gefässen aus terra sigillata und Krügen heraus, sowie eine Anzahl eiserner Nägel. Am wichtigsten scheinen uns aber mehrere Stücke eines Verputzes aus einem Zimmer zu sein. Sie sind einige Centimeter dick, sehr hart, demnach stark kalkhaltig und tragen den bei den Römern beliebten braunrothen Anstrich mit einer eisenoxydhaltigen, sehr dauerhaften Farbe. Das eine hat noch einen gelben Streifen, der vermuthlich von der Abtheilung der Wände in Felder herrührt, ein anderes Mosaik. Die Farben sind erstaunenswerth gut erhalten und können wohl nur durch ihre mineralische Eigenschaft anderthalbtausend Jahre unter der Erde vor der Zerstörung bewahrt worden sein."

* (Höhlenfunde in der Eifel.) Herr Maler Bracht zu Carlsruhe ist in diesem Herbst bei archäologischer Durchsuchung einer Höhle bei Gerolstein in der Eifel, dem sogenannten Buchenloch, auf interessante Verhältnisse und Funde gestossen. Die 18 Meter tiefe Höhle mit 2 Zugängen, mehreren Winkeln, Pfeiler und Gängen erwies sich als zur römischen Zeit andauernd bewohnt. Diese Benutzung hat eine Culturschicht von 7—10 Centimeter Stärke hervorgebracht, welche erfüllt ist mit den Scherben aller Arten römischen Geschirres und kleiner Geräthe und durch die Zeit mit einer ganz ebenen, ebenso dicken Lehmschicht überdeckt worden ist. Die geringen Funde dieser Periode, Bronzering, Knochennadel, eiserne Zange, ditto Nägel etc. werfen nur ein spärliches Licht auf die damaligen Bewohner der Höhle und wird dies dadurch nicht klarer, dass neben dem römischen Geschirr auch massenhafte Scherben anderen Charakters vorkommen — rohe und feinere — theils mit germanischer Verzierungsweise.

Wichtiger sind indessen die Zeugnisse aus den tieferen Bodenschichten, rothem Lehm mit Stücken des anstehenden Dolomitkalks und mit Dolomitsand vermengt; dieselben stellen den Menschen dar als gleichzeitigen Bewohner der Eifel mit dem Elephanten, Nashorn, Höhlenbär, Riesenhirsch, Rennthier, Pferd und anderen, welche aus dem Knochenmaterial erst durch sachkundige Hand festgestellt werden können. Herr Bracht fand in unberührter Lage die Knochen, Zähne, Geweihe und Hufknochen zusammen mit den Zerklopfsteinen von Quarz, welche zum Zerschlagen der Röhrknochen gedient haben; dabei als einziges sorgfältig von Menschenhand hergestelltes Werkzeug mehrere knöcherne Pfriemen, wozu noch allenfalls zu rechnen sind einige rohe Geräthe, welche theils als Messer, theils als Marklöffel gedient zu haben scheinen.

Aus der Lage und den Verhältnissen der Höhle geht unzweifelhaft hervor, dass die Theile der betreffenden Thiere nur direct in die Höhle gelangt sein können, dass der Mensch sie zu seiner Nahrung oder Benutzung hineinbrachte und dann die Reste in [illegible] Winkel warf, nachdem die Markknochen mit wenigen Ausnahmen aufgeschlagen worden waren. Die Fundstücke gelangen in das Provinzialmuseum zu Trier, dessen Direktor, Herr Dr. Hettner, es übernommen hat, die Ausgrabung ganz zu Ende zu führen, da Herr Bracht nicht länger in Gerolstein bleiben konnte.

Dieser Nummer liegt Titel und Inhaltsverzeichniss für den Jahrgang 1879 bei.

Commissions-Verlag der Hofbuchhandlung von A. Klingelhöffer in Darmstadt. — Druck von Heinrich Kichler.

Correspondenzblatt

des Gesammtvereins

der

deutschen

Geschichts- und Alterthumsvereine.

Im Auftrage des Verwaltungs-Ausschusses des Gesammt-Vereins herausgegeben

unter der Redaction

von

Ernst Wörner.

Achtundzwanzigster Jahrgang. 1880.

Darmstadt.
Hofbuchhandlung von A. Klingelhöffer.
1880.

Inhalts-Verzeichniss

des achtundzwanzigsten Jahrgangs [1880] des Correspondenzblattes des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine.

b. Uebersicht über den Inhalt der Schriften der historischen Vereine.

Vierte Abtheilung.

Notizen, insbesondere über alterthümliche Funde, Restaurationsarbeiten etc.

Herausgegeben von dem Verwaltungs-ausschusse des Gesammt-vereins in Darmstadt unter Redaction von Ernst Wörner.

Correspondenzblatt

des

Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine.

Das Correspondenzblatt erscheint monatlich einmal und kostet jährl. 5 Mark.

No. 1. & 2. **Achtundzwanzigster Jahrgang 1880.** **Januar & Februar.**

Mittheilungen für Deutsche Geschichte und Alterthumskunde überhaupt.

Vorgeschichtliche Spuren in der Lüneburger Heide.

Inhalts-Verzeichniss.

A. Wilseder Berg und Einem.

1. Oertlichkeit.

Der höchste Punkt der Heide ist der Wilseder Berg, der merkwürdiger Weise keinen besonderen Namen führt, obschon er von ringsum meilenweit sichtbar ist, sondern benannt ist nach der kleinen Bauerschaft die in einer Einsenkung seiner östlichen Abdachung geborgen liegt.

Von seinem Gipfel hat das Auge eine Rundschau wie sie in solcher Ausdehnung in der norddeutschen Ebene nicht häufig vorkommt; zunächst meilenweites Heideland — einzelne mit alten Buchen bestandene Hügel; menschliche Wohnungen gewahrt man nicht, dieselben liegen in zerstreuten Eichengruppen versteckt. Im Norden ragt aus einem grauen Streifen die Silhouette von Hamburg, im Nordosten diejenige von Lüneburg. Steil fällt auf dieser Seite der Berg ab, einzelne grosse Granitbrocken ragen aus seinen Flanken heraus — das Erdreich erscheint allseits mit Heidekraut glatt und weich überzogen.

Nur am nördlichen Fusse zeigt sich angegraben eine mächtige gelbe Thonschicht. Von den Umwohnern wird die Grube regelmässig benutzt, dass dies aber auch schon in unvordenklicher Zeit geschah, davon sind die Spuren zu finden.

An einem Böschungsdurchschnitte findet sich ca. 1 m unter der Heidbodenfläche eine Brandschicht von ca. $1^1/_2$ m Durchmesser und 6—8 cm. Stärke.

Die Schicht besteht aus Holzkohle in welcher sich die Stücke von Eichen- und Buchenholz noch unterscheiden lassen.

Dicht dabei auf kahlen Heidstellen fand ich Scherben sehr roher Thongefässe — fingersdick — grau, kaum angebrannt und mit Quarzkörnern durchsetzt.

Einem.

Vom Wilseder Berg überblickt man nordwestlich, jenseits der heidebewachsenen Abhänge und eines schmalen Heideflachlandes einen breiten Streifen Sanddünen die sich links bis zu den beiden einsamen in kleinem Eichwäldchen versteckten Höfen von Einem erstrecken. Die Dünen bilden hier hohe Sandkämme, nur spärlich von Sandhafer bewachsen, in den bis auf den alten Boden ausgewehten Mulden liegen unzählige schwarzgraue Granit-Findlinge und ist man auf die Höhe der Düne hinaufgewatet, so ist man erstaunt, nichts Meeresähnliches zu erblicken wie die Umgebung glauben machen könnte — sondern eine ungemessene tiefliegende Heide- und Moorniederung bis zum Horizonte. Am Anfang der Dünen nahe bei den Einemer Eichen hat einst eine Gruppe von Grabhügeln gestanden, der Wind hat die Hügel bis auf den gewachsenen Boden weggeweht und nur die Steinkreise sind übrig geblieben. Innerhalb derselben fanden sich die Reste von Graburnen nebst einigen Steinplatten. Taf. 1. Fig. 1.

Im Sommer 1876 habe ich sowohl die oberflächlich liegenden Scherben gesammelt als auch die dazu gehörigen bis zu einem Fuss Tiefe aus dem Boden ausgegraben. An eine vollständige Zusammensetzung derselben war nicht zu denken da die Scherben zu sehr verwittert und theilweise bereits verschleppt waren, denn es war den Förstern und Bauern bekannt, dass an diesem Orte Gefässscherben herumlagen.

Die Graburnen von Einem ermangeln zwar eines Hauptinteresses, der etwa einst mitbegrabenen Beigaben, sie müssen somit für sich selbst reden; dagegen sind sie in anderer Beziehung interessant. Es bekundet sich nämlich in denselben neben der Rohheit der dickwandigen halbgebackenen Urne in Andern eine Feinheit und Sorgfalt der Technik und eine Mannigfaltigkeit der Form und Farbe, wie sie an den Urnen der Grabhügel des umliegenden Gebietes ungewöhnlich ist.

Neun Gefässe gelang es soweit zusammenzusetzen, dass die ursprüngliche Form festzustellen ist; unter diesen hebe ich folgende Gefässe hervor:

2. Beschreibung der Gefässe.

Taf. I. Fig. 2. Grosse gutgearbeitete Urne mit fein geglätteter Oberfläche von gelbröthlicher Farbe bei gelblichgrauem Bruche. Höhe und Breite anscheinend gleich ca. 28 cm. Die Innenseite ist nur aus der Hand geformt, die Aussenseite dagegen dürfte kaum ohne Anwendung des Drehblocks so sorgfältig zu profiliren gewesen sein.

Taf. I. Fig. 3. Grosse Urne von chokoladebrauner Farbe. Durchmesser ca. 30 cm, wohl ganz aus der Hand geformt — scheint nicht rund sondern etwas oval gewesen zu sein.

Die Masse der Wandungen ist wie bei der Vorhergehenden mit groben Quarzkörnern durchsetzt, dagegen ist das Gefäss vor dem Brennen mit einer feingeschlemmten braungefärbten Thonmasse bekleidet, innen nur schwach aufgetragen, aussen beinahe 1 mm dick, welche glänzt und sich glatt anfühlt. Unter dem Halsrande läuft auf dem Bauche ein Zickzackband von eingeritzten Strichen herum aus 7 und auch 8 Strichen bestehend. Die Dicke der Wandungen ist ca. 3½ mm am dünnsten Halstheil und ca. 7 mm am Bauche.

Taf. I. Fig. 4. ganz flache Schaale von sehr sorgfältiger Arbeit, aus feinem hellgelben Thone mit stark nach Innen umgebogenem Rande, die Wandungen messen nur 4—5 mm Dicke und fällt der Boden durch seine eigene Formung auf; in der Mitte von ähnlicher Dicke wie die Seitenwände wird er nach aussen immer dünner so dass er beim Zusammentreffen mit den Seiten nur etwa 2½ mm misst; Durchmesser ca. 24 cm, Höhe ca. 8 cm, Boden ca. 8,4 cm.

Taf. I. Fig. 5. napfförmige Schaale von gemeiner Form aus graublauer harter Masse mit viel Quarzkörnern; an den hartgebrannten Stellen ist aussen die Farbe rothgrau; der Boden verhältnissmässig gross — ist gleichmässig dick und in der Mitte stark gewölbt. Höhe etwa 11 cm und Bodendurchmesser ebenfalls 11 cm.

Taf. I. Fig. 6. steht zwischen den beiden letzten mitten inne sowohl an Form wie an Farbe. Der Boden ist auffallend klein — nur 6 cm bei 10 cm Höhe und 20,5 cm Durchmesser. Schweres Gefäss von 7—8 mm dicken Wandungen. Der Rand ist schwach nach innen umgebogen.

Taf. I. Fig. 7. ist der Rest eines zierlichen Gefässes welches ich dicht dabei im Dünensande fand. Die ganze Urne war etwa 9 cm hoch bei ca. 8,5 cm Durchmesser. Die Wandungen sind sehr dünn aber gut gebrannt bei starker Quarzbeimischung. Das Innere zeigt rohe Handarbeit. Die Aussenseiten dagegen sehr regelmässige Wölbungen.

Die Merkmale dieser Töpferarbeit sind: Unkenntniss der römischen Töpferscheibe bei sonst vervollkommneten Mitteln. Das Innere sämmtlicher Gefässe ist mit einem Holzinstrument oder den Fingern nothdürftig geglättet, wogegen die ausserordentlich sauber ausgeführte Rundung der Aussenseite auf Anwendung einer drehenden Unterlage deutet, wie sie Dr. Hostmann und Graf Wurmbrand besprechen.

Am charakteristischsten treten diese Merkmale an der letzterwähnten kleinen Urne hervor deren Innenseite grobstreifig — die Aussenseite bei einer Wandungsdicke von nur 2 mm vorzüglich regelmässig ist; schwache ganz parallele Linien welche beinahe rings herumlaufen, schliessen die Glättung aus freier Hand aus.

An die Steinringe schlossen sich die Reste eines schmalen Steinganges an; am Südende undeutlich, schloss derselbe am Andern mit einem senkrecht im Boden stehenden grösseren Steine ab und vor diesem stacken geringe Gefässreste im Sande; ebensolche waren in der Mitte des Ganges zu finden an einer Quertheilung. Die Steine stacken im festen Heidboden; doch mag auch über ihnen einst ein Grabhügel gehäuft gewesen sein.

Weder hier noch innerhalb der Steinringe irgend ein nennenswerther Gegenstand; die Knochen, meist ganz mürbe, waren in zweien der Ringe besser erhalten und zeigen Querrisse.

B. Die Niederlassung in den Dünen bei Wehlen.

3. Beschreibung der Oertlichkeit.

Nordwärts dehnen sich die Einemer Dünen immer mehr eingeengt durch die Anforstungen der Försterei Heimbuch bis gegen die Bauerschaft Wehlen hin aus; Heidestreifen wechseln mit regellos verworrenen Dünenwellen in denen man schwer seinen Weg findet. Quer hindurch lässt sich indessen ein sich von Ost nach West schlängelndes, thalartiges Gebilde verfolgen, mit ebenem Grunde, zu beiden Seiten von 15—30 Fuss hohen Abhängen eingefasst — einem ausgetrockneten Wasserlauf vergleichbar. Rechtwinklig nach Norden umbiegend gewährt er schmalen Einlass in einen grossen — ebenen — vierseitigen Raum von ca. 100 Schritt Länge zu ca. 60 Schritt Breite. Die Dünenhügel fassen die Fläche ein und nur in der westlichen Langseite öffnet sich die Fortsetzung der Flussbettartigen Rinne in der Richtung des Seevebaches zu.

In den Raum eingetreten drängt sich die Vorstellung einer künstlich hergestellten Umwallung leicht auf; dagegen sehen die Wälle selbst nicht gerade darnach aus und die Dünenbildung ringsum spricht doch mehr für eine zufällige Regelmässigkeit wobei die Möglichkeit einer künstlichen Nachhilfe allerdings nicht ausgeschlossen bliebe. Taf. II. Fig. 8.

Als im September 1878 Herr Oberförster Hilsenberg bei Vermessungsarbeiten eine Linie gerade durch den Raum gelegt hatte und den Blick vom Messinstrument zu Boden richtete, sah er denselben um sich her buchstäblich mit fingerlangen Feuersteinsplittern bedeckt, wie er solche einige Tage zuvor bei mir in Bispingen gesehen hatte.

In einer Stunde war eine ganze Jagdtasche ca. 300 Stück davon gesammelt; wenige Tage später führte er mich an die interessante Stelle und wir sammelten den Rest ein.

Der Boden des ganzen Raumes ist eben und fester Sand ohne jede Vegetation; in der Mitte etwa eine etwas erhöhte Stelle spärlich mit Flechten bewachsen und wie es uns dünkte, eine härtere Ortsteinschicht welche dem Winde Widerstand geleistet hatte. Auf dieser Bank selbst fanden sich keine Kieselstücke — rings um dieselbe dagegen die grösste Anhäufung von Splittern sowie einzelne Faust- bis Kopfgrosse Rollsteine.

Dass Letztere als Unterlagsteine beim Spalten der Kieselknollen gedient hatten, war ersichtlich; rings um sie her lagen die abgeschlagenen Splitter, deren Zusammengehörigkeit aus der gleichen Farbe hervorging.

Die schönsten Stücke bestehen aus bläulich-weissem, durchscheinendem Feuerstein, die Färbung geht aber durch alle Schattirungen bis in's tiefste Schwarz; von Letzterem finden sich indessen keine langgespaltenen Splitter, meist Kürzere und Abfälle. Auch hell und dunkel gebändertes Material kommt vor, zuweilen mit carneolfarbigen Adern durchzogen. Die grössten Kernstücke sind dunkler Stein — ein Solches wiegt 2½ Kilogr. und rührt ganz sicher von der Rügener Kreide her, sei es nun mit den anderen Rollsteinen in die Gegend gelangt, oder als Rohmaterial von Menschen hergeschafft. Von dem durchscheinenden hellen Gestein blieben nur kleine Kerne übrig, es scheint dasselbe bis auf's Letzte aufgebraucht worden zu sein.

Gelber oder brauner Feuerstein kommt gar nicht vor und habe ich solchen nur ein einziges Mal verarbeitet gefunden; soweit meine Beobachtungen des in der Heide vorkommenden rohen Feuersteins reichen, fand ich daselbst ausschliesslich den in Rügen heimischen, dessen Färbung vom milchweissen und gelblichweissen durch bräunliche und bläuliche Töne bis in's tiefe Schwarz geht.

Die in Grabhügeln der Heide vorkommenden Aexte von gelb-braunem Feuerstein sind sicherlich, ebenso wie die in Rügen häufig vorkommenden, denen sie auch in Form und Arbeit vollkommen gleichen, eingeführte Waare gewesen.[1])

Viele Geräthstücke, meist Messer, zeigen die rissige Struktur wie sie der Kiesel im Feuer annimmt. — Bei einigen Andern ist der Feuerstein patinirt, d. h. er ist undurchsichtig geworden und sieht matt und weiss aus.

4. Funde.

Es hält natürlich schwer eine Scheidung zu treffen zwischen den wirklichen Werkzeugen, auf deren Herstellung es abgesehen war und Abfällen oder Splittern, von welchen ein passend ausgefallenes Stück ein leidliches Messer darstellen kann und manche derselben augenscheinlich auch so verwendet worden sind, wie die abgenutzte Schneide zeigt.

Die Formen auf deren Herstellung es abgesehen war, scheinen mir aus dem Gesammtcharakter des Fundes zu schliessen, Folgende zu sein:

Lanzenspitzen, Pfeilspitzen, Messer, Bohrer, Schaber, Meissel und einige Andere mehr.

a. Lanzen oder Wurfspeer-Spitzen. Taf. II. Fig. 9 u. 10.

Von der Herstellung dieser Waffe mögen die vielen langen Splitter herrühren. Die Speerspitzen messen $6^1/_2$—8 cm Länge bei $2^1/_2$—$3^1/_2$ cm Breite und $^1/_2$ cm Dicke. Die Grundform beruht auf 4 Spaltungsflächen oder Schlägen — 3 auf einer Seite mit einer Grundfläche Taf. VI. Fig. 89. Bei Fig. 9 ist an der Basis mit einigen kleinen Schlägen nachgeholfen und der linke Seitenrand wo er zu breit auslud mittelst einiger schwacher Querschläge verschmälert. Fig. 10 ist vor der Vollendung quer durchgebrochen, die Hälften waren indess leicht als zusammengehörig zu erkennen. Ungefähr 20 Spitzen besitzen die gleiche Grundform mehr oder minder gelungen und sind unregelmässiger Gestaltung halber weggeworfen.

Vielfaches Vorkommen der trüben oder kreidigen Kruste der Feuersteinknollen deutet auf Verwendung von sehr kleinem Rohmaterial.

Es sei hier noch erwähnt, dass ich sämmtliche Gegenstände in natürlicher Grösse gezeichnet habe und zwar in der Weise, dass auf die Grundfläche, als einer ebenen Fläche, keine Rücksicht genommen, sondern stets nur die mehrseitige gewölbte Seite der Gegenstände dargestellt ist; die nicht dargestellte Seite ist also immer als eine schwach gewölbte ebene Fläche zu denken — wie dies aus den Durchschnitten der Taf. II. ersichtlich ist.

b. Pfeilspitzen.

Die nächstliegende Grundform der Pfeilspitzen ist diejenige welche sich der Form der Lanzenspitzen zunächst anschliesst und gewissermassen eine verkleinerte Solche darstellt. Diesen Typus bezeichnende Pfeilspitzen sind die Fig. 11 und 12; sie messen 5 cm Länge bei 2 cm Breite und 2—3 mm Dicke bis herab zu Kleineren von nur 2 cm Länge.

Dieser flache mandelförmige Typus, der wie wir sehen werden, bei den Pfeilspitzen des Luhegebiets fast ausschliesslich auftritt, ist indessen hier im Wehlener Sande der Zahl nach nicht vorwiegend; es kommen weit mehr Formen mit stärkerem Durchmesser vor z. B. Fig. 13 und 14 kurze, breite Spitzen von starkem Durchmesser; eine dritte Gattung langer, schmaler Spitzen mit oft beinahe gleichseitigem Querschnitte wie Fig. 15 und 16 kommt öfter vor und von einer kleineren noch schmäleren Form. Fig. 17, 18, 19 ist eine grössere Anzahl nahezu gleicher Stücke vorhanden, sorgfältig gearbeitet und theils mit abgenutzten Spitzen.

Fig. 20 und 21 sind typisch für eine Auswahl länglicher aber dabei dünner Spitzen.

Ob pfriemenähnliche Splitter wie Fig. 22, 23, 24 als Pfeilspitzen anzusehen sind, lasse ich dahingestellt, obschon ca. 6 dergl. darauf hindeuten, an denen das Unterende absichtlich verdünnt ist, wie sich dies für die Schaftung eignen mochte.

Schliesslich sei noch eines Vorkommens gedacht. Während im grossen Ganzen die bisher aufgezählten Arten ausschliesslich durch Spaltung hervorgegangene Flächen resp. Kanten zeigen, fielen mir schon an Ort und Stelle zwei Stücke auf deren Ränder mittelst kleiner Querschläge bearbeitet sind Fig. 25 und 26. Bei 26 ist nur der rechte Rand, bei 25 sind beide Seitenränder durchgehends nachträglich beschlagen. Diese Gegenstände können nicht wohl Sägen zum durchsägen der Geweihe etc. darstellen, wie sie sonst vorkommen, dazu ist der behauene Rand zu dick. Die Bearbeitung hat überhaupt nicht die Schärfung des Randes zum Zweck gehabt — im Gegentheil die Schärfe ist weggehauen wie der Querschnitt zeigt: es konnte sich scheints nur darum handeln, die Stücke bei angemessener Dicke schmäler und spitz zu machen.

Den unter 13 und 14 bezeichneten Typus würde ich Anstand genommen haben unter die Pfeilspitzen einzureihen, wegen der Kürze und Dicke und daraus abzuleitender schwieriger Schaftung; indessen veranlassen mich dazu hauptsächlich zwei Exemplare welche bei ganz gleicher Grundform wie 13, 14, je einen sorgfältig abgeschärften Seitenrand aufweisen. Fig. 28 und 29; er handelte sich hier ebenfalls um Herstellung einer gedrungenen widerstandsfähigen Spitze; auch Fig. 27 hat eine beschlagene Seite.

Eine sehr schöne grosse Lanzenspitze die Herr Hilsenberg nachträglich gefunden hat, zeigt ebenfalls einen durchgehends querbehauenen Rand.

c. Messer.

Das Messer spielt selbstverständlich eine grosse Rolle an solcher Kulturstätte und die Zahl der aufgefundenen ist beträchtlich — die Formen sehr mannigfaltig. Die Anreihung der gleichartigen Gestaltungen ergiebt immerhin einige Haupttypen:

1) Lange dünne Späne mit einer Schneide die öfters Spuren des Gebrauchs zeigt; manche derselben sind wohl zufällig bei der Spaltung grösserer Stücke entstanden, sie messen 8—9 cm Länge. Fig. 30, 31, 32 auf Taf. III.

2) Eigens zum Zwecke gespaltene Messer, theils mit einer, theils mit zwei Schneiden, meist ohne scharfe Spitze, sondern rund ausgearbeitet, mit breiter starker Basis zur Befestigung an einem Griffe wie Fig. 33 und besonders 34 und 35.

Dies war das gebräuchlichste Schneidewerkzeug und seine ausgedehnte Benutzung an Ort und Stelle geht, abgesehen von den vollständigen erhaltenen Stücken noch einleuchtender aus den unzähligen Hälften hervor — sowohl der Griffe wie der Klingen.

Bisher gelang es mir aus den Bruchstücken die passenden Hälften von 15 Stück zusammenzufinden worunter Fig. 34 und 35.

Sehr starke gute Klingen deren Unterende gewiss für einen Holz oder Horngriff berechnet ist sind durch Fig. 36 und 37 vertreten.

3) Eine dritte Gattung ist das in der ganzen Heide vorkommende Messerchen mit zwei Schneiden — meist aus 4 Spaltflächen hergestellt und oft ganz parallel verlaufend mit stumpfem Ende. Fig. 38 bis 42, von diesem einfachen Werkzeug finden sich unzählige Fragmente vor, zwei derselben haben im Feuer gelegen.

4. Eine vierte Art ist durch eine ganze Serie von kurzen, dicken einschneidigen Klingen welche am Unterende weder eine Griffverstärkung noch eine Verjüngung aufweisen, dargestellt, Fig. 43 bis 45.

Aehnliche Klinge, aber mit absichtlich hergestellter Verjüngung am Unterende. Fig. 46 bis 48.

5. Einen weiteren Typus vertreten die Fig. 49 bis 52. Es sind deren überhaupt nur wenige gefunden; dieselben sind mit Sorgfalt und zierlich gearbeitet und namentlich

---

[1]) Falls nicht alle gelben und braunen Färbungen von dem umgebenden eisenhaltigen Thon oder Sand herrühren.

der Rücken mittelst kleiner Querschläge in sanfter Krümmung nach der Spitze zu abgerundet, genau wie eine moderne Federmesserklinge. Dass es nicht etwa die abgebrochenen Spitzen von längeren Klingen sind, geht aus der Gestaltung des untern Endes hervor — sie sind nie länger gewesen.

Viel grösser sind die Fig. 53 bis 55 aber ebenfalls sorgfältiger behandelt wie die gewöhnlichen Messer. Fig. 53 ist eine regelmässig gebildete Klinge mit besonders genau abgerundeter Spitze während Fig. 54 und 55 bearbeitete Rücken haben — beiden fehlt die Spitze und letztere ist sägeartig gezähnt, vielleicht auch nur schartig.

d. Bohrer oder Pfriemen.

Von diesem einfachsten Geräth gibt Fig. 56 eine klare Anschauung; von einem dicken Griffende aus verjüngt sich das 4—6seitige Instrument sanft bis zur Spitze. Dieselbe ist meist abgebrochen, oft nur abgenutzt.

e. Schaber.

Dies Werkzeug welches in den ältesten Culturschichten vorkommt und mit der Bearbeitung der Thierhäute in Verbindung steht, ist in der Wehlener Niederlassung reichlich vertreten d. h. mit ca. 50 Stück,

Die äussere Form variirt von der Meisselform mit abgerundetem Kopfe Taf. IV. Fig. 57, 58 und 59 bis zu dem ganz geschweiften geigenförmigen oder löffelförmigen Typus. Bei dem ersten ist nur der Kopf mittelst kleiner Schläge sorgfältig abgerundet und zwar so, dass die Unterseite mit den Anstossenden eine wenn auch beinahe rechtwinklige doch scharfe Kante bildet. Bei Fig. 59 sind beide Enden so behandelt und mehrere Exemplare sind ringsum behauen Fig. 62 und 63. Abweichend ist der Schaber Fig. 60 lediglich durch Spaltung hergestellt und hat derselbe keine behauenen Ränder. Sämmtliche Schaber zeigen ihre ursprüngliche Länge und zwar ist diese so gering 2—4 cm, dass ein Gebrauch ohne Griff nicht recht denkbar ist. Vielleicht deutet hierauf eine in die Unterseite sorgfältig vertiefte Querrinne bei dem Schaber Fig. 66b. Ein anderes Stück Nr. 65 weist in äusserst symmetrischer Gestaltung eine abweichende Form auf, mit scharfem Seitenrande. Eine Anzahl Schaber sind nur in der Form zurechtgeschlagen aber nicht vollendet.[2])

f. Meisselartige Geräthe.

Die übrigen Nummern der Taf. IV. sind eine Auswahl von Stücken welche ein handwerksgeräthartiges Aussehen haben ohne dass man sich stets vergegenwärtigen könnte, zu welcher Handtirung sie benutzt wurden; es ist daher misslich sie unter einem unserem Wortschatz entnommenen Titel einzureihen.

Immerhin mögen dieselben hier kurz Platz finden, denn sowohl ihre Herstellung als die Anzeichen ihrer Benutzung lassen sie als Theile des Gesammtbildes erscheinen.

Die Nr. 71 bis 73 sind uns noch geläufig, meisselförmig und zum Gebrauche wie ein heutiges Stemmeisen. Weniger verständlich sind ca. 40 Objecte sämmtlich mit beränderten Kanten theils an der Schneide wie bei Nr. 74 und 75, gleichsam Schaber mit concavem Rande, theils wie bei Nr. 76 und 77 mit convexem Rande, theils mit concav ausgebuchteten Seiten wie die Nr. 79 und 80.[3]) Nr. 78 dagegen hat zwei längs behauene Seiten. Endlich Nr. 81 hat an der gedrungenen Schneide zwei symetrische Ausbuchtungen; 81b. ist die Vorderansicht wie ich sie bei den Schabern gegeben habe.

[2]) Ganz identische Formen sah ich inzwischen in dem Museum von St. Germain bei Paris, aus den Höhlen von Mentone stammend.

[3]) Das genannte Museum besitzt ganz gleiche Objekte vom Plateau de Pontlevoy (Loir und Cher).

g. Scheiben.

Ein einfaches Geräth welches wohl allen primitiven Niederlassungen eigen ist, sind die mehrseitigen Scheiben von unregelmässiger Form und bei denen beinahe jede Seite eine Schneide darstellt; von diesen Schneideplatten gebe ich in Fig. 82, 83, 84 und 85 einige Beispiele.

h. Keile.

Schliesslich sei noch eines Werkzeuges gedacht dem wir auch ferner noch in ganz gleicher Form begegnen werden. Es ist ein Keil mit gedrungener Schneide Nr. 87a. in der Breitseite, 87b. in der Schmalseite. Die abgenutzte sehr angegriffene Schneide im Verein mit dem zerklopften Untertheile bekunden den Keil zum Eintreiben mittelst eines Schlegels; man kann dabei sowohl an Holz denken als an Markknochen die gespalten werden sollten: zu diesem Zwecke lässt sich keine geeignetere Form denken.

Ein etwas abweichender Keil ist Nr. 86a, und b. ebenfalls mit schartiger breiter Schneide aber scharfkantigem Unterende was den Gebrauch des Schlegels ausschliesst; vielleicht ist dieser Keil wie noch andere mit gleichen Anzeigen beilartig geschaftet gewesen? recht wahrscheinlich ist es mir nicht, weil diese Keile zu klein und leicht sind um eine erspriessliche Arbeit damit zu vollführen.

i. Kerne.

Von Kernen ist selbstverständlich eine grosse Anzahl vorhanden, meist von der vielseitigen Prismenform und sind dieselben bereits in der Einleitung erwähnt.

k. Schlagsteine.

Schlagsteine von anderem Material als Feuerstein und ausgearbeiteter Form, Fingergriffen etc. sind in der Wehlener Niederlassung nicht vorhanden; ich habe deren in der Heide überhaupt nicht angetroffen, obschon ich stets darnach gefahndet habe. Dagegen fand ich mehrfach Feuersteinstücke die in ihrer Umgebung und anbetrachts ihrer zerklopften Kanten oder Seiten die Annahme rechtfertigten, sie seien als Schlagsteine verwendet worden.

Von Wehlen ist nur ein Einziger erwähnenswerth Nr. 88a. und b. — eine dicke zurechtgeschlagene Scheibe von ansehnlichem Gewicht deren eine Seite nach Herstellung des Stückes durch Klopfen rissig und geborsten erscheint.

5. Fehlende Formen.

Eine recht charakteristische Feuersteinsäge wie die No. 101, 102 und 174 habe ich auffallenderweise in Wehlen nicht angetroffen; schartige Messer haben vielleicht den Dienst versehen. Schleif- oder Wetzsteine sind auch nicht da — waren auch nicht vorauszusetzen, da kein einziges Geräth die geringste Spur von Schärfung oder Glättung aufweist. Von einer Axt, nicht ein Bruchstück!

Auch Kornquetscher oder Reibsteine wie sie sonst vorkommen, suchte ich vergeblich.

6. Herstellung der Feuersteingeräthe.

Die Herstellung der Geräthe lässt sich aus genauer Betrachtung der Spaltflächen mit ziemlicher Sicherheit nachweisen. Zunächst handelt es sich oft darum festzustellen, ob man ein vollständiges Geräth vor sich hat, oder das Bruchstück eines Solchen.

Verfolgt man nun die aus einer einzigen Fläche bestehende Unterseite eines Geräthes von der Spitze ausgehend bis zur Basis, so läuft dieselbe entweder eben bis unten aus, oder sie zeigt dicht vor der Basis eine knotenförmige Anschwellung mehr oder minder stark ausgeprägt. Taf. VI. Fig. 89″ und 89‴, 92″ und 93′ etc. Fehlt dieser Knoten, so ist mit Sicherheit darauf zu rechnen, dass nur ein Theil einer Spaltfläche vorliegt. Die Anschwellung — Erschütterungskegel — „bulbe de percussion“ dagegen bekundet unzweifelhaft die Stelle, an welcher der Schlag getroffen hat, der das ganze Stück von einem grösseren Block absplitterte

Aus dem gleichen Grunde ist bei vorhandener Basis stets mit Bestimmtheit anzugeben, von welchem Ende aus ein Werkzeug oder ein Kern bearbeitet worden ist. Dies geht noch aus einem andern untrüglichen Merkmal hervor, welches gleichermassen in dem muscheligen Bruche des Feuersteins begründet ist.

Wir sehen nämlich die an sich glatten Spaltflächen mit parallelen Bogenlinien wellenförmig modellirt. Diese Bogen stehen quer zur Länge der Fläche und sind gewissermassen die Fortsetzung der knotenförmigen Anschwellung; dieselbe umfassend sind sie ihr zunächst am stärksten, nach Aussen zu allmählig verflachend.

Diese Erscheinung steht auf der Spaltungsfläche zu dem Schlage — in ähnlichem Verhältnisse wie die wachsenden Wasserkreise zu dem in den Teich geworfenen Steine — ja es liegt ihr das gleiche Naturgesetz zu Grunde.

Diese Bogen fehlen fast nie und nur Dichtigkeitsschwankungen in der Masse des Feuersteins wie sie aus eingebetteten Organismenresten herrühren, pflegen ihrer Regelmässigkeit Eintrag zu thun.

Denkt man sich die spaltende Kraft vom Schlagpunkte strahlenförmig in die Masse des Steines fortgesetzt, so bilden sich die Kreise stets rechtwinklig zu der Richtung des geführten Schlages und den Strahlen Fig. 90a. und b.

Um ein Beispiel anzuführen, so zeigt der cylindrische Feuersteinknollen Nr. 91 an der Seite 91a Schlagflächen von oben nach unten, an Seite 91b solche von unten nach oben; d. h. derselbe wurde abwechselnd von beiden Enden aus bearbeitet.

Lanzen und Pfeilspitzen wurden von der Basis aus gespalten, wenigstens die Hauptflächen, z. B. die Lanzenspitze Nr. 89 etwa folgendermassen.

Der Kieselknollen wurde, nachdem festgestellt war, in welcher Richtung er am leichtesten spalte, auf den Unterlagstein aufgesetzt und mit einem faustgrossen Steine die Fläche a abgespalten, darauf die Seitenfläche b und die Seitenfläche c und dann wurde mit stärkerem Schlage d das Stück vom Kerne abgetrennt, Fig. 89**.

Auf diese letzte Losspaltung kam es hauptsächlich an und dass diese häufig misslang und zu kurz ausfiel, zeigen die vielen vorkommenden Stücke an denen die Spaltebene d die Spitze nicht erreichte wie bei Nr. 92 wo die beabsichtigte Form in punktirten Linien ergänzt ist.

Bei der Lanzenspitze Fig. 89′ sieht man übrigens noch den Rest einer vorausgegangenen Spaltung e welche am Kerne in umgekehrter Richtung geführt wurde. Sämmtliche flachen Pfeilspitzen zeigen aus dem Besprochenen eine etwas S förmig gebogene Gestalt; denn wie Fig. 93 zeigt, entspricht den knotenförmigen Anschwellungen der zuerst abgespaltenen Splitter 93‴ — Einschweifung der Spitze 93′ und ebenso der Ausbauchung der Letzteren eine Einschweifung des Kernes 93″.

Schliesslich finden sich an allen Arbeitsstationen misslungene Objecte, welche statt mit einer regelmässig verjüngten Spitze — mit einem dicken rundlichen Wulste enden. Die Beobachtung der Kerne giebt auch hierzu den Schlüssel.

Der in Fig. 93* angenommene Schlag führte statt wie beabsichtigt in der Richtung der Linie a, zu tief in die Masse des Kernes hinein, in der Richtung der Linie b. Die angewandte Kraft reichte indess nicht zur Vollendung der Loslösung eines so starken Absplitters in der begonnenen Richtung, sondern schwenkte wieder nach aussen ab, wobei der vorhandene Impuls in Verbindung mit dem muscheligen Bruche des Materials bewirkte, dass die Spaltungsfläche wie Linie c zeigt, in sanfter Krümmung verlief, den besprochenen Wulst verursachend.

Die Messer und Bohrer mit breitem, dicken Griffende sind von der Spitze aus gespalten.

Ein Rückblick auf die Arbeitsweise der Ansiedler von Wehlen zeigt, dass das Schleifen der Gegenstände sei es zur Schärfung der Schneide, sei es zur Vervollkommnung oder Herstellung der Form — unbekannt war, wenigstens nicht angewandt wurde. Er zeigt ferner, dass die beabsichtigte Form unmittelbar durch die Spaltung selbst angestrebt wurde; kein Stück erscheint nur im Groben zugehauen um seine eigentliche Gestalt erst durch feinere, langwierige Bearbeitung zu erlangen — wie etwa bei den Pfeilen der Grabhügel von Stübeckshorn Taf. XV. In Wehlen handelt es sich bei nachträglicher Arbeit nur um Correctur der Ränder oder um Herstellung der scharfen Kanten der Schaber.

7. Die Pflasterung.

Nachdem ich gemeinsam mit Herrn Hilsenberg den Platz nebst umliegendem Terrain bestens abgesucht hatte, auch an den Böschungen der Ostseite viele durch den Westwind verwehte Stücke ausgescharrt hatte, erbot sich mein Gefährte der ohnehin in der Nähe, in Wilsede wohnte, mit Rechen oder Spaten den ganzen Innenraum der Umwallung nochmals durchzuwühlen, um verwehte Stücke frei zu legen, besonders aber in der Hoffnung, noch irgend etwas Anderes als nur Feuerstein aufzufinden, etwa Werkzeuge aus Horn oder Knochen, sowie die Frage nach Thonscherben zu erledigen, deren sich durchaus keine gefunden hatten.

Als Herr Hilsenberg später diese Untersuchung durchführte, hatte er noch eine gute Ausbeute an Silexstücken aller Art, ohne indessen ganz neue Formen anzutreffen; dagegen brachte der Rechen zu seinem Erstaunen unter der Sanddecke des etwas erhöhten Theiles in der Mitte eine dunkelbraune Erde zum Vorschein; unter derselben stiess er auf eine auf dem ursprünglichen Boden hergerichtete Pflasterung.

Aber auch die Ausgrabung derselben mit Untersuchung der braunen Culturschicht förderte nichts Neues zu Tage, nur Kohlen, Asche und Kieselsplitter. Die braune Erde von der ich eine Probe zur Hand habe zeigt unter dem Mikroskop rundliche, durchsichtige Quarzkrystalle deren rissige Oberfläche mit dunkler Masse — Russ, Kohle — ausgefüllt ist; diese Schichte scheint somit ausser aus zersetzten Organismenresten aus verglühtem Gestein wie Granit zu bestehen.

8. Bewohner.

Wer hat hier Kieselgeräth geschlagen und verbraucht — hier sein Heerdfeuer unterhalten? Wenn die Ueberbleibsel die Gesammtheit dessen darstellen, über das die Besitzer verfügten, so standen sie unzweifelhaft auf ganz niederer Culturstufe.

Allerdings bürgt nichts dafür, dass man in der Wehlener Umwallung noch des Thongeschirres ermangelte — weil zufällig keine Bruchstücke nachzuweisen sind! weil jetzt da keine Axt zu finden war — können die Bewohner doch solche besessen haben, die indessen nicht zersprungen sind, sondern nach einer neuen Niederlassung wieder mitgenommen wurden — ja es könnten sogar Metallgeräthe hier verwendet worden sein, ohne uns eine Spur zu hinterlassen.

Der Gesammteindruck von Fundstelle und Funden spricht indessen gegen solche Annahmen. Vor allem deutet die Wahl des Platzes nicht auf eine Bevölkerung, welcher Ackerbau und urbarer Boden Lebensbedingungen sind; denn rings herum besteht der Boden wie schon erwähnt aus sterilen Sanddünen und erst eine halbe Stunde weiter nördlich trifft man Quellwasser. Da indess die Umwallung eine Anzahl Menschen längere Zeit beherbergt hat, so muss man annehmen, dass das Wasser früher näher zu finden war. Ein Zurückweichen — Sinken der Quellen lässt sich seit Aufnahme der A. Papen'schen Karte vom Jahre 1836 schon feststellen. Die als Heidebach in einer Länge von beinahe einer halben Meile oberhalb Wehlen eingezeichnete Seewe ist bis auf ein trockenes Bett verschwunden und entspringt heute dicht vor dem Dorfe Wehlen; 3 westlich davon verzeichnete Teiche habe ich umsonst gesucht — der Boden ist trocken gelegt, mit Kiefern bepflanzt.

Die ganze Gegend ist somit in früheren Zeiten gewiss weit wasserreicher gewesen und hat neben Heide und Dünenland weit mehr Moor-Niederungen geboten als heute, wo sich westlich immer noch ansehnliche Moore längs der Wümme ausbreiten. Ganz verschieden von heute darf man sich dieselbe indessen doch nicht denken, denn die Dünenbildung der Umwallung muss zur Zeit ihrer Bewohnung genau so beschaffen gewesen sein wie heute; denn die Splitter liegen an den harten Böschungen hingestreut nur leicht verweht und soviel Flugsand in die Umwallung hineingeweht worden ist im Laufe der Zeiten — soviel hat der Wind auch wieder herausgeweht ohne die Gestaltung der Dünen, die vielleicht der Gewalt früherer Meere ihren Ursprung danken, wesentlich zu ändern.

Es lässt sich auch aus Analogieen eine Bevölkerung denken, welche mit den Metallen unbekannt, ihr Geräth aus Feuerstein spaltete, und auch mit den in Wehlen vorhandenen Typen auskommen konnte. Im Gegentheil — diese Reste bieten in ihrer einfachsten Mannigfaltigkeit ein einheitliches Ganzes in welches hinein Produkte höherer Cultur nicht recht passen wollen.

Zum Schlusse noch die Frage ob die Culturreste von Wehlen als Werkstätte für Feuersteingeräthe zu betrachten ist, oder ob wir eine Wohnstätte oder Niederlassung vor uns haben, an welcher der laufende Bedarf an Waffen und Geräth verfertigt wurde? Die Wahrscheinlichkeit neigt zu letzterer Annahme; das Material war in der unmittelbaren Nähe nicht zu finden, sondern musste von weiter südlich wo grosse Anhäufungen von Granitblöcken und Brocken den Boden bedecken und dazwischen viele Feuersteinknollen heute noch vorkommen, hergebracht werden. Auch sind die formlosen Abfälle und der Schutt für eine Werkstätte doch nicht massenhaft genug. Ganz sicher sind die Feuersteinstücke anderweitig gegraben und bereits zu handlichen Kernen zugeschlagen um in der Wehlener Umwallung zu Geräthen zerspalten zu werden.

Ein umgekehrtes Verhältniss werden wir in dem Kapitel „Steinbeck“ finden.

C. Spuren von Niederlassungen südlich vom Wilseder Höhenzuge.

9. Pflasterungen bei Wilsede.

Wendet man sich in südlicher Richtung den Kamm überschreitend nach Wilsede, so findet man ¼ Stunde jenseits davon vorgeschichtliche Spuren in einem wüsten Terrain auf der Höhe einer sonst rings angebauten Hochebene. In einer länglichen Sandmulde befinden sich nach Norden durch den Abhang gedeckt eine Anzahl Pflasterungen von länglich ovaler Gestalt. 8 derselben sind in ihrer Gestaltung noch deutlich, von anderen sind nur zerstreute Steine vorhanden. Von der Oertlichkeit giebt Fig. 94 Taf. VII eine Vorstellung. Zwei davon, A u. B, waren besonders wohl erhalten und bezeugten die zwischen den Steinen und rings im Sande befindlichen Gefässscherben die alterthümliche Herstellung der Pflasterungen. Fig. 93, 94 u. 95. Die Scherben sind fingersdicke, roh geknetete Reste aus grauem, schlecht gehärtetem, stark mit Quarz versetztem Thone.

Das Abtragen der abgebildeten Pflasterung und Ausgrabung der ganzen Stelle ergab nichts als geringe Stückchen Holzkohle — von Geräthen oder Knochen — Nichts! Zwei ganz gleiche Pflasterungen, doch kaum mehr erkennbar, befinden sich in gleicher Lage an sandigem Abhange dicht bei der Quelle des Sprengebachs oder am „Spring“, wie der Ort heisst. Auch hier die gemeinen Thonscherben.

Gefeuert wurde sicherlich auf diesen Pflasterungen, doch nicht lange genug um das Gestein zu verglühen oder um eine Kohlenschicht zurückzulassen. Auch kann man sich dieselben wohl als Unterlage eines offenen Feuers an geschützter Stelle denken, nicht aber als die Heerdstelle einer dauernden Wohnung, denn für eine Solche scheint der Boden zu abschüssig gewählt: vielleicht sind es Grabstätten für unverbrannte Leichen? Grosse Pflasterungen sind übrigens nicht weit davon — beim Forsthause Sellhorn beobachtet worden — bei einer Quelle; sie messen 7 Meter Durchmesser und auf 1½ Fuss geht die schwarze stark gebrannte Erdschicht in den Boden hinein, während sie oben schon von 2 Zoll Heidehumus bedeckt ist. Alle Steine sind von der Gluth geröstet und ganz mürbe; es soll da Eichenkohle, behauener Feuerstein und ein Kiesel mit Schleifflächen wie ein Reibstein gefunden sein — was alles auf längere Bewohnung deutet.

D. Das obere Luhe-Gebiet.

10. Beschreibung der Gegend.

Die Luhe, welche sich dicht vor der Ausmündung der Ilmenau in die Elbe in jenes Flüsschen ergiesst, entspringt im Amte Soltau, Kreis Fallingbostel in der Nähe der Bauerschaft Timmerloh ¾ Meilen östlich von der Chaussee von Hannover nach Hamburg und durchfliesst während der ersten 3 bis 4 Meilen ihres Laufes einen der ödesten und ursprünglichsten Strecken der Lüneburger Heide.

Die Quelle tritt auf der Höhe eines Heidberges zu Tage und bildet einen hochgelegenen kleinen Teich, dessen spärlicher Abfluss am Bergesfusse im Boden versinkt. Ein grüner Streifen auf der Thalsohle deutet in nordöstlicher Richtung zwischen hohen Heidehügeln den unterirdischen Lauf an; nach ca. ½ Stunde tritt das Wasser in Form von trichterförmigen Teichen wieder zu Tage, zunächst ohne oberflächliche Verbindung untereinander, bis sich schliesslich eine schmale oft nur 1 Meter breite Wasserader bildet von 1 bis 1½ Meter Tiefe; auch hier bildet die Luhe zahlreiche Teiche und Moorniederungen zwischen den Berghängen, welche nur durch einen breiten Streifen Kiefernanforstung die Annäherung der Cultur verrathen — ein wildes malerisches Gebiet, in welchem ich den Sommer 1878 in landschaftlichen Studien verbrachte.

Grabhügel finden sich im ganzen oberen Luhe-Gebiet nicht; der ersten Gräbergruppe begegnet man erst jenseits des Kirchdorfes Bispingen auf dem linken Luheufer in einer Niederung zwischen Bispingen und Steinkenhöfen an einem Seitenbächlein der Luhe; eine zweite Gruppe liegt auf derselben Seite jenseits der Bispinger Mühle gleichfalls in der Niederung und eine dritte auf dem Scheitel des Winterberges zwischen Bispingen und Borstel in der Kuhle. Taf. XVIII. Dagegen bekunden zahlreiche Feuersteinsplitter an den Ufern der Luhe die Thätigkeit vorgeschichtlicher Anwohner.

11. Feuersteingeräthe an den Luhe-Ufern.

Die ersten Spuren — zerschlagene Feuersteinknollen in beträchtlicher Menge und kleine Bruchstücke von Messern fand ich am Quellteiche selbst; die Hügel in der Umgegend der Quelle zeigten besonders viele und grosse Kieselbrocken, die mir den Eindruck machten, als sei hier Material gegraben und zur Verarbeitung an anderen Orten zurechtgeschlagen worden; eigentliche Spaltarbeit wurde da indessen nicht ausgeübt. Zahlreicher wurden die Spuren davon bei den unten befindlichen Teichen; am linken Ufer habe ich ca. 10 Stellen beobachtet, an denen Kieselgeräth geschlagen worden ist — am rechten Ufer nur eine einzige grössere Arbeitsstation.

Die Splitter deuten auf ähnliche Arbeiten hin wie in Wehlen.

Gewöhnlich fanden sich an einer Stelle — meist ein windgeschützter Sandfleck 1 oder 2, manchmal auch 5—6 Steinkerne nebst den davon herrührenden Splittern und den bei der Verarbeitung verworfenen oder zersprungenen Geräthstücken; ferner 2 bis 3 grosse Unterlegsteine, aber gar kein zufällig vorkommendes Steingeröll.

Die Abhänge in der Nähe sind voller Geröll aller Art, worunter auch Kieselknollen, die vielleicht auch hier ausgegraben wurden, dagegen finden sich keine Bearbeitungsspuren dazwischen, was auch nicht erstaunlich ist, da das Spalten, Auslesen und Fertigstellen der Späne bequemer in einer geröllfreien Sandmulde oder einem Rasenabhang vor sich ging.

12. Stationen und Funde.

Die Taf. VIII giebt eine kleine Auswahl von Stücken von den Stationen:
A. Abhang am grösseren Teich, Fig. 98 bis 102,
B. am Wege nach Timmerloh, Fig. 103, 107 bis 110,
C. Hügel am Bergabhang, Eig. 104 bis 106.

Bemerkenswerth ist Nr. 103, welches der Form nach sowohl eine grosse Pfeilspitze vorstellen kann als auch ein brauchbares Messer nach geeigneter Schaftung; viele noch mit Griff versehene Klingen — namentlich aus den Pfahlbauten sind noch kürzer. Da sich übrigens zu dem grösseren Untertheil auch die winzige abgebrochene Spitze finden liess, mag es wohl ein an diesem Platze verbrauchtes Messer gewesen sein.

Pfeilspitzen und zwar in verschiedenem Grade durch den Anprall abgenutzte sind dagegen die drei Nr. 104, 105 und 106, welche in einem tellergrossen Sandloch auf der Spitze eines Hügels ganz allein ohne jedes andere Geröll oder Splitter beisammen lagen; hier mögen 3 Pfeile mit neuen Spitzen versehen worden sein — die stumpfen dagelassen. Ich habe mir nicht versagen können von Nr. 106 eine vergrösserte Zeichnung beizufügen, da Form und Spaltungsmodus an diesem winzigen Geschosse besonders charakteristisch sind. Nr. 108 und 109 sind abgebrochene Messerchen, 107 und 110 Pfriemen oder Bohrer. Ich füge noch bei, dass die Pfeilspitze Nr. 106 nicht ganz 1 Gramm wiegt, so dünn und fein ist dieselbe gespalten; etwas anderes als Vögel und kleinere Säugethiere konnte man wohl nicht damit schiessen. Nr. 102 ist eine Säge mit 2 Schneiden, wovon die Linke sehr stumpf, wie überhaupt das Stück durchweg den Anschein langen Gebrauches hat, durch die unmerklich abgescheuerten Kanten.

Fig. 111 bis 127 sind eine Auswahl von Nummern von Station D am Bergabhang — eine grosse, sandige Aushöhlung mit vielen Unterlagsteinen, Kernen und Kieseln. Besonders freute mich der Fund der dicht zusammen liegenden Hälften von 3 Messern, Nr. 112, 113 u. 114.

Die Nr. 111, 116, 117 sind wohl schmale Pfeilspitzen — vielleicht auch nur Splitter, obschon sie nach einem bestimmten Typus gespalten zu sein scheinen. Unter den Kernen gebe ich die Zeichnungen von Nr. 118, 119 u. 120. Nr. 121 ist ein kleiner Schaber, Nr. 125 wieder eine sehr gut gespaltene Pfeilspitze von dem mandelförmigen Typus. Die Spitze des Bohrers 127 ist abgenutzt.

Von dieser Station nur durch ein schmales Heideland getrennt lag mehr an der Luhe-Niederung, Station E, von welcher Taf. IX Nr. 128 bis 138 einige Objekte darstellt, unter anderen ein ganz kleiner Kern, von dem man nur noch sehr kleine Pfeilspitzen spalten konnte und den ich von 4 Seiten gebe. Nr. 138 ist wieder ein kleiner Schaber.

Taf. IX von Station F, Nr. 139, 140, 141, 142. Station etwas Luheabwärts.

Taf. IX von Station G, 143 bis 149. Station oben auf dem Berge bei einer kleinen Quelle.

Taf. X von Station H, 150 bis 159. Station in einem vom Winde hohl ausgewehten Hügel am grossen Teiche — wo besonders viele Stücke Feuerstein die Spuren von Feuer zeigten, d. h. weiss, rissig und ganz zerborsten waren. Die Nr. 160, 161, 162 sind ein paar Stücke von der Station J am rechten Luheufer, Nr. 163, 164, 165, 166 von K oder L auf den Hügeln dieser Flussseite.

Die meisten der auf diesen Tafeln abgebildeten Objekte bieten durchaus nichts Neues — ich habe nur aus der Masse der Fundstücke das Charakteristische — auch in seinem Immerwiederkehren Interessante herausgehoben. Speciell verweise ich nur auf die Mengen von abgebrochenen Pfeilspitzen hin, d. h. von Untertheilen von Solchen, welche an den betreffenden Orten vom Schaft losgetrennt und durch Neue ersetzt wurden, wie Nr. 144, 158, 159, 160 u. 161. Dies deutet auf eine den Bogen führende Jägerbevölkerung, welcher die auch heute noch die Gegend belebenden Enten, wilden Gänse, Bekassinen etc. zur Beute fielen.

Auf einer Anhöhe des rechten Ufers fand ich in einer Sandmulde den Feuerstein 165, der mir sogleich in der Hand den Eindruck eines Behausteines machte; wenn ich dicht dabei Splitter fände, dachte ich, wäre es gewiss ein Solcher und richtig, da lagen noch die beiden Stücke 164 und 166, das Erste eine halbe Pfeilspitze und ein kleines Messer. Die oberen Kanten des Steines sind rissig und zerklopft.

Auf drei andere Stücke habe ich indess noch besonders zurückzukommen, da sie vereinzelt unter dem vielen Gleichartigen vorkommen. Es sind die Nr. 139, 141 u. 162. Nr. 139 scheint ein Meiselchen zu sein, aus weissem Feuerstein gespalten und dessen Schärfe halb nur schartig, halb ausgebrochen ist. Die dargestellte Seite (mit † bezeichnet) ist indessen nicht nur gespalten, sondern mittelst Schleifens geglättet, resp. die Schneide nachgeschärft. Die in einer Richtung laufenden Streifen deuten die Reibung auf einen andern harten Körper an und erscheint unter starker Vergrösserung die geglättete Fläche genau wie diejenige von polirten Steingeräthen von Rügen etc. Möglich wäre es, dass das Stück nur ein starker Absplitter einer polirten Steinaxt ist, denn die andere Seite ist nur gespalten oder gesplittert.

In der Nähe fand sich Nr. 141, von dem ich die Vorder- und Hinteransicht sowie die beiden Seiten zeige; es ist ein dreiseitiger zugespitzter Gegenstand, der mit Ausnahme der Unterseite mittelst kleiner Schlagflächen hergestellt ist. Nur noch ein Beispiel ist mir hiervon an der Luhe vorgekommen. Taf. XI, Fig. 183.

Nr. 162 hielt ich zuerst für ein schmales Bruchstück eines Messers — doch sah ich bald, dass die beiden concaven Seiten nicht unmittelbar durch Bruch entstanden seien, sondern dass dieselben künstlich mittelst kleiner Schläge aus dem Objekte herausgepickt worden sind. Die Form des Gegenstandes lässt an ein sehr kleines Meiselchen denken — dagegen sah ich auf der letzten Pariser Weltausstellung auf dem Trocadero wohl ein Dutzend ganz gleicher Stücke, welche als „Querschneidige Pfeilspitzen“ bezeichnet waren.

13. Pflasterungen an der Luhe.

Flussabwärts finden sich in einem Kiefernwäldchen längs eines Hügelabhangs die Reste von einigen kleinen runden Pflasterungen und bei diesen viel zerschlagener Feuerstein; von Station E zogen sich Kieselsplitter und Kerne bis hierher und gebe ich von dem hier Gefundenen nur einen Keil Nr. 142 der dem Nr. 87 ähnlich sieht; einen zweiten abzubilden war unnöthig, da er genau aussieht wie Nr. 207 auf Taf. XI.

Ganz gleiche Pflasterungen — nur viel besser erhalten — trifft man jenseits Bispingen an einem Abhang bei einem Seitenbache der Luhe. Hier sind deren 10—12 beisammen und da vor ca. 30 Jahren der Grund mit Kiefern angeforstet ist, mögen deren noch mehr da gewesen und zerstört worden sein. Sie sind hergestellt wie diejenigen von Wilsede — nur kreisförmig statt länglich und messen etwa 1½ M. Durchmesser; zwischen den Steinen und rund umher fanden sich Mengen von Splittern, meist kleine Stücke. Da ich unter den Pflastern wohl auch nur ein wenig Holzkohle gefunden hätte, so habe ich dieselben hier unberührt gelassen. Merkwürdig war auch hier der absolute Mangel an Thonscherben und übersehen habe ich Solche nicht, da ich die ganze Stelle wohl 12mal, d. h. nach jedem Regenschauer, der neue Stücke

aus dem Sande wusch, abgesucht habe, bis absolut nichts mehr da zu finden war. Also hier Pflaster mit Feuersteinsplitter ohne Thonscherben — bei Wilsede Pflaster mit Gefässresten, ober ohne eine Spur von Splittern.

Bei Steinkenhöfen auch mehrere Bearbeitungsreste, darunter eine angefangene Lanzenspitze.

14. Kieselgeräthe an der Brunau.

Die Luhe nimmt bei Hützel die Brunau in sich auf, an deren linken Ufer sich eine Viertelstunde aufwärts eine schmale tiefe Schlucht befindet, in deren Grunde ein mooriges Bächlein der Brunau zustrebt. Hier bei Station O rohe Bearbeitungsreste und zwar die einzigen aus gelbem Kiesel, die ich angetroffen und weiter aufwärts in der Schlucht an geschützter Stelle ein Sandabhang mit vielen Splittern, Kernen, Pfeilspitzen, Messern. Hier keine Spur von Pflasterungen noch von Gefässscherben. Die Formen sind stets die Gleichen und gebe ich nur auf Taf. XI ein hübsches Messer Nr. 185 und ein eigenthümlich geformtes Stück Nr. 182.

E. Steinbeck.

15. Werkstätte am Hohlhorst.

Im Verlauf des Luhethals treffen wir etwa $1^1/_2$ Meilen von der Quelle das Dörfchen Steinbeck, höchst malerisch unter alten Eichen versteckt. Zwei erhebliche Berge mit steilen Abhängen, der Hohlhorst (vielleicht auch Hohhost) im Norden — der Krüseberg im Süden geben der Gegend ein für das norddeutsche Flachland ungewöhnliches Aussehen. Das Dörfchen trägt seinen Namen nicht umsonst, denn Thal und Hänge zeigen an kahlen Stellen und Abhängen eine unglaubliche Menge von Steinen und zwar zum grösseren Theil von Feuersteinknollen.

Vor Steinbeck um den Fuss des steilen Hohlhorst sich windend, fliesst ein kühles Wasser in die Luhe, welches durch seine Quellteichbildung mit unterirdischem Laufe ein Seitenstück zu derselben bildet; das in den Teichen moorige Wasser tritt nach kurzem unsichtbaren Laufe in einem Erlenwäldchen als kühle klare Quelle wieder zu Tage. Wie mir berichtet wurde hatte aber der Bach bis zu den dreissiger Jahren noch eine besondere Eigenthümlichkeit; sein noch höher als die Teiche gelegenes unterirdisches Speisebecken gab in den Stunden von 10 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags seinen Nachts gesammelten Ueberschuss ab, sodass auch zwischen Teichen und unteren Quelle der Bach oberirdisch floss; gegen 2 Uhr wurde der Lauf geringer und versiegte auf der bezeichneten Strecke ganz bis zum nächsten Morgen.

Jetzt hat diese Intermittenz in ihrer Regelmässigkeit aufgehört und nur nach Regentagen genügen scheint's die unterirdischen Läufe nicht mehr und erstaunt findet man heute ein munteres Bächlein, wo man gestern Feuersteinmesserchen im trockenen Bette auflesen konnte.

Der ganze Bergabhang des Hohlhorst stellt nämlich eine grosse Feuersteinwerkstätte dar. Von der Spitze des Berges wo einzelne Steine und Gruben im Boden eine zerstörte regelmässige Steinsetzung vermuthen lassen, hat das Auge eine weite Umschau über das umliegende Land. Der Boden ist dürftig mit Heidekraut bewachsen und die Zwischenräume voller Steingeröll von dem die meisten Feuersteinstücke sind, mit Spaltflächen, dazwischen eine Menge Messerchen, zerbrochenes Geräth wie bisher — und so fand ich's am ganzen westlichen Abhange, so dass ich manchmal mit schwerem Sack und Taschen den Heimweg nach Bispingen angetreten habe. Doch ist die Auswahl gar nicht zu vergleichen mit den Resten in Wehlen; im Gegentheil der guten Stücke sind sehr wenige, Splitter genug und das Meiste sind Krustenstücke — von rohen Knollen abgeschlagen. Es ist übrigens noch zu verwundern, wenn sich an den steilen Hängen noch dergleichen findet, nachdem die Regenwasser die Reste seit undenklicher Zeit thalab führen. Der Bergesfuss wird nach einem Streifen dichten Kiefernbestandes durch eine jähe Lehmwand gebildet, am Fusse derselben ist das steinige Bett des erwähnten Baches. In dem Bachbette fand ich die ersten Messerstücke und Splitter, dann überzeugte ich mich, dass der Lehm der Böschung 20—30 Fuss in der Höhe ganz damit durchsetzt sei; immer weiter nachgehend gelangte ich durch die Kiefern in denen die Spuren aufwärts führten, bis zur Spitze des Berges und fand überall dasselbe. Mit Ausdauer habe ich diese Fundstätte durchforscht, um unter den tausenden von Stücken Eines zu finden, in welchem die Absicht zu erkennen gewesen wäre eine Steinaxt irgend welcher bekannten Form herzustellen; es ist nicht das Material welches für solch grössere Stücke gefehlt hätte, denn es wäre mancher Feuersteinknollen gross genug gewesen — es ist gar nicht anders denkbar, als dass die Arbeiter sowohl hier wie in Wehlen, wie an der oberen Luhe eben keine Beile oder Aexte anfertigten. Das Warum ist mir nicht klar geworden, denn ohne dies Geräth können wir uns ein Volk mit Steinmesser, Steinschaber, Steinspitzen für Lanze und Pfeil kaum vorstellen!

Taf. X. enthält in Fig. 167 bis 181 Geräthe vom Hohlhorst worunter Nr. 171 ein hübsches Messerchen mit behauenem Rücken, 173 eine Schneideplatte wie ich sie öfters antraf, 174 eine recht schöne Säge oder Messerklinge, 175 und 176 verbrauchte Meissel in der von Wehlen bekannten Form. Alles Uebrige ist nicht erwähnenswerth und die Hauptsache ist hier nicht die Anzahl wirklicher Geräthe welche da zu finden ist — sondern es sind die unzähligen äusseren Absplitter von Feuersteinknollen — die Krusten — welche hier heruntergeschlagen wurden um nur brauchbare Kerne nach anderweitiggelegenen Niederlassungen zu überführen und um kein unnützes Gewicht zu transportiren.

Am Ausfluss des Hohlhorstbächleins in die Luhe ist eine wüste Sandfläche mit viel natürlichem und behauenem Feuerstein; an einer Arbeitsstelle mit vielen Splittern ein Schaber von nicht besonderer Form aber sehr sorgfältig fein bearbeiteter Schneide und das Messer Nr. 188 mit ausgebuchteter Spitze.

16. Krüseberg.

An dem jenseits der Luhe steil aufragenden von den Wassern wild durchfurchten Krüseberg oder Krüsberg hätte man der Menge von Feuerstein wegen auch auf Werkspuren schliessen sollen, doch auch hier, wie fast überall in diesem Gebiet, sind südliche, nach Norden zugewandte Abhänge vermieden.

Weder am Fuss noch an den Hängen fand ich die geringste Spur von bearbeiteten Stücken, nur rohe Knollen in Menge. Auf der Spitze des Berges — dem höchsten Punkte der Gegend, den Hohlhorst noch weit überragend — fanden sich auf geringem Raum einige Splitter; zunächst 3 unter einander ähnliche kleine Schaber mit gekrümmtem Rücken wovon das Beste Nr. 184, dann eine dreiseitig zugehauene Spitze Nr. 183 unfertig zurückgelassen. Nr. 189 rührt ebenfalls daher.

Grabhügel finden sich in der Nähe gar keine — südöstlich davon bei Dehnsen liegen dagegen 2 grosse Grabhügelgruppen und in derselben Richtung noch viele Andere bis Amelinghausen wo eine dichte vorgeschichtliche Bevölkerung gelebt haben muss.

F. Oldendorf.

17. Gräber und Funde.

Das Städtchen Amelinghausen liegt in einem Winkel den die Luhe und Lopau vor ihrer Vereinigung mit einander bilden; der Zusammenfluss findet eine halbe Stunde unterhalb in einer moorigen Niederung statt, welcher die Anlage einer Ansiedelung hinderte; das östliche Ufer der Lopau wird durch ein höher gelegenes ebenes Heidland gebildet welches die interessante, nach der nahebei befindlichen

uralten Oldendorfer Mühle benannte, Oldendorfer Gräbergruppe trägt. Es sind die von Herrn Studienrath Dr. J. G. Müller in seinen „Vorchristliche Denkmäler der Landdrosteibezirke Lüneburg und Osnabrück“ Hannover 1865 beschriebenen 3 grossen Hünenbetten nebst einer Anzahl Grabhügel.

Die Hünenbetten bestehen aus einem zwischen zwei Reihen von aufgerichteten Steinen aufgeschütteten Erddamme. Das eine Grabmal misst ca. 60 Schritt Länge — das Andere ca. 90 Schritt und das dritte welches durch Anlage von Wiesen und Abtragung des Bodens einen Theil seiner Lage eingebüsst hat, scheint nach der Mächtigkeit des Dammes und der Grösse der Steine das bedeutendste Grab gewesen zu sein; wenn man annimmt dass ¹/₃ davon fehlt so war es auch an 100 Schritten lang. Ausserdem dass, wie gesagt, der ganze Boden eine Strecke weit abgetragen ist, wurde auch noch ein nothdürftiger Weg am Rande der Wiesenböschung her quer über den Hügel geführt und die Erdmasse desselben etwas geebnet und nach beiden Seiten ausgebreitet; dieser Weg schneidet auch durch das Westende des Nachbargrabes und hat auch von diesem einen Theil der Erde gleich gemacht.

Der Abraum beider Gräber zeigt nun nicht nur gut gearbeitete, hart gebrannte und mit Verzierungen versehene Gefässreste, sondern derselbe ist mit Silexsplittern ganz durchsetzt. Wir finden da sämmtliche vom oberen Luhelauf her geläufigen Typen sowohl an Pfeilspitzen, wie Messer, Schneideplatten und der schon erwähnte Keil Nr. 207 der übrigens auch nur ein zufällig so geformtes Kernstück sein könnte. Taf. XI. zeigt in Fig. 193 bis 199 Pfeilspitzen, in Fig. 200 bis 206 Messer und im Uebrigen die oben erwähnten Nummern worunter Nr. 208 wieder ein Messerchen mit dickem behauenem Rücken — sämmtlich oberflächlich im Abraum des grossen Grabhügels aufgelesen; ebendaher und besonders interessant durch Regelmässigkeit und Anzahl sind 6 schaberähnliche, kreisförmige Feuersteinscheiben mit sorgfältig bearbeiteter Schneide wie bei den Schabern — sie messen 4 — 6 cm im Durchmesser bei ca. 1 cm dicke. Taf. XII. zeigt in Fig. 212 bis 217 dieselben sämmtlich in der Oberansicht und von der Schneide aus gesehen. Eine Auswahl aus dem Abraum des kleineren Nachbargrabes ist in den übrigen Nummern dieser Tafel wiedergegeben mit Ausnahme von Nr. 225 welches plumpe Messer mit vielen anderen Splittern in der Nähe in einer Sandmulde gelegen hat. Das dritte Grab von 90 Schritt Länge liegt etwas mehr landeinwärts, indessen ist sein etwas kleinerer Hügeldamm unversehrt, so dass über etwaigen Inhalt seiner Aufschüttungsmasse nichts zu sagen ist.

Wie sind die Feuersteingeräthe in die Grabhügelerde gekommen?

Entweder die Stelle von welcher die Erde zum Hügel entnommen wurde, enthielt bereits diese Menge von Feuersteinmessern, oder sie stehen direkt mit der Herstellung des Grabes in Beziehung, indem sie während des Steinsetzens und Aufschüttens geschlagen und verbraucht worden sind. Unmöglich wenn auch weniger wahrscheinlich wäre es übrigens nicht, dass die Stücke bei nachträglicher Beisetzung von Knochenurnen in den Hügel hineingerathen wären. Das Dominiren der grossen Schaber ist auch auffallend, denn wenn dieselben auch im übrigen Theil des grossen Hügels in gleichem Verhältnisse vorkämen, müssten deren Tausende darin enthalten sein; vielleicht stehen sie auch, der Annahme des Herrn Dr. Hostmann entsprechend, mit dem Bestattungsmodus in unmittelbarer Beziehung.

Da der Charakter und der Inhalt der Grabhügel einer Gegend für ein Kapitel ihrer Bewohnungsgeschichte besonders massgebend ist, gebe ich als Anhang zu diesen Zeilen noch das Wenige welches mir über Ausgrabungen bekannt geworden ist. Zunächst meine Aufzeichnungen über Untersuchung einer Anzahl von Grabhügeln bei den Bauerschaften Harmelingen und Hambostel welche Herr Gutsbesitzer Hermann Meyer auf Stübeckshorn die Freundlichkeit hatte im Herbste 1875 in meinem Beisein vornehmen zu lassen. Hieran reihen sich Notizen über Ausgrabungen, welche der Genannte seither in derselben Gemarkung vorgenommen hat. Schliesslich lasse ich als Material von allgemeinem Interesse ältere Notizen folgen über Inhalt von Grabhügeln der Gegend, welche mir Herr Meyer zur Verfügung gestellt hat. Die Zeichnungen sind nach den Originalen entworfen, welche der Genannte in dankenswerthester Freundlichkeit mir anzuvertrauen die Güte hatte.

Sowohl das Gut Stübeckshorn wie die benachbarten Bauerschaften Hambostel und Harmelingen liegen nur etwa ½ Meile südwestlich von der Luhequelle, sodass Alles noch als räumlich zusammengehörig betrachtet werden kann.

G. Ausgrabung von Grabhügeln.

18. Hambostel.

1. Grab. Grundstück des Bauers Kors. Flacher, kleiner Hügel, zeigte sich bereits durchwühlt und ergab in dem orangegelben Kiesssande nichts als zerstreute kleine Topfscherben und Knochenreste.

2. Hügel. Auf dem gleichen Grundstücke, aber jenseits der Bachniederung, flacher mittelgrosser Hügel mit Bett von Rollsteinen auf dem ursprünglichen Heidboden. Unmittelbar unter dem Heidekraut 3—4 Zoll unter der Oberfläche staken in anscheinend unversehrter Lage in der Erde: 1) der Kopf einer Nadel von Bronze wie Taf. XIII Fig. 232, aus der gleichen Form gegossen. 2) mehrere Stücke Bronzedraht an den Enden spiralförmig aufgewunden, Fig. 226. 227. 3) drei kleine Bronzebuckeln mit 2 Löchern zum Aufnähen, Fig. 228. 229. 230. 4) ein dicker Knäuel von dünnen Drahtringen von ca. 3 Zoll Durchmesser; durch dieselben hindurch Spuren eines länglichen verwitterten Gegenstandes — anscheinend Holz. — 5) eine Armspange — Bronzeguss. N. 231.

3. Hügel. Auf dem gleichen Grundstücke ein kleiner Hügel der nur 2—3 mittelgrosse Rollsteine enthielt.

4. Hügel. Mittelgrosser Hügel, nach dessen Abtragung ein ganz symetrisch geschichtetes Bett von grossen Rollsteinen zu Tage kam, Fig. 230, nur der Stein a war beim Aufschütten des Hügels aus seiner Lage gewichen; an der Stelle × kleine Stückchen Bronzedraht, anscheinend von einer Nadel — im Sande geringe Reste von Holzkohle.

5. Hügel. Nachbarhügel des Vorigen, gleich gross und hoch, enthielt ebenfalls ein regelmässiges Bett von Rollsteinen, Fig. 240, welches deutlich aus 4 getrennten Abtheilungen bestand. In der Mitte ein einfaches Bett von 8—9 grossen Blöcken; nach Osten 2 kleine Steinpyramiden von 2—3 Fuss Höhe, sorgfältig aufgerichtet — nach Westen eine ebensolche etwas Grössere, ohne jeden Inhalt. Auf dem mittelsten Lager befanden sich 1) Bronzenadel, Fig. 232 und Bronzespange Nr. 233 von Guss; der Sand des Hügels mit ganz kleinen Holzkohlenstückchen durchsetzt.

6. Hügel. Gleiches Grundstück. Grosser mannshoher Hügel, dessen Ausschachtung eine bedeutende Arbeit erforderte. Auf dem Urboden ein unregelmässiges Bett von Rollsteinen, Fig. 241. Die Sandmasse anscheinend unversehrt enthält Spuren von Holzkohle, kleine Stückchen Thongeschirr und in der Tiefe dicht über dem Steinbett 1) eine dunkle Spur im Sande von der Vermoderung eines geraden, runden Stück Holzes herrührend. 2) die bröckligen Reste eines langen, schmalen Holzbrettchens, welches an den Querbrüchen deutliche Saftkanäle des Holzes zeigte, sonst kein Inhalt.

7. Hügel. Mittelgrosser Hügel ohne jeden Inhalt.

8. Hügel. Kleiner Hügel mit ringförmigem Steinbett und Holzkohlen ohne sonstigen Inhalt.

19. Harmelingen.

9. Hügel. Grundstück des Hagen daselbst; mittelgrosser Hügel mit einer unregelmässig auf dem Urboden zerstreuten Rollsteinschichte, enthielt ein bedeutendes Quantum an Knochensplittern, namentlich Schädel und Röhrenknochen und dabei:

1) Ein kleiner Backzahn von dem nur der Schmelz erhalten war.

2) Ein Knäuel von dünnen Bronzeringen von ca. 6 cm Durchmesser, Fig. 251, 252.

3) Ein Knäuel von dünnen Bronzeringen von 11 bis 14 cm Durchmesser, Fig. 254, 255, 256.

4) Ein Stück einer Messerscheide von Bronzeblech.

5) Ein kleiner Bronzebuckel wie bei Nr. 2.

6) Drei kleine Bernsteinperlen, Fig. 234.

10. Hügel.. Auf dem gleichen Grundstück, ein kleines Grab mit Steinlager und Knochenresten.

11. Hügel. Ebendaselbst, ein ganz kleines Grab, kaum von der Oberfläche der Heide zu unterscheiden, ergab eine Menge dunkelbrauner Knochenreste und zwischen aufgesetzten Rollsteinen eine zerdrückte Urne mit 2 Reihen Eindrücke als Verzierung Taf. XIV. Fig. 242.

Dies die unter meiner Mitwirkung vorgenommenen Untersuchungen; es ergiebt sich vor Allem der Unterschied zwischen den beiden Gruppen, dass in den Hügeln von Hambostel Leichenbestattung vorgenommen zu sein scheint, in den Harmelinger Hügeln dagegen Knochenbeisetzung nach vorausgegangenem Brande. Die nachfolgenden Notizen verdanke ich Herrn Meier auf Stübeckshorn.

12. Hügel, ebenfalls in Harmelingen, Hügel mit Steinkranz von 11 Schritt Durchmesser, enthielt eine Steinkammer; dieselbe zeigte sich nach vorsichtiger Bloslegung sehr kunstvoll aufgelegt, sodass beinahe gar keine Erde hinein gedrungen war und sie nur Asche und Knochen enthielt und ausserdem 1) eine flache Urne oder Schaale, einem Suppenteller ähnlich; 2) ein Topf, Fig. 245, mit einem Henkel (ein zweiter war überhaupt nicht da gewesen) in dieser lag nur wenig zerbrochene Bronze, wohl von Armringen herrührend, sehr schlecht erhalten, da das Material wohl schlecht und dünn war. Die Kammer mass: 1,05 m Breite und 0,49 m Höhe, Taf. XIV. 243 4.

13. Hügel — von ca. 18 Schritt Durchmesser; enthielt 3 Steinkammern, die jedoch lange nicht so sorgfältig aufgesetzt waren, wie im vorhergehenden Hügel — auch nicht so gross.

Die 1. Kammer ohne Deckel, der sich verschoben und die Urne zerdrückt hatte, war 50 cm breit und 45 cm hoch — schlecht gewählte Steine zum Aufbau der Wände.

Die 2. Kammer, 55 cm breit, 40 cm hoch, fehlt eine Seitenwand, anscheinend in jüngster Zeit angebrochen, ohne Inhalt.

Die 3. Kammer, die Steine zum grösseren Theil entfernt, die roh gearbeitete Urne zerbrochen.

14. Hügel. Kleiner Hügel, zeigte eine gut erhaltene Urne, Fig. 426, viele Asche und Knochen, ausserdem ein Gegenstand, anscheinend Holz von ca. 50 cm Länge, welcher in Staub zerfiel, grünliche Masse hinterlassend, auch noch den unteren Theil einer Nadel.

15. Hügel. Sehr grosser Hügel von 12 Fuss Höhe; ein Durchschnitt von 4 Fuss Breite bis zum Boden, zeigte nur viel Reste von Asche und Kohlen — sonst nichts; dieser grosse Hügel ist ein Beispiel, dass wenn unter andern Grabhügeln sich deren einer oder zwei von ungewöhnlichen Dimensionen finden — gerade diese gänzlich ohne Inhalt sind mit Ausnahme von Kohle; für die Gegend ist dies allerdings eine Sache der Erfahrung.

20. Grabhügel bei Stübeckshorn.

16. Hügel. Gewaltiger Hügel mit den Resten einiger anscheinend beim Aufschütten bereits zerbrochener Urnen, viele Knochensplitter. Armringe von dünnem Bronzeguss und Knäuel von dünnen Bronzeringen, ohne Verzierungen.

17. Hügel. Ein sehr gut erhaltener Schädel mit sehr zurücktretender Stirn fast 65 Grad. Zähne sehr gut erhalten, besonders Backenzähne nebst Unterkiefer — unter einem grossen rundlichen Granitblock liegend; auserdem noch Schlüsselbein und Beckenknochen vorhanden, sonst Nichts, keine Spur von Kohlen, von Urnen oder von Bronzen.

18. Hügel. Sehr grosser Hügel anschliessend an einen kleineren; Inhalt — wahre Unmassen von Bronzegenständen — ein grosser Korb voll — ähnlich den sonst auch vorkommenden Bronzen — Armringe, Nadeln, Zügelketten. Fig. 249—250; Urnen weiter keine vorhanden ausser einer becherförmigen von $5^1/_2$ cm. Höhe; von Feuersteinen keine Spur.

19. Hügel. Zerbrochene Urnen welche von Anfang an zerstört worden, eine ähnlich unseren Suppentellern, flach, ohne Zierrath, ausserdem eine sehr schöne bronzene Speerspitze.

20. Hügel. Ein sehr flacher Hügel, wurde behufs Cultivirung der Heide im Jahre 1864 aufgenommen; derselbe enthielt eine sehr gut erhaltene Steinkammer von 1,40 m Länge und Breite bei 75 cm Höhe in welcher nach Abhebung einer grossen Deckplatte sich eine gewöhnliche unverzierte Urne fand von ca. 28 cm Höhe — 20 cm Durchmesser; dieselbe enthielt eine zweite kleinere Urne in welcher sich vorfanden: 1) zwei gewundene Drahtstangen von reinem Golde 2) etwa 4 Pfeilspitzen aus Feuerstein 3) Knochen, Kohle und Asche. Der Hügel ward aufs Sorgfältigste untersucht und enthielt nichts weiter. Taf. XV., Fig. 257 und 258.

(Anmerkung: Die kalt gehämmerten Goldspiralen sind aus einem Golddraht unregelmässig gewunden, welcher in der Mitte am dicksten nach den Enden dünner auslaufend; sie machen den Eindruck von langem Gebrauch etwa als Zierrath durchs Ohr gewunden. Die abgebildete Pfeilspitze zeigt die bewunderungswürdigste Arbeit — namentlich auffallend ist die geradlinige Basis mit den beiden Widerhaken an den Seiten, von denen einer beschädigt.)

21. Hügel ergab nur Kohle und Urnescherben.

22. Hügel von colossalen Verhältnissen und noch unberührt; zwei Kreuzschnitte von $2^1/_2$ m Tiefe und Breite legten das Innere frei. Inhalt Kohlen und Asche — sonst nichts, trotzdem der Hügel beim Anpflügen am unteren Rande eine schwache Bronzespange ergeben hatte. Taf. XIV. Fig. 247.

23. Hügel, danebenliegend; zeigte mehrere Steine bettartig in zwei Reihen gelegt, ohne andern Inhalt wie Asche und Kohle.

24. Hügel. In diesem sehr flachen Hügel fand sich eine Urne von 28 cm Höhe, oberer Durchmesser 22 cm, an der Ausbauchung 31 cm, mit Ornamenten verziert.

25. Hügel. Anscheinend angegraben, enthielt einen Haufen von Menschenhand zerschlagener Steine (Gneiss); in der Tiefe eine Schicht Kohle mit viel Asche und Erde vermischt, darin eine Feuerstein-Pfeilspitze, Tafel XV, Fig. 265, von ähnlicher Arbeit wie Nr. 257, nur mit rund ausgebuchteter Basis, ferner eine Bronzesichel von römischer Form, Fig. 264, eine grössere Urne mit Fingerverzierung, Fig. 262, welche gänzlich zerbrochen war, sowie die Hälfte einer kleinfingerlangen becherartigen Urne, Figur 263. Schliesslich einen elyptischen Schild von $1^1/_4$ m Höhe und 1 m Breite, von dem eine schwärzliche Masse erhalten war, — offenbar vergangenes Holz. Am Boden desselben kleine Plättchen von Bronzeblech mit Nietenlöchern, Fig. 266—270, wohl Schildbekleidung oder Gürtelbeschlag. Sehr starke und lange Knochen fanden sich ebenfalls.

26. Hügel. Grosser Erdaufwurf, Inhalt: Kohle und Asche; Reste von Urnen ohne Verzierung und unregelmässig lagernde Rollsteine.

Die auf Taf. XIV. abgebildeten Gegenstände rühren aus der Sammlung des Herrn Meyer her, haben aber einen anderen Ursprung. Die Nr. 271 bis 273 rühren von Weyhausen, 4 Meilen südwestlich von Uelzen her.

Der Armring Nr. 271 ist besonders schön profilirt und von edlem Style; die Strichverzierungen scheinen aus einzelnen angereihten kürzeren Rinnen zu bestehen, die zum Theil eingehämmert — gepunzt aussehen. Nr. 272 ist durch besonders schönen Edelrost ausgezeichnet. Nr. 274 ist ein ungewöhnliches Stück — besteht aus Kupfer — nicht Bronze und ist geschmiedet — mindestens die beiden Enden, von denen das eine abgebrochene. Das Mitteltheil ist schwach nach Innen gewölbt, wie das Endstück einer Wagenkette.

Von einem gleichfalls damit gefundenen zerschlagenen Bronzekessel ist noch ein Fuss Nr. 275 in 2 Hälften vorhanden, derselbe deutet in der stylisirten Löwentatze die südliche oder östliche Herkunft an. Eine Speerspitze von Bronze ist abhanden gekommen. Ebenfalls in derselben Heidefläche waren die beiden Steinwerkzeuge Nr. 276 und 277, ersteres sehr gut erhalten und sorgfältige Arbeit; Nr. 277 scheint eine Spitze gehabt zu haben, auf deren Form sich indess aus dem Bruche nicht schliessen lässt, es hat eine eigenthümliche elyptische Querschnittfigur <>.

Der schwere polirte Steinhammer ist wie mir scheint Kieselschiefer. Das Bohrloch fast nur von einer Seite eingebohrt — stark konisch. Nr. 278.

Nr. 259 kahnförmige Hammeraxt aus Syenit stammt aus Rehlingen bei Amelinghausen.

Die beiden Nr. 260 und 261 sind bei Stübeckshorn gefunden, ohne nähere Fundangabe. Nr. 260 aus gelbem Silex ist den Rügener Aexten sehr ähnlich und hat eine gut polirte Schneide — das lange Unterende ist nur in grossen Flächen geschlagen und stack einst zum Gebrauch in einer Hirschhorn- oder Holzhülse mit Stiel; Beweiss dafür ist das noch in einer Höhlung des Steines sitzende Pech zum Einkitten.

Nr. 261 ist ganz polirt und hat lange gedient; vor der Anschleifung der jetzigen Schneide ist die Axt bereits 2 mal neu angeschliffen worden nachdem sie schartig geworden war; von diesen 3 Nachschleifungen sind noch Schleifflächen vorhanden aus denen hervorgeht, dass die Axt einst bedeutend länger war.

Schlussbemerkung.

Fragt man nach den Beziehungen zwischen den Resten aus den Gräbern und denjenigen der Pflasterungen und Feuersteinwerkstätten, so wird man sich sagen müssen, dass keine solchen nachweissbar vorliegen. — Die Bronzen könnten beiden Perioden gemeinsam sein, dagegen haben die Feuerstein-Pfeilspitzen der Gräber keine Gemeinschaft mit dem einfachen, gespaltenen Steingeräth von Wehlen und dem Luhe-Gebiet. Die Ersteren setzen eine weit kunstvollere Arbeitsweise und das Bedürfniss nach schöner Form voraus — die Letzteren sind eben das Nothdürftigste in praktischer, auf's leichteste herzustellender Gestalt.

Die zahlreichen Grabhügel des besprochenen Gebiets der Lüneburger Heide sind allerdings erst zum kleinsten Theile gewissenhaft untersucht; viele derselben sind der Steine wegen von den Bauern oder aus Neu- oder Habgier angegraben und erst eine vollständige Kenntniss ihres Baues und Inhaltes wird einigermassen sichere Schlüsse auf ihre Erbauer gestatten.

Interessant ist es indessen das Vorhandene unter sich und mit Aehnlichem von anderen Orten zu vergleichen.

Das allerdings vorläufig nur dürftige Material ergiebt also an Spuren von vorgeschichtlichen Bewohnern:

1) Blosse Brandstätten, wie sie ähnlich der vom Wilseder Berg zu Tausenden in der Heide zu finden sind und beim Bepflügen zu Tage treten und in Verbindung mit primitiven Gefässscherben.

2) Längliche Pflasterungen in Gemeinschaft mit ebensolchen Scherben, ohne Feuersteinsplitter.

3) Runde, kleine Pflasterungen mit den Resten von Feuersteinbearbeitung, ohne Gefässscherben.

4) Bearbeitungsstellen des Feuersteins zu geeigneten Stücken für die Spaltung, an der Stelle selbst wo das Rohmaterial zu finden war.

5) Bearbeitung der Geräthe an einer Niederlassung oder an anderen Orten, ohne Gefässreste.

6) Feuersteingeräthe ursprünglichster Art, in Gemeinschaft mit verzierten Urnenscherben im Schutte der grossen Hünenbetten mit Steinsetzungen zu Oldendorf; weiterer Inhalt dieser gewaltigen Gräber?

7) Grabhügel mit Steinlagern für Leichenbestattung, mit oder ohne Bronzebeigaben — ohne Urnen.

8) Grabhügel mit Urnen für Knochen und Asche von verbrannten Leichen mit Bronzebeigaben und Bernstein.

9) Grabhügel mit Steinkammern und ebensolchen Resten von Leichenbrand, ohne Beigaben.

10) Grabhügel mit Steinkammern und ebensolchen Resten von Leichenbrand, mit Beigaben von Bronzen, Gold und und Feuersteinpfeilen von kunstvoller Arbeit.

11) Grabhügel mit begrabenem Schädel und einigen anderen Knochen ohne Beigaben.

Was hiervon zusammengehörig ist und was zeitlich geschieden, sowie in welcher Ordnung auf einander folgend, das wäre lehrreich zu ergründen.[4])

Auffallend ist das Fehlen in allen Grabhügeln der einfachen, gespaltenen Feuersteingeräthe, deren Anfertigung wir in der Nachbarschaft verfolgen können, oder selbst von blossen Splittern und Abfällen mit welchen der Boden der grossen Grabkammern des Nordens bestreut ist. Bei einigen wenigen Grabhügeln unter den Hunderten die ich in der Heide besucht habe, fand sich wohl auf dem Hügel oder dicht daneben eine Stelle, an welcher offenbar Messerchen oder dergl. gespalten worden waren, ob und welcher Zusammenhang da vorlag, war ohne gründliche Untersuchung nicht zu errathen. Dies war unter Anderem der Fall, bei einem von zwei zwischen Dehnsen und Thansen (nicht weit von Amelinghausen) liegenden Grabhügeln; desgl. bei mehreren eines grossen Grabhügelfeldes welches zwischen Dehnsen und Rehrhof in öder Heide eine Anhöhe krönt; ein zwischen den Grabhügeln im Boden steckender Granitblock hatte überdies auch als Unterlagstein gedient, wie aus den um ihn her gesplitterten Stücken hervorging. Von dem Inhalte der Hügel weiss ich leider nichts zu sagen, als dass einer davon angegeben war und eine gewöhnliche rundbauchige Urne wie Nr. 242 enthalten hatte, nebst Knochen mit Querrissen vom Feuer.

Ferner verdanke ich der freundlichen Mittheilung des Herrn Hilsenberg, dass sich bei einer Gruppe von 8—10 Grabhügeln, welche auf der Höhe zwischen Wilsede und Ober-Haverbeck, Taf. 17, Nr. 8, gelegen sind, eine Sandmulde befindet, mit den Resten von Feuersteinbearbeitung, Unterlagssteine, Splitter, Kerne und kleine Geräthe, sowie ein roh geschliffenes Beil aus Sandstein, welches ich indessen nicht von Augenschein kenne; ferner fanden sich im Raume zerstreut ca. 25 handgrosse ca. 1 cm dicke, regelmässig geformte Platten von Gneiss, welche geglüht erscheinen, und nicht gerade das Aussehen zufälliger Geschiebe haben. Die Sandmulde liegt so mitten in der Gräbergruppe, dass eine Zusammengehörigkeit natürlich erscheint. Herr Hilsenberg liess den nächstgelegenen Grabhügel abtragen und ergab derselbe 1) ganz oben dicht unter dem Heidekraut eine Urne deren Inhalt von den Wurzeln durchwachsen und aufgezehrt war. 2) tiefer und seitlich davon eine kleine

---

[4]) Der freundlichen Mittheilung des Herrn Prof. Virchow zufolge, würde das sehr verdienstliche Werk von Kemble „Horae ferales“, eine der besten Unterlagen für das Studium der Alterthümer in Hannover bilden.

Kammer aus schmalen Steinen, mit Sand gefüllt, mit einer Urne nebst Knochen und Aschenreste, 3) fast unter der zuerstgefundenen Urne, aber einige Fuss tiefer, eine dritte Urne mit gleichem Inhalt — sämmtlich zerdrückt.

Aus den verschiedenen Funden auf verschiedene Culturstufen und weiter auf grosse Zeitunterschiede zu schliessen, wobei das Einfache in fernes Alterthum geschoben — das Kunstfertigere uns näher gedacht würde, will ich lieber unterlassen; abgesehen davon, dass man damit auf das Gebiet der Vermuthungen geräth, spricht ein Umstand eher noch gegen solch anscheinend natürliche chronologische Anordnung. Die Töpferarbeit der Grabhügel nämlich mit ihrer Bronze, ihren Goldspiralen und kunstvoll geschlagenen Steinpfeilen hat meistens neben diesem Luxus das jämmerlichste Thongeschirr, zum Theil ganz schlecht geknetet, kaum gehärtet und von unschönen Profilen. Die grossen Hünenbetten von Oldendorf scheinen in Verbindung mit der primitiven Feuersteinbenutzung, aus Bruchstücken zu schliessen, bessere Arbeit, Verzierungen und Brand an ihren Urnen zu enthalten; auch das Bruchstück einer Urne aus einer mächtigen Steinkammer unweit Amelinghausen, zeigt vortreffliche Arbeit und decorative Verzierungsweise in tief ausgestochenen Zickzacklinien. Dieselbe erinnert an diejenige der schönen Verzierungen der Urnen, welche den riesigen Ganggräbern des Hümmlings im Herzogthum Arenberg-Meppen entstammen und denen gemeinsam mit den ganz gleichartigen dolmen oder allées convertes Frankreichs doch ein hohes Alter zugemessen wird,

Das absolute Fehlen von Thongeschirren dagegen, in ihren sonst unvergänglichen Bruchstücken in der Wehlener Dünnenumwallung bei sichtlich langer Bewohnung, langem Gebrauch von Feuer auf Steinpflasterunterlage, das ebensolche Fehlen derselben bei den Pflasterungen von Bispingen — das führt uns direct zu der Vorstellung einer Bevölkerung, die sich ohne Thongeschirr zu behelfen wusste; ein Bronzekessel könnte allerdings zum Abkochen gedient haben — doch würde ein Solcher den Gebrauch von anderweitigem Geschirr nicht etwa überflüssig machen — sondern geradezu bedingen. Heute fragt man übrigens um Schlüsse zu ziehen nicht nach dem, was früher einmal gewesen sein muss oder kann, sondern lediglich nach dem, was von dem Früheren noch greifbar übrig ist; es handelt sich um Ansammlung und Vergleichung von Material — ein kleiner Beitrag hierzu sollen diese Zeilen sein.

Carlsruhe im Mai 1879.

Eugen Bracht.

Verzeichniss der Tafeln.

Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu Landshut.

Erste Plenarsitzung am 15. September 1879.

In dem freundlich decorirten und prächtigen Festsaal des Königlichen Studiengebäudes trat am heutigen Vormittag um 10 Uhr die Generalversammlung der deutschen Geschichtsvereine zur ersten Plenarsitzung zusammen. Herr Oberappellationsgerichtsrath Draudt von Darmstadt als erster Vorsitzender des Verwaltungsausschusses präsidirte. Nachdem derselbe die Sitzung eröffnet hatte, begrüsste zunächst die Versammlung der k. Regierungspräsident von Niederbayern, Herr v. Lipowski, im Auftrag der Königl. bayerischen Staatsregierung. Der Redner gab der Befriedigung Ausdruck, mit welcher die Regierung die Wahl einer bayerischen Stadt aufgenommen habe; die Regierung nehme besonderes Interesse an den Verhandlungen und wünsche denselben den besten Verlauf. Zugleich bringt der Redner den Gruss von Niederbayern, er gedenkt der erfolgreichen Thätigkeit der Geschichtsvereine in der Vergangenheit und erinnert daran, wie die grossen Ereignisse der letzten zehn Jahre neue grosse Vorbilder geschaffen, Vorbilder wie unseres Kaiser's Majestät und Se. Majestät den König von Bayern, Vorbilder im Denken, Schaffen, Ringen und Opfern. Der Redner erwähnt des grossen nationalen Gutes, das in der jetzigen politischen Zusammenschliessung des Deutschen Volkes liegt, und schliesst, indem er den Vereinen freudigen Dank für ihre Wahl sagt. Der Bürgermeister der Kreishauptstadt Landshut, Herr Dr. Gehring, begrüsste die Versammlung Namens des städtischen Collegiums: er wirft einen kurzen Blick auf die Hauptmomente der Vergangenheit von Landshut und der sie überragenden Herzogsburg Trausnitz, auf der einst Walther von der Vogelweide sang und der unglückliche Konradin seine Erziehung fand. Der Vorstand des historischen Vereins von und für Niederbayern, Herr Regierungs-Director v. Kaisenberg, heisst die Versammlung im Namen des Vereins willkommen. Sie solle überzeugt sein, dass sie treue Mitarbeiter an dem gemeinsamen Werk haben würde. Der Präsident, Herr Draudt, dankt den Vorrednern Namens der Versammlung, die sich zum Zeichen der Uebereinstimmung von den Sitzen erhebt.

Herr Ernst Wörner von Darmstadt trägt sodann den Geschäftsbericht des Verwaltungsausschusses vor. Der Bericht lautet:

„Meine Herren! Gestatten Sie mir, dass ich meinen Geschäftsbericht für das verflossene Jahr, wie auf der vorjährigen Generalversammlung, so auch heute mit dem Jahresbericht beginnen darf, welcher die Thätigkeit des Römisch-Germanischen Central-Museums zu Mainz in dem Zeitraum von 1878 auf 1879 umfasst.

Wir sind in der glücklichen Lage, auch heute Ihnen aus dem Bericht des Directoriums wiederholt nur Nachweise des Erfolges unausgesetzter Thätigkeit und Sorge für das Gedeihen der Anstalt vorzulegen, obschon der Vorstand in diesem Jahre besondere Schwierigkeiten zu bewältigen hatte. Mit dem steten Wachsthum der Sammlungen an Zahl und Bedeutung musste sich in naturgemässer Folge die Unzulänglichkeit der bisher verfügbaren Säle immer entschiedener geltend machen. Da alle zur Aufstellung passenden Räume bereits benutzt und die Rahmen bis an die Grenze der Sehweite hinaufgerückt sind, so musste jede wesentliche neue Vermehrung umfassende Umordnungen und mit ihnen grosse Verluste an Zeit veranlassen. In Berücksichtigung dieses für die sachgemässe Anordnung und wissenschaftliche Benutzung der Sammlungen so nachtheiligen Verhältnisses hat denn auch die Stadtbehörde von Mainz auf Antrag des Museumsvorstandes der Anstalt eine Reihe von weiteren Räumen des Kurfürstenschlosses zugewiesen, so dass jetzt die seitherigen Werkstätten des Museums in eine grosse Halle verwandelt werden und für längere Zeit der Entwicklung der Sammlungen genügenden Raum zu gewähren vermögen. Allein dieser günstige Beschluss konnte mehrfacher Zwischenfälle und Hemmnisse wegen immer noch nicht zur Ausführung gelangen, besonders da bereits die Einrichtung einer neuen Halle für die städtische Alterthümersammlung, welche räumlich unmittelbar mit dem römisch-germanischen Museum verbunden ist, in Angriff genommen war. Es ergaben sich damit aussergewöhnliche Anforderungen an die Thätigkeit der Museumsdirection, welche zur Zeit mit der Verwaltung beider sich ergänzenden Sammlungen betraut ist. Ungeachtet dieses erschwerenden Umstandes übersteigen doch die diesjährigen Leistungen des Museums die Resultate seiner früheren, oftmals in gleich ausserordentlicher Weise in Anspruch genommenen Jahresthätigkeit. Die Sammlungen sind bis zu der Nummer 7552 vermehrt und ausserdem noch 270 Nummern für auswärtige Museen ausgeführt worden, so dass sich die Gesammtzahl der in diesem Jahre vollendeten Modelle und Abformungen auf 496 beläuft und die Zahl der Metallnachbildungen auf 240 Nummern gestiegen ist. Die Arbeiten für Herstellung und conservirende Behandlung zugesandter Alterthümer umfassen zahlreiche Gräber und Grabhügelfunde, im Ganzen 130 Nummern, unter welchen 67 Niello- und Tauschirarbeiten durch ihre mühevolle Reinigung vielen Zeitaufwand veranlassten, aber zugleich manche neue Beobachtung über die Technik römischer und fränkischer Zeit ergaben. Die auswärtigen Museen und Sammlungen, welchen die Anstalt in diesem Jahre werthvolle Mittheilungen zu verdanken hatte, sind jene von Berlin, Karlsruhe, München, Namur, Nürnberg, Regensburg, Speier, Strassburg, Trier, Wiesbaden und Würzburg. In ebenso erfreulicher Weise bethätigen Vereins- und Privatsammlungen aus allen Theilen Deutschlands entgegenkommendes Vertrauen und liberalste Mittheilsamkeit sowohl durch leihweise Zusendung bedeutender Erwerbungen als auch durch Kundgebungen über neue Funde und Entdeckungen. Da zugleich die Anstalt durch freundliche Ueberweisung von Fachschriften sowie durch selbstständige Erwerbung wichtiger literarischer Erscheinungen auf dem Gebiete der Alterthumskunde eine Bibliothek für ihre nächsten Zwecke zu begründen in der Lage ist, so bieten sich nach allen Richtungen die Mittel zu einer Vereinigung des gesammten Materials für die Beurtheilung der alterthümlichen Funde und Forschungsergebnisse, dessen Zusammenstellung die Aufgabe des römisch-germanischen Museums bildet. Dass die zeitweise Störung, die mit den unerlässlichen baulichen Veränderungen demnächst für die Thätigkeit des Museums eintreten muss, nur eine rasch vorübergehende sein wird, dafür bürgt die bewährte Energie seines Vorstandes, der zugleich durch umsichtige Einschränkung im Voraus für die erforderlichen Mittel zu jenen Einrichtungen gesorgt hat, so dass die Anstalt keinerlei ausserordentliche Zuschüsse und Unterstützungen in Anspruch zu nehmen Veranlassung haben wird.

Die literarische Schöpfung des Gesammtvereins, das Correspondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine konnte, wie Sie aus den seit dem Januar dieses Jahres erschienenen Nummern entnommen haben werden, zufolge der in der letzteren Generalversammlung beschlossenen Preiserhöhung hinsichtlich des äusseren Aussehens (des Papiers und des Drucks) der Bedeutung eines wissenschaftlichen Organs und der Wichtigkeit der Interessen, die es vertritt, mehr entsprechend gestaltet werden. Ich würde es als beste Anerkennung begrüssen, wenn auch der Inhalt des Blattes die Billigung der verbundenen Vereine gefunden hätte. Die Redaction hat sich bemüht, neben den selbstständigen Aufsätzen auch den Nachrichten aus dem inneren Leben und der wissenschaftlichen Thätigkeit der einzelnen Vereine besondere Beachtung zu schenken; für jede Unterstützung hierin ist sie fortdauernd dankbar.

Von den speciellen Aufgaben, welche dem Verwaltungsausschuss in früheren Generalversammlungen zugefallen sind, ist die von den Staaten Hessen und Baden unterstützte Untersuchung der Römischen Befestigungen im Odenwald jetzt der Durchführung nahe, und werden wir jedenfalls der nächstjährigen Generalversammlung darüber Vorlage machen können.

In Gemässheit der Beschlüsse der Detmolder Generalversammlung hatte sich der Vorstand des Gesammtvereins in mehrfacher Hinsicht der Forschungen anzunehmen, welche sich auf das varianische Schlachtfeld und die Römerfeldzüge an der Lippe beziehen. Unter Anderen hatte Herr Schierenberg zu Meinberg schon im Jahre 1877 dem Gesammtverein eine Geldsumme zur Verfügung gestellt, welche die Untersuchung der Dörenschlucht ermöglichen sollte. Die Untersuchung ist erfolgt, und darüber von Herrn Superintendent Zeiss zu Barntrup in Nr. 4 des vorjährigen Correspondenzblattes berichtet worden. Mit Bezug auf das mittlerweile erschienene Hölzermann'sche Werk: Localuntersuchungen, die Kriege der Römer und der Franken, sowie die Befestigungsmanieren der Germanen, Sachsen und des späteren Mittelalters betreffend, hat nun Herr Schierenberg die weitere Summe von 200 Mark dem Gesammtverein zur Verfügung gestellt, um dafür einige Localitäten näher zu untersuchen, hinsichtlich deren römischer Qualität er glaubte mit Hölzermann nicht übereinstimmen zu können. Diese Localitäten sind die von letzterem für römisch erklärte Strasse bei Neuenheerse, die Gräfte bei Driburg, die Lagerwälle bei Boke und die Schanze von Schieder. Die Untersuchung hat jetzt stattgefunden und soll dem Vernehmen nach der Ansicht des Herrn Schierenberg günstig gewesen sein. Ein näherer Bericht wird dem Gesammtverein noch zugehen und dann im Correspondenzblatt publicirt oder der Generalversammlung mitgetheilt werden.

Die Zahl der verbundenen Vereine beträgt 44, nachdem von den 47, welche es zu Beginn des Geschäftsjahres waren, diejenigen von Graz, Creuznach und Potsdam ausgetreten sind.

Die Rechnung liegt zu Ihrer Einsicht offen; die Einnahme beträgt 809 M. 21 Pf., die Ausgabe 793 M. 70 Pf., und es bleibt Kassevorrath 15 M. 51 Pf.

M. H.! Ich danke Namens des Verwaltungsausschusses und, ich darf wohl in Ihrer Aller Namen sprechen, der Versammlung den Herren von Landshut für die Mühewaltung, mit der sie sich den Vorbereitungen zu dieser Generalversammlung unterzogen haben.

Ich habe gesprochen."

Hierauf hielt Herr Professor Ohlenschlager von München den angekündigten Vortrag über den römischen Grenzwall in Bayern, welcher wie folgt, lautete:

„Die Frage nach dem Laufe der römischen Grenzlinie gegen die Germanen, welche seit undenklicher Zeit unter dem Namen Teufelsmauer, Pfahl u. dgl. beim Volke bekannt war, ist in der neueren Zeit wieder lebhaft in Angriff genommen worden und die Arbeiten Hübner's: „Der römische Grenzwall in Deutschland" in den Bonner Jahrb. H. LXIII. (1878) S. 17 ff., dann die neueste Erscheinung auf diesem viel angebauten Gebiete: „Die Beiträge zur Erforschung und Geschichte des Pfahlgrabens von Dr. Albert Duncker" (Band VIII d. N. F. d. Zeitschr. d. Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde) zeigen uns, wie grosse Wichtigkeit der richtigen Erkenntniss der Grenzlinie beigelegt wird und mit welchem Eifer man alle noch vorhandenen Reste zu bestimmen und wenigstens im Bilde der Nachwelt zu erhalten sucht.

Für den bayerischen Antheil dieses vallums sind schon sehr früh Vorarbeiten gemacht worden und wer der Frage über den limes je näher getreten ist, dem werden die Namen Aventin, Döderlein, Falkenstein und Hanselmann nicht unbekannt sein, ihre Verdienste eingehend zu beleuchten würde über den Rahmen des heutigen Vortrags weit hinaus gehen, der mehr den Standpunkt der Frage im Ganzen darlegen, als auf die Ergebnisse im Einzelnen und deren Nachweise eingehen soll, was einer grösseren, vollständigeren Veröffentlichung vorbehalten bleibt. Halten wir uns zunächst daran, was in unserem Jahrhundert geleistet wurde, so müssen vor Allem die Bemühungen des Consistorialraths Rodenbacher in Pappenheim erwähnt werden, der um die Wende des 18. Jahrhunderts sich damit beschäftigte die römischen Ueberreste seiner Umgebung, besonders auch den Grenzwall zu untersuchen und die Ergebnisse zu veröffentlichen. Seine Arbeiten, theils Auszüge aus bereits gedruckten Werken, theils eigene Beobachtungen, deren Einsicht mir durch die Güte seines Enkels, des Herrn Kreisbauassessors Wilh. Rodenbacher in anzuerkennendster Weise gestattet wurde, füllen 14 Quartbände, sind aber nie druckfertig gemacht worden, denn die Macht der grossen politischen Ereignisse drängte die stille wissenschaftliche Thätigkeit in den Hintergrund. Fast gleichzeitig mit ihm hatte auch Franz Anton Mayer, damals Pfarrer in Gelbelfen, später bei St. Walburg in Eichstätt die Untersuchung der Teufelsmauer begonnen und seine höchst sorgfältigen Aufzeichnungen, welche erst in den Jahren 1821, 1835 und 1838 in den Abhandlungen der k. bayr. Akad. d. W. im Drucke erschienen, bereits im Jahre 1817 für die Strecke Donau-Kipfenberg und 1821 für die Strecke Kipfenberg-Ellingen dem k. topog. Bureau zu München in einer Fassung eingereicht, die von dem später gedruckten Wortlaut nur wenig verschieden ist.

Jedenfalls muss ihm die Priorität vor Andreas Buchner gewahrt bleiben, obwohl dieser schon 1818 mit dem ersten Theil seiner „Reise auf der Teufelsmauer" an die Oeffentlichkeit trat. Seine Beschreibung ist im Ganzen zutreffend, auch die Fortsetzung von Lorch nach dem Main ist mit richtigem Blick erkannt, die Zeichnung des vallums aber ist ganz ungenau und hat mancherlei verkehrte Vorstellungen über die Anlage der Grenzlinie veranlasst.

Mayer, der wie erwähnt, seine Arbeit erst nach Buchner in Druck gab, hat leider gar keine Karten beigegeben und auch die Blätter des topographischen Atlasses Ingolstadt, Dietfurt, Weissenburg und Dinkelsbühl enthalten nur einen Theil des vallums. Zudem hat die in der älteren Auflage des Blattes Ingolstadt, wahrscheinlich nach Buchner's Angaben von der geraden Linie, erscheinende Verdoppelung des vallums von Sandersdorf bis Dundsdorf, Anlass zu mancherlei Vermuthungen gegeben.

Diese Doppellinie, die auch noch in das schöne Kärtchen von Kiepert zu Hübner's „Grenzwall in Deutschland" aufgenommen wurde, ist thatsächlich nicht vorhanden, und auch in dem kürzlich neuerschienenen Atlasblatte Ingolstadt nicht mehr zu sehen.

Nach Auflösung der historischen Sektion des topogr. Büreaus wurden geschichtlich wichtige Gegenstände meist nur eingetragen, wenn sie zugleich militär-topographisch wichtig waren und so war keine allgemein bekannte Karte vorhanden, welche den ganzen Zug des vallums umfasst hätte.

Seit der Gründung der verschiedenen historischen Vereine wurde besonders durch den allseitig thätigen Präsidenten von Stichaner für Mittelfranken eine Kartirung der Teufelsmauer veranlasst und im VII. Jahresbericht des historischen Vereins für Mittelfranken im Massstab von 1/200000 veröffentlicht.

Diese Karte ist sehr genau, enthält aber nur den Zug durch Mittelfranken und kann, da ihr die Terrainzeichnung fehlt, über Zweck und Bedeutung des limes keine Aufschlüsse geben.

Auch der oberbayerische Verein, namentlich dessen verehrter Vorstand, Herr Graf Hundt, nahm sich seines Antheils wacker an, die Karte selbst aber ist noch in actis.

Für die Zwecke des Forschens aber war abgesehen von dem fehlenden Terrain die Karte des mittelfränkischen Zuges im Massstab zu klein um auch nur über

Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Aufnahme und Zeichnung ein Urtheil fällen zu können; es musste nach einer Grundlage gesucht werden, deren Grösse auch unbedeutende Abweichungen von der geraden Linie vor's Auge bringen konnte und die bayerischen Katasterblätter im Massstab 1/5000 erweisen sich als das trefflichste Hilfsmittel.

Freilich konnte ich nicht daran denken die ganze Aufnahme, welche sich über 50 Blätter erstreckt, selbst vorzunehmen, da es mir dazu an der nöthigen Zeit und an Geld fehlte, es galt also diese Aufnahmen von anderer Hand aufzutreiben und umzuschauen, ob nicht früher schon ganz oder zum Theil diese Arbeit erledigt sei. Zunächst hatte Stichaner im VII. Jahresbericht des historischen Vereins im Rezatkreis (1836) S. 41 zu seiner Karte alle Aufnahmen in Katasterblätter eintragen lassen, welche bei dem histor. Verein in Ansbach hinterlegt wurden, und da mehrere schriftliche Anfragen nicht zum Ziele führten, begab ich mich selbst nach Ansbach und sah nach einigem Suchen in der dortigen Bibliothek schon Arbeitsmaterial in ca. 400 Blättern vor mir liegen, ein anderer Theil des Zuges war schon bei der geometrischen Landesvermessung in die Kataster aufgenommen worden und wieder einen andern lieferten die Aufnahmsblätter des k. topographischen Büreaus.

Aus diesen Blättern deren Benützung mir allseitig mit grösster Bereitwilligkeit zugestanden wurde, ist die vorgelegte Arbeitskarte sorgfältig übertragen, welche im Massstab 1/20000 noch jede Einzelnheit darzustellen gestattet und die Grundlage einer späteren Veröffentlichung bilden soll.

Der eingetragene Zug ist dann durch eigene Anschauung mit dem vallum selbst verglichen worden und zwar wurde die Strecke Ellingen-Donau von Herrn Gerichtsschreiber Hartmann und dem Unterzeichneten in 1877, die Strecke Ellingen-Württemberger Grenze im Jahre 1879 vom 4. bis 8. August begangen.

Fassen wir die gewonnenen Ergebnisse über die Richtung der Teufelsmauer kurz zusammen, so zeigt sich eine gerade Linie von der Donau bis zum Fahrweg Altmanstein-Grashausen, sodann eine untersuchungsbedürftige Zwischenstrecke von einer Stunde; ferner in etwas mehr nördlicher Richtung eine schnurgerade Strecke vom Verbindungsweg Megmannsdorf-Steinsdorf bis Kipfenberg; weiter vom Pfahlbuck bei Kipfenberg bis Hirnstetten mit geringen Abweichungen von der geraden Linie, dann eine geringe aber geradlinige Abbiegung (Richtung fast von W. nach O.) bis in die Nähe von Kahldorf; von hier eine starke Wendung nach N. und fast gerade Richtung von Kahldorf bis Fugenstall. Von hier zieht der limes in etwas nordwestlicher Richtung und fast gerader achtmal leicht abgebogener Linie von Fugenstall bis zum Burgstall von Gunzenhausen. (Untersuchung bedarf die Strecke Gündersbach-Dorsbrunn.) Die Fortsetzung bildet eine nach Westen gerichtete gerade Linie vom Gunzenhauser Burgstall bis Kleinlellenfeld und von da in geringer Abbiegung bis zur starken Wendung nach S. bei Düren; zieht dann in gerader Linie bis zur rothen Furth in der Wörnitz westlich bei Weiltingen und mit etwas mehr südwestlicher Richtung von Weiltingen in gerader Linie bis zur Grenze.

Der Zug des limes zeigt also auf der bayerischen Strecke im Ganzen etwa 10 merklich längere Abweichungen von der geraden Linie.

Diese manchmal auffallenden Wendungen waren nicht willkürlich angelegt, sondern durch den Zweck des vallums bedingt. Der Zweck des vallums aber war in Friedenszeiten die römischen Unterthanen vom Verkehr mit ihren früheren Nachbarn und Stammesgenossen abzuschliessen und alle diejenigen Personen von der Berührung mit den eigenen Unterthanen fern zu halten, deren Einfluss die römische Herrschaft beeinträchtigen oder gefährden konnte, qui barbaros Romanosque divideret Ael. Spartian Hadrian XI., um Verschwörungen und Aufständen vorzubeugen und bei inneren Unruhen den Zuzug von aussen zu erschweren.

War ein Krieg ausgebrochen, so verhütete das vallum eine Ueberrumpelung der Vorposten, erleichterte die Sammlung der hinter demselben aufgestellten Truppentheile und diente gewiss auch als Signallinie.

Diese verschiedenen manchmal einander widerstrebenden Gesichtspunkte haben bei der Errichtung des vallums eingewirkt und auch dessen Lauf wesentlich bestimmt. Der leichteren Bewachung wegen musste die Grenzlinie möglichst kurz, also möglichst gerade sein, andererseits musste aber die Grenzlinie der Vertheidigung wegen mit der strategischen Grenze zusammenfallen oder ihr möglichst nahe gerückt werden, und es mussten alle Höhepunkte hereingezogen werden, die in den Händen der Römer als Beobachtungsstellen von grossem Werthe waren, im Besitze der Feinde diesen einen Einblick in das römische Grenzland verschafft hätten. Wo die beiden letzten Aufgaben nicht erreicht werden mussten oder der Bodenbildung wegen nicht erreicht werden konnten, gab man der rein geraden Linie den Vorzug. Der Versuch die Grenzlinie der strategischen Linie möglichst nah zu bringen, zeigt sich am deutlichsten an dem Zuge durch die Altmülalp und über die Höhen zwischen den Freihöfen und Lorch in Württemberg. Die Linie Kiptenberg-Donau wurde wohl desshalb statt des Zuges dicht am rechten Altmülufer gewählt, um nicht zwei Thäler der Schambach die bei Riedenburg in die Altmühl mündet und ein zweites Thal, das seine Oeffnung bei Altmülmünster hat, beim Verkehr längs der Mauer überschreiten zu müssen; in ähnlicher Weise wurde auch das Anlauterthal vom vallum umgangen und hier zeigt sich ganz deutlich, wie die Hauptrichtungen dieses Flüsschens auch die Richtung der Grenzlinie bestimmten, die immer ½—1 Stunde vom Thalrand entfernt hinzieht; dann zog die Grenze die weithin herrschende Höhe der Wülzburg in ihr Bereich, suchte dann in westlicher Richtung mit mehreren kleinen Abbeugungen die Höhen zu gewinnen und namentlich eine Anzahl von kleinen Querthälern auszuschliessen welche von feindlicher Seite die Annäherung erschwerten, auf der römischen Seite aber den Verkehr gehindert hätten, umfasst die lange und weithin sichtbare Höhe des Burgstalls von Gumpenhausen und wendet sich nachdem sie noch den Heselberg mit seiner mächtigen Umsicht umzogen hat, nach Süden, um dann zuerst dem Uferrand der Wernitz, dann der Rodach zu folgen, bis sie bei den Freihöfen das oben erwähnte Plateau erreicht, welches sie bis nach Lorch verlässt, und zwar so, dass von Hüttlingen bis Pfahlbronn der Zug durch kein Querthal mehr unterbrochen wird.

Dass im Falle des Krieges die Römer nicht auf die Festigkeit ihres Grenzwalles allein vertrauten, beweisen eine Anzahl von Befestigungen, die sich auf der germanischen Seite des Walles an strategisch wichtigen Punkten zeigen. Bekannt sind mir von diesen jetzt fünf einseitige Schanzen, die bei Waltenhofen, Schamhaupten, Wolfsbuch, Thalmässing und Grosslellenfeld sich befinden. Doch können sie auch aus der Zeit stammen, ehe die Mauer erbaut war und die Römer die vorliegenden Thalränder besetzen mussten.

Schon frühzeitig scheint die Absperrung gegen das Feindesland erfolgt zu sein, wenigstens lassen des Tacitus Worte (Germ. 41), dass nur den Hermunduren verstattet sei im Innern der Provinz und in Augsburg Handel zu treiben, eine solche künstliche Grenzsperre voraussetzen und das von Prof. v. Christ herausgegebene Weissenburger Diplom von 106 p. Ch., worin einige Truppentheile genannt werden, deren Spuren nur nördlich der Donau gefunden wurden, z. B. cohors I. Breucor., nöthigt uns, eine Besetzung des linken Donauufers bis in die Nähe von Kehlheim schon im 1. Jahrhundert anzunehmen.

Für die Bauart des vallums wurden dabei als wesentlich neues Ergebniss gewonnen, dass sich gegen Maiers Angabe bei Lellenfeld, wie auch Herr von Cohausen bemerkte, wirkliche S t e i n m a u e r zeigte. Auch bei Gun-

dersbach hatte Buchner Mörtel bemerkt, I. S. 54. Am deutlichsten zeigte sich die Bauart westlich von Wörnitzhofen am Wege nach der Neumühle und Wilburgstetten, wo ein Bauer um seinen Acker zu vergrössern einen Theil der Mauer, die etwa 2 Fuss breit war, aus dem Acker entfernte. Hier zeigte sich die Mauer etwa 1/2 Fuss tief fundirt und an einer Anzahl von ausgegrabenen Steinen sowie in dem umgegrabenen Feld war der bindende Mörtel noch deutlich in ziemlicher Menge sichtbar; auch zeigte sich an der Grenze dieses Ackers an einem grasigen Abhang noch die Fortsetzung des Pfahls durch einen etwa 2 Fuss breiten geraden Streifen von Gnaphalien, die sich von dem benachbarten Grase röthlich abhoben und wie nähere Besichtigung ergab auf der nur mit wenig Humus bedeckten Steinmauer wuchsen.

Doch war eine Aufgrabung oder Bloslegung der Mauer in der Zeit meiner kurzen Anwesenheit nicht möglich.

Das jetzige Aussehen des limes ist nicht überall gleich; an den meisten noch sichtbaren Strecken erscheint er als ein mehr oder weniger breiter (im Wurmbacherholz z. B. 5 Schritte breit) höchstens 2—2 1/2 Fuss hoher grasiger Aufwurf einer Römerstrasse gleich, manchmal mit Stauden bedeckt, vielfach wird er seiner steinigen Beschaffenheit wegen als Fahrweg benutzt, und schwindet an andern Orten zum schmalen Feldrain zusammen; er verräth sich dann nur durch die ununterbrochene Richtung, die häufiger auftretenden Steine, die Namen der benachbarten Felder und die Ueberlieferung der Anwohner.

Auch die Stellen wo das vallum durchgraben ist, z. B. an Waldgrenzen, Wegübergängen, zeigen nicht völlig gleichen Durchschnitt; die Steine erscheinen meist regellos in der Erde liegend; doch fand ich dieselben in der Nähe von Gundersbach noch ziemlich mauerähnlich beisammen und bei Wörnitzhofen als wirkliche geschlossene Mauer, sowie auch die volksthümlichen Namen Teufelsmauer und Pfahlmauer auf ein früher mehr mauerähnliches Aussehen schliessen lassen. An 3 Stellen, wo die Steine regellos durcheinander lagen, fand sich Mörtel an denselben, wesshalb wir annehmen dürfen, dass auch an diesen Stellen früher eine Mauer sich befand und die jetzige Unordnung dadurch entstanden ist, dass man die grösseren Steine ausbrach, um sie zu anderen Bauten zu verwenden und die kleineren Stücke mit der Erde vermischt liegen liess.

Fast aller Orten macht der Zustand der Grenzmauer einen betrübenden Eindruck, da immerfort trotz der bestehenden Vorschrift über Erhaltung derselben auch neuerdings Stücke ausgebrochen und so die letzten Spuren vertilgt werden.

Jedenfalls ist es höchste Zeit, dass durch Nachgrabungen und Detailaufnahmen an den jetzt noch vorhandenen Resten die nöthigen Untersuchungen vorgenommen werden, was der k. Akadem. d. W. und den historischen Vereinen nicht warm genug an's Herz gelegt werden kann.

Erwähnenswerth ist noch, dass überall wo ein Wasserlauf die Mauer schneidet, dieselbe unterbrochen ist, ebenso wenig zeigt sie sich an Steilhängen wo ein Abschluss überflüssig war, oder im Ueberschwemmungsgebiet der Flüsse wo man den Wässern ungefährdet keinen festen Damm entgegenstellen durfte, hier war jedenfalls auf andere Weise für einen Abschluss gesorgt; nur am rechten Altmühlufer bei Gunzenhausen führen ihre Spuren bis dicht an das jetzige Ufer. Untersuchungsbedürftig sind in gleicher Weise die zahlreichen auf und neben der Mauer liegenden zum Theil mit Graben umgebenen Hügel, die von Mayer (I. 15) wohl nicht mit Unrecht als Wachthäuser angesehen werden, vielleicht auch an manchen Stellen gleichzeitig als Beobachtungs- und Signalthürme dienten.

Ihr jetziger Abstand von einander ist ungleich, vielleicht nur desshalb weil der grösste Theil dieser Bauten spurlos verschwunden ist, da wo noch mehrere hintereinander auf der Mauer sich finden z. B. am Anfang derselben an der Donau und bei Reitenbuch, zeigen sie einen ziemlich gleichen Abstand von einander etwa 600 unsrer Schritte. An diesen sogenannten Thurmstellen findet sich vielfach Mörtel und ich bemerke ausdrücklich, dass die früher erwähnten Mörtelfundstellen keine solche Thurmstellen waren.

Ein Graben vor der Mauer ist, wie auch schon Mayer I. S. 19 und 42 bemerkte nur auf einer verhältnissmässig kurzen Strecke zwischen der Donau und Kipfenberg und hier nur streckenweise zu sehen bes. südlich von Breitenhill im „Breitenhillerberg, Abth. Leite.“ Derselbe macht aber jetzt durchaus nicht den Eindruck eines Annäherungshindernisses, da er etwa nur einen Schritt breit und etwa 1 Schuh tief ist und nur mit Palissaden besteckt Schwierigkeiten machen konnte.

Es ist dieser Mangel eines tieferen Grabens und höheren Walles eine Eigenheit welche dem limes von der Donau bis nach Lorch anhaftet und erst auf der schnurgeraden Strecke bis zum Main zeigen sich an vielen Stellen kräftigere wirklich vertheidigungsfähige Profile.

Werfen wir noch einen Blick auf die Befestigungen und Lagerplätze in welchen die Streitkräfte lagen, deren man sich zur Bewachung und Vertheidigung der Grenze bediente.

An oder auf dem vallum lagen die Zelte, Hütten oder Wachhäuser, worin die wenigen Leute, die abwechselnd auf Wache standen, Unterkunft finden konnten, etwas weiter zurück, unsern Feldwachen entsprechend, lagen die Umwallungen, welche die gesammelte Wachmannschaft an Rasttagen aufnahmen sowie bei Angriffen auf die Grenze als Stütz- und Sammelpunkte dienten und endlich in noch grösserer Entfernung hatte man die castra stativa angebracht.

Als solche stativa dürfen wir auf der Strecke von Kelheim an, die Biburg bei Pföring und das Lager bei Pfünz wegen der gemachten Funde mit Sicherheit ansehen. Mit Wahrscheinlichkeit ist ein Theil des Marktes Kösching hierher zu rechnen, obwohl die Gestalt der Umwallung nicht deutlich dafür spricht ebenfalls wegen der Funde, ebenso die Bürg bei Irnsing südlich des Heselbergs wegen der mit den beiden erstgenannten gleichen Gestalt und der gleichen Ausmasse. Auch die Lager bei dem Uebergang der Heerstrasse über die Donau bei Irnsing und Eining sind ihrer Funde und ihrer Grösse wegen hier beizuziehen.

Die Besatzungen von einigen dieser castra sind uns aus Weihinschriften bekannt. In Eining fand sich der jetzt in München befindl. Stein, der Juno und dem Genius der III. britischen Cohorte gewidmet von T. Flav. Felix v. J. 211 (C. J. L. 5935), aus Pföring stammen die Ziegelsteinstempel der hier und in Regensburg liegenden C. J. F. C. (coh. I. Fl. Canathenorum) und der Denkstein der ala I. Sing. Thracum. civ. Rom., aus Kusching eine zu Ehren des M. Aurelius Antoninus Pius von der ala I. Flavia Civium Romanorum gesetzter Stein (C. J. L. III 5906 und 5907), aus Pfünz die Steine der coh. I. Breucorum.

Von Pfünz bis zur Grenze bei Mönchsroth gehen uns nun ähnliche Angaben ab. Doch ist wie ich bereits erwähnt das Lager bei Irnsing am Heselberg hierherzurechnen. Dasselbe ist zwar schon früher in den M. F. Berichten, VII. S. 71 und XXXII. (1864) S. 43. erwähnt, ohne dass eine Beschreibung oder Ausmasse beigefügt wären. Erst die topographische Aufnahme durch Major Graf Holnstein im Jahre 1876 brachte mir die Wichtigkeit des Punktes zur Anschauung, als ich die in die Ecken von 4 Aufnahmsblättern fallenden Theile der Schanze zusammenzeichnete.

(Der Schluss folgt in nächster Nummer.)

Commissions-Verlag der Hofbuchhandlung von A. Klingelhöffer in Darmstadt. — Druck von Heinrich Kichler.

Herausgegeben von dem Verwaltungsausschusse des Gesammtvereins in Darmstadt unter Redaction von Ernst Wörner.

Correspondenzblatt

des

Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine.

Das Correspondenzblatt erscheint monatlich einmal und kostet jährl. 5 Mark.

№. 3. Achtundzwanzigster Jahrgang 1880. März.

Mittheilungen für Deutsche Geschichte und Alterthumskunde überhaupt.

Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu Landshut.

(Erste Plenarsitzung am 15. Sept. 1879. Schluss).

Die Lage ist trefflich gewählt auf der Höhe eines Hügels mit weiter Umsicht und ziemlich abschüssigen Hängen; von der Umwallung ist nur die Westseite und die N.-W.-Ecke noch gut erhalten, von der S.-Seite nicht einmal der Zug mehr zu bestimmen. Die Ostseite ist vom Thor bis zum S.-O.-Ecke und dieses selbst wohl vorhanden, der grösste Theil des Walles auf der S.-Seite aber ist wieder zur Ausfüllung des Grabens verwendet und wird als Feld benützt.

Die erhaltenen Walltheile haben einen vorliegenden etwa mannstiefen Spitzgraben, der Wall selbst von der Grabensohle ist etwa 2 Mann hoch; doch ist die Brustwehr d. h. der Wall gegen die Lagerfläche zu fast allenthalben schon abgekämmt und nach innen in das Feld geworfen, nur an der Nordwest-Ecke und an dem erhaltenen Stück der Südseite zeigen sich noch Reste. Die Wallböschung ist durch eine etwa 2' breite Berme unterbrochen. Eine Abschreitung der erhaltenen Stücke gab für die Westseite 407 Schritt, für die Ostseite c. 409 Schritt, für die Südseite 300 Schritt. Der Weg zieht sich von Westen nach Osten. Diese Ausmasse sind von solcher Grösse, dass ich hier unbedenklich castra stativa annehme, obwohl über dort gemachte Funde keine Angaben vorliegen und das, was mir die Bauern der Umgegend über Funde von Waffen und dergl. mittheilten, auch nur auf Hörensagen beruhte.

Nun fehlten aber auf der langen Strecke von Irnsing bis Pfunz die castra stativa und eines, wenn nicht zwei, müssen hier inzwischen gelegen haben. Sehr geeignet erscheint zu diesen Zwecken die Gegend um Weissenburg und die Nähe des Spielbergs bei Gnotzheim.

Keines dieser Castra ist bis jetzt vollständig und richtig aufgegraben worden, nur in Pfünz wurden im Anfange dieses Jahrhunderts durch Forstmeister Reber einige Gebäudereste ausserhalb des Lagers blosgelegt. In Pföring ist blos aufgewühlt, was sich gelegentlich zeigte. Alles was man jetzt kennt sind die Ergebnisse zufälliger Funde beim Feldbau.

Dieser Mangel an geordneten Nachgrabungen erklärt auch vielleicht die auffallend geringe Anzahl von Inschriften, die trotz der langen Römerherrschaft in unserem Lande als aufgefunden bekannt sind; dass durch Aufgrabung auch in dieser Richtung viel gewonnen werden kann, zeigen die Ergebnisse von Regensburg, Augsburg und Miltenberg.

Aber es muss bald geschehen, denn jedes Jahr greift die Bodenkultur tiefer und weiter, verringert die Ueberreste und ihre Spuren und vergrössert damit die Schwierigkeit und die Kosten etwaiger Nachforschungen.

Bei richtiger und unausgesetzter Nachforschung aber lässt sich mit verhältnissmässig wenig Mitteln viel ausrichten und mit der Zeit sollten alle derartigen geschichtlich hochwichtigen Stellen gründlich untersucht werden. Ist es denn nicht auffallend, dass man zur Erhaltung pergamentener und papierener Urkunden grosse Häuser baut und riesige Summen für ihre Verwerthung ausgiebt und daneben die untrüglichen Zeugen einer viel älteren Zeit, zum Theil die einzigen Quellen schutzlos dem Verderben überlässt. Mit welchem Interesse verfolgt man den Verlauf der Ausgrabungen in Olympia und Troja, während im Vaterland für unsre Geschichte ebenso wichtige, wenn auch nicht so schöne und weniger reiche Fundstücke und Fundstellen vergeblich ihrer Eröffnung harren. Vieles ist im Laufe dieses Jahrhunderts schon verschwunden und täglich vermindern sich die sichtbaren Spuren der Vorzeit und ich würde es nicht als den geringsten Gewinn unseres Beisammenseins erachten, wenn Veranlassung gegeben wäre, dass den heimathlichen Fundorten dauernd die Aufmerksamkeit zugewendet würde, die sie verdienen.“

Der Präsident dankt unter der Zustimmung der Versammlung dem Redner für seinen ausgezeichneten Vortrag.

Herr Ober-Ingenieur, Professor Franz R z i h a von Wien hielt sodann den vom Programm vorgesehenen Vortrag über die Graphik der Steinmetzzeichen.

Im Eingange des Vortrags wurde darauf hingewiesen, dass die Baukunst, betreffe sie nur Werke des Cultus, oder Werke der Nützlichkeit (Profanbauten) immer ein Ausdruck der Höhe der geistigen Entwickelung eines Volkes sei; und ferner, dass in jedem Werke der Baukunst drei wesentliche, von dem jeweiligen Culturzustande eines Volkes abhängige, fachliche Aktionen erkennbar sind, nämlich: 1) die C o n c e p t i o n (der geistige Entwurf, die formale Verkörperung der Idee), 2) die C o n s t r u c t i o n (die Maassnahmen der Stabilität) und 3) die T e c h n i k (die manuelle Herstellungsweise) des betreffenden Bauwerkes. Die Kunst gipfelt darnach in der Conception und erzeugt damit den „Styl“; die Construction gipfelt in der Erfahrung und Wissenschaft; und die Technik im Handwerke. Die Höhe der Conception ist also auf die beiden Unterlagen: Construction und Technik aufgebaut; mit andern Worten: das Edelthum eines Styles knüpft sich an den Eindruck der Stabilität eines Bauwerkes und an die Vollendung der Technik, eine Vollendung, welche ja zu dem so treffenden Ausspruche eines hervorragenden Ingenieurs der Gegenwart, Max Maria von Weber, geführt hat, welcher sagt:

> „Der Culturzustand eines Volkes lässt sich nach der „Dicke der Mörtelfuge bemessen; je feiner die Cultur, desto feiner die Fuge.“

Die Geschichte der Conception der Bauwerke ist die ausgebildeteste; die Geschichte der Technik die älteste, denn sie reicht in der Literatur bis auf Vitruv; die Geschichte der Construction der Bauwerke aber ist noch ein unbebautes Feld. Wie nun immer die Forschungen auf diesem, eine reiche Ernte versprechenden Felde der Wissenschaft sich vertiefen und verbreiten werden: eines sei sicher, nämlich das, dass die Geschichte der Construction der Bauwerke, drei wesentliche, historische Phasen umfasst, und zwar:

1) Die e k l e k t i s c h e Zeit, die Zeit der Antike, in welcher die Wahrheit in der Construction gefühlt, empfunden wurde, als Folge der allgemeinen Höhe der Cultur;

2) Die Zeit des Barbarismus, des Verfalles der Baukunst, die Zeit der dicken Mauern, dicken Fugen, des beleidigenden Steinschnittes, des Mangels der Empfindung für die construktive Wesenheit des Schlusssteines, des Kämpfers, der gerechten Abwechselung der Fuge etc. und

3) die Zeit der Wissenschaft, der Construction, jene im Cinque Cento geborene Anwendung der Mathematik auf die Construction der Bauwerke.

Zur Zeit der Antike und zur Zeit des Verfalles wurde die Haltbarkeit eines Bauwerkes formal empfunden und waren die Regeln der Construction, ohne welche ein „Bauen", ein Herstellen eines haltbaren Werkes zur Unmöglichkeit wird, Geheimnisse der Meister; seit Galilei aber basiren sie auf den erkannten mathematischen Gesetzen der Statik und liegen offen vor in den Büchern der technischen Wissenschaft. Wie brachten nun die Meister zur Zeit der Antike und im Mittelalter die Geheimnisse der Construction ihren Schülern gegenüber zum Ausdrucke? Offenbar nur in der Form geometrischer Figuren, eine Methode des geschäftsmässigen, proportionalen und congruirenden Aufbaues und Ineinandergreifens geometrischer Linien, welche wir in unserer Gegenwart die auf dem Fundamente der Kenntniss des inneren Spieles der Kräfte ruhende „Graphische Statik" nennen. Die Aufzeichnung gewisser Figuren also musste in der vorderen Zeit einen graphischen Schlüssel bilden zur Möglichkeit der Aufzeichnung einer haltbaren Construction. Kreis, Quadrat, Kreuz und Dreieck gaben die vier Elemente zu dieser graphischen Behandlung der Construktion; Zirkel, Massstab und Rechteck waren immerdar die dazu absolut nöthigen drei geheiligten Werkzeuge und dienten zur Bemessung der Proportionalität zwischen Höhe und Stärke und jener der traditionellen Consequenz der Form; des Verhältnisses zwischen der Stärke einer Mauer zu seiner Höhe, zwischen Gewölbedicke und Bogenweite, zwischen Widerlagsstärke und Bogenform und Bogenweite; zwischen der Basis und der Höhe eines spitzen Bauwerkes (Pyramide wie gothischer Thurm, Fiale) u. s. w. Eben so gab die geometrische Durchdringung verschiedener, oder gleicher, jedoch unter verschiedene Winkel gestellter Figuren, gewissermaassen ein Schema für die figurale Seite der Construction ab. Die verschiedenen geometrischen Figuren, welche wir auf römischen Funden, in den spätmittelalterlichen, illustrirten Ausgaben des Vitruv, in dem Werke der drei Jungherrn aus Prag „Geometria deutsch" finden; dann die figuralen Unterlagen zur Construction des Achtortes (Achteckes), Sechsortes etc.; ferner zur Construction des Grundrisses und der Säulenstellung der Tempel, der Kirchen in romanischer und gothischer Zeit, der Rosetten, der Fialen; die symbolischen geometrischen Figuren in der Freimaurerei: diess Alles dient als Zeugniss für den Laien in der Baukunst; der Fachmann, Architect, wie Ingenieur erkennt schon aus seinem Wissen die absolute Nothwendigkeit solcher „Graphik" vor der Zeit des Galilei, der zum ersten Male das Parallelogramm der Kräfte lehrte.

Das Hochhalten der „Graphik" war also eine sachliche Existenzbedingung der „Meister" zu allen vorderen Zeiten, und die graphische Behandlung geometrischer Figuren demnach der Kernpunkt der geschichtlich erwiesenen Geheimhaltung der Regeln zu bauen, zu construiren: denn ohne Construction keine Haltbarkeit, ohne Haltbarkeit weder Styl noch Technik in der Baukunst. Im Mittelalter, zur Zeit der Bauhütte, nannte man diese geometrische Grundfiguren „den Steinmetzgrund" und unterschied man einen gerechten (rechten) Steinmetzgrund; es gab also auch ungerechte (falsche). Auch ehrte man den Steinmetzgrund symbolisch im Anbringen einer Rosette (einer vielverzweigten phantastischen Durchdringung der Grundfiguren) an hervorragender Stelle, in der Hauptfront des Baues; die Rosette ahmte zugleich die Blume der Rose nach, und so ward die Rose zum maurerischen Symbol der Schweigsamkeit, obenan des Meisters: denn zu schweigen war Handwerksbrauch aus Wichtigkeit; der grosse Ingenieur Vauban hielt ja noch fest an den Geheimnissen der Construction. Das feste und stramme Gefüge der römischen Baukorporationen und ihnen nachgebildet der Klosterhütten und der mittelalterlichen Bauhütte ruhte ja in seinem innersten fachlichen Kerne darauf, dass der Geselle fachlich nicht arbeiten konnte ohne den Meister; und die eiserne Zucht im Baufache, welche heute noch in Form hervorragender Collegialität nachtönt: war das Meritorium des Geheimhaltens der Regeln des Construirens. Styl sah der Geselle; Technik machte er; Construktion kennen zu lernen: war sein scientifischer Antrieb im fachlichen Leben.

Diese Wesenheit muss man sich immerdar vor Augen halten, wenn man den Weg der Forschung im Rahmen der Bauhütte betritt; sie ist das Licht im Dunkel aller Symbolik, die im Verluste der Tradition ohne dieses Licht nur krass erscheint, einer Symbolik, die im Maurerthum nachklingt, die aber — wie man bemerken kann, einen tiefen, auch von den Nichtmaurern erkennbaren Untergrund hat. Diese vorgenannte Wesenheit also, ist auch der Schlüssel zur Eröffnung des Hüttengeheimnisses der Steinmetzzeichen.

Man findet an den Bauwerken Griechenlands und Roms, an jenen der syrischen, der romanischen und gothischen Zeit, sparsamer an jenen der Renaissance und der Zopfzeit und ganz spärlich an einzelnen Werken der Gegenwart eingemeisselte Zeichen: die Steinmetzzeichen. Bis zum Anfange unseres Jahrhunderts wurden sie als räthselhafte Zeichen, als Willkührszeichen, als Runenzeichen, als Haus- und Hofmarken, Majuskeln, Römische Buchstaben u. s. w. angesehen. Niemand wusste sie zu deuten; nur jene Freimaurer ehrten sie als Corporativzeichen der Bauhütte, der zu entstammen ihr „System" sie lehrte. Um die Wende des vorigen und jetzigen Jahrhunderts, trat, als die Wissenschaft der Alterthumskunde geboren ward, zuvörderst durch die Maurerschriften von Anderson die Geschichte der Bauhütte an das Licht der Forschung und Halliwell, Kloss, Heldmann und Krause vermehrten dieses Licht.

Stieglitz und der von den Ingenieuren hochgeschätzte Wiebeking, der Meister einer, besonders aber die Maurer Falou und Findel, vor diesen auch der Architekt Heideloff brachten Helligkeit in die Geschichte der „Hütte", in die Geschichte jener frommen Institution, welcher wir die Dome gothischer Zeit, obenan jene zu Strassburg, Köln, Regensburg und Wien verdanken, und welche Hütte wir Bauleute jeder Zeit ob ihrer Leistung im Geiste grüssen. Namentlich waren es die von Heideloff veröffentlichten Texte der „Hüttenordenungen", die zunächst darauf aufmerksam machten, dass die Steinmetzzeichen „Ehrenzeichen" seien und seitdem wurden diese als hinterbliebene Zeichen einer Brüderschaft erkannt, die der Sage nach von Erwin von Steinbach angefangen rastlos gewirkt hat bis zur Zeit der Renaissance, d. h. bis zu der Zeit, in welcher die Wissenschaft der Statik eingeführt wurde und die Construction der Bauwerke und das Licht der Fach-Tradition verdunkelt wurde durch jene helle, klare Leuchte, welche seitdem so entflammt ist, dass sie, angefangen von Perronet der Kräfte Spiel im Inneren der Brückenbogen, und angefangen von den fünf Männern des Volkes des Eisens: Finlay, Klark, Hopkinson, Fairbairn und Stephenson der Kräfte Agitation im Innern der Brücken aus Eisen lehrt — und zwar öffentlich lehrt, an den hohen Schulen der Technik! Seit Falou und Heideloff nun, waren die Steinmetzzeichen zu Ehren gekommen — aber man sah in ihnen noch gänzlich willkürliche Formen, respective Marken. Hat man jedoch viele solcher Zeichen gesehen und sie geometrisch studirt, so bemerkt man zweierlei. Einmal ist der Charakter der Zeichen im Laufe der Zeit geändert (und diess ist die ältere Wahrnehmung), und zum Zweiten erkennt man, dass die Zeichen keine willkürlich gebildeten, sondern aus gemeinsamen, geometrischen Vorbildern entnommen sind. Die erstere Entdeckung stammt schon aus den dreissiger Jahren

und führte schon dazu, dass man bereits aus dem allgemeinen Charakter der „Zeichen“ die romanische von der gothischen Zeit zu unterscheiden vermochte. Die zweite Entdeckung ist eine neue, und wird von dem Vortragenden in Anspruch genommen. Es stellt sich nämlich bei dem vergleichenden und auf die Geometrie basirten Studium der Steinmetzzeichen (der Vortragende wies seine, aus etwa 5000 Stück bestehende Sammlung vor) als eine technische Thatsache heraus, dass diese Zeichen wohl selbstständig gewählte und in der Combination ihrer Linien individuell hervorgebrachte Zeichen seien: aber auch heraus, dass diese Combination einem Gesetze in Form eines geometrischen Musters derart unterliege, dass jedes Zeichen durch gerade, resp. gerade und gekrümmte Linien gebildet werde, welche Linien eben Theile dieses geometrischen Musters sind. Einmal auf diese Idee der technischen Abstammung der Steinmetzzeichen gebracht, wurden durch den Vortragenden derlei Muster zunächst dadurch gebildet, dass die Linien dieser Steinmetzzeichen nach den geometrischen Principien ihrer Bildung verlängert, respective geschlossen wurden. Dadurch entstanden Musterfiguren für verschiedene einzelne Steinmetzzeichen, d. h. solche Figuren, in welche die Zeichen derartig hineingestellt werden konnten, dass ihre Linien Linien der Mutterfigur ohne Zwang deckten. Die Zwangslosigkeit der Deckung ist das Kriterium der Echtheit der Mutterfigur oder des „Schlüssels“. Durch fortgesetztes, jahrelanges Studium ist es dem Vortragenden denn auch gelungen, eine Reihe solcher Schlüssel ausfindig zu machen und demonstrirte derselbe an diesen Schlüsseln eine bedeutende Zahl von Steinmetzzeichen, aus welcher Demonstration mit vielgestaltigen und theilweise ganz eigenartig und phantastisch konstruirten Zeichen auf das Bestimmteste hervorging, dass es sich hier um ein aufgefundenes Gesetz der Construction der Steinmetzzeichen handelt.

Durch diese Gesetzmässigkeit in der Construction schälen sich also die Steinmetzzeichen aus dem Reiche der Haus- und Hofmarken, welche gänzlich willkürlich figurirt sind, vollständig heraus und ein eingehendes, vergleichendes Studium an Steinmetzzeichen lehrt dieselben von den Hausund Hofmarken ebenso leicht zu unterscheiden, wie Inschriften, die bisher nicht gelöst werden konnten, als einfache Steinmetzzeichen zu erkennen; so wies der Vortragende in letzterer Hinsicht beispielsweise auf „Mommsen“ Inscrip. Neapol. Nr. 6690[8] (von welcher Dr. Kraus sagt, er könne sie nicht erklären und wisse nicht ob sie christlich oder römisch sei) und auf die unter Nr. 5 der Gypsabgüsse im Germanischen Museum zu Nürnberg (confr. auch Lindenschmidt) als „Grabschrift mit runenartigen Zeichen“ registrirte Tafel von Steinmetzzeichen aus einer sehr alten Bauhütte hin.

Der Vortragende führte nunmehr weiter aus, dass die Existenz von Schlüsseln, welche zur Construction von Steinmetzzeichen gedient haben, aus der Vielheit der Demonstration als eine unbedingte hervorgeht; mit anderen Worten, dass es Sitte der Baucorporationen gewesen sein müsse, in den Hütten derlei Schlüssel zu führen, und dass, wie solches auch die Maurerschriften lehren, es dem Gesellen bei seiner Freisprechung gestattet war, sich ein Zeichen zu wählen, welches aber erst nach der Prüfung des Einpassens in den Schlüssel ihm, wie die veröffentlichten Hüttenordnungen solches textlich bestätigen, als Ehrenzeichen verliehen wurde. Wanderte nun ein Geselle, so konnte er sich in fremden Hütten als mit einem ächten (keinem willkürlichen) Zeichen versehen legitimiren, ja noch mehr, man musste, da ohne Zweifel die verschiedenen Meister der Hütten ihre Schlüssel gegenseitig kannten, im Vornherein von welcher Hütte der Geselle angewandert komme. Würde man nun die Schlüssel ausfindig machen können, welche an den verschiedenen Hütten in Uebung waren: so würde man heute bei einem vorfindlichen Zeichen sagen können: dieser Geselle, oder dieser Meister stammte z. B. aus Nürnberg, Prag, Köln etc. oder die Zeichen an dieser oder jener Kirche verrathen die Schule von Wien, von Prag etc. In der That wies der Vortragende durch die Demonstration der Zeichen aus Brünn speziell nach, dass dort zwei Schulen, die zu Prag und zu Wien vertreten sind, eine Thatsache, die ganz unabhängig von dieser Anregung, erst kürzlich und hinterher aus anderen Quellen, durch den Professor Prokop zu Brünn erwiesen worden ist.

Der Vortragende besprach nun die Beweise für die Echtheit der Schlüssel. Diese sind 1) die unläugbare Thatsache der geometrischen Aehnlichkeit und Verwandtschaft der Zeichen untereinander; eine Thatsache, die ja als Folge eines vergleichenden Studiums der Zeichen, dem Vortragenden die erste Anregung zum Aufsuchen von Schlüsseln überhaupt gegeben habe. Ein zweiter Grund liegt darin, dass es ganz unmöglich ist für viele ganz der Phantasie entsprungene, beliebige Zeichen eine gemeinsame Mutterfigur aufzustellen; man würde vielleicht mit einiger Anstrengung für eine Reihe von derlei Phantasiefiguren eine Mutterfigur erfinden können, aber für eine grosse Zahl derlei Zeichen würde ein solches Gewirr von Linien in einer Mutterfigur entstehen müssen, dass wie eine beliebige und von Jedermann vornehmbare Probe sofort erkennen lasse, wie daran gar nicht gedacht werden könne, dass die aus etwa 5000 Steinmetzzeichen ausfindig gemachten Schlüssel zufällig entstandene Figuren seien. Ein dritter Grund der Echtheit der vorgeführten Schlüssel liege darin, dass die Mutterfiguren eben durch Verlängerung und Schliessung der Linien der Zeichen, also durch untrügliche geometrische Construction entstanden sind; ein vierter, und zwar der technisch wichtigste Grund sei der, dass in den Schlüsseln untereinander strenge constructive Grundsätze auftreten: nämlich a) der, dass die Schlüssel untereinander constructive Wahlverwandschaft besitzen, b) der, dass die Schlüssel Figuren darstellen, welche zur Construction der Bauwerke nöthig waren, c) der, dass diese Figuren den Formen des Styles entsprechen, aus dessen Zeit die Zeichen herrühren und d) der Grundsatz, dass die Schlüssel der einzelnen Stylperioden auf dem merkwürdigen Principe der Potenzirung gebaut seien. Ein fünfter Grund der Echtheit der Schlüssel sei ein direkter; der Vortragende ist nämlich in öffentlicher Sitzung im Ingenieur- und Architektenverein zu Wien von einem hervorragenden Mitgliede der noch existirenden Bauhütte anlässlich der Auffindung eines durch Jahrhunderte im Hüttenbunde streng bewahrten Geheimnisses, im Interesse der Wissenschaft beglückwünscht worden. Als ein sechster und letzter Grund für die Existenz von geometrischen Hüttenschlüsseln überhaupt wird noch der angeführt, dass sich nunmehr erst viele Texte in den Hüttenordnungen, viele Hüttensprüche und Hüttengebräuche auch von dem Laien verstehen lassen und dass Freimaurer solchen Systemes, welches sich von der Bauhütte herleiten, dem Vortragenden anderen Ortes offen erklärt haben, es sei ihnen jetzt erst mancher symbolische Gebrauch und Spruch in ihrem Ritus klar gelegt.

Betreffend die vorhin erwähnte merkwürdige Potenzirung der Schlüssel sowohl aus der romanischen, wie insbesondere der gothischen Bauperiode wies der Vortragende an den diessfällig aufgestellten Schlüsseln das Gesetz der angewandten Potenz nach. Diese besteht einfach darin, dass in die Flächen der ersten Potenz (den ersten, einfachen Schlüssel) diese erste Schlüsselform überall im kleineren Massstabe nochmals eingezeichnet und in der dritten Potenz das Verfahren erneut wiederholt wird. Die complicirte Figur der dritten Potenz löst sich also ebenso wie die der weniger complicirten zweiten Potenz immer in die erste Potenz auf, oder besser gesagt: die im ersten Moment verworren erscheinende Figur der dritten Potenz wird dadurch geometrisch einfach, dass sie überall das Motiv der ersten Potenz figurell durchlaufen lässt. Mehrten sich also bei einer Hütte die Mitglieder derartig, dass die erste

Potenz die nothwendige Vielheit der Zeichen nicht mehr hergab, so wurden die Zahl der nothwendigen Linien durch die zweite und eventuell dritte Potenz des Schlüssels hergestellt; die Wesenheit des Schlüssels blieb immer dieselbe. Daher kommt es aber auch, dass die Steinmetzzeichen der spätesten gothischen Periode, also der meisten individuellen Entfaltung der Bauhütte die complicirtesten sein mussten, resp. sein konnten und dass neben diesen complicirten Formen der Zeichen auch selbstredend auch wieder die einfachen erscheinen, beziehentlich gewählt werden konnten. Das Princip der Potenzirung ist also das wichtigste graphische Beweismittel der Echtheit des Schlüssels. —

Es wurden nunmehr auf Grund dieser Entwicklungen von dem Vortragenden die vorgewiesenen Zeichenschlüssel als solche einer eingehenden, vergleichenden Besprechung unterzogen und zwar in folgenden hauptsächlichsten Punkten.

1) Es giebt Schlüssel für Steinmetzzeichen auf griechischen, römischen und syrischen Bauwerken.

2) Es giebt Schlüssel für Zeichen aus der romanischen Bauperiode; die hier schon angewandte Potenz lässt auf das relative Alter des Baues innerhalb dieser Periode schliessen.

3) Es existiren Schlüssel aus der gothischen Zeit und weil aus dieser die meisten Steinmetzzeichen überhaupt stammen, so ist der ad 2 gemachte Schluss betreffend die Potenzirung desto zutreffender.

4) Es giebt (vorgewiesene) Schlüssel zu den Steinmetzzeichen deutscher Renaissancebauten.

5) Die „Zeichen“ aus der Gegenwart sind zu einem nicht geringen Theile Affektionszeichen (gewöhnliche Marken), welche in keinen Schlüssel passen; aber es gibt auch Zeichen aus der Gegenwart, welche dann immer in die Schlüssel ad Nr. 3 und 4 passen, also den gegenwärtigen Bestand des Hüttenbundes beweisen.

6) Alte griechische und römische Alphabete, das etruskische Alphabet, jenes der nordischen Runen (cfr. Faulmann, Buch der Schrift) lassen sich (wie solches demonstrirt wurde), in Schlüssel bringen, welche ausserordentliche geometrische Aehnlichkeit, theilweise Gleichheit mit den ad 1) genannten Schlüsseln besitzen. Die Aehnlichkeit und Gleichheit dieser Schlüssel mit den Schlüsseln der Bauhütten, respektive das Auftreten gleicher figuraler Motive in dieser Alphabetschlüsseln und in den Hüttenschlüsseln erklärt es nunmehr vollkommen, dass in früherer Zeit einzelne Steinmetzzeichen als Majukeln, Runen etc. angesehen werden konnten.

7) Geheimschriften des Mittelalters, welche an Kirchen eingemeisselt sind (z. B. zu Kloster-Heiligenkreuz, zu St. Stefan in Wien — Schrift Herzog Rudolph IV., des Stifters —) lassen sich in Schlüsseln unterbringen, welche ad 3) genannt wurden.

8) Symbolische Zeichen des Mittelalters; das figurale Schema, welches zur Stellung des Horoskopes verwendet wurde; veröffentlichte graphische symbolische Zeichen der Freimaurerei etc. lassen sich auf Schlüssel ad Nr. 2 und 3 zurückführen.

9) Bisher räthselhafte Inschriften erscheinen, auf Grund der Anwendung erprobter Schlüssel, öfters als einfache Steinmetzzeichen.

Der Vortragende kam nunmehr auf den Charakter, die Wesenheit, Anbringung und die Aufsuchung der Steinmetzzeichen überhaupt zu sprechen und führte in dieser Hinsicht folgendes aus:

1) Die Zeichen an römischen und griechischen Bauten sind selten und meist von hervorragender Einfachheit; die Aehnlichkeit, theilweise die Gleichheit mit Buchstaben sei in der Regel vorhanden.

2) Die Zeichen aus der romanischen Zeit sind gross (meistens 10 bis 15 centm.); sie sind flüchtig eingemeisselt, vielfach ganz linear, vielfach aber auch merkwürdig gekrümmt und gezackt; complicirt werden sie vorwiegend erst im Ausgange des Romanismus.

3) Einzelnen Zeichen der romanischen (in die romanischen Schlüssel passenden) Zeit haben ein merkwürdiges fremdländisches Gepräge; so unterscheiden sich in dieser Richtung die romanischen Zeichen an den Profanbauten deutlich von jenen an deutschen Kirchenbauten; besonders ist diess bei den Zeichen an vielen Buckelquaderthürmen und bei den Zeichen am Barbarossabaue zu Gelnhausen der Fall. Man kann schliessen, dass an letzterem Orte keine deutschen Gesellen gearbeitet haben; auch am Dome zu Worms und in der Schottenkirche zu Regensburg treten mehrere solcher Zeichen fremdländischer, aber in die romanischen Schlüssel passende Zeichen auf.

4) Die Zeichen an Bauwerken aus der Uebergangszeit des Romanismus in die Gothik sind meist sehr einfach, ca. 10 cm gross und treffen in die romanischen Schlüssel; das Motiv dieses Schlüssels ist das Kreuz und der Kreis.

5) Die Zeichen aus der gothischen Zeit basiren auf neuen Schlüsselmotiven; dieselben entsprechen den bekannten Zeichen der vier Haupthütten, dem Kreuz ┼ für Wien, dem Dreieck △ für Strassburg, dem Quadrat □ für Cöln und dem Kreis ○ für Zürich; in diesen Zeichen schrieben die vier Haupthütten.

6) Die Complicirtheit der Zeichen wächst namentlich mit dem Alter der Gothik. Bezüglich der Grösse dieser gothischen Zeichen sind drei Stufen bemerkbar; die ältesten Zeichen sind die grössten und zwar 8 bis 10 cm; die Zeichen aus dem XIV. und XV. Jahrhunderte sind meist nur 5 cm gross; im XVI. Jahrhundert werden sie öfter auch zierlicher; oft nur 2 cm. Ebenso wächst die Zierlichkeit der Arbeit im Allgemeinen mit dem Alter der Gothik.

7) In der Zeit der Gothik ist das Zeichenwesen am verbreitetsten. In einzelnen Gegenden taucht es besonders auch in der Renaissance und in der Zopfzeit lebhaft auf (namentlich in Sachsen) und wird in letzterer Zeit so zu Manier, dass man, wie z. B. zu Sachsen-Altenburg am Rathhause, die Zeichen in den Cementmörtel eingedrückt findet.

8) Die Meisterzeichen haben an und für sich keine Unterscheidung von den Gesellenzeichen, sie werden zur Zeit der Gothik und später nur dadurch erkannt, dass sie entweder an hervorragender Stelle (Schlussstein, Consolenstein, Weihbecken etc.) oder auf einem heraldischen Schild, und hier oft erhaben, angebracht sind.

9) Die Steinmetzzeichen der Gothik dürfen nicht mit den Zeichen der Bildhauer, Holzschnitzer, Goldschmiede etc. verwechselt werden; diese erscheinen nur als Marken individueller Construction.

10) Die Sitte des Markewesens in den deutschen Handwerksgilden, dann die Haus- und Hofmarken, wie wir sie namentlich im oester. Hochgebirge vielfach finden (z. B. Ischl) scheinen der Sitte der Steinmetzen, Zeichen zu machen, nachgebildet zu sein; wenigstens ist die Aehnlichkeit mit den Steinmetzzeichen auffallend und stimmt die Zeit. In den Museen zu Nürnberg und Augsburg, dann auf den Steinen des Nürnberger Friedhofes kann dies besonders umfangreich studirt werden.

11) Die Steinmetzzeichen dienten zugleich als Ehrenzeichen, dann zur Legitimation und auch zur Bezeichnung der Person zu einer Zeit wo Eigennamen fehlten und das Schreiben kein Allgemeingut war. In alten Bauplänen zu Wien (k. k. Akademie der Künste) ist die Austheilung der Arbeit an die verschiedenen Gesellen durch Anbringung der Zeichen auf demBauplane vollkommen ersichtlich.

12) Einzelne Theile des Zeichens waren auch Symbole überhaupt und symbolische Darstellungen der Handwerkzeuge, zur Zeit der Gothik insbesondere.

13) Indem der freigesprochene Geselle zur Zeit der deutschen Hütte diese Symbole zu deuten wusste, konnte er das Zeichen „lesen“, indem er es in den Schlüssel einzustellen vermochte: es „stellen“: wurde das Zeichen auf der Hütte durch die Aneinanderstellung der Brüder selbst

gestellt, so musste der Wandelgeselle im Hauptpunkte des Zeichens den Meister, respektive Parlir erkennen; also ein fernerer Beweis für die geometrische Construction der Zeichen, respektive für das Vorhandensein eines Schlüssels.

14) Das Zeichenwesen der Hütten in Spanien, Italien und Frankreich ist ebenfalls nachweisbar; die Schlüssel werden zwar andere sein als in Deutschland, sind aber mit diesen sicher geometrisch wahlverwandt.

15) Am Rheine erscheinen an einzelnen Bauwerken, z. B. am Dom zu Worms, dann auf der Maxburg und ganz besonders zahlreich am Barbarossabaue zu Gelnhausen punktirte oder in ihren Strichen unzusammenhängende Zeichen. Diese Manier ist auffällig; die Meinung geht dahin, dass entweder die Gesellen gestraft waren und ihr Ehrenzeichen nur andeuten, nicht ausführen durften, oder aber dass es fremdländische Gesellen waren, welche diese Uebung hatten. Studien der Zeichen ausserhalb Deutschland werden diese auffällige Erscheinung wohl klar stellen.

16) Viele Zeichen, z. B. die Darstellung von Schuhen, Bierhumpen, Bogen mit Pfeilen (Amorspfeile — Schottenkirche zu Regensburg), Fusssohlen (Gelnhausen, Barbarossabau), rechtwinkelig gebogenes Knie (Maxburg in der Pfalz) etc. wurden bisher als Allotria bezeichnet; dem ist seit Kenntniss des Schlüssels nicht so, die Figuren passen in den romanischen Schlüssel.

17) Das Gleiche gilt von den Zeichen, die offenbar Handwerkszeuge darstellen (besonders reich an der Balduinbrücke in Coblenz); auch dies sind echte Steinmetzzeichen, weil sie in die Schlüssel passen; ihre Form war nur Ambition des Wählenden.

18) Zu allen Zeiten, romanischer wie in gothischer, treten Sammelsteine auf. Auf diesen Steinen finden sich zahlreiche Zeichen eingemeisselt. Dieser Hüttengebrauch scheint üblich gewesen zu sein nicht nur an Dombauten (Regensburg), an Säulen, die am Wege der Wanderschaft standen (Hennensäulen), sondern muthmasslich auch auf Grabsteinen, wo die leidtragenden Gesellen sich vermittelst ihrer Zeichen aufschrieben. (Grabstein im German. Museum.)

19) In Sachsen erscheinen vielfach ganz eigenthümlich komplicirte Zeichen neben usuellen; es liegt die Vermuthung nicht fern, dass der bekannte Hüttenstreit von Torgau mit der Haupthütte zu Strassburg zu einer Manifestation der Unabhängigkeit in der Form des Zeichenwesens geführt habe.

20) Bezüglich der Art des Aufsuchens der Zeichen an den Bauwerken ist auf die Schwierigkeit aufmerksam zu machen, welche die Verwitterung veranlasst und es gehört eine gewisse Uebung dazu, dass man Zeichen findet. An verwitterten Steinen werden die Zeichen noch am ehesten aus grosser Distanz und mittelst Fernglas aufgefunden. Bezüglich der Orte, wo die Zeichen eingeschlagen sind, herrscht gänzliche Unregelmässigkeit. Am häufigsten finden sich jedoch die Zeichen in den Schlusssteinen, Gewölbsteinen überhaupt, unter Consolen, Figuren; dann in der Nähe der Portale und im Innern der Kirchen in der Nähe des Hochaltars, Aussen am Chore und an den dem Chore zugekehrten Flächen der Pfeiler; dann an den abgestumpften Flächen der Fensterpfosten, an den Thürgewänden und an Fensterrahmen. —

Nach diesen, durch stetige Demonstrationen aus dem reichen Studienmateriale vorgenommenen Auseinandersetzungen gelangte der Vortragende zu der Besprechung des wissenschaftlichen Werthes des vergleichenden Studiums der Steinmetzzeichen und summirte denselben ohngefähr wie folgt:

1) Der Handwerksgebrauch, die Zeichen nach Schlüsseln zu formiren, führt zu dem ungemein wichtigen **Beweise** des hohen Alters der Hütten. Der Schlüssel war, nach den nur bis jetzt aufgefundenen Zeichen zu schliessen, offenbar schon zur Zeit Griechenlands und Roms und der vorromanischen Bauten in Syrien im Gebrauch; alles Bauten, welche eine ganz enorme fachliche Entwickelung voraussetzen und uns aus ihren edelsten Zeiten als unübertroffene Antike dienen. Damit wäre zweierlei bewiesen, nämlich erstens die Wahrheit der Tradition der Maurer, dass ihre Corporation sich schon zu Hirams Zeiten gliederte und zweitens die Wahrheit der Tradition der mittelalterlichen Steinmetzbrüderschaft, welche die unter Diocletian gemarterten Brüder: „Die vier Gekrönten“ verehrt, eine Tradition, über deren Untersuchung sich Bendorf und von Cohausen so hoch verdient gemacht haben und deren Lebhaftigkeit zur Zeit des Mittelalters durch den Grabstein zu Steyer und die Bilder auf der Meistertafel zu Wien ebenso erwiesen ist, wie durch die Erhebung der vier Gekrönten zu Heiligen und zu Schutzpatronen der frommen Hütte.

Die Sitte Steinmetzzeichen an den cisalpinen Bauten anzubringen verliert sich im christlichen Europa während der Zeit, in welcher die Mönche eigenhändig bauten; zu dieser Zeit stand der Klosterverband höher als der Fachverband der Bauleute und die Ascetik der Mönche verbot das irdische Hervortreten der Person des Meisters. Est um die Wende des XI. und XII. Jahrhunderts, als die Mönche von der Bauarbeit sich zurückzuziehen begannen, trat unter den Bauleuten das Bedürfniss eigener, geschlossener Fachbruderschrift wieder hervor und der Kampf ums Dasein band die eisernen Reifen strenger Disciplin und gebar erneut die fachliche Hochschätzung des Meisters, des Brodgebers der Gesellen. Und in der That treten um diese Zeit die Steinmetzzeichen an den romanischen Bauten auf und zwar so strikte, dass wir an Bauwerken von denen wir bestimmt wissen, dass sie die Brüder St. Benedicts selbst aufführten, keine Zeichen finden (z. B. romanischer Theil zu Limburg bei Speyer) und solche nur dort finden, wo wir annehmen, dass Mönche vielleicht auch die fachlichen Führer, keineswegs aber auch die eigentlichen Werkleute waren (z. B. Schottenkirche zu Regensburg). Diese Zeit des Auftretens der Steinmetzzeichen stimmt nun ganz auffallend mit der Angabe der Hüttentradition, dass die Hütte weltlich wurde um 1015 zu Strassburg, um 1024 zu Würzburg, um 1099 zu Speyer, um 1106 zu Magdeburg und 1150 zu Breslau; der Ausweis der deutschen Steinmetze spricht: schon um 876 zu Magdeburg und die (apokryphe) Meistertafel zu Wien: schon um 713. Sind diese Angaben bereits bezüglich des Erscheinens der romanischen Zeichen und Schlüssel von Interesse, so dürften es jene über die gothischen Zeichen und Schlüssel in noch höherem Grade sein. Wir wissen, dass die Gothik aus Frankreich nach Deutschland eingeführt wurde und die Tradition der deutschen Steinmetzhütte sagt, dass die Gliederung derselben zur Zeit Albert Magnus und unter Erwin von Steinbach Platz gegriffen habe. Ganz abgesehen von der Personenfrage erscheint aber durch die vorgelegten Schlüssel die Thatsache, dass um die Zeit Alberts, zu welcher der gothische Styl in Deutschland sesshaft und rein ward, auch ein anderer Schlüssel in der Hütte eingeführt wurde, nämlich der gothische Schlüssel, statt des romanischen, und zwar ein Schlüssel mit den vier Zeichenmotiven der vier Haupthütten.

2) Die Auffindung der Constructionsschlüssel der Steinmetzzeichen führt zu der für die Geschichte der Kunst hochwichtigen Positivität der Altersbestimmung der Bauwerke. Man kann Romanismus von Gothik überhaupt und Uebergangszeit von reiner Gothik bezüglich der Bauzeit vollkommen unterscheiden. Es lassen sich damit leicht streitige Fragen lösen, z. B. die der Bauzeit der goldenen Pforte zu Freiburg (vorausgesetzt, dass an derselben Zeichen sich befinden), oder z. B. die Frage der Buckelquaderthürme. Buckelquaderthürme, welche Zeichen tragen, die in den romanischen Schlüssel passen, können in keiner anderen Zeit als zur Zeit der Kreuzzüge erbaut worden sein und die Theorie der römischen Wartthürme ist damit auf wenigstens nur 5% ihres früheren Umfangs zusammengeschrumpft. Andererseits bietet bei diesen Thürmen gerade die Zeichenlosigkeit ein wichtiges Kriterium für römischen Ursprung,

weil es Thatsache ist, dass circa 95% der Wartthürme überhaupt Zeichen besitzen und die Merkwürdigkeit dieser Zeichen (ihre phantasievolle Verschlungenheit und Complicirtheit gegenüber den einfachen Zeichen an deutschen, romanischen Kirchen) derart auffällt, dass man fast schliessen kann, es habe eine eigene, in sich abgeschlossene, ausländische Bau-Sekte gegeben, welche zu romanischer Zeit nichts baute als Wartthürme, wofür nebenbei bemerkt auch die schablonmässige gleiche Herstellung dieser Thürme spricht.

3) Die Klarstellung des graphischen Wesens der Steinmetzzeichen führt auch zur Beleuchtung der Frage nach der Abstammung der Schule eines Bauwerkes. Findet man in Brünn an der einen Kirche Wiener, an der anderen Prager Zeichen etc. so ist in dieser Richtung an den aufgefundenen Schlüsseln manche Vereinfachung der Untersuchung auf dem Gebiete der Kunstgeschichte zu erwarten und diess besonders dann, wenn das Zeichenwesen ausserhalb Deutschland-Oesterreich und zwar besonders in Italien, Frankreich, Spanien und England eingehender beachtet und studirt sein wird. Der Schlüssel wird dann zur Beleuchtung der Wanderung der Bauschule dienen.

4) Das Schlüsselwesen wird ohne Zweifel zu einem wichtigen Hülfsmittel in der biographischen Forschung werden. So wissen wir z. B. aus dem „Weiskunig" dass Kaiser Maximilian ein Steinmetzbruder war; von Herzog Rudolph dem Stifter ahnte man es, seine Geheimschrift, die die Anwendung eines Schlüssels erweist, beweist es; so wird endlich auch das ausgebaute Schlüsselwesen Auskunft geben können, ob ein Meister aus der Schule von hier oder dort stammte.

5) Ein schliesslich anzugebender wissenschaftlicher Gewinn, welcher aus dem Schlüsselwesen entspringen dürfte, wird der sein, dass man zweifelhafte Inschriften leichter deutet.

Nach seinem mehrstündigen Vortrage gelangte Herr Rziha zum Schlusse; er empfahl den weiteren, wissenschaftlichen Ausbau seiner Auffindung; dankte insbesondere dem Herrn Grafen von Walderdorff, welcher seine Zeichenstudien vordem eingesehen und dadurch Veranlassung genommen hatte ihm, dem Vortragenden eine spezielle Einladung zu dem Vortrage in Landshut zu erwirken; und sprach der Versammlung seinen Dank für das Interesse und die Aufmerksamkeit, welche dem Vortrage gewidmet wurden, mit der Bemerkung aus, dass das umfangreiche, graphische Studienmateriale zur baldigsten Veröffentlichung bestimmt sei.

Die Versammlung nahm den Vortrag mit grossem Beifall auf, dem der Präsident besonderen Ausdruck gab.

Am Schlusse der Versammlung wurden die Sectionen gebildet, darunter zum ersten Male die 4. Section für Archivwesen.

Folgende Vereine sind durch Delegirte vertreten:

1) Die Geschichts- und Alterthumsforschende Gesellschaft des Osterlandes zu Altenburg durch Herrn Justizrath Grosse von Altenburg.

2) Der Verein für hess. Geschichte und Landeskunde zu Cassel durch Hrn. Referendar a. D. Bickell zu Marburg.

3) Der Verein für hessische Geschichte und Alterthumskunde in Darmstadt durch Herrn Oberappellationsgerichtsrath Draudt von Darmstadt.

4) Der Verein für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt am Main durch Herrn Stadtarchivar Dr. Grotefend von Frankfurt a. M.

5) Der Verein für Hamburgische Geschichte in Hamburg durch Herrn Dr. phil. Adolf Wohlwill aus Hamburg.

6) Der historische Verein von und für Niederbayern in Landshut durch Herrn Professor Stoll von Landshut.

7) Der Verein für Erforschung der Rheinischen Geschichte und Alterthümer zu Mainz durch Herrn Professor Dr. Lindenschmit von Mainz.

8) Der historische Verein von Oberbayern in München durch Herrn Professor Ohlenschlager von München, zugleich Vertreter des historischen Filialvereins Neuburg a. D.

9) Der hist. Verein für Oberpfalz u. Regensburg durch Graf H. v. Walderdorff.

10) Der Harzverein für Geschichte u. Alterthumskunde zu Wernigerode durch Hrn. Archivar Jacobs zu Wernigeode.

11) Der Verein für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung in Wiesbaden durch Herrn Oberst z. D. von Cohausen in Wiesbaden.

Ernst Wörner als Schriftführer.

Ueber mittelaltrige Ortsbefestigungen, Landwehren, Warten und Passsperren mit besonderer Rücksicht auf die hessischen und angrenzenden Territorien.

Von

Ernst Wörner und Max Heckmann.

1. Plan und Eintheilung.

Wir treten mit einem Thema vor die Leser dieser Blätter, welches unerschöpflich scheint. Denn so mannigfaltig sich das Leben des Mittelalters überhaupt darstellt nach den geschriebenen Quellen und nach den Schöpfungen, die wir von ihm noch haben, mannigfaltig in territorialer Beziehung nicht allein sondern mannigfaltig auch vor Allem durch eine nie ermüdende phantastische Gestaltungskraft, so mannigfaltig erscheint es auch in der Conception seiner Wehrbauten, in den Formen, die es für sie geschaffen. Wir stehen, wohin wir uns auf dem ganzen Gebiete auch wenden mögen, vor einer Fülle von Erscheinungen, die ohne Gleichen ist. Und, wenn wir es trotzdem an und für sich als denkbar erachten wollten, dass eine Erschöpfung des gesammten Gebiets sich überhaupt erreichen liesse, so möchten wir doch, wenn wir für unsere Arbeit die in der Ueberschrift genannten localen Schranken ziehen, da über dieselben hinaus, sowohl was das Studium der Denkmale als was das Studium der literarischen Quellen betrifft, jedenfalls mehr als die Thätigkeit Einzelner eintreten müsste, annehmen, dass auch das, was wir von bestimmten Territorien ausgehend als Ergebniss für unsere Forschungen aufstellen, für weitere Kreise nicht ohne Werth und Interesse sein wird, dass wir wenigstens hier und da auf Richtungen hinweisen, in welchen auch sonstwo zu arbeiten verlohnen könnte.

Das ist die erste Grenze, welche unser Betrachtungsfeld abscheidet; die zweite liegt in dem Begriff Ortsbefestigung. Wir fassen Ortsbefestigung im engeren Sinne und schliessen die spezielle Behandlung von Schlössern und Burgens aus unserem Thema aus. Dazu bewegt uns der äussere Umstand zunächst, dass über diese Anlagen umfassende und sorgfältige Arbeiten existiren, welche zu ergänzen und zu berichtigen kein Bedürfniss vorliegt. Aber auch noch ein anderes. Wie sich das politische und sociale Leben des Mittelalters, und um so mehr, je mehr sich die Epoche ihrem Ausgang näherte, in kleinen Kreisen abspielte, wie das Gebiet des Grafen, des Herren, des Klosters, wie die Stadt, wie das Dorf und seine Mark selbst den Gesichtskreis der damals Lebenden beschloss, vor deren Augen das allgemeine nationale Ganze nicht stand, wie vor den Blicken der heutigen Menschen, vor welchen welterschütternde Thaten vorübergegangen sind überirdischen Erscheinungen ähnlich, wie im Mittelalter Alles vom Einzelnen, Individuellen ausging, nicht von grossen Centralisationspunkten, so gewinnt es auch einen besonderen Reiz, diesem auf enge Kreise beschränkten Leben nachzugehen. Oder concreter gesprochen, wie der Schutz der einzelnen schutzbedürftigen Objekte, sei es ein Dorf, eine Stadt, ein kleines Gebiet, nicht systematisch übernommen wurde von einem grossen Ganzen, wie oft sogar der Schutz im Innern, den heute einfach die Polizeigewalt des Staates ausübt, damals dem Bedrohten selbst überlassen blieb, so zieht uns die Betrachtung an, wie sich denn dieser Bedrohte geholfen. Wie schützte der Bauer sein Dorf und dessen Mark gegen

den Fehde- oder Raubzug eines benachbarten Mächtigen oder auch von Seinesgleichen, wie die kleine Landstadt die bescheidenen Existenzen ihrer Handwerker und ihre Gotteshäuser gegen verwüstende Gewalt, wie schützte das Kloster seine Schätze, welche Schutzwehr gab es für ein Gebiet, wenn die Burgen fehlten? Und zwar ist es hier vor Allem das Detail, das zu erfahren uns anzieht. Allgemeines wissen wir genug, aber wie sich Alles im Kleinen und im Concreten darstellt, darüber wäre doch noch manches zu reden, manches Räthsel wäre noch zu lösen. Und gerade von diesem Gesichtspunkte aus ist das Schloss oder die Burg nicht dasjenige, welches vorzugsweise Lücken der Erkenntniss lässt. Wie hier an den Wohnsitzen der Mächtigen, deren Leben schon eine Richtung in die Ferne einschloss, eine gewisse Gleichmässigkeit herrschte in den Formen des Lebens, so waren auch hier die zu erreichenden Zwecke und die Mittel zu ihrer Verwirklichung von einiger Uebereinstimmung. Nicht um Schutz allein handelt es sich ausserdem hier, sondern auch um Angriff oder Beherrschung. Das Verfahren der kleinen, der an sich friedfertigen Angegriffenen möchten wir aber in unserer Arbeit vor Allem zur Untersuchung bringen.

Indem wir die Menge der einzelnen Erscheinungen in ein System zu bringen suchten, mussten wir natürlich sofort in die Mitte und an den Kern unseres Themas überhaupt gelangen; wir mussten die Eintheilung wählen nach dem Charakter der Befestigungen selbst, von denen wir reden wollen, nach deren Zweck und vor Allem nach der Ausführung dieses Zweckes. Denn die concrete vor dem Betrachter aufsteigende Erscheinung trägt doch in ihrer Eigenthümlichkeit vor Allem die Kriterien an sich, nach welchen sie sich in das grosse Ganze einreiht.

Und wie man vom Einfachen zum Complicirten, vom Kleineren zum Grösseren passend übergeht, so würden auch wir unseren Weg von Unten auf zu nehmen haben.

Wir würden also beginnen mit der Betrachtung des kleinsten politischen Gemeinwesens, mit der Betrachtung des Dorfes. Wir würden hier zunächst die einfachsten Schutzmittel für ein Dorf in Augenschein nehmen, Wall und Graben mit Gebück und Pallisaden. Wir würden dann auf die erste Complication übergehen, die Verstärkung der Umwallung durch befestigte Kirchhöfe, die uns später auch noch in anderem Zusammenhange begegnen werden. Die ummauerten Dörfer würden wir nicht hierher ziehen, sondern würden sie in das folgende Capitel verweisen, dem wir allgemein die Ueberschrift Ummauerte Orte oder Ortsbefestigung mit Mauern und Thürmen geben würden. Darin würde vor Allem der Mauerzug im Allgemeinen zu betrachten und dann auf die Theile der Mauer selbst, auf den Fuss, das Mauerwerk, den Wehrgang, die Zinnen, die Scharten u. s. w. überzugehen sein. Es wären sodann Vormauer, Zwinger, Graben und darnach die einzelnen mannigfaltigen dauernden und vorübergehenden Ausbauten als Erker, Pechnasen und die vielen passagèren Details von Holz zu betrachten. Die etwaigen Wasserdurchlässe und der Stand der Thürme in der Mauer würde gleichfalls hierher gehören, während wir die Thürme selbst, gleichwie die Thore mit ihren unendlich mannigfaltigen Formen in gesonderter Darstellung vornehmen würden. Thurm und Thor selbst wären natürlich nach ihren wesentlichen Bestandtheilen zu classifiziren, die Thürme nach Mauerwerk, Zinnen, Helm, etwaigen Absätzen, darnach ob sie Voll- oder Halbthurm oder vorgekragt sind, die Thore, soweit sie Thurmbauten sind, nach gleichen Merkmalen, im Uebrigen aber noch speziell nach dem Vorhandensein von verstärkenden Bauten. Auch hier käme die Frage nach den jetzt meist total vernichteten hölzernen Anlagen in Betracht. Zu dem Capitel Mauer würden sodann gehören die befestigten Wohnhäuser, die an der Vertheidigung des Ortes selbst Theil nehmen, sowie die Citadellen, wobei die befestigten Kirchhöfe wieder in Betracht kommen müssten, aber auch manche Burgen, sofern sie die Vertheidigung eines Theils des Berings übernehmen oder auch zwar draussen liegen, aber durch Mauern mit dem Ort verbunden sind. In beschränktem Masse würde ein Blick auf die Hausbefestigung innerhalb der Stadt zu werfen und sodann zu den Festen vor der Stadt, den Warten überzugehen sein. Diese Warten würden zugleich in das folgende Capitel, das die Landwehren bilden würde, einschlagen. Die Warten würden nämlich etwa in folgende Theile zerfallen: a) Vereinzelt stehende kleine Thürme ohne Umschlusshöfe: Wacht- und Signalposten, b) Grössere vereinzelte Warten, zur Vertheidigung vollauf gerüstet, aber ohne Hofumschluss, c) Grössere vereinzelte Warten mit Hof, d) Warten von der Gattung b und c in oder an einer Landwehr stehend. Unter den Warten werden solche von grosser Bedeutung zu bemerken sein. Die Warte auf dem Spiess nordöstlich von Ziegenhain stand an der Grenzscheide von Nieder- und Oberhessen (Grafschaft Ziegenhain), welche geradezu als Lande diesseits und jenseits des Spiesses unterschieden werden. Vier alte Hauptstrassen vereinigten sich bei ihr, und bei ihr war der Sitz einer Malstätte. (Landau, Zeitschrift f. hess. Gesch. u. Landesk. II. S. 157, ff. Dehn-Rotfelser und Lotz, Die Baudenkmäler im Reg.-Bez. Cassel, S. 267.) Bei den Landwehren werden gleichfalls zahlreiche Details in Betracht kommen, namentlich wird hier der Zweck, die Frage, welches Terrain begrenzt oder eingeschlossen werden sollte, eine Distinction abgeben. Hiernach würde die Spezialität der Passvertheidigung zu betrachten und mit dem Schluss-Capitel auf die „Vertheidiger“ ein Blick zu werfen sein.

2. Wall und Graben um das Dorf.

In Gegenden, wo Waldgebirge oder Sümpfe oder solche Oerter nicht vorhanden waren, die den vor dem herannahenden Feinde sich und ihre beste Habe bergenden Dorfbewohnern hätten dienen können, sehen wir schon die gar nicht zu umgehende Nothwendigkeit das Dorf selbst zu befestigen. Der Bauer verschanzte sich für den Fall feindlicher Angriffe in permanenten Werken. Wir finden daher z. B. in Rheinhessen, einem offenen, schwer zugänglicher Wälder entbehrenden und frühe schon sehr wohl angebauten Landstrich, fast alle Dörfer, die es nicht zu einer förmlichen Ummauerung brachten, mit Wall und Graben umzogen. In seinem Aufsatz: Das Rheingauer Gebück im XIII. Band der Nassauischen Annalen hat von Cohausen hierauf schon aufmerksam gemacht. Aber auch abgesehen von dem Fall unabweisbaren Bedürfnisses finden wir die Dorfbefestigungen; unter allen Umständen war Wall und Graben ein nützlicher Schutz gegen alle möglichen Unbilden. v. Cohausen beschreibt näher die Doppelgräben von Wörrstadt mit dazwischen liegendem Wall, der mit Ulmen oder Rüstern, dort Effen genannt, besetzt ist; er nimmt an, dass auch der Graben mit Strauchwerk bewachsen gewesen sei.

Ein schöner Plan einer solchen Dorfbefestigung ist im Grossh. Staatsarchiv zu Darmstadt erhalten unter dem Titel: „Grundriss des Fürstl. Nassau-Saarbrückischen Marktfleckens Jugenheim auf dem Gau gelegen“ (im jetzigen Rheinhessen). Die Darstellung ist sehr genau und in Farben angelegt; die Strassen, die Kirche, die Hauptgebäude sind angegeben, die Befestigungen sind mit grösster Sorgfalt reproducirt. Das Dorf, dessen Häuser compakt zusammenliegen, ist etwa noch einmal so lang wie breit. Eng umzieht es ein dreifacher (nur auf einer kurzen Strecke ein zweifacher) Wall; vor jedem der Wälle liegt ein Graben, dessen innere Böschung durch kleine Striche angedeutet wird. Um die vier Ecken des Dorfs führen die Wälle und Gräben in abgerundeten Linien; auch sonst sind deren Linien nicht gerade; um die Kirche herum hat die Umwallung eine Ausbauchung nach aussen. Bäume und Gebüsche krönen die Wälle, und auch der äusserste Grabenrand zeigt Baumpflanzung. Der Maler hat sich grosse Mühe gegeben, die Bäume und Gebüsche bei aller Kleinheit des Massstabs recht deutlich darzustellen; sein liebevolles Vertiefen in das kleinste Detail giebt dem Ganzen ein anziehendes Gepräge.

In dem Pflanzenwuchs sehen wir also eine einfache Verstärkung dieser Gattung von Befestigungen; er wirkt als mechanisches Hinderniss; und wir haben den Versuch, einen solchen verwachsenen und mit Dornen genugsam gespickten Haag zu durchdringen, für keineswegs allzu leicht anzusehen. Die Anlagen werden urkundlich auch Hecken genannt. Schon im Jahr 1302 hat Bircklar in Oberhessen „rubetum quod dicitur hecke vulgariter" (Baur, Arnsburger Urk. B. S. 225).

Die Jugenheimer Umwallung wird auf dem Plan von mehreren Wasserläufen quer durchschnitten. Zwei gehen von den beiden Weeden, der obersten und untersten, die im Dorf liegen, aus, einer ist als Fluthgraben bezeichnet. Wir dürfen also annehmen, dass die Gräben unter Wasser gesetzt werden konnten. Die Umwallung durchbrechen ausserdem drei Thore, die Oberpforte, die Niederpforte, die Angerpforte. Wir haben uns dieselben als Bauten zu denken, wenn es auch vielleicht nur einfache Thorhäuser und keine Thürme waren.

Einen Dorfgraben mit ausgesprochenen Thorthürmen finden wir gleichfalls im Grossh. Staatsarchiv zu Darmstadt auf dem aus der Vogelperspective aufgenommenen Plan von Dirmstein in der Pfalz. Ein einfacher Graben zieht auf der einen Seite im Viertelkreis, sonst gradlinig um den Flecken; zwei Thorthürme (von Stein, wie der Plan ausdrücklich bemerkt) und ein einstöckiges Thorhaus (das „Sperrpförtlein") vermitteln den Eingang. An dem einen Thorthurm erscheint eine permanente Brücke. Auch ein Wachtthurm mit Zinnen steht in einer der Hauptecken des Grabens. Der Graben war ohne Zweifel mit Wasser gefüllt; denn wir sehen einen Bach bei dem Sperrpförtlein und durch dasselbe hindurch herein- und an der Mittelpforte wieder herausfliessen. Ein Wall ist nicht bemerklich.

Dorfthore werden übrigens in den schriftlichen Quellen mehrfach erwähnt und in einem Zusammenhange, dass wir sie in Verbindung mit Wall und Graben bringen müssen. Abenheim unweit Worms hat laut Vergleichs im 14. Jahrhundert eine „Wormsser Porte", deren Baupflicht dem Kloster Kirschgarten zu Worms obliegt, dagegen die Brücke vor der Pforte hat die Gemeinde zu unterhalten. (Baur, Urk.-B. V, S. 392.) Vergleiche solcher Art kamen mehr vor. Die Gemeinde und das Kloster Ilbenstadt vergleichen sich 1493 über Unterhaltung der Dorfmauern. (Wagner, Hess. Wüstungen, Oberhessen, S. 350.) In der Nähe von Abenheim, in Westhofen kommen im 14. Jahrh. Graben und Thor vor (Baur, Urk.-B. V. S. 362, 469).

Die Thore nichtummauerter Orte werden zuweilen mit dem Ausdruck Fallthor bezeichnet, so in Planig bei Kreuznach (Ernst Wörner im Archiv f. hess. Gesch., XIV, S. 636). In Gräfenhausen bei Darmstadt finden wir Fallthorsäulen (Grimm, Weisthümer, I.). Die Herren des Orts, die Heusenstamm und die Ulner hatten nämlich das Recht, wenn sie von Reiches wegen verreisten, je zwei Pferde in Gräfenhausen zu erheben. Und da war ein fürsichtiger Gebrauch eingeführt worden, damit die Ulner nicht zu kurz kämen. Wenn nämlich die von Heusenstamm ihre zwei Pferde empfangen hatten und so von den Ulnern innerhalb der Fallthorsäulen betreten wurden, mussten sie ihre zwei Pferde den letzteren überlassen und sich andere suchen. „Doch, wann sie wiederkommen, sollen sie den armen Leuten ihre Pferde wiedergeben", schliesst bezeichnend das Weisthum. Die Fallthore waren mit der Brücke über den Graben nicht weiter verbunden und bestanden aus zwei aufrecht stehenden Balken, zwischen welchen das für das Herabfallen bestimmte Thor beweglich befestigt war. Dieses hatte zwei nach hinten hervorstehende Balken, an denen Stricke oder Ketten herabhingen, die von den Pflöcken, an denen sie bei offenem Thor befestigt waren, gelöst das Thor aus der horizontalen Lage und zum Fallen brachten. Der Vortheil der Fallthore bestand in der Schwierigkeit der Oeffnung von aussen, da der Angreifer sie gegen sich hätte öffnen müssen (S. Violet Le Duc L'Architecture militaire en Moyen-Age. S. 114 ff. Fig. 30.)

Auch hölzerne Zugbrücken kamen vor. Die aufgezogene Brücke schloss das Thor, wie wir es z. B. auf dem Plänchen des Wildhofs bei Heusenstamm im Grossh. Staatsarchiv zu Darmstadt eingezeichnet finden. Wir sehen da eine Holzbrücke über den offenbar nassen Graben (ein Wall fehlt), der den ganzen Hof umfliesst, gelegt: zwei aufrecht stehende Pfähle am inneren Rand des Grabens tragen einen Querbalken; Pfähle und Querbalken tragen wieder zwei Längsbalken, die untereinander verbunden sind und vornen bis zum äusseren Grabenrand reichen, nach Innen über den inneren Rand vorstehen. Ihre Enden sind vornen mit Stricken an die im Frieden den Graben deckende Brücke befestigt; an den hinteren Enden hängen Stricke herab, deren Herabziehen ein Aufziehen der Holzbrücke bewirkt. (Vergl. auch Violet Le Duc ibid. Fig. 27.)

Unter Fallthor wird zuweilen aber auch ein Thor zu verstehen sein, das den Zugang zu einer mit Gebück umgebenen Gemarkung sperrt. Wir nehmen das an, wenn 1363 ein Fallthor bei dem Dorf Gambach und dem ausgegangenen Dorfe Nieder-Hörgern in Oberhessen genannt wird (Baur, Arnsb. Urk.-B. S. 558, 595) oder wenn es bei Wachenheim in Rheinhessen 1338 in einer Urkunde heisst: „an dem valledor" (Baur, Urk.-B. V, S. 293.) oder eine Wiese in Driebach an dem „falledor" liegt (Ibid. S. 297.) Auf Gebücke an den Gemarkungsgrenzen werden wir in anderem Zusammenhang zurückkommen.

Schlagbäume an den Thoren werden mehrfach genannt, auch als Schläge bezeichnet, z. B. in dem mit einem Graben befestigt gewesenen Heuchelheim bei Giessen (Dieffenbach im Archiv für Hessische Geschichte, V, 1., S. 10), wo Thore und Schlagbäume erwähnt werden und in Langsdorf in Oberhessen. Hier war frei von Jagdfrohnden, was in den „Heegen" (Gebück und Graben) und „Schlägen" (Schlagbäume) baute (Ibid. V, 2 S. 86). Nicht minder haben wir an umschlossenen Gemarkungsgrenzen Schlagbäume zu suchen. Nach einer Urkunde von 1315 liegt ein Acker in Pohlgöns in Oberhessen: „by deme wartbaume". (Baur, Arnsb. Urk.-B. S. 298).

Die Umwallung war nicht immer unregelmässig; geradezu quadratisch war sie z. B. in Staden in Oberhessen, wie ein sehr instruktiver grosser Plan im Grossh. Archive in Darmstadt darthut. Hier umzieht ein an jeder Seite schnurgerader Wall mit nassem aus der Nidda gespeistem Graben den Ort an drei Seiten; an der vierten Seite schliesst sich das Schloss an und übernimmt die Vertheidigung.

Als eine Verstärkung dieser Gattung von Befestigungen haben wir das Gebück kennen gelernt. Eine weitere Verstärkungsmethode liegt in den Pallisaden. Dieselben stehen häufig am äusseren Grabenrande, wie z. B. bei dem Wildhofer Plan sehr deutlich angegeben ist. Wenn wir Merians Topographie durchblättern, finden wir häufig auch bei ausgebildeten Mauerbefestigungen Pallisadenreihen, die wir als Beispiele hier anziehen können; sehr schön z. B. bei der Sommerresidenz des Abts von Hersfeld, Schloss Eichen, (Merian Topogr. Hassiae S. 51), wo die enganeinandergestellten, oben in dreieckiger Form zugespitzten Planken (es sind keine Pfähle) eine kleine Strecke vor dem Graben herumziehen. Die Quellen beweisen das öftere Vorkommen solcher Pallisaden bei Dorfbefestigungen. So heisst es im Weisthum von Pfaffen-Schwabenheim: „wass gehöltz stehet in dem dorffsgraben inwendig der zeun." (Grimm, Weisthümer IV.). Oder lateinisch: „retro sepem" bei dem ausgegangenen Orte Alstat in Oberhessen (Baur, Arnsb. Urk.-B. S. 265) und bei dem gleichfalls ausgegangenen Byrincheim (1328 vbis: quae attingunt sepem retro villam. Ibid. S. 392.) Heuchelheim bei Giessen war nach dem alten Kirchenbuch mit Graben und Pallisaden („hohem Plankenzaun") nebst Thoren und Schlagbäumen befestigt. (Dieffenbach im Archiv f. hess. Gesch. V,1. S. 10.-S. o.)

(Fortsetzung folgt.)

Commissions-Verlag der Hofbuchhandlung von A. Klingelhöffer in Darmstadt. — Druck von Heinrich Kichler.

Herausgegeben von dem Verwaltungsausschusse des Gesammtvereins in Darmstadt unter Redaction von Ernst Wörner.

Correspondenzblatt

des

Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine.

Das Correspondenzblatt erscheint monatlich einmal und kostet jährl. 5 Mark.

№ 4. Achtundzwanzigster Jahrgang 1880. April.

Angelegenheiten des Gesammtvereins.

General-Versammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu Landshut.

Sitzung der Vereins-Delegirten am 16. September 1879.

In der am 16. September 1879 abgehaltenen Sitzung der Vereins-Delegirten wurden folgende Beschlüsse gefasst:

1. Die Rechnung ist geprüft worden und wird für verifizirt erklärt.

2. Es soll künftighin darauf Rücksicht genommen werden, dass die künstlerischen Beilagen des Correspondenzblattes möglichst im einfachen oder vielfachen Format des Blattes gehalten werden.

3. Falls die Fortsetzung des Koner'schen Repertoriums auf buchhändlerische Weise unternommen werden sollte, wird der Gesammtverein dieses Werk auf das wärmste empfehlen.

4. Als Versammlungsort des Gesammtvereins für nächstes Jahr wird Hamburg bestimmt und dem Vorstand des dortigen Vereins für seine freundliche desfallsige Einladung bestens gedankt, gleichwie auch der Einladung des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt am Main, welche Stadt für 1881 als Versammlungsort in Aussicht genommen wird. Von Bezeichnung eines eventuellen Versammlungsorts für Hamburg wird Abstand genommen.

5. Die Generalversammlung soll aufgefordert werden, zum Beschlusse zu erheben, dass die Königlich Bayerische Staatsregierung Seitens des Gesammtvereins ersucht werde, den Forschungen des Herrn Professor Ohlenschlager von München über die römischen Grenzbefestigungen in Bayern pecuniäre Unterstützung angedeihen zu lassen.

6. Der Vorstand des historischen Vereins für das Grossherzogthum Hessen wird auch für 1880 mit den Geschäften des Verwaltungsausschusses betraut.

7. Der Beitrag der Vereine für 1880 wird auf 9 Mark, der Preis des Correspondenzblattes auf 5 Mark pro Jahr festgesetzt.

Ernst Wörner als Schriftführer.

Zweite Plenarsitzung am 18. September 1879.

Der Präsident des Verwaltungsausschusses Herr Oberappellationsgerichtsrath Draudt eröffnete die Sitzung.

Es erstatteten Bericht über die Verhandlungen der dritten Section Herr Professor Dr. Grimm von Wiesbaden, der ersten und zweiten (vereinigten) Section Herr Graf v. Walderdorff, der vierten Section Herr Archivrath v. Zahn von Graz.

Der Schriftführer verlas die Beschlüsse der Delegirten. Die Versammlung erklärte ihre Zustimmung dazu. Sie erhob auch insbesondere zum Beschluss, dass die Königlich Bayerische Staatsregierung Seitens des Gesammtvereins ersucht werde, den Forschungen des Herrn Professor Ohlenschlager von München über die römischen Grenzbefestigungen in Bayern pecuniäre Unterstützung angedeihen zu lassen.

Die Versammlung fasste sodann folgenden Beschluss:

> Die Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine erachtet es für wünschenswerth, dass der in der ersten Plenarsitzung gehaltene Vortrag des Herrn Professor Rziha von Wien über die Graphik der Steinmetzzeichen mit dem zugehörigen Material an Abbildungen würdig publicirt werde.

Ueber den Antrag der vierten Section, den Gesammtverein zu ersuchen, den in ihm verbundenen Einzel-Vereinen zu bedenken zu geben, ob es nicht besser wäre, ihre Archivalien in öffentlichen Archiven zu deponiren, wurde, da er vor die Delegirtenversammlung gehört, nicht beschlossen.

Hierauf hielt Herr Professor Ohlenschlager von München einen Vortrag über die von ihm gefertigte autographische Zusammenstellung der Gräber und Grabhügel in Ober- und Niederbayern.

Der Präsident schloss die Versammlung indem er für die Aufnahme, die der Gesammtverein in Landshut Seitens der königlichen und städischen Behörden, des Vereins für Niederbayern und der Einwohnerschaft gefunden, seinen lebhaftesten Dank aussprach.

Herr Ohlenschlager dankt dem Präsidenten für die Leitung der Verhandlungen.

Ernst Wörner, Schriftführer.

Erste Sitzung der vereinigten I. u. II. Section[1], den 16. September 1879.

Den Vorsitz führt Herr Graf v. Walderdorff auf Hauzenstein; Schriftführer ist Herr Reallehrer Dr. Keller aus Mainz.

Der erste Gegenstand: „Vorlage einer Gesammtaufnahme der Teufelsmauer auf bayerischem Boden“ ist durch den Vortrag des Herrn Professor Ohlenschlager aus München auf der 1. allgemeinen Versammlung am 15. September bereits erledigt.

> Frage 2: „Wo befinden sich in Bayern römische Befestigungsanlagen, deren Umzug zum Theil durch Terrainhindernisse, Felsen, Steilabfälle, Wasser gebildet ist, und wodurch sind diese als römisch gekennzeichnet?“

ist mit Beziehung auf Frage 4 der III. Sektion (von Herrn Professor Ohlenschlager gestellt) von Herrn Obersten v. Cohausen aus Wiesbaden der I. Sektion unterbreitet worden. Dazu gehört ferner

> Frage 3 der I. Sektion: „Lassen sich für römische Befestigungen von nicht regelmässiger Gestalt, z. B. verschanzte Bergvorsprünge, Kennzeichen in Bau und Profil angeben?“ (Die Frage ist von Herrn Professor Ohlenschlager gestellt).

Nachdem der Herr Vorsitzende die materielle Identität der angeführten Fragen dargelegt, weist Herr Oberst v. Cohausen nach, dass sich die in Bayern zahlreich vorhandenen Befestigungen, bei denen Terrainhindernisse als wirksame Hilfe benutzt worden sind, im Gegensatz zu der herrschenden Meinung, um desswillen schwerlich als römische Befestigungen erweisen lassen, weil sie mit der genügend

bekannten militärischen und fortifikatorischen Praxis der Römer nicht im Einklange stehen, da die Römer bei Befestigungsanlagen auf Terrainhindernisse nirgends Rücksicht nahmen.

Herr Professor Ohlenschlager führt aus, dass zwar auf die vulgäre Gepflogenheit, Schanzen, über deren mittelalterliche Anlage keine Nachricht vorliege, für römisch zu halten, nicht viel zu geben sei; dass jedoch aus der Eigenart des römischen Heerwesens sich viele Gesichtspunkte zu Gunsten römischer Anlage auffinden lassen. Besonders habe es der Zweckdienlichkeit der römischen Grenzanlage entsprechen müssen, Bergabschlüsse zu befestigen. Redner fusst dabei auf den einschlägigen Arbeiten Keller's für die Schweiz und findet in Bayern viele Punkte, die in der Anlage der Praxis römischer Befestigung nahekommen. So die grosse Burg bei Scheuern, die auf 3 Seiten natürlich geschlossen, nach der 4. künstlich befestigt ist. Doch seien bei den meisten die Profile schwer festzustellen; auch ergeben sich gegründete Bedenken aus dem Umstande, dass nirgends in derartigen Schanzen der römische Ursprung durch Funde sich nachweisen lasse.

Herr Pfarrer Dahlem aus Regensburg: Es lassen sich doch für manche dieser Anlagen Beweise für römischen Ursprung beibringen. So für die Weltenburg, die nach 2 Seiten natürlichen Steilabfall, nach den anderen Befestigung aufweist; innerhalb sind römische Reste aufgefunden worden. Dann zeigt die sogenannte Ringstadt oberhalb Abbach bei Alkofen Benutzung der Bergkuppe zur Befestigungsanlage, während unterhalb eine römische Ansiedelung gefunden wurde. Im Inneren wurde ein Münzfund gemacht von über 100 Stücken, von denen 40 in Regensburg sich befinden. Sie gehen bis zu Hadrian hinauf. Noch andere Reste sprechen für römische Anlage. Sodann der Burgstall bei Isarhofen, wo eine Kiesauflagerung von 30—40' Böschung im Winkel abschliesst, während die 3. Seite durch einen guten Wall ihren Abschluss findet. Im Graben wurde eine römische Münze gefunden; in der Nähe scheinen Reihengräber zu sein. Ob diese Befestigungen nicht schon vorrömisch sind, wage ich nicht zu entscheiden. Als weiteren Punkt führe ich den Gigelberg nächst Landau an.

Dieser Aufzählung fügt Herr Prior Braumüller aus Metten noch die Wischelburg bei.

Herr Oberst v. Cohausen bemerkt, dass für ähnliche Anlagen in Trier und Saarlouis Mosaikfunde und Mahlsteine den römischen Ursprung unzweifelhaft bekunden.

Herr Professor Ohlenschlager will, so gut wie für die obengenannten, so auch für die Befestigungen zwischen Altmühl und Donau, dann für die Weltenburg römischen Ursprung festgehalten wissen und weist auf die Bedeutung der Sage von der „ledernen Brücke" hin. Es seien 5 Befestigungen hinter einander zu erkennen. Eine Schanze, die Wolfganger-Schanze, ist von Abt Wolfgang zum Schutze gegen die Hunnen angelegt worden. Sonst sind keine Anlagen in Bayern vorhanden, die als römisch bezeichnet werden könnten. Redner unterscheidet zwischen castris, d. h. stationären Lagerstellen, und Wachstationen, ad hoc bezogen, wie deren sich viele, von kegelförmiger Anlage, mit geringem Durchmesser, durch Palissaden leicht zu bewehren, in regelmässigen Entfernungen errichtet, oft aus Sümpfen hervorragend, nachweisen lassen.

Herr Pfarrer Dahlem will verschiedene Epochen rücksichtlich der Befestigung der Donaulinie festgehalten wissen. Marc Aurel bezeichnet einen Zeiteinschnitt. Die gewöhnlich „Wolfganger-Schanze" genannte Befestigung trage diesen Namen mit Unrecht, der vielmehr den rückliegenden Anlagen mit Fug zukomme.

Herr Direktor Dr. Schreiber von Augsburg unterscheidet zwischen den von den Römern benutzten Höhen und den planmässig angelegten Festungen. In Schwaben und Neuburg seien viele römische Ansiedelungen auf beherrschenden Höhen angelegt. Doch finden sich auch feste Anlagen in der Ebene, zumal mit in die Ebene vorragendem Thurme. Aber auch diesen biete der Abfall nach dem Wasser einen natürlichen Schutz. Es sei doch wohl anzunehmen, dass die Römer mit Vorliebe die durch natürliche Sicherungsvortheile empfohlenen Punkte benutzten, wie denn die meisten römischen Anlagen mit Benutzung der Höhenlage gebaut seien.

Herr Oberst v. Cohausen. Die vorhin angeführten Befestigungen, für die man römischen Ursprung annehmen zu dürfen glaubt, sind, zumal die mit Bossenquadern versehenen, keine Römerthürme. Ueberhaupt stammen die Bossenquaderthürme sämmtlich nicht aus der Römerzeit, sondern aus der Hohenstaufenzeit, einerlei, ob sie inner- oder ausserhalb des Limes liegen.

Freiherr v. Ow aus Wachendorf macht darauf aufmerksam, dass in der Altstadt von Rottenburg am Neckar, einer auf 3 Seiten befestigten Anlage, römische Reste, besonders Münzen und Säulenstücke, gefunden worden sind, und dass sich innerhalb derselben ein Thurm befindet, der für römisch gilt, aber mit Unrecht.

Herr Pfarrer Petersen aus Mussbach. Ein wesentliches Moment der Entscheidung über den Ursprung der in Frage stehenden Thürme ergibt sich aus der Beobachtung, ob zwischen diesen Anlagen und den römischen Strassen ein organischer Zusammenhang besteht oder nicht.

Herr Hauptmann v. Auer aus München. Am Nordrande des bayerischen Hochgebirges findet sich eine Reihe höchst interessanter Befestigungsanlagen, die in verschiedenen Zeiträumen angelegt worden sein müssen. Es fragt sich nun, in welcher Reihenfolge diese Befestigungen entstanden sind. Es gibt Zufluchtsstätten im Charakter keltischer Befestigung; diese benutzten die Römer, und entstand daraus eine Strasse von Kempten nach Augsburg. Diese Anlagen haben defensiven Charakter. Dann folgt die Zeit des Vorrückens zur Donau, und mit ihr treten Anlagen mit offensiver Bestimmung auf. Bei dem Rückzuge endlich von der Donau zu den Alpen erscheinen Defensivbauten von eigenthümlichem Charakter. Für die geschilderte Anlage ist das Mangfalldreieck sehr bezeichnend. Der Burgstall von Valley ist offenbar römisch und trägt den Charakter eines Brückenkopfes, an dessen Fusse mehrere Defileen zusammenlaufen. In der Nähe wurde die Station Isinisca gesucht. Alle diese Anlagen bezeichnen strategisch wichtige Punkte. Wir haben hier eine kolossale Defensivanlage, die im ganzen nicht gerade spezifisch römische Züge trägt, deren Hauptpunkte aber römisch sind. Sie stammt aus der Rückzugszeit der Römer und bildet eine Aufnahmestellung vor dem Eintritte in die Thäler.

Damit sind Frage 2 und 3 erledigt.

> Frage 4: „Kommen auch auf nicht römischem Boden regelmässige (viereckige) Feldverschanzungen vor, wie weit erstreckt sich deren Verbreitung, und auf welchen Ursprung lassen sie sich zurückführen?"

Nachdem Herr Professor Ohlenschlager, der die Frage gestellt, dieselbe praezisiert, legt

Herr Oberst v. Cohausen dar, dass viereckige Schanzen überall in Deutschland vorkommen, die sich als neuere Redouten, nach dem 30jährigen Kriege entstanden, kundgeben. Auch innerhalb des Limes kommen viereckige Verschanzungen vor, die für römische gelten. Das Terrain innerhalb der Teufelsmauer dürfe aber nicht getrennt betrachtet werden.

Herr Professor Ohlenschlager will dieses Terrain auch nicht gesondert behandelt wissen; er verlangt nur genauere Untersuchung und Charakterisirung.

Da die Voruntersuchung über diese Frage noch lange nicht abgeschlossen und das vorliegende Material, zumal was genauere Aufnahmen anlangt, durchaus nicht vollstän-

[1]) Da für Section II nur zwei Fragen angemeldet worden waren, wurden diese beiden Fragen mit dem Sitzungsmateriale der I. Section vereinigt.

dig ist, wird von der weiteren Erörterung dieser Frage Abstand genommen, und zur Verhandlung kommt

Frage 5: „Wie unterscheiden sich die nachweisbar schwedischen Schanzen des dreissigjährigen Krieges von den nachweisbar römischen?"

Die Frage ist von Herrn Professor Ohlenschlager gestellt worden.

Herr Director Dr. Schreiber. Bei ihrem Rückzuge nach Nördlingen haben die Schweden Schanzen gebaut, die meist von der Strasse weit entfernt, oft im Walde liegen und von bedeutendem Umfange sind. Solcher Schanzen sind viele vorhanden. Dem Volke gelten sie als Schwedenschanzen. Römische Funde sind darin nicht gemacht worden. — Genauere Angaben über ihren Bau vermag der Redner nicht zu geben.

Darauf gibt Herr Oberst v. Cohausen eine Darstellung der Charaktereigenthümlichkeit der römischen und der neueren Schanzen: Die römischen Schanzen haben die Einrichtung, dass die Vertheidiger auf dem offenen Walle stehen. Darum ist keine Brustwehr vorhanden, allenfalls Flechtwerk oder Rasen. Mit dem Aufkommen der Feuerwaffen erschienen Brustwehren und ausspringende Winkel mit Geschützbänken und Rampen. Ferner sind die alten Schanzen in der Kehle nicht offen, also keine Dreiecke und spitzwinklige Vielecke. Auch haben sie keine Vorwerke, sondern sind konzentrirte Schanzen. Einige Stellen aus Cäsar, die dagegen zu sprechen scheinen, sind singulärer Natur. Zur Römerzeit baute die Kriegskunst viereckige Schanzen mit rechten Winkeln. Vorher war der Kreis und der Kreisabschnitt die übliche Form. Nach der Römerzeit fiel man darauf zurück, und erst mit der Einführung des Feuergewehrs treten wieder den römischen ähnlichen Formen auf, aber mit den vorhin angeführten charakteristischen Merkmalen.

Herr Pfarrer Dahlem bemerkt, dass Vitruv angibt, dass bei der römischen Fortification die kreisförmige Anlage nicht ausgeschlossen sei.

Darauf erwidert Herr Oberst v. Cohausen mit dem Hinweise, dass dem allerdings so sei, dass jedoch Vitruv nur ein Theoretiker sei und römische Schanzen von fraglicher Gestalt nicht gefunden werden.

Herr Professor Ohlenschlager: Der Mangel einer Brustwehr kann keinen entscheidenden Fingerzeig geben, da solche früh abgetragen worden ist. Es ist zu fragen, ob in Profil und Böschung sich ein Unterschied zeige. Darin aber sind alle gleich. Feldschanzen die den arbeitenden Soldaten Unterkunft boten, sind nicht rechteckig und haben nur einen Ausgang, während grosse Schanzen drei Ausgänge und auf der vierten ein Reduit haben. So die Deisenhofer Schanzen. Die 201 restaurirte Strasse durchschneidet sie; Funde sind in derselben nicht zu erwarten, wie auch die verlassenen Heerlager neuerer Zeit keine solchen ergeben. Aber diese Refugien sind zu trennen von den castris stativis. Die Deisenhofer Schanzen haben genau dieselben Ausmessungen wie die Umzüge von Strassburg, von Regensburg und von Richester. Ferner geht die Römerstrasse durch die Schanzen und schneidet die Wälle; demnach ist in solchem Falle die Schanze älter als die Strasse.

Der Vorsitzende, Herr Graf von Walderdorff schliesst hierauf die Debatte mit dem Wunsche, dass eine genaue Aufnahme aller dieser Schanzen erfolgen möge, um die Frage mit Hülfe authentischen Materials zu erledigen.

Sodann tritt die Versammlung in die Berathung der Fragen 6, 7, 8 ein, die von Herrn Obersten von Cohausen gestellt worden sind und eine gemeinsame Behandlung erheischen, wie auch die Frage 4 der III. Sektion denselben Gegenstand zum Inhalte hat.

Frage 6 der I. Section: „Wo befinden sich die Bossenquaderthürme innerhalb des Limes?"

Frage 7 der I. Section: „Welche derselben werden für römisch gehalten, und nach welchen Kriterien?"

Frage 8 der I. Section: „Welche notorisch römische Bauwerke in Italien haben Quader mit Randschlag und Bossen?"

Frage 4 der III. Section: „Welche mittelalterliche Thürme des ausserrömischen Landes sind mit den sogenannten Römerthürmen in der Bauart gleich, wie erklärt man die übergrosse Mauerdicke derselben, und wie lässt sich deren Herkunft aus dem 12. Jahrhundert beweisen?"

Herr Professor Ohlenschlager führt eine Reihe von Thürmen auf, den Thurm von Wellheim, Pappenheim, Rishofen, Altmannstein, Kipfenberg, Brunnen, Hohentrüdingen u. A. Alle diese gelten für römisch; vor Allem der von Wessobrunn, ferner der Heidenthurm von Regensburg. Theils haben sie Quader mit Buckeln, theils nicht. Alle angeführten stehen auf dem Gebiete früherer Römerherrschaft. Ueber römischen Boden hinaus kommen die Thürme von Nürnberg, Miltenberg, Stadtprozelten in Frage.

Herr Oberst von Cohausen: Man hat auch das Schloss von Dillingen, den Thurm von Steinsberg bei Weiler im Elsenzthal, den Trifels, die Marxburg, die Befestigungen von Klingenmünster, Wachenheim, Kirn, Schwabsburg für römisch gehalten und müsste es auch, wenn die Buckelquadertechnik ein Kriterium römischen Ursprungs wäre. Mit demselben Rechte aber müsste man alsdann auch die Thürme von Gelnhausen, Kalsmunt, Eger, die Stadtmauer und den 5eckigen Thurm von Nürnberg, bei denen allen an römische Anlage nicht zu denken ist, ebenfalls für römisch halten.

Herr Professor Ohlenschlager: Die Frage erachte ich noch nicht für geschlossen. Der Thurm von Wessobrunn wird in der Geschichte des Klosters nicht erwähnt, obwohl die Gründung des letzteren bis 758 hinaufreicht. Und dann wäre es doch zu sonderbar, wenn sich das Kloster einen Thurm vor die Thore gebaut hätte, wie es dort der Fall ist. Er muss also älter sein, als die Gründung des Klosters, und kann kein Bergfried sein. Der erwähnte hat keine Bossenquader. Solche hat der Thurm von Rishofen, der ganz isolirt am Wasser steht, wie auch der Thurm von Wittislingen ganz frei steht, der ebensowenig, wie der von Rishofen, zu einer Burg gehört. — Redner will nicht behaupten, dass die in Rede stehenden Thürme römisch sind; will sie aber auch nicht in das 12. und 13. Jahrhundert verwiesen wissen, wie Herr von Cohausen's Meinung ist. Alle diese Thürme haben keinen Umzug.

Herr Oberst von Cohausen: Vielleicht hatten sie einen Holzumzug.

Herr Professor Ohlenschlager legt das Hauptgewicht nicht auf die Bossirung, sondern auf die isolirte Anlage, wogegen

Herr Professor Dr. Lindenschmit aus Mainz geltend macht, dass auch die übrigen, nachweisbar neueren Thürme ganz isoliert stehen.

Herr Professor Ohlenschlager: Die Lage der von mir angeführten Thürme ist durchaus charakteristisch. Sie finden sich an Stellen, wo die Gesichtslinien der umgebenden Landschaft zusammenlaufen. Sie stellen sich somit als Signalthürme dar. Warum sollen sie der Hohenstaufenzeit zugewiesen werden?

Herr Oberst von Cohausen: Dafür haben wir kunsthistorische Beweise, weil wir wissen, dass andere Burgen gleichzeitig gebaut worden sind, die dieselbe Technik aufweisen. Auch war diese den Dombauhütten bekannt, wurde aber bei Kirchenbauten aus mehreren Gründen nicht angewandt.

Herr Graf von Walderdorff bezweifelt, dass nach dem vorhandenen Materiale die Frage entschieden werden könne und stellt als unerlässliche Bedingung einer befriedigenden Lösung den Befund genauer Aufnahmen dar, die erst sorgfältig zu machen seien.

Herr Pfarrer Dahlem führt als Beispiel dafür, wie ganz ohne Grund oft einem Bauwerke die Bezeichnung „römisch" beigelegt werde, den Abbacher Thurm an, der

ein gothisches Gewölbe enthält und der Baugeschichte nach dem 15. Jahrhunderte angehört.

Herr Professor Ohlenschlager: Das gothische Gewölbe ist erst später eingebaut worden, wie sich aus den Details der Anlage deutlich ergibt.

Herr Pfarrer Dahlem: Doch verweist die genau bekannte Baugeschichte den Thurm in die angegebene spätere Zeit.

(Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen für Deutsche Geschichte und Alterthumskunde überhaupt.

Das Bronzealter und die Marburger Versammlung.

Einige Berichtigungen von Dr. Oscar Montelius.

In der Septembernummer des „Correspondenz-Blattes“ für 1879 kommt Herr Dr. Beck auf die Discussion zurück, welche auf der Versammlung in Marburg 1878 über die Bronzealterfrage stattfand, an der auch ich mich betheiligte. Herr Dr. Beck hat in einigen wichtigen Punkten meine Aeusserungen missverstanden, wesshalb ich mich genöthigt sehe, um Platz für folgende Bemerkungen zu bitten. Ich benütze die Gelegenheit um zugleich auf einige Irrthümer in dem Referat über die Verhandlungen hinzuweisen, welches in Nr. 3 und 4 von demselben Jahrgang des „Correspondenz-Blattes“ zu lesen ist. Dort wird nämlich ein Resumé gegeben theils (S. 26—27) von dem was ich in der Discussion gesagt habe, theils (S. 19) von einigen an mich gerichteten Fragen und von den Antworten die ich darauf gegeben haben soll. Man hat mir Gelegenheit gegeben das erste in Manuscript durchzulesen. Das Referat über die Fragen und meine Antworten habe ich dagegen erst gelesen, nachdem es gedruckt vorlag, woraus sich erklärt, dass es, wie ich weiter unten zeigen werde, in manchen Beziehungen unrichtig ist.

Als ein wichtiges Ergebniss der Discussion bezeichnet Dr. Beck, dass es von mir zugegeben sei, „ein Bronzezeitalter im Süden, d. h. in der ganzen übrigen Welt ausser Skandinavien, habe niemals existirt“. Dies ist ein vollständiger Irrthum des Herrn Dr. Beck, um so grösser und unerklärlicher, als eine oberflächliche Bekanntschaft mit den Schriften, worin ich die Bronzealterfrage behandelt habe, lehrt, dass eine solche Aeusserung von mir schon desshalb unmöglich ist, weil ich allzu lebhaft von der Existenz eines Bronzealters nicht nur im Norden sondern auch in den meisten übrigen Theilen Europa's und selbst in vielen Ländern ausserhalb unseres Welttheils überzeugt bin. Weil man gesagt hatte, dass die nordischen Forscher behaupteten, alle Länder der Welt hätten die drei Perioden durchgemacht, erklärte ich, dass die skandinavischen Forscher ihrem System keineswegs eine so generelle Ausdehnung geben wollen. Wir wissen z. B. sehr gut, dass auf grossen Länderstrecken des jetzigen europäischen Russlands keine Spuren von einem Bronzealter gefunden worden sind[1]), und dass viele Völker in Amerika wie auf den Südsee-Inseln durch europäischen Einfluss direkt vom Steinalter zum Eisenalter übergegangen sind, folglich ohne ein Bronzealter je gehabt zu haben. Die zahlreichen Ueberreste aus einer Bronzezeit, welche fast in allen denjenigen Ländern Europa's gefunden sind, wo überhaupt Alterthümer gesammelt werden, beweisen doch, dass eine solche Periode im Süden ebensowohl wie im Norden existirt hat.

Nach Dr. Beck soll ich auch erklärt haben, dass alle im Norden verfertigte Bronzesachen, nur mit Ausnahme der ältesten, aus importirten Barren fabricirt worden. Dr. Beck meint hierbei offenbar das bereits erwähnte, nicht von mir corrigirte Referat (S. 19), wo es heisst: „Verfertigte man in Schweden die Bronzewaffen und Schmuckstücke aus Bruchstücken importirter Waaren? — Nein, sondern da man weder selbst Zinn, noch vor der Entdeckung der Fahluner Kupferwerke im Mittelalter, Kupfer hatte, so verfertigte man jene Bronzeschwerter aus Bronzemasseln, die uns auf dem Handelswege zukamen?“

Dieses Referat ist allzu knapp und führt desshalb leicht zum Missverständniss. Zwar erinnere ich mich nicht, nach so langer Zeit, an die exacte Form der Frage, aber ich weiss, dass man fragte, ob ich glaubte, dass die nordischen Bronzen aus importirten Barren verfertigt worden, oder aus fremden Arbeiten, die, vielleicht nachdem sie zum Gebrauch untauglich geworden, umgeschmolzen wurden. Ich antwortete natürlich, dass sich dies nicht in jedem Falle mit Sicherheit ermitteln lasse, dass man aber wahrscheinlich auf beide Weisen das Rohmaterial für die einheimischen Arbeiten erhalten hat, um so eher als in Deutschland solche Barren zusammen mit Bronzealtersachen gefunden worden. Uebrigens bin ich der Meinung, dass die Frage, ob man sich das Rohmaterial als Barren oder anders zu denken habe, von sehr untergeordneter Wichtigkeit ist, besonders weil ich, wie andere nordische und deutsche Alterthumsforscher, bei verschiedenen Gelegenheiten die Aufmerksamkeit darauf gelenkt habe, dass man nicht selten in Skandinavien wie in Deutschland fremde Bronzewaffen und andere importirte Sachen findet, sowohl aus der späteren und spätesten Periode der Bronzezeit als aus dem Anfange derselben[2]). Es folgt hieraus, dass ich nicht gesagt habe, und nicht gesagt haben kann, dass man, mit Ausnahme der ältesten Zeit, die Bronze nur als Barren bei uns importirt habe.

Die folgende Frage in dem genannten Referate: „Also ging das Rohproduct aus den Culturländern zur Verfeinerung nach Schweden“, worauf ich ein kurzes „Ja“ geantwortet haben soll, ist in dieser Form so eigenthümlich, dass man leicht einen Versuch darin erblicken könnte, die nordische Wissenschaft lächerlich zu machen, wenn nicht der Name des Vorsitzenden, Herrn von Cohausen, der die Frage an mich richtete, dafür bürgte, dass ein solcher Versuch nicht beabsichtigt sein konnte.

Das Referat der zwei letzten Fragen ist ebenfalls unvollständig und unrichtig. Es heisst nämlich: „Wonach beurtheilt man, ob z. B. ein Bronzeschwert in Schweden oder in einem anderen Lande gemacht sei? — Dann verfahren wir so: Wir zählen die bei uns gefundenen Schwerter dieser Art und mit diesen Ornamenten, sowie die in dem anderen Lande gefundenen; und wenn dann die Zahl der bei uns gefundenen diese übersteigt, so schliessen wir, dass sie bei uns angefertigt worden sind. — Sie würden also, wenn fünf ähnliche Schwerter in Schweden und ein solches in Italien gefunden worden, sagen: Sie sind alle bei uns fabricirt und eines ist nach Italien importirt worden? — Ja, das würden wir sagen.“

Gleich wie andere nordische Forscher, habe auch ich so oft die Methode erörtert, welche wir anwenden um zu finden, ob ein Typus im Norden einheimisch ist oder nicht, dass man es unnöthig finden konnte die Frage hier nochmals zu berühren. Da indessen jenes Referat zeigt, dass unsere Gegner in diesem wie in manchen anderen Punkten, uns vollständig missverstanden haben, bin ich genöthigt noch einmal eine Erklärung hierüber zu geben, obgleich ich nicht hoffen darf, dass man diese besser als die vorigen verstehen werde.

---

[1]) Worsaae, „La Colonisation de la Russie et du Nord-Scandinave“ (Kopenhagen, 1875), S. 114.

[2]) Siehe z. B. meinen Vortrag „Sur l'âge du Bronze en Suède“ in dem „Compte-rendu du congrès de Stockholm, 1874“, S. 505.

Es ist wahr, dass wir für jeden Typus die Zahl der aus jedem Lande bekannten Exemplare kennen zu lernen suchen. Aber wir haben nie gesagt, dass, „wenn die Zahl der bei uns gefundenen die aus anderen Ländern übersteigt, so schliessen wir daraus, dass sie bei uns angefertigt worden sind.“ Um anzunehmen, dass ein Typus nordisch sei, fordern wir nämlich, dass entweder alle bis jetzt davon bekannten Exemplare im Norden gefunden seien, oder dass die Mehrzahl hier, und nur vereinzelte Exemplare auswärts gefunden worden. Folglich, wenn man fünf Exemplare von irgend welchem bestimmten Typus in Skandinavien und ein einziges in einem anderen Lande kännte, so würde ich daraus allein nicht schliessen können, dass der Typus ein nordischer sei. Es ist überhaupt nicht die Zahl allein die in Betracht kommt, wir untersuchen namentlich auch den typologischen Zusammenhang, so wie andere Verhältnisse, auf welche ich hier nicht näher eingehen kann.

Um diese Methode mit Erfolg anzuwenden, ist jedoch unbedingt nothwendig einen Typus von dem anderen sicher unterscheiden zu können, und die archäologischen Verhältnisse in den verschiedenen Ländern gründlich zu kennen. Die Typen sind in der Archäologie von derselben Bedeutung, wie in der Naturwissenschaft die Arten. Wie Niemand den Namen eines Naturforschers beanspruchen darf, der nicht im Stande ist den Unterschied zwischen zwei, auch einander nahe stehenden Arten zu sehen; so sollte sich auch Niemand für einen Alterthumsforscher halten, der nicht vermöchte zwei Typen zu unterscheiden, sei der Unterschied noch so gering.

Dr. Beck sagt (S. 70), dass die skandinavischen Formen „jetzt keine höhere Bedeutung mehr beanspruchen können als die keltischen, gallischen, ungarischen etc. Typen.“ Dies ist vollkommen richtig. Nur das Wort „jetzt“ ist überflüssig, weil die nordischen Forscher niemals eine Ausnahme-Stellung für die nordischen Bronzen in Anspruch genommen haben, obwohl dies von deutscher Seite behauptet worden. Man hat sogar oft, wie auch im Referat der Marburger Verhandlungen (S. 18) gesagt, dass wir die Lehre von der Bronzezeit aus Nationaleitelkeit erfunden haben, und dass wir jetzt nur aus derselben Ursache diese Lehre aufrecht erhalten. Die Annahme eines so schlechten Beweggrundes ist eine Tactlosigkeit, die in einer wissenschaftlichen Discussion nie vorkommen sollte. Ich verstehe überhaupt nicht, wie unser Nationalgefühl sich von einem System geschmeichelt fühlen könnte, nach welchem eine ursprünglich fremd und erst allmählich national gewordene Bronzealterkultur nicht in Skandinavien und in Deutschland allein, sondern auch in Ungarn, Italien, Frankreich und in zahlreichen anderen Ländern existirt hat, denn wir lehren ja eben, dass gleich wie der Norden seine nationale Bronzealterstypen hat, solche auch in jedem der genannten Länder zu finden sind.

Freilich sagt Dr. Beck (S. 70): „Was es mit diesen nationalen Typen auf sich hat, erfährt eine eigenthümliche und charakteristische Illustration durch den grossen Bronzefund von Zannoni in Bologna. Dort fanden sich in einer grossen Amphore ca. 1400 Bronzen im Gewicht von 30 Centnern sorgfältig verpackt. Es war das Magazin eines Bronzewaarenfabrikanten, welches wahrscheinlich in Kriegszeiten vergraben worden war. Dabei fanden sich viele jener sogenannten typischen Formen der Schweizer Pfahlbauten, von Ungarn, Skandinavien u. s. w.“

Diese Behauptung ist vollständig unbegründet, und es ist überraschend sie von Dr. Beck wiederholt zu finden, seitdem sie schon einmal deutscherseits widerlegt worden ist[3]. Ich habe diesen grossartigen, bei der Kirche San Francesco in Bologna gemachten Fund genau studirt, ohne einen einzigen der charakteristischen skandinavischen Typen darin finden zu können; wie auch die für Ungarn und die schweizerischen Pfahlbauten eigenthümlichen Typen vollständig fehlen. Ich hoffe nämlich, dass Dr. Beck nicht ein zum Funde gehörendes Schwert als einen für Skandinavien charakteristischen Typus betrachtet. Das Schwert, dessen Griff in zwei Spiralen endigt, ist von derselben Form wie Fig. 155 in meinen „Antiquités suédoises“ und der einzige Gegenstand im ganzen Funde, der ähnlich mit den in Schweden gefundenen ist. Es sind nämlich in der That einige Schwerter dieser Form in Skandinavien gefunden, allein wir haben schon darauf aufmerksam gemacht, dass jene Schwerter vom Süden zu uns gekommen, und nicht einheimisch sind[4]). Ebenso gehören auch zum Bolognafunde Bronzefibeln derselben Form wie einige zu Moerigen in der Schweiz gefundene[5]); man hat aber schon eingesehen, dass diese Fibeln dort vom nördlichen Italien importirt sind, wo solche allgemein sind[6]).

Folglich ist es gar nicht möglich den Bolognafund als Beweis für die Unrichtigkeit unserer Ansicht, dass die für Skandinavien charakteristischen Bronzen nordischen Ursprungs sind, zu benutzen. Wenn man dessen ungeachtet behauptet hat, dass die nordischen Typen in diesem Funde repräsentirt sind, kann dies nur dadurch erklärlich sein, dass man entweder nicht den Bolognafund, oder nicht die nordischen Typen kennt. So lange man nicht die Zeichnung eines zum San Francesco-Funde gehörenden Gegenstandes von einem Typus, den ich als im Norden einheimisch bezeichnet habe, vorlegt, kann ich diesen Fund als Widerlegung meiner Ansicht nicht betrachten.

Um die unläugbare Thatsache zu erklären, dass gewisse Typen für gewisse Länder eigenthümlich sind, haben unsere deutschen Gegner behauptet, dass alle jene Sachen aus italienischen oder phoenikischen Fabriken hervorgegangen sind, dass aber, wie Dr. Beck sagt (S. 70), „die Bronzegeräthe für den Handel nach dem Geschmacke der verschiedenen Länder fabricirt wurden.“ Hier möchte man doch zunächst fragen, wie es möglich war, dass ein so verschiedener Geschmack bei Völkern entstehen konnte, welche solche Sachen niemals selbst verfertigt haben, sondern sie immer aus den Fabriken der grossen Culturländer gekauft haben sollen. Wohl hat man auf unsere Zeit verwiesen, mit ihrer hoch entwickelten Industrie und mit ihren Communikationen, wie deren ähnliches nicht in älteren Zeiten aufzuweisen ist. Die Verhältnisse sind doch allzu verschieden um es ohne weitere Untersuchung zu erlauben, die jetzigen Zustände auf die Jahrtausende vor Christus herrschenden zu übertragen; und wir dürfen nicht den wichtigen Umstand vergessen, dass, wenn in unseren Tagen eine englische Fabrik Waffen oder Schmuckgegenstände von bestimmten Typen für gewisse aussereuropäische Völker verfertigt, die englische Fabrikation dieser Sachen erst dann begonnen hat, als die Typen schon von den barbarischen Völkern selbst entwickelt worden waren.

Was das Bronzealter betrifft, wäre es vielleicht denkbar die gegebene Erklärung als zulässig zu betrachten, wenn nur in gewissen grossen Gebieten eine kleine Zahl von verschiedenen Formen vorkäme. So verhält es sich aber nicht. Jedes Land in Europa, wo überhaupt Reste eines Bronzealters beobachtet worden sind, hat seine eigene Formen von Waffen, Werkzeugen, Schmucksachen u. s. w., und die verschiedenen Typen, von denen jeder seine beschränkte locale Ausbreitung hat, zählen schon nach Hunderten. Hierzu kommt, dass man oft in kleinen, einander nahe gelegenen Gebieten verschiedene Typen gefunden hat.

---

[3]) Von J. Mestorf in dem „Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“, 1879, Nr. 7.

[4]) z. B. in meinen beiden Abhandlungen „Sur l'âge du bronze en Suède“ und „Sur les poignées des épées et des poignards en bronze“, in dem „Compte-rendu du Congrès de Stockholm, 1874“, S. 506 u. 910.

[5]) Keller, „Pfahlbauten“, 7. Bericht, Bl. 8, Fig. 1 u. 2.

[6]) Castelfranco in „Bullettino di Paletnologia italiana“, Jahrg. 4, S. 54.

So giebt es z. B. eine Bronzealtersfibula, die eigenthümlich für Hannover ist, eine andere für Mecklenburg, eine dritte für Pommern, eine vierte für Bornholm und die nächstliegenden Theile von Skandinavien u. s. w.[7]) Jeder dieser Typen ist in mehreren Exemplaren im genannten Gebiet, aber niemals oder äusserst selten ausserhalb der Grenze, und damals immer nur in der Nähe gefunden worden. Aus Italien oder anderen südlicheren Ländern, oder zwischen diesen Ländern und dem Norden, kennt man dagegen kein einziges Exemplar der genannten Typen, obwohl dort so viele Tausende von Bronzefibeln mannigfaltigster Formen gefunden worden sind.

Jeder Forscher, der diese Verhältnisse kennt, muss es bedenklich finden, dass man sie, wie bereits erwähnt, dadurch erklären will, dass die Fabriken der südlichen Culturländer den eigenthümlichen Geschmack der Bewohner der verschiedenen Ostseeländer und der benachbarten Gebiete durch ganz verschiedene Formen von Fibeln zu befriedigen suchten. Dies ist um so unmöglicher, wenn man bedenkt, dass es sich um eine Periode handelt, die mehr als 2000 Jahre hinter uns liegt, zu welcher Zeit die Völker am mittelländischen Meer höchstens durch sehr dunkle Gerüchte davon vernommen hatten, dass Land und Menschen so weit nördlich existirten.

Nachdem ich in Marburg die nordischen Ansichten über die Entstehung unserer Bronzealterkultur und über die Entwickelung der nordischen Typen aus fremden Prototypen geschildert hatte, suchte ich letzteres durch ein aus unserer Zeit geholtes Exempel anschaulich zu machen. Ich sagte, dass eine in Amerika erfundene Maschine gewöhnlich auch bald in Europa verfertigt wird, anfänglich wird das Original genau nachgeahmt, allmählich entstehen aber grössere oder kleinere Verschiedenheiten in der Form und Ausführung, welche immer so charakteristisch sind, dass sie einem geübten Auge gestatten, die in den verschiedenen Ländern fabricirten Exemplare von einander zu unterscheiden. Diesen Vergleich finde ich auch jetzt berechtigt, obwohl Dr. Beck sich darüber lustig macht. Er scheint nicht zu verstehen, dass für eine solche Frage grosse Unterschiede gar nicht nöthig sind. Sogar ein anscheinend unbedeutender Unterschied ist hierfür, wie für die Arbeiten des Bronzealters, von entscheidendem Gewicht, wenn er nur constant ist.

Dr. Beck betrachtet es als ein Ergebniss der Discussion in Marburg, dass ich erklärte, die Bronze als solche sei keine skandinavische Erfindung, sondern die Nordländer hätten diese wichtige Metallmischung erst durch Berührung mit andern Völkern kennen gelernt. Ich weiss wohl, dass auch andere Forscher als Dr. Beck die nordische Ansicht über die skandinavische Bronzealterkultur auf diese Weise missverstanden haben. Ein Blick auf die nordische Literatur genügt jedoch, um zu sehen, wie vollständig unberechtigt eine solche Auffassung unserer Ansicht ist. Wie andere nordische Forscher habe auch ich mehrmals[8]) ausdrücklich betont, dass unsere Bronzekultur auf einer ausserhalb des Nordens und ausserhalb Europas gemachten Erfindung beruht, und dass die Kenntniss von dieser Erfindung, indem sie sich allmählich über Europa verbreitete, in den verschiedenen Ländern eine höhere Kultur als die des vorhergehenden Steinalters gründete.

Dr. Beck behauptet, dass die Phönizier in der ersten Hälfte des 2. Jahrtausends vor Christus die Bronze entdeckt, und dass sie den Bronzehandel monopolisirt haben. Da es nicht möglich ist, diese grosse Frage hier zu behandeln, will ich nur die Ueberzeugung aussprechen, dass die Bronze schon vor der letztgenannten Epoche bekannt gewesen, dass sie schon früher, als die merkantile Bedeutung der Phönizier beginnt, eine grosse Rolle gespielt hat, und dass wir keinen Grund haben, den Phöniziern den Handel mit derjenigen Bronze zuzuschreiben, welche die Grundlage der Bronzekultur in den nördlich der Alpen liegenden Ländern bildete.

Ferner sagt Dr. Beck (S. 70): „Die metallkundigen Händler, welche den Skandinaviern die Erzgeräthe zuführten, kannten unzweifelhaft bereits das Eisen und verwendeten es zu vielen Zwecken, wofür es geeigneter war, als Bronze. So hatten die phönizischen oder südländischen Schiffe eiserne Beschläge, eiserne Ketten, eiserne Anker u. s. w. Mussten die Nordländer, nachdem sie mit den fremden Händlern in intime Handelsverbindungen getreten waren, dass Eisen nicht ebensogut wie die Bronzen kennen lernen?“ Dr. Beck nimmt also an, dass der Verkehr zwischen Skandinavien und den Ländern am Mittelländischen Meer zur See stattgefunden hat. Eine nähere Kenntniss der Verhältnisse in den verschiedenen Ländern zeigt jedoch, dass es ein Verkehr über Land, von einem Volke zu dem anderen, gewesen ist und dass man nicht von einer regelmässigen direkten, einigermassen bedeutenden Seeverbindung zwischen Süden und Norden vor dem Ende unseres Bronzealters, und wahrscheinlich nicht einmal zu jener Zeit, sprechen kann. Die Völker, mit welchen die Skandinavier während des Bronzealters in direktem Verkehr standen, waren hauptsächlich die Bewohner des jetzigen Deutschlands, welche ihrerseits mit ihren Nachbarn verkehrten. Erst gegen Ende ihres Bronzealters kamen zuerst die Einwohner Deutschlands, und etwas später die skandinavischen Völker in Berührung mit Leuten, die mit dem Gebrauche des Eisens und des Stahles vertraut waren. Diese Berührung bewirkte auch, dass die Bronze allmählich, in allen solchen Fällen, wo das Eisen besser war, als die Bronze, von dem neuen Metalle verdrängt wurde, wodurch das Eisenalter auch im Norden seinen Anfang nahm.

Es ist nicht vollkommen richtig, wenn Dr. Beck sagt: „Die von Dr. Hostmann angeführten nordischen Funde, bei denen Eisen und Bronze zusammen vorkamen, suchte er (Dr. Montelius) als zweifelhaft hinzustellen, indem er muthmasste, dass die Eisengeräthe später zufällig dahin gerathen seien. Doch gab er zu, dass in der Bronzezeit immerhin schon einzelne Gegenstände von Eisen von Süden durch den Handel nach den Nordländern gekommen sein könnten.“ Es gibt kaum eine einzige Angabe von Eisen in einem Funde aus der eigentlichen Bronzezeit Skandinaviens, und man hat sogar mit Erstaunen bemerkt,[9]) dass auch aus der letzten Zeit des Bronzealters im Norden Eisen zusammen mit Bronzealterstypen ausserordentlich selten gefunden worden ist, während Funde von Eisen in Verbindung mit Bronze aus der entsprechenden Uebergangszeit im südlichen und mittleren Europa sehr zahlreich sind. Folglich hatte ich keine Veranlassung, so zu sprechen, wie Dr. Beck gesagt hat.

[7]) Die hannoveranische Form ist abgebildet in Estorffs „Heidnische Alterthümer“, Pl. XII, Fig. 2 u. 4; die meklenburgische in „Meklenb. Jahrb.“, XXX, S. 146; die bornholm'sche in Worsaae „Nord. Oldsager“, Fig. 229 und in meinen „Antiqu. suédoises“, Fig. 121. Von den pommerischen Fibeln kenne ich keine Abbildung; es ist eine „brillenförmige Spange“ mit dreifachen erhabenen Linien. Mehrere solche Fibeln befinden sich im Stettiner Museum (z. B. Nr. 940 u. 1363).

[8]) Z. B. in meinem „La Suède préhistorique“ (Stockholm 1874), S. 38 u. 39; „Führer durch das Museum vaterländischer Alterthümer in Stockholm — — von O. Montelius, übersetzt von J. Mestorf“ (Hamburg 1876), S. 21.

[9]) Wie in meiner „Sveriges historia“, Theil 1, S. 175; vergl. meine „Remains from the iron age of Scandinavia“ (Stockholm 1869), 2. Section, S. 21. Nur 5 solche Funde waren damals bekannt aus dem ganzen Skandinavien, und sie sind nicht alle sicher. Seitdem sind in Schweden nur einige solche Funde gemacht worden.

Indem Dr. Beck behauptet, dass der Gebrauch des Eisens älter ist, als der Gebrauch der Bronce[10]), und dass alle Metallurgen darüber einig sind, dass man das Eisen ebensogut wie das Kupfer durch Schmelzung aus seinen Erzen darzustellen vermochte, — so will ich nur bemerken, dass die Frage, ob die Bronze oder das Eisen das erste Nutzmetall in Skandinavien und in anderen Ländern gewesen ist, nicht eine metallurgische, sondern eine historische, oder vielmehr eine archäologische Frage ist. Wir haben nicht zu untersuchen, welches Metall leichter darzustellen ist, oder ob es wahrscheinlicher ist, dass Eisen oder Bronze früher im Gebrauch gekommen. Für uns ist die Frage: welches Metall ist faktisch in jedem einzelnen Lande zuerst bekannt geworden?

Deutscherseits hat man auch gesagt, es könne kein Bronzealter existirt haben, weil schon die älteste Geschichte der Kulturvölker von dem Gebrauche des Eisens berichte. Selbst wenn dies richtig wäre, würde dadurch Nichts bewiesen, weil die geschriebene Geschichte nur einen Theil des Lebensalters der Menschheit, und nicht die ältesten Perioden kennt, die eben darum vorgeschichtlich genannt worden sind. Das Bronzealter ist aber eine wesentlich vorgeschichtliche Periode, von welcher man nur schwache Spuren in den Geschichtsbüchern erwarten kann. Solche Spuren sind auch wirklich vorhanden.

Mit den sprachlichen Beweisen, die Dr. Beck als Stützen für seine Meinung citirt hat, kann ich mich nicht hier beschäftigen. Ich will nur darauf aufmerksam machen, dass Sprachforscher ersten Ranges zu ganz verschiedenen Resultaten in dieser Frage gelangt sind, und dass auch sprachliche Gründe für die Meinung angeführt worden sind, dass die Indogermanischen Völker schon vor dem Ende des Steinalters sich von einander getrennt haben.

In Bezug auf die Sprachfragen, die Dr. Beck berührt hat, muss ich doch den bedeutenden Irrthum berichtigen, den er begeht in dem Ausspruch (S. 71): „Möglich ist es ja, dass die Schweden, als sie durch fremde Händler die Bronze kennen lernten noch kein Eisen kannten, aber warum heisst denn der uralte Namen der skandinavischen Halbinsel Järnbäraland — das Mutterland des Eisens? Irrt sich in diesem Namen die Tradition und der Völkerinstinkt, oder irren sich nordische Gelehrte mit ihrer Dreitheilungstheorie?“ — Es irren sich in dieser Frage weder die Tradition noch die nordischen Gelehrten, sondern Dr. Beck, wenn er glaubt, dass „Järnbäraland“ die ganze skandinavische Halbinsel bezeichnet, während es nur der Name einer Provinz, und zwar einer der letztbebauten, aber an Eisen reichsten Gegenden Schwedens ist.

Auf die Marburger Versammlung zurückkommend, werde ich nur noch auf zwei Thatsachen aufmerksam machen: 1) dass alle anwesenden deutschen Forscher, wie Dr. Beck selbst bemerkt, die nordische Bronzealterlehre lebhaft bekämpften, und 2) dass Dr. Hostmann feierlich erklärte, dass diese Lehre einer der schädlichsten Zusätze wäre, womit die nordischen Forscher die Wissenschaft „inficirt“ haben. Als am folgenden Tage einer seiner Landsleute, Dr. Theobald aus Hamburg, beantragte, dass Dr. Hostmann diesen sehr starken Ausdruck etwas modificiren möchte, antworteten er und der Vorsitzende der Section, dass dies nicht in Frage kommen könnte. Ich bin überzeugt, dass die deutschen Alterthumsforscher, ehe zehn oder zwanzig Jahre vergangen sind, gern sehen würden, dass diese beiden Thatsachen nie vorgefallen wären.

Die Bronzealterfrage wird gewöhnlich von deutscher Seite so dargestellt, als ob die nordischen Forscher, von ihrem „lebhaften Nationalgefühl“ (S. 70) verleitet, die einzigen wären, welche die „Irrlehre“ von der Existenz einer Bronzezeit aufrecht zu erhalten suchen. Dies ist doch keineswegs der Fall. Fast alle englische, französische, schweizerische, ungarische und italienische Forscher erkennen die Richtigkeit dieser Lehre an. Auch in Deutschland selbst wird diese Ansicht von hervorragenden Forschern getheilt. Ich brauche nur Herrn Professor Helbig, den berühmten Sekretär des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom, zu nennen, der in seinem letzten Buche „Die Italiker in der Po-Ebene“ (Leipzig 1879) die Existenz des Bronzealters vollständig anerkannt. Professor Helbig ist doch ein Mann, der eine Frage wissenschaftlich zu behandeln gewöhnt ist und es versteht. Auch das neue Märkische Museum in Berlin hat in seinem Eintheilungs-Plan das „Bronzezeitalter“ adoptirt.

[10]) Für diese und andere damit in Zusammenhang stehende Fragen, siehe die sachreichen, im „Archiv für Anthropologie“ (B. 9 u. 10) veröffentlichten Aufsätze von Herrn Dr. Sophus Müller in Kopenhagen, der die nordische Ansicht mit grossem Talent vertreten hat.

Ueber mittelaltrige Ortsbefestigungen, Landwehren, Warten und Passsperren mit besonderer Rücksicht auf die hessischen und angrenzenden Territorien.

Von

Ernst Wörner und Max Heckmann.

2. Wall und Graben um das Dorf.

(Fortsetzung.)

In vielen Fällen haben wir uns natürlich Pallisaden neben dem Vorhandensein eines Walles zu denken, wie sie ja auch zur Vertheidigung des Terrains vor förmlichen Mauern dienen, (wie z. B. in Darmstadt nach Merian, Topogr. Hassiae, S. 20 und sehr instructiv nach Meissner's Politischem Schatzkästlein); sie begleiteten alsdann die Contrescarpe und hinderten die Annäherung an den Graben. Wie das erwähnte Weisthum von Pfaffen-Schwabenheim beweist, wurden auch neben vorhandenem auf dem Wall oder im Graben stehenden Gebück Pallisaden angebracht.

In anderen Fällen müssen wir uns allerdings Pallisaden als den Wall ersetzend denken; die Befestigung besteht dann aus Pallisaden und Graben und etwaigem Gebück; erstere standen dann am zweckmässigsten auf der inneren Grabenseite (Violet le Duc, L'Architecture militaire en Moyen-Age S. 114 ff. Fig. 30), aber auch auf der äusseren, wie beim Wildhof (S. 24 vor. Nr.). In einer Urkunde vom 23. Mai 1584 gestattet der Graf Hermann Adolf zu Solms der Gemeinde Nieder-Weisel, seinen Heingraben um das Dorf auszuräumen und zu Wasser- und Fischgraben zuzurichten, legt den Begnadeten jedoch auf, „solche Gräben in gutem Wesen, auch sonsten die Häge und Zeun, so zur Befriedigung des Dorffs dienen, in guter Besserung und Bau zu halten und die Gräben nicht zu füllen.“ (Kayser im Archiv für hess. Gesch. XII. S. 512). Wir haben Anlass, auch bei anderen „Haingräben“, die in Oberhessen vorkommen und zum Theil noch erkennbar sind, das Nichtvorhandensein eines Walles wie einer Mauer anzunehmen; es waren Pallisaden oder Gebück, welche da den Graben verstärkten. Dahin gehören z. B. die von Dieffenbach im Archiv für hess. Gesch. V,2 erwähnten Haingräben in Langsdorf (S. 24 der vor. Nr.), Villingen, Gambach, Berstadt, Melbach, Nieder-Wöllstadt, Obbornhofen (S. 77, 99, 135, 141, 146, 134). Am letztgenannten Ort hatte, wie in Nieder-Weisel, die Standesherrschaft das Recht an dem Graben, denn es wurde bis in die neuere Zeit ein Haingrabenzins an dieselbe entrichtet. Von anderwärtigen Beispielen erwähnen wir hier, dass Steiner, Alterthümer und Gesch. des Bachgaus I. (1821) S. 279 erzählt, Gross-Wallstadt habe

Spuren eines Wallgrabens, hinter welchem statt einer Mauer vor noch nicht langen Jahren ein Gehäg gestanden habe.

Pallisaden allein bildeten wohl nur ausnahmsweise einen Schutz, wie z. B. bei stark abhängiger Lage oder, wo blos ein vorgeschobener Hof und dergleichen zu vertheidigen war. In Braunfels umgiebt bei Merian, Topograph. Hass. S. 15 einen unter der Burg am Berghang liegenden Häusercomplex ein Plankenzaun, welchen an einzelnen Stellen die Rückseite von Häusern unterbricht; ebenda S. 58 zeigt sich ein Hof vor den Laubacher Mauern als mit Planken befestigt, welche von den Mauern ausgehen und wieder dahin zurückführen.

Eine ungemeine Wehre müssten Pallisaden mitten in einem sumpfigen Grund sein. Die Durchbrechung wäre da mit den grössten Schwierigkeiten verknüpft. Bei jenem Castrum, in welches im Jahre 1301 die geschlagenen Reiter Königs Albrecht I. zurückwichen (Ottokar v. Horneck Cap. DCCXIII, S. 666 der Petz'schen Ausgabe von 1745), bei Stadecken möchten wir eine solche Einrichtung annehmen. Stadecken (in Rheinhessen) hatte eine Burg, war aber sonst nur mit Wall und Graben umgeben. Es liegt auf einer, offenbar durch Abgrabung aus einer Halbinsel hergestellten Insel, von der Selz umflossen und von sumpfigem Terrain umgeben. Kein Wunder, dass die Verfolger vor einer solchen Feste umkehrten.

Benutzung natürlicher Hindernisse müssen wir überhaupt bei unseren Dorfbefestigungen voraussetzen. Echzell in Oberhessen war auf der einen Seite durch die Horloff, auf der anderen durch einen es im Halbkreis umziehenden Graben geschützt. (Archiv f. hess. Gesch. V, 2 S. 47. VIII, S. 379.) Der Hof Nieder-Ilbenstadt in Oberhessen liegt an einem Abhange und ist, soweit er nicht von dem Berge verhüllt ist, von einem uralten hohen Damm, der Jungfernberg genannt, umgeben, dem man ansieht, dass er ein Menschenwerk ist. (Ebenda VII. S. 80).

Manches Mal mochten die Bauernfesten, von welchen wir im Vorstehenden gesprochen haben, raublustigen Feinden den Weg verlegt haben. Noch lebte zu Dieffenbachs Zeit in Dietzenbach (in der hess. Provinz Starkenburg) eine Erinnerung daran; da der Forscher noch als junger Mann zu Dietzenbach lebte, erzählten ihm die Leute, hinter den Gräben des Orts hätten die Bewohner im dreissigjährigen Kriege ihre Habe geborgen. (Archiv f. hess. Gesch. VI, S. 29). In Udenheim in Rheinhessen ist die Erinnerung schon verschwunden; da glauben die Bauern, die Gräben seien zum Schutz gegen das Wasser bei Wolkenbrüchen gezogen worden.

Der vorgeschrittenen Kriegskunst waren die einfachen Werke nicht gewachsen. Als Franz von Sickingen gegen den Landgrafen Philipp von Hessen auszog, trauten die Vertheidiger von Gernsheim so wenig auf ihren Wall und ihre Gräben, dass sie den Ort schleunig verliessen und nach Darmstadt flüchteten, dessen Mauern allerdings auch nachher den Geschützen Sickingens nicht Stand hielten (1517. Ulmann, Franz von Sickingen, S. 107. Schenk zu Schweinsberg, das letzte Testament Landgraf Wilhelm II. von Hessen S. 35.) Letzterer bemerkt mit Recht, dass, da Gernsheim blos einen Erdwall und Gräben neben einem Thurm und den Thorbefestigungen (gleichfalls Thürmen) gehabt habe, an eine erfolgreiche Vertheidigung nicht zu denken gewesen sei. (S. Weisthum vom 15. Jahrh. bei Dahl, Beschreibung der Stadt und des Amtes Gernsheim, Urk. B. S. 34 vbs.: „Item Landwere und graben umb den Flecken Gernßheim sind wir unterthanen samt unsern zugehörigen Dörfern zu machen schuldig.“)

Wir würden jetzt von der Verstärkung unserer Ortsbefestigungen durch befestigte Kirchhöfe zu reden haben; werfen jedoch im Vorübergehen noch einen Blick auf eine andere Erscheinung, die in diesem Zusammenhang unser Thema berührt. Dass auch Verstärkungen jener Befestigungen durch Burganlagen vorkommen, haben wir im Vorstehenden gesehen, so bei Staden, Stadecken; auch in Melbach, Peterweil und Nieder-Wöllstadt in Oberhessen erwähnt Dieffenbach Burgen; Gernsheim hatte ein festes Schloss ausserhalb des Orts. Auf einem Plan des Grossh. Staatsarchivs zu Darmstadt sieht man das Schloss von Heusenstamm neben dem gleichnamigen Dorf burgartig aus einem kreisrunden Graben aufragen, um den sich ein Wall mit zweitem Graben und einem Gebück an der Contrescarpe schlingt. Vor der Brücke liegt ein Werk, welches den Eingang vertheidigt; dann folgt ein Dorfthor, mit dem am anderen Ende des Dorfs ein zweites Thor correspondirt. Beides sind einfache Ueberbauten, keine Thürme. Um das Dorf selbst möchten wir, wenn auch der Plan in dieser Hinsicht sehr unbestimmt ist, doch eine Heege nach vorhandenen Andeutungen zu suppliren geneigt sein. Solche Burganlagen berühren jedoch nur insofern die uns gestellte Aufgabe, als wir ihre Lage zur Ortsumwallung zu betrachten haben. Entweder nämlich liegen wie in Staden, Heusenstamm und Gernsheim (hier auch nach einem im Staatsarchiv zu Darmstadt befindlichen Plan) die Burgen selbstständig ausserhalb des eigentlichen Orts, ersetzen aber soweit sie dieselbe berühren die Ortsbefestigung, machen wenigstens auf ihrer Seite den Zugang zu derselben unmöglich, oder sie treten innerhalb des Orts gelegen in die Umwallung herein, einen Theil derselben bildend.

Wir haben auch Orte mit Burg und befestigtem Kirchhof. Ein schönes Beispiel bildet der alte Sitz der Vögte von Fronhausen, deren Geschlecht dem der Schenken von Schweinsberg zugehörte, Fronhausen an der Lahn (Reg.-Bezirk Cassel). Die Burg ist mit einem Wall und je einem Graben auf jeder Seite des Walls, der Kirchhof ist mit einer Mauer und einem Graben umgeben, von der Burg zum Kirchhof ziehen in heute noch erkennbaren Formen der Dorfwall und der Dorfgraben, welch letzterer beim Kirchhof heute wohl 10—12 Fuss tief ist. An den anderen Seiten des Dorfs weisen wenigstens Spuren und Benennungen auf die einst vorhanden gewesene Umfriedigung mit Wall und Graben hin.

(Fortsetzung folgt.)

Commissions-Verlag der Hofbuchhandlung von A. Klingelhöffer in Darmstadt. — Druck von Heinrich Kichler.

Herausgegeben von dem Verwaltungs-ausschusse des Gesammtvereins in Darmstadt unter Redaction von Ernst Wörner.

Correspondenzblatt

des

Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine.

Das Correspondenzblatt erscheint monatlich einmal und kostet jährl. 5 Mark.

№. 5. Achtundzwanzigster Jahrgang 1880. Mai.

Angelegenheiten des Gesammtvereins.

General-Versammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu Landshut.

Erste Sitzung der vereinigten I. u. II. Section, den 16. September 1879.

(Fortsetzung.)

Nachdem zu Frage 8 Herr Professor Ohlenschlager das Amphitheater zu Pola und die Stoa Hadriani zu Rom als Bauten mit Bossenquadern angeführt, und

Herr Oberst v. Cohausen erklärt hat, dass in Rom keine Bossenquader mit Randschlag aus der Römerzeit zu finden sind, will

Herr Professor Rziha aus Wien die Frage noch nicht abgethan wissen. Er führt aus: Die Steinmetzzeichen, die an Buckelquaderbauten sich finden, sprechen gegen römische Anlage. Die Bauten dieser Gattung machen 90 Procent aller Bossenquaderwerke aus. Entscheiden lässt sich nur auf Grund autoptischer Kenntniss. Von allen Buckelquaderthürmen am Rhein, in Bayern und in Oesterreich sind nur 3, deren Ursprung und Datirung zweifelhaft erscheint: der sogenannte Markomannenthurm zu Eger, der 5-eckige Thurm zu Nürnberg und der Thurm von Yburg bei Baden. Allerdings kann ich als Beweismoment nur den praktischen Blick des Technikers geltend machen; allein gerade dieser ist in solchen Fällen meist von entscheidendem Gewichte. Die angeführten 3 Thürme weisen eine Technik auf, wie sie zwischen der römischen und der heutigen Zeit nicht wieder geleistet worden ist. Ob die Thürme zur Zeit der Römerherrschaft gebaut worden sind, ist schwer zu sagen, zumal da in Nürnberg und Eger römische Ansiedelungen nicht nachgewiesen sind. Vielleicht sind sie von römischen Bauleuten in fremden Diensten aufgeführt. Eines ist klar: es ist römische Arbeit. (Herr Oberst von Cohausen: Italienische Arbeit vielleicht.) Dass es römische Arbeit ist, lehrt der praktische Blick, der dem Techniker soviel gilt, wie dem Geschichtsforscher eine Urkunde. Es gibt keine sprechendere Illustration zu Vitruv, als den Thurm zu Eger. In Bezug auf die übrige Masse der Bossenquaderthürme muss ich mich entschieden gegen römische Anlage aussprechen.

Herr Oberst von Cohausen will die Technik der 3 angeführten Thürme doch nicht so ganz gesondert hingestellt wissen. Der Chor des Strassburger Münsters zum Beispiel und manches andere lasse sich in technischer Beziehung wohl mit der Technik an dem Yburger Thurme vergleichen.

Herr Professor Rziha. Das Yburger Mauerwerk ist Bruchwerk, während das Strassburger Quaderbau ist.

Herr Oberst von Cohausen stimmt damit nicht überein, so dass die Entscheidung einer späteren Besichtigung beider Bauwerke vorbehalten bleibt.

Herr Professor Rziha. Die römische Technik des sogenannten Markomannenthurmes zu Eger ist vielleicht auf römische Bauleute zurückzuführen, die in Marbod's Dienste standen, eine Vermuthung, der

Herr Oberst von Cohausen nicht beipflichten kann.

Herr Professor Rziha. Die Technik, von der die Thürme zu Eger und zu Nürnberg Kunde geben, war im 10. Jahrhundert nicht mehr vorhanden. Vielmehr zwingen innere Gründe den Techniker, ihre Entstehung römischen Handwerkern aus der Blüthezeit der römischen Technik zuzuweisen.

Herr Oberst von Cohausen legt dar, dass die fraglichen Thürme weder militärisch noch baulich der Eigenart römischer Fortifikation entsprechen.

Herr Professor Ohlenschlager. Bezüglich der Bossenquaderthürme, zumal der in Bayern in der Nähe des Limes befindlichen, habe ich mir klar zu machen gesucht, wie die Römer dazu kamen, solche Thürme zu bauen, die mit der sonstigen Art ihrer Kriegskunst so ganz ausser Zusammenhang stehen. Die Thürme sind augenscheinlich zum Zwecke ausschliesslich passiver Defensive angelegt; sie bieten Raum für höchstens ein Dutzend Mann und finden sich vorzugsweise zwischen den Alpen und dem Limes. Wenn sie römischen Ursprungs sind, so erklärt sich ihre Anlage und ihr baulicher Charakter aus dem Streben der Römer sich eine Reihe von Signalthürmen zu sichern, die gegen Waffenangriffe und, durch die Stärke des Mauerwerkes, auch gegen Feuer festen Schutz boten. In Rätien standen höchstens 30—40,000 Mann, und diese numerische Schwäche war nur durch ein eminent ausgebildetes Wachsystem auszugleichen. Sie der Hohenstaufenzeit zuzuschreiben, verbietet die Anlage der Thürme, die nicht recht stimmt zu der unbestrittenen Herrschaft der Landesherzöge zur damaligen Zeit. Es bleibe also nur noch die Hunnenzeit übrig.

Herr Pfarrer Petersen. Nach dem Erlöschen der Römerherrschaft blieben wohl noch römische Handwerker und Bauleute zurück und übernahmen Arbeiten ihres Berufes, in Eger vielleicht in den Kämpfen gegen die Slaven. Auch ich bin geneigt, den in Rede stehenden Thürmen die Bedeutung von Signalthürmen beizumessen. Ein deutliches Beispiel bietet Landeck. Landeck selbst liegt nicht hoch; dabei aber liegt auf einer Höhe das Wallstädter Schloss, das für einen Signalplatz ebenso vorzüglich geeignet ist, wie Landeck es nicht ist. Wir haben es hier wahrscheinlich mit sehr festen Schilderhäusern zu thun. Ueber ihre Entstehungszeit wage ich nicht zu entscheiden.

Herr Graf von Walderdorff. Die Bedeutung dieser Thürme als Signalthürme hat mit der Römerzeit nichts zu thun. Alle Thürme, auch diejenigen aus späterer Zeit, sind so gebaut, dass man von dem einen auf den andern schauen kann. Der weitaus grössere Theil der für Römerthürme gehaltenen Bossenthürme ist den Römern abzusprechen. Vor Allem aber sind genauere Aufnahmen zu einer definitiven Entscheidung unerlässlich.

Herr Professor Rziha bittet, ihm behufs eingehender Untersuchung möglichst viele solcher Thürme namhaft zu machen, die römischem Ursprunge zugeschrieben werden, deren Zeiteinweisung aber noch ungewiss ist. Solche mit Steinmetzzeichen bittet der Redner ihm nicht anzugeben, da bei solchen der römische Ursprung ausgeschlossen ist.

Zur Klärung der Frage weist

Herr Oberst von Cohausen auf die Züricher,

Herr Professor Ohlenschlager auf die Baseler Mittheilungen hin.

Herr Professor Rziha. Im allgemeinen scheint eine bestimmte Korporation ausschliesslich die Buckelquaderthürme gebaut und ihre Technik gepflegt zu haben; vielleicht sogar eine Wandertruppe zur Zeit der Hohenstaufen und der Kreuzzüge. Kriterien dafür liefern die Steinmetzzeichen, die Technik und die Maasse. Dagegen jene 3, nämlich die Thürme von Eger, Nürnberg und Yburg möchte ich gesondert behandelt wissen.

Herr Oberst von Cohausen weist auf die von Krieg ausgesprochene Meinung hin, dass jene Bauleute Comasken gewesen seien, wie z. B. Barbarossa den Wölfelin aus Italien mitgebracht habe.

Herr Professor Rziha. Am Rheine ist die Bossenquadertechnik zur Manie geworden; oft zeigt sich eine Anwendung der Bossierung auf Kosten der Schönheit und im Widerspruche mit dem Materiale.

Da sich zu den vorliegenden Fragen kein weiterer Redner zum Worte meldet, schliesst Herr Graf von Walderdorff die Sitzung.

II. Sitzung der I. u. II. Sektion.

Mittwoch, den 17. September.

Der Vorsitzende, Herr Graf von Walderdorff, eröffnet die Sitzung, indem er die Frage 9 zur Diskussion bringt:

> „Sind in Niederbayern Spuren alter einheimischer Erzgiessereien entdeckt worden? und aus welchen Gegenständen bestanden diese Funde?“

Frage 9 ist, wie auch die 4 folgenden, von Herrn Professor Dr. Lindenschmit gestellt worden.

Herr Professor Ohlenschlager theilt mit, dass ausser der bekannten Pfeilspitzenform vom Hödelberg weder Materialbrocken noch bearbeitete Stücke gefunden worden sind, was sich aus der Beschaffenheit der Kulturverhältnisse Niederbayern's erklärt.

> Frage 10: „Sind noch andere Schutzwapen aus Erz, wie die Beinschiene der Sammlung von Ingolstadt in Niederbayern gefunden?“ beantwortet

Herr Professor Ohlenschlager dahin, dass ausser dem im bayerischen Nationalmuseum befindlichen Pockinger Erzhelme, der demnach Oberbayern angehört, nichts einschlägiges gefunden worden ist.

> Frage 11: „Lassen sich noch andere alte Gefässe aus Erzblech, wie der gerippte Eimer der Sammlung des Oberbayerischen Vereins aus Landesfunden angeben, welche mit den gleichartigen Gefässen aus Hallstadt und Bologna übereinstimmen?“

Herr Professor Ohlenschlager: Es sind solche vorhanden, z. B. das bekannte Gefäss der Augsburger Sammlung; ferner Reste von Kesseln in Augsburg, Landshut und München. Von gerippten Gefässen sind zwei zu Tage gekommen. In Regensburg finden sich keine.

> Frage 12: „Sind nachweisbar römische Waffen in Niederbayern gefunden?“

wird verneint. Den Mangel an erhaltenen Funden erklärt

Herr Prior Braunmüller aus Metten mit der leidigen Gewohnheit der Bevölkerung, Erzfunde dem Schmiede zur Verarbeitung zu übergeben, ein Missstand, der dem Sammler die Arbeit unendlich schwer macht.

Herr Oberst von Cohausen macht darauf aufmerksam, dass von wesentlichem Nutzen wäre, wenn auch der Gegenstand an sich vernichtet wäre, doch wenigstens durch nachträgliche Erfragung die Form festzustellen.

Herr Prior Braunmüller. Auch das ist später nicht mehr zu ermitteln.

Herr Professor Dr. Lindenschmit weist auf die Plünderung der Schlachtfelder hin, bei der gerade Waffen ein vorzugsweise gesuchter und willkommener Fund waren.

Herr Oberst von Cohausen fügt hinzu, dass die Römer ihren Todten keine Waffen als Beigaben mitgegeben, wie die germanische Bestattungsweise zu thun pflegte.

Es kommt sodann die von Herrn Adv. Wörner aus Darmstadt gestellte Nachtragsfrage zur Verhandlung:

> „Können für die Gräber und Grabfunde im Gebiete des Landshuter Vereins bestimmte charakteristische Eigenschaften festgestellt werden?“

Herr Professor Ohlenschlager muss die Frage zur Zeit noch verneinen, da man erst in neuerer Zeit angefangen, der Sache eine eingehendere Beachtung zuzuwenden.

Die daran sich knüpfende Diskussion ergibt, dass die Ausgrabungen mit mannichfachen Schwierigkeiten verbunden sind, dass insbesondere viele Fundstücke zerbrochen zu Tage kommen, dass ferner die Bestattungsweise in den Hügelgräbern sehr verschieden ist: die Leiche auf den einfachen Boden gelegt, ein Hügel darüber geworfen; Steinpackungen um den ganzen Leichnam (Walldorfer Hügelgräber); oft nur um den Kopf eine Steinpackung; dass ferner Steine aus entfernter Heimath und Feuersteinbeigaben sich finden; dass Leichenverbrennung sowohl wie Begräbniss vorkommt, und dass endlich die Steinsetzungen von der Landbevölkerung vielfach als willkommenes Baumaterial benutzt werden. Daran schliessen sich einige Bemerkungen von allgemeinerem Werthe hinsichtlich der Eröffnung von Hügelgräbern:

Herr Professor Dr. Lindenschmit empfiehlt die von Herrn Obersten von Cohausen im Correspondenzblatte des Gesammtvereins, Jahrgang 1878, Beilage zu Nr. 12, gegebene treffliche Anleitung zu Ausgrabungen angelegentlich der allseitigen Beachtung der Freunde des Alterthums.

Reichsfreiherr von Ow weist darauf hin, dass die Conservirung der Leichen durchaus nicht gleichmässig ist.

Herr Pfarrer Dahlem macht auf die Aufdeckung von Gräbern durch Professor Spanfeld aufmerksam.

Herr Professor Ohlenschlager: Die Bestattungsweise ist auf beiden Seiten der Donau verschieden. Auf der Südseite regelmässig Nichtverbrennen der Skelette; in den Walldorfer Hügelgräbern Steinpackungen und Urnen; auf der andern Seile Begrabung, selten Verbrennung.

Herr Graf von Walderdorff fasst die Ergebnisse der Diskussion zusammen, aus der zu ersehen, dass ein gleichartiger Charakter der Bestattungsweise nicht nachweisbar ist.

Eine erfreuliche Mittheilung macht sodann

Herr Professor Ohlenschlager. Die von ihm gemachten detaillirten Zusammenstellungen sämmtlicher Grabfunde auf bayerischem Boden sind so weit vorgeschritten, dass die prähistorische Karte bald erscheinen wird nebst einem genauen Fundbuche. Redner hat das Material vollständig gesammelt sammt den Fundberichten. Er gibt eine Darstellung der von ihm beabsichtigten Anlage des Werkes.

Dem allgemeinen Wunsche der Versammlung geben Herr Graf von Walderdorff und Herr Professor Ohlenschlager Ausdruck: dass zum Behufe einer möglichst vollständigen, in Wort und Bild ausführlichen, Publication des von Herrn Professor Ohlenschlager gesammelten Materials die Hilfe des Staates und der Vereine nachzusuchen sei.

> Frage 13 lautet: „Befinden sich unter den kürzlich entdeckten Gräbern in Regensburg solche von römischen Soldaten, welche gleich den rheinischen aus grossen Ziegeln mit Legionstempeln zusammengestellt sind?“

Herr Pfarrer Dahlem ist im Stande, die Frage im allgemeinen zu bejahen. Es sind gemauerte Grabplatten gefunden worden; aber nur auf den kleineren Grabplatten sind Stempel der legio III. Italica vorhanden. Ferner sind Gräber aus Dachziegeln mit Rändern aufgedeckt worden. Im ganzen finden sich Legionsstempel am fraglichen Orte nicht sehr häufig, die meisten an Gebäuden, wenige in Gräbern. Die in den Gräbern gefundenen Dachziegel sind

zuweilen ganz verwittert. In der Regel sind die Leichen in Holzsärgen geborgen, selten in Steinsarkophagen. Eine Inschrift findet sich bei wenigen.

Herr Oberst von Cohausen bemerkt, dass Ziegel zu Hypokausten und zur Bedachung gedient haben, nirgends aber, ausser in Trier, zu Bauten verwandt worden sind.

Herr Professor Dr. Lindenschmit. In Mainz kommen Isolirungsschichten aus Ziegelstein vor.

Herr Oberst von Cohausen. Am Rheine haben die Hypokausten meist Kohortenstempel, die grossen Platten und die Heizröhren dagegen Legionsstempel.

In Regensburg tragen die Hypokausten, wie Herr Pfarrer Dahlem bemerkt, theils Kohorten, theils Legionsstempel.

Die Frage des Herrn Obersten von Cohausen, ob Gewölbe- oder Keilsteine gefunden worden seien, wird von Herrn Pfarer Dahlem verneint.

Eine längere und lebhafte Diskussion entspinnt sich über die von Herrn Pfarrer Dahlem gestellte

> Frage 14: „Die Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu Wiesbaden hat die Frage aufgestellt, ob die Römer den Gebrauch der Pferdehufeisen kannten, und wegen Mangels sicherer Beweise negativ beantwortet. Wir glauben auf Grund von Thatsachen für unsere (Regensburger) Gegend anderer Meinung sein zu dürfen, fassen also die Frage zunächst als lokale: Hat man im nördlichen Rätien zwischen Alpen und Donau zur Zeit römischer Occupation (und wohl auch vorher?) das Beschlagen der Pferdehufe mit Eisen geübt?"

Ueber die in der Gegend von Regensburg gemachten Hufeisenfunde, besonders über den neuesten zu Regensburg der Stellung der Frage 14 veranlasst hat, berichtet

Herr Pfarrer Dahlem. Von 1870 — 1874 wurde vor Regensburg ein weitausgedehnter römischer Begräbnissplatz, 5—6 Tagewerk haltend, aufgedeckt. Durch das Grabfeld zieht eine Strasse. Während der Ausgrabungen fanden sich neben der Strasse sogenannte Schweden- und Hunneneisen. An einem vorbeifliessenden trüben Bache fanden sich gleichfalls Eisenstücke von verschiedener Form. Sehr begierig war ich daher auf die Funde in dem Strassenkörper. Der Durchschnitt der Strasse ergiebt folgendes topographisches Bild:

Mitten in dem Pflaster der römischen Strasse fand ein Arbeiter in 1½' Tiefe ein Hufeisen (a). Der Finder ist ein zuverlässiger Mann, dessen Meinung, der die übrigen beistimmten, dahin ging, dass das Eisen bei dem Baue der Strasse verloren gegangen sein müsse. (Dieses wie die in Folgendem angeführten Hufeisen sind zur Stelle und werden der Versammlung zur Besichtigung vorgelegt). Die Strasse ist noch in so hohem Grade intakt, dass sie noch stückweise mit Mörtel überzogen ist, so dass die Annahme, als seien die Hufeisen später in den Strassenkörper hineingerathen, unbedingt ausgeschlossen ist. Sodann fand ich selbst in ¼' der Höhen von oben ein Hufeisen. Auch hier war der Mörtel unversehrt, der zur Befestigung der Steine gedient haben muss.

Herr Oberst von Cohausen zweifelt, ob wirklicher, aus Kalk und Sand gemischter Mörtel vorhanden sei: vielleicht sei das, was man für Mörtel halte, kalkartiger Strassenschlamm.

Herr Pfarrer Dahlem. Ich fand den bekannten weissen römischen Mörtel, neben der Strasse, im Strassengraben, fand sich eine abgenutzte Mörtelkelle (b). Vielleicht war sie bei der Errichtung eines der an der Strasse liegenden Denkmäler benutzt worden, von denen sich Spuren fanden.

Herr Professor Dr. Lindenschmit. Die römischen Strassen wurden im Mittelalter stark benutzt und haben in Folge dessen vielfältige und tiefgehende Veränderungen erlitten.

Herr Pfarrer Dahlem. In demselben Strassenbau, in der Nähe des zuerst gefundenen Hufeisens, kam ein Pickel und ein kleiner Ring zu Tage, Dinge, die beim Strassenbau verloren wurden. Regensburg war 300 Jahre lang von den Römern besetzt; es muss sich darum die viel benutzte Strasse stark aufgetragen haben. Ein drittes Eisen fand sich, als man einen Durchstich vornahm, in der Strasse, theilweise in dieselbe eingetreten.

Herr Professor Dr. Lindenschmit äussert Bedenken gegen die Annahme, dass eine römische Strasse derart vernachlässigt worden sei, dass sie so viel Schutt aufgesetzt habe. Der Schutt sei vielleicht aus einer späteren Neubelegung der Strasse entstanden.

Herr Pfarrer Dahlem. Die Strasse war nicht gepflastert.

Herr Professor Ohlenschlager fragt, ob bei Hochwasser die Strasse unter Wasser gesetzt werden könne, was

Herr Pfarrer Dahlem verneint.

Herr Professor Rziha fragt, ob die Aufschüttung aus Strassenmaterial oder aus Abnutzungsmaterial bestehe.

Herr Pfarrer Dahlem. Aus letzterem.

Herr Professor Rziha. Es dürfte doch wohl nicht anzunehmen sein, dass eine so bedeutende Erhöhung lediglich aus Abnutzungsmaterial besteht. Die grosse Aufschüttung ist nur aus der Absicht zu erklären, das Nivellement zu verbessern und das lässt auf eine einmalige Aufschüttung schliessen.

Herr Pfarrer Dahlem kann sich mit dieser Erklärung nicht einverstanden finden.

Herr Oberst von Cohausen. Man ist geneigt, nur das zu finden, was das Interesse an der Forschung weckt und was jedesmal gerade der Forschungsabsicht entspricht, während man Dinge, die ausser dem Bereiche unseres augenblicklichen Interesses liegen zu übersehen geneigt ist. Vielleicht finden sich an der fraglichen Stelle noch andere Objecte, etwa Scherben, die der Datierung einen Anhaltspunkt geben.

Herr Pfarrer Dahlem. Man hat dergleichen nicht beobachtet. Ausserdem ist zu bedenken, dass sich die Eisen in dem notorisch römischen Strassenkörper fanden und zwar bis in dessen Mitte.

Herr Professor Dr. Lindenschmit. Es haben sich in Hinsicht auf Hufeisenfunde schon manche Forscher getäuscht und mussten ihre Meinung, römische Pferdehufeisen gefunden zu haben, später zurückziehen. Der Zufall treibt oft ein wunderbares Spiel, und die Benutzung der Römerstrassen im Mittelalter konnte wohl, bei der Vereinigung merkwürdiger Umstände, Hufeisen in den Kern einer römischen Strasse hineingerathen lassen. Sogar Strassen, die mitten durch Kastelle führten, wurden später noch benutzt, wie diejenige durch das Dalheimer Kastell, auf der Huf-

eisen gefunden wurden, die man gleichfalls für römische zu nehmen geneigt war, eine Meinung, von der man indess bald zurückkam. Ebenso ist auch im vorliegenden Falle die Annahme nicht ausgeschlossen, dass durch später vorgenommene Höherlegung und Verbesserung der Strasse die Hufeisen in die Tiefe gerathen sind.

Herr Pfarrer Dahlem. In der spätkonstantinischen Anlage bei Hundmühle fanden sich ein Wagenradreif mit Bronzebüchse und Hufeisen an der Mauer nächst der porta principalis dextra, die 1873 aufgedeckt wurde und bei der eine Inschrift zum Vorscheine kam. Auf dieser römischen Strasse fanden sich eine Masse kleiner Hufeisen. Der Besitzer des Terrains hatte schon 6—7 Stück vorher gefunden. Sie waren in den Strassenkörper hineingetreten. Das Thor war zerstört und aus den alten Stücken wieder aufgebaut; daher die Erhaltung der Inschrift. Aus der gleichen Ursache entstand auch die Erhöhung des Bodens durch die Schuttanhäufung. Im allgemeinen ist dort Kiesmörtel angewandt; die beiden Thorsteine aber sind mit Ziegelmörtel vermauert. Die dort gefundenen Münzen stammen aus der Zeit Konstantins II. Dass die Steine dem Befahren der Strasse kein Hinderniss bereiteten, hat darin seinen Grund, dass die Erhöhung der Strasse durch Bauschutt auch sie miteinschloss. Der Bau ist nachlässig aufgeführt, aber durch den Mörtel als römisch erwiesen. Auf einer Strasse vor der porta decumana, die zwischen Gräber hineinführt, ist ebenfalls ein Hufeisenfund gemacht worden; dabei wurden ein Sporn gefunden und Münzen von Claudius Gothicus. Die umgebenden Funde, deren Authentizät feststeht, sprechen für die römische Abkunft der Hufeisen. Der Bauschutt einer Wasserleitung in den oberen, neueren, Schichten ergab wenig an Eisenfunden, dagegen wiesen die unteren Schichten deren viele auf. Auch in Regensburg selbst wurde ein Hufeisenfund gemacht: das vertiefte Planum eines Hypokaustum war mit Brandschutt gefüllt, in dem ein Stück römischen Glases und darunter ein gut erhaltenes Hufeisen sich vorfand.

Herr Professor Dr. Lindenschmit macht auf die verschiedene Gestalt der vorgezeigten Hufeisen aufmerksam, die eine feste Datirung unmöglich mache.

Herr Pfarrer Dahlem erwidert darauf, dass vielleicht einige derselben der der merowingischen Zeit nahestehenden Epoche angehören mögen.

Herr Professor Dr. Lindenschmit: Die ältere merowingische Zeit kennt keine Hufeisen.

Herr Pfarrer Dahlem: Auch an einer anderen Stelle fand ein Arbeiter in Wohnhausschutt und Abfällen ein Pferdegelenk und in der richtigen Entfernung davon ein Hufeisen, das jedoch leider verschleudert wurde, während das Hufgelenk erhalten blieb. Schon Zentgraf hat Hufeisen gefunden; aber das Nähere ist mir nicht bekannt geworden. Aber in der Nähe des Fundortes ist durch Reste eine römische Station nachgewiesen, wo in ziemlicher Tiefe gleichfalls Hufeisen gehoben wurden. Ferner in castra Quintiana (Künzen); sodann unterhalb Plainting; dann südlich von Straubing ein 4eckiges castrum mit Münz- unh Eisenfunden; auch gegen Landau zu ein gleiches mit gleichen Funden. Ueberall, wo man in der regensburger Gegend auf Römisches stösst, finden sich Pferdehufeisen. Auch die Rheingegend entbehrt ihrer nicht. Ich erinnere nur an die Funde auf der Saalburg und bei Hanau. Man wird wohl anzunehmen haben, dass die Hufeisen schon bei der einheimischen Bevölkerung im Gebrauche waren und die Römer sie vorgefunden haben. Es finden sich nämlich bei Altötting Eisenschlacken, die aus Windöfen herzurühren scheinen, und in den Schlacken hat sich ein Hufeisen gefunden. Ein anderes in den Kiesgruben von Regensburg, woselbst Mammuthreste sich vorfinden. Dabei lag ein Skelett, 1 Meter tief unter der Oberfläche im Kies. Das Kieslager war ungestört, der Mann jedenfalls eingeschwemmt. Um den Hals trug das Skelett eine mit Bronze verzierte Eisenkette. Das Skelett war bereits mit Kalksinter durchsetzt und, zumal der Schädel, klingend. Der ganze Fund gehört der Hallstadter Zeit an: in vorrömischer Zeit muss eine Fluth den Mann fortgerissen haben. Nicht weit davon fand sich ein Pferd eingeschwemmt und in dessen Nähe eine Trense von Eisen mit bronzener Hufeisenverzierung. Auch ein Hufeisen kam in geringer Entfernung davon zu Tage. In der oberen lockeren Schicht fanden sich alte Scherben aus ungemaltem Thon. Ganz unerklärlich wäre das Vorkommen des letztgenannten Eisens, wenn wir nicht annehmen wollten, dass die Bevölkerung damals schon den Hufbeschlag kannte. Ausserdem brachte ein Lehrer im Naabthale 4 Hufeisen, in deren Nähe ein Bronzedolch gefunden worden war. Im Walde in der Nähe von Regensburg eröffnete ein Förster ein Hügelgrab: die Ausbeute ergab einen Dolch und ein Hufeisen. Daneben sind kleinere Hügel, in deren einem ich einen gekrümmten Dolch fand. 1869 fand Herr Graf von Walderdorff ein Hufeisen, das man, der damals herrschenden Meinung zufolge, nicht beachtete, weil es mit Bronzegegenständen zusammenlag. In den Regensburger Vereinsschriften findet sich die Nachricht über einen Hufeisenfund zusammen mit Messern und einer Urne. Auch ergab ein Grabhügel ein Hufeisen sammt einer Axt, einem Dolche und einer Urne. Ebenso verzeichnet das Neuburger Kollektaneenblatt einen Hufeisenfund: 4 kleine, 2 grosse, 2 halbe, im Halbkreise geordnet; dabei ein Sporn mit 5 Zoll langem Stachel. Ferner fand Spanfeld in einem Grabe mit Steinsetzung ein Hufeisen bei einer Fibel und einer Urne. Ohlenschlager's Beschreibung der Karte von 1864 erwähnt die Auffindung von Hufeisen und Bronzesporen. Bei Hausmanning in Oberbayern will man in merowingischen Gräbern Hufeisen gefunden haben. Ein weiteres hat Landrichter Schad gefunden. Diese alten Hufeisen haben gewöhnlich 6 Nägel, selten 7, selten einen Griff. In Roxfeld bei Hilpoltstein trug ein Bauer einen Hügel ab: auf dem Grunde lag ein Töpfchen mit Knöchelchen, darum 7 Ringe in aufsteigender Grösse, ein Bronzepfeil, 2 Hufeisen und eine Trense, ein Fund, der durch das Landgerichtsprotokoll festgestellt wurde. Was die von Herrn Professor Lindenschmit hervorgehobene Verschiedenheit der Form anlangt, so müssen die gerieften Exemplare der Urbevölkerung zugeschrieben werden. Bei den kleineren Eisen ist an Maulthiere nicht zu denken. Vielmehr ist in Regensburg die kleine Pferderasse durch 2 Schädel belegt, von denen einer in römischem Bauschutt, der andere und zwar der kleinere in einer möglicherweise noch älteren Schicht lag. Die Nachwirkung dieser sogenannten keltischen Rasse findet sich noch in dem ponyartigen feldmochinger Pferdeschlag. Auch stimmen mit diesen Beobachtungen die Berichte der Römer überein. Die 3. Legion hat Regensburg gebaut. Vielleicht hat sie Pferde mitgebracht, die in Italien bereits beschlagen worden waren, vielleicht den Hufbeschlag von der einheimischen Bevölkerung überkommen. Diese Frage kann nur durch Funde auf italienischem Boden entschieden werden.

Herr Professor Dr. Lindenschmit: Erst müssen die Ergebnisse der Hügelgräberfunde abgewartet werden. Die sogenannte „keltische" Aristokratie und die Franken der älteren Zeit kannten den Hufbeschlag nicht. Man hat völlig ausgerüstete Pferde in Gräbern gefunden; aber sie trugen keine Hufeisen. Die 17 Pferde von Beckum haben vollständiges Zaumzeug, aber keine Eisen. Auch gibt es kein römisches Bildwerk, das solche aufwiese. Das einzige römische Skulpturwerk, das ein Hufeisen zeigt, hat es durch spätere Ergänzung erhalten. Ein klassisches Beispiel ist die Quadriga zu Lyon. In Mainz weisen die im übrigen absolut treuen Skulpturen auf den Grabsteinen der Reiter der ala Noricorum keine Eisen auf. Die römischen Militärschriftsteller behandeln die Hufpflege sehr ausführlich, aber erwähnen den Beschlag nicht. Demnach müssten nur die Fuhrleute ihre Pferde beschlagen haben. Auch die englische und französische Forschung hat keine nachgewiesen. Vielfach mag der Aberglaube einer späteren Zeit, in dem

das Hufeisen eine grosse Rolle spielt, Pferdehufeisen in die Erde gebracht haben. Es fällt erst dann auf die Frage ein helleres Licht, wenn man erkennt, welche Ergebnisse die Ausbeutung der Gräber vor- und nachrömischer Zeit liefert.

Herr Pfarrer Dahlem wendet dagegen ein, dass den Gräberbeigaben keine Beweiskraft beizumessen sei, da meist jüngere Thiere den Todten beigelegt worden seien.

Herr Oberst von Cohausen: Ein Hufeisen ist in einem römischen Grabe auf der Saalburg gefunden worden. Allein dort war die Römerstrasse durch anhaltendes Befahren und den Mangel an Verbesserung in so schlimme Verfassung gerathen, dass die Fuhrleute es vorzogen, rechts und links von der eigentlichen Strasse zu fahren, so dass auf diese Weise Pferde und Wagen über die Gräber gingen, Auf einer guten Strasse finden sich überhaupt keine Hufeisen. Stammten die gefundenen Hufeisen aus römischer Zeit, beziehungsweise einer solchen, wo die Römerstrassen als solche noch erhalten und unterhalten wurden, so wären sie nicht liegen geblieben: man hätte sie aufgehoben. Sie sind jedenfalls in späterer Zeit im Strassenschlamm verloren worden. Vielleicht wird die Erforschung des symbolischen Gebrauches der Hufeisen, der sich besonders an die Person des heiligen Leonhard knüpfs, ein Studium, das der Archivforschung anheimgegeben werden muss, über die vielumstrittene Hufeisenfrage ein helleres Licht verbreiten.

Frage 15 (von Herrn Pfarrer Dahlem gestellt): „Wir haben zu Regensburg eine Anzahl konvexer Gläser mit Belag, zum Theil spiegelnd, in römischen Gräbern gefunden. Die Angaben römischer Schrift über Glasspiegel wurden bisher theils ignorirt, theils angezweifelt. Es dürfte deswegen die Frage an berufene Fachmänner an der Zeit sein:

Haben wir in diesen (in Vorlage kommenden) Gläsern römische Handglasspiegel zu erkennen, oder lassen sich etwa noch Bedenken dagegen geltend machen?“

Herr Pfarrer Dahlem erstattet folgenden Bericht: Es sind in römischen Urnen die erwähnten Handglasspiegel gefunden worden, hier und da auch in der Asche, und zwar nur in Gräbern, deren Beigaben die bestatteten Personen als wohlhabende Frauen darstellen. Dabei wurden drei Münzen gefunden: ein Antoninus, ein Commodus, eine Crispina, des Septimius Severus Gattin. Die Münzen waren neu; daher bestimmt sich die Zeit auf die Mitte des 2. bis Mitte des 3. Jahrhunderts. Die konvexen Spiegel sind aus der Kugel herausgeschnitten. Die Belegung hat ein Fachmann als Blei festgestellt; ein anderer erklärt, Quecksilber sei darin nicht zu erkennen, hat aber Blei nicht ausdrücklich genannt. Zur Zeit sind in Regensburg 22 Spiegel vorhanden; davon hat einer noch vollständigen Spiegelglanz; ein einziger ist abhanden gekommen; viele andere spiegeln noch an einzelnen Stellen. Die Oxydierung ist bei vielen sehr weit fortgeschritten. Aus der Thatsache, dass dem Grössenverhältnisse nach der grösste Glasspiegel dem kleinsten Metallspiegel gleichkommt, darf man wohl, in Verbindung mit der Beobachtung des ausschliesslichen Vorkommens der ersteren in reich ausgestatteten Frauengräbern, die Vermuthung schöpfen, dass die Glasspiegel verhältnissmässig kostbar und ein Luxus waren, den sich nur wohlhabende Personen gestatten durften.

Herr Professor Dr. Lindenschmit pflichtet mit dem Ausdruck der Freude über die Bedeutung der vorliegenden Spiegelfunde den Ausführungen des Herrn Pfarrer Dahlem bei. Ebenso

Herr Oberst Cohausen, mit dem Anfügen, dass auf der Saalburg bereits ein Glasspiegel gefunden worden sei, der jedoch damals nicht gehörige Beachtung gefunden habe. Nun trete der Saalburger Spiegel erst in das richtige Licht.

Frage 16 (von Herrn Adv. Wörner gestellt): „Gibt es in Niederbayern säulen- oder pfeilerartige Steinmale, den im Correspondenzblatt des Gesammtvereins mehrfach besprochenen Hinkel-, Lang-, Spillen- etc. Steinen ähnlich, und können sie für Grenzsteine oder als Kennzeichnung von Friedhöfen betrachtet werden?“

In Niederbayern kommen Steinmale der erwähnten Art nicht vor.

Zur Tagesordnung der I. Sektion werden noch die beiden für die II. Sektion gestellten Fragen zugefügt.

Frage 1 der II. Sektion (von Herrn Benefiziaten Heinrich aus Schierling gestellt): „Nachdem in dem Buche „Die Geschichte des Marktes Geisenfeld von Pfarrer Trost“ in Band 37 des oberbayerischen Archivs genaue Abbildungen der Portalfiguren an der romanischen Kirche in Ainau gegeben sind, kann die Frage über die Bedeutung derselben leichter gelöst werden. Ist die Erklärung des Autors jenes Buches die richtige?“

Herr Benefiziat Heinrich: Die fragliche Kirche ist um 1070 von dem Grafen von Edensberg gebaut worden. Trost meint, auf dem Portal habe der Erbauer seine Kinder darstellen lassen mit ihrem Schutzengel. Eine andere Deutung sieht in den Figuren Petrus, den Menschenfischer. Auch sind noch andere Deutungen vorhanden.

Diese Frage, sowie die gleichfalls von Herrn Benefiziaten Heinrich gestellte

Frage 2 der II. Sektion: „Ebenso soll eine Erklärung der Portalfiguren in Gögging bei Abensberg, abgebildet bei Sighart, Geschichte der bildenden Kunst in Bayern, §. 187, versucht werden,“

kann in der Sitzung nicht gelöst werden, weil in der Versammlung Niemand anwesend ist, der über die beregten Punkte auf Grund ausführlichen Materials Aufschluss geben könnte.

Hierauf schliesst der Vorsitzende, Herr Graf von Walderdorff, die Sitzung.

Mittheilungen für Deutsche Geschichte und Alterthumskunde überhaupt.

Ueber mittelaltrige Ortsbefestigungen, Landwehren, Warten und Passsperren mit besonderer Rücksicht auf die hessischen und angrenzenden Territorien.

Von

Ernst Wörner und Max Heckmann.

2. Wall und Graben um das Dorf.

(Fortsetzung.)

(Mit Abbildung.)

Die Burgen als Verstärkungen von Dorfbefestigungen sind eine auf besonderen Umständen beruhende Erscheinung, eine häufig und regelmässig wiederkehrende innerhalb der Territorien, von welchen wir reden, sind die befestigten Kirchhöfe. Sie treten auf bei mit Wall umgebenen, wie bei unmauerten Orten. Allerdings sind sie selbst in beiden Fällen meist mit einer Mauer umgeben und gehören daher hinsichtlich ihrer Structur in einen späteren Theil unseres Aufsatzes, dagegen haben wir von ihrer allgemeinen Bedeutung hier zu reden.

Der Kirchhof ist ausser seinem eigentlichen Zweck noch in einer doppelten Richtung bemerkenswerth 1) als Sitz des Gerichts, 2) als Citadelle des Dorfes.

Die Dorfgerichte sind eine Eigenthümlichkeit des Landes südlich des Mains und des Rheins westwärts von Mainz. Die Dörfer hatten hier durchweg bereits zu Beginn des 13. Jahrhunderts einen vom Centgraf verschiedenen Schultheiss und mehrere Schöffen, die für Civilstreitigkeiten und für Verträge zuständig waren. (Ernst Wörner, Zur älteren Gesch. von Darmstadt im Darmst. Adressbuch 1878 S. 320.) Das Gericht hatte seine bestimmten Sitze innerhalb der Gemeinde im Freien, unter einem Baum oder auf der Strasse, oder vor des Schultheissen Haus, sehr oft auf dem Platze vor dem Kirchhof oder auf dem Kirchhof selbst. Wir geben für letztere Fälle nachstehend einige Beispiele aus Urkunden aus den hessischen Provinzen Starkenburg und Rheinhessen und nennen die Orte Hofheim (a. 1365) vbs: „vor deme kirchhoue an der vffen straßen an der stat" (Baur hess. Urk.-B. I, S. 449), Mommenheim (a. 1298) vbs: „ante januam cemiterii in loco judiciario" (Ib. II S. 547), Lörzweiler (a. 1326, 1336) vbs: „in publica via seu platea sub arboribus prope cymiterium" (Ib. III, S. 7. 131), Nieder-Ingelheim (a. 1336) vbs: „in limitibus cymiterii" (Ib. S. 124), Winternheim (a. 1337) vbs: „ante cymiterium" (Ib. S. 147), Weinheim (a. 1346) vbs: „ante cymiterium ibidem sub arbore" (Ib. S. 271), Castel (a. 1347) vbs: „vf dem kirchoue bi der kirchen" (Ib. S. 290), Mombach (a. 1351) vbs: „vor dem kirchoue" (Ib. S. 338), Heisensheim (a. 1366) vbs: „prope ecclesiam" (Ib. S. 454), Appenheim (a. 1368) vbs: „ußirwendig dem kyrchofe an der stad" (Ib. S. 467), Schimsheim (a. 1368) vbs: „an der offen strazze vnder der Lynden nest der kirchobesporten," Sulzheim (a. 1333) vbs: „ante cimiterium eiusdem ville, apud portam eiusdem cimiterii" (Ib. V, S. 272), Offinheim (a. 1357) vbs: „vor dem kirchoff" (Ib. S. 380). Auch das Grafengericht wählte sich wohl den Kirchhof zur Vollziehung seiner Amtshandlungen, und so tagte im Jahr 1221 der Graf Diether von Katzenellenbogen auf dem Kirchhof zu Heppenheim. (Ib. S. 15.) Etwa um 1237 beurkundet der Graf Widekind von Battenberg einen Tauschvertrag „inter portam cimiterij et turrim ecclesie". (Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde III. Seite 62 und 63). Nicht minder diente der Kirchhof dem Centgericht zum Sitz. In Dörrenbach in der bayerischen Pfalz wurde nach Frey, Beschreibung des bayerischen Rheinkreises I, S. 404 das Blutgericht in dem Gebäude abgehalten, das über dem Eingange zum Kirchhofe gestanden hat und wovon 1836 noch Mauerwerk und die Spuren der Folter- und Armensünder-Kammer zu sehen waren. In Gambach in Oberhessen befand sich das Gefängniss unter dem Kirchhofe (Arch. f. hess. Gesch. V,2 S. 99.) So haben wir den Kirchhof als Stätte des Gerichts und des Gefängnisses.

Es ist kein Wunder, wenn hiernach auch Gebäude und öfters viele auf dem Kirchhof standen. Das Wormser Synodale von 1496 (herausg. von v. Weech), welches eine genaue Statistik der Kirchen des Wormser Sprengels giebt und in dieser Hinsicht schon von Mone (Bad. Archiv II S. 147) benutzt wird, enthält mehrfach eine dies bezeugende Bemerkung, so z. B. bei den befestigten Kirchhöfen von Schluchtern, Hoffenheim, Bargen, Reihen.

Von grösster Wichtigkeit für das Dorf wird der Kirchhof als befestigter Platz. Indem man den Kirchhof ummauerte, machte man ihn zum Reduit, in das, wenn Alles sonst verloren war, der Bauer sich und seine beste Habe flüchtete. Die Stätte der Todten und der friedlichen Rechtübung scholl dann wieder von Waffenklirren und Kampfgeschrei. In der Pfalz, in Rheinhessen sehen wir allenthalben diese befestigten Kirchhöfe, wir sehen sie aber auch rechts des Rheins und nördlich des Mains. Noch sieht man in Rheinhessen die Anlagen von Eppelsheim (s. u.), Nierstein, Wendelsheim, Wonsheim, Siefersheim, Ober-Ingelheim, Horrweiler, Ober-Olm, Gensingen (Corr.-Bl. 1876 Nr. 5, S. 37, 1879 Nr. 12 S. 103, Archiv f. hess. Gesch. XIV, S. 637 f.) Das Wormser Synodale (s. Mone a. a. O.) zählt in den Landcapiteln von Schweigern und Weibstat (Grossh. Baden) die Anlagen auf von Schluchtern, Mauer, (vbs: „cimiterium est munitum in modum castri, etiam cum fossa), Hoffenheim (vbs: „in modum castri"), Flinsbach (vbs: „Cimiterium est munitum fortilitiis in modum castri"), Bargen, Reichartshausen (vbs: „in modum castri"), Reihen (vbs. „in modum castri"), Sigelsbach (vbs: „murus cimiterii est quasi castrum"). Wir sehen, wie der Begriff der Citadelle dem Mittelalter selbst für seine Dorffriedhöfe geläufig war. Eine grosse Rolle haben die befestigten Friedhöfe in den Fehden des 15. Jahrhunderts gespielt. Einen lehrreichen Beweis hiefür giebt die bei Mone a. a. O. S. 210 enthaltene Geschichte seiner Zeit (1431—1471) von Eikhart Artzt von Weissenburg. Da werden die Kämpfe um die pfälzischen Friedhöfe anschaulich geschildert. Wir nennen hier aus letzteren nur einige der jetzt bayerischen Pfalz, diejenigen von Siebeltingen bei Anweiler, Langenkandel, (auf dem Kirchhof und in der Kirche wurde grosse Beute gemacht 1460), Altenstat, Rode bei Weissenburg (bei beiden behauptete sich der Kirchhof gegen die Angriffe der Feinde), Sleital (77 Bauern wurden darin gefangen und Wagen voll Gut erobert) und vor Allem den schon erwähnten von Dörrenbach bei Bergzabern. Der letztere war „vest und stark von guten mauern und wol verbollwerket; und waren darin uf 130 gebauwern aus dem dorfe." Gleichwohl widerstand er dem Pfalzgrafen nicht, sondern wurde übergeben und geschleift (1460). Die Bedeutung dieses Dörrenbacher Friedhofes ging übrigens über das Dorf hinaus, seine Thürme waren von den umliegenden Gemeinden zu unterhalten. (Frey a. a. O. S. 442). Der Kirchhof in König im Odenwald war so fest, dass sich der Erzbischof von Mainz das Oeffnungsrecht darin vorbehielt. (Schneider, Erbach. Hist. Urk. S. 29).

Ein diesen Theil unseres Aufsatzes voll illustrirendes Beispiel finden wir in Eppelsheim in Rheinhessen. Das Dorf ist noch mit seinem Graben und dem grössten Theil seines Walles umgeben; die Anlage ist noch mit Pappeln und Rüstern, auf einer Strecke ganz mit Dornen besetzt. Der ganze Graben muss früher unter Wasser gewesen sein, der Ort ist voll fliessenden Wassers und laufender Brunnen. Hoch auf dominirender Stelle liegt der die Kirche umschliessende Kirchhof, rings mit Mauern umgeben, mitten im Ort, citadellenartig anfragend. Die 4 Pforten, welche die ziemlich kreisrunde Wallanlage durchbrachen, sind verschwunden, noch steht aber eine Wohnburg im Ort, einst den Dalbergs gehörig, deren Umfassungsmauer in den Linien der Dorfumwallung steht und einen Wohnthurm umschliesst.

Wie der Kirchhof zur Citadelle, so wurde der Kirchthurm zum Bergfrid, zum Thor- oder Wartthurm, zum Mauerthurm. Poetisch und anziehend steigt aus den zinnengekrönten Mauern des Kirchhofes von Ober-Ingelheim der mit Zinnen und einem Eckthürmchen bekrönte Kirchthurm empor, eines der schönsten Beispiele einer derartigen Festungsanlage; auf der Kirche selbst sitzt ein noch mit Fries versehenes Thürmchen auf, und ein zweiter vorgelegter Rundthurm an ihr verfolgt den gleichen wehrhaften Zweck. Der Ort selbst ist mit Mauern umgeben. Hier wie anderwärts haben wir den kunstmässig befestigten Kirchthurm und die Kirche mitten auf dem befestigten Kirchhof selbst, derartige Beispiele sind zahlreich, an anderem Ort werden wir noch näher davon zu reden haben. Der Kirchthurm erscheint aber auch als Festungsthurm ohne Rücksicht auf eine Kirchhofbefestigung, so ist der Thurm der Liebfrauenkirche in Frankfurt ein Theil der alten Befestigung gewesen und ist der von Hochstadt bei Hanau ein Thorthurm (Dehn-Rotfelser und Lotz, Die Baudenkmäler im Reg.-Bez. Cassel S. 110). Dieses Werk, wie auch Dieffenbach im Archiv für hess. Gesch. erwähnen vielfache Beispiele von Kirchthürmen, die sich als Befestigungsthürme darstellen; wir merken hier nur flüchtig aus jenem die von Birstein, Mardorf, Niederklein, Niederzwehren, aus diesem die von Gedern, Nieder-Bessingen, Griedel, Langenhain, Hochweisel, Södel (V, 1, S. 125, 2, S. 83. 107. 118. 139, IV, 1, S.

143) an. Södel hatte zugleich einen zu Dieffenbachs Zeit schon verschwundenen befestigten Kirchhof, wo denn auch das Gericht war (a. 1466 Baur, Urk.-B. IV, S. 193.)

Es liegt auf der Hand, dass, was wir in diesem Capitel an Festungsanlagen betrachtet haben, über den rein defensiven Charakter nicht hinausging; der Schutz des Dorfes, seiner Bewohner und seiner Habe war der Zweck von Wall, Graben, Gebück, Heege, Zaun, war der Zweck der Kirchhofsfeste, welche den Dorfwall zu verstärken bestimmt war. Auch bei ihr erscheint prävalirend immer der Gedanke der Zuflucht, der letzten Zuflucht.

Ehe wir von dem Thema dieses Capitels Abschied nehmen, gehen wir noch einen Augenblick auf die mit Wall und Graben befestigten Höfe näher ein. Einige solche Anlagen haben wir schon oben erwähnt, den Wildhof bei Heusenstamm (Nr. 3 S. 24), den Hof Nieder-Ilbenstadt (Nr. 4 S. 32). Ein vollendetes Beispiel ist die Befestigung des Hofs Gehaborn bei Darmstadt mit Wall und Graben, von der eine Aufnahme beifolgt. Es ist kein Wunder, dass eine solche Anlage schon lange die Aufmerksamkeit erregt hat; eine kleine Literatur ist bereits darüber erwachsen. In der Nähe wurde vor Jahren ein römischer Grabstein gefunden (Jahrb. d. Vereins v. Alterthumsfreunden im Rheinlande 53 u. 54), das hat in Verbindung mit anderen Momenten Veranlassung gegeben, dem Orte einen römischen Ursprung zu vindiciren. Nach dem heutigen Stand der Untersuchung, namentlich seit Dr. Schenk zu Schweinsberg im Archiv für hess. Gesch. XIV, S. 89 ff. abschliessend darüber gehandelt hat, ist eine solche Ansicht nicht mehr aufrecht zu erhalten, dagegen haben wir in der Anlage doch wohl eine mittelaltrige Befestigung zu erkennen.

Der Hof ist nicht sehr lange vor 1173 durch den Reichsministerialen Dragebodo von Dornberg neu erbaut worden und kam bald an das Kloster Eberbach, von welchem er 1578 an den Landgraf Georg von Hessen überging. Er liegt etwa 3/4 Meilen westlich von Darmstadt, an dessen Gemarkung die Hofmark nach Osten zu anstösst. Nach Süden gränzt die Gemarkung Griesheim an, die an dem Zapfen westlich des Hofs mit der von Weiterstadt zusammentrifft, so dass der Hof zwischen den Gemarkungen dieser beiden Orte und derjenigen von Darmstadt mitten inne liegt. Bemerkenswerth ist noch, dass ein über einen Kilometer langer Graben, der Harresgraben, von hier aus durch den Wald Harres (Wald Harrozen 1234, Harraß 1423, Grenze des Reichsforsts Dreieich, Schenk zu Schweinsberg im Corresp.-Bl. 1875 S. 26) im östlichen Bogen nach Süden zieht (Schenk zu Schweinsberg Archiv für hess. Gesch. S. 89, 433, er hält den Graben für zur Ableitung des Wassers aus den als Fischteiche dienenden Gräben des Hofes bestimmt), sowie dass die Darmstädter Landwehr unweit des Hofs nach Osten zu beginnt, von wo sie in ziemlich östlicher Richtung bis zur Stadt Darmstadt hinzieht.

Die Ausmessungen der Hofbefestigung ergeben sich aus der anliegenden Aufnahme. Die durchaus regelmässige Umwallung besteht aus Wall mit Berme und nassem Graben und hat ein aussergewöhnlich starkes Profil. Der Graben wird theils aus einer Quelle, theils aus dem im Süden vorbeifliessenden Darm gespeist. Wall und Graben fehlen an der Südseite, doch ist hier zwischen dem Bach und den Gebäuden des Hofes ein solcher Zwischenraum, dass Raum für einen gleich breiten Wall, wie er die andern Seiten umzieht, gegeben ist.

Wir vermögen uns nicht zu denken, dass eine solche Anlage an einem rings von Wald umgebenen Ort lediglich zum Schutz gegen die Elemente angelegt worden sei, und möchten auch gegen die etwaige Meinung, die Anlage habe den Zweck der Fischzucht in den Gräben von vornherein und allein verfolgt, den Umstand anführen, dass sie dann ihrem Zweck schlecht entsprochen hätte, indem der Wall Teiche und Hof getrennt und jede Aufsicht auf jene unmöglich gemacht hätte. Wir möchten die Anlage noch den Eberbacher Mönchen zuschreiben, für die es ja immer von Interesse sein musste, einen geschützten Hof, eine Deckung ihrer ferne vom Kloster gelegenen Niederlassung zu haben, wenn auch die urkundliche Geschichte von gewaltsamen Conflikten zwischen ihnen und den angrenzenden Teritorialherren, den Grafen von Katzenellenbogen und später den Landgrafen von Hessen, nicht berichtet. An Vertheidigern wird es in dem mit Knechten wohlgefüllten Hof nicht gefehlt haben. Es heisst zwar in einem Erlass des Landgrafen Georg von Hessen an den Centgrafen zu Gerau vom 15. März 1579, zur Vollendung des angefangenen Grabens bei Gehaborn seien aus der Cent Gerau 300 Mann aufzubieten (Schenk zu Schweinsberg im Archiv f. hess. Gesch. XIV, S. 753), aber hier wird, wenn der Hofgraben überhaupt gemeint ist, es sich einfach um eine Wiederherstellung handeln. Jedenfalls würde darin auch ein Beweis für die fortificatorische Bedeutung der Umwallung liegen. Die Gräben konnten hoch mit dem Wasser des Darm gestaut werden; die Stauvorrichtung, das Mauerwerk des Zapfens wurde erst 1828 ausgebrochen; bis zu ihm reichte zwar ein umwalltes Viereck, aber die Entfernung vom Hof ist eine so grosse, dass wir uns zur Vertheidigung des Zapfens einen kleinen Thurm oder etwas ähnliches denken möchten.

Der Gehaborner Hof liegt in der breiten Ebene, die sich von der Bergstrasse und den Vorhöhen des Odenwaldes bis zum Rheine ausdehnt; in einer weiten Umgebung, mitten unter ragendem Wald, der zwar schon in alten Tagen hier gerauscht haben mochte, wie er es heute noch thut, der aber ewig jung bleibt, wie die Natur überhaupt, ist er der einzige historisch anziehende Punkt neben der alten Landwehr, die aber doch bis auf spärliche Profile verschleift ist. Unweit des Hofs, nach Westen zu, zog die uralte Geleitsstrasse von Pfungstadt und der Bergstrasse her nordwärts nach Frankfurt und zum Maine. Wenn wir dieser Geleitsstrasse nordwärts folgen gelangen wir nach einigen Stunden zu dem Dorf Mörfelden, um welches heute noch gleichfalls ein Wall mit Grabenresten zieht, aber so verschleift und durch Bauten unkenntlich gemacht, dass die Profile nicht mehr zu constatiren sind. Der Wall stellt sich nahezu als ein Quadrat dar; einst durchbrachen ihn zwei Pforten. Er gehörte der Landesherrschaft (Ysenburg, seit 17. Jahrh. Hessen).[1] Eine zweite Hauptstrasse zog einst auf Mörfelden, die sog. Unterstrasse, von Oppenheim jenseits des Rheins herüber über Gross-Gerau auf die Geleitsstrasse zu (Frank in den Quartalblättern des hist. Vereins für das Grossh. Hessen 1863, S. 5, 34, 35.) Diese Geleitsstrasse durchschneidet südlich von Mörfelden an dem alten jetzt verschwundenen Thore der Nicolauspforte die alte Landwehr, welche in nach Norden ausweichendem Bogen von Arheilgen nach der Gegend von Gross-Gerau zog und einst das Katzenellenbogische resp. Hessische und Ysenburgische Territorium trennte. Sehr schön erscheint die Landwehr auf einem Plan des Grossh. Staatsarchivs in Darmstadt, den 1576 der Geometer Gotefridus Maseopius zu Mainz entwarf. Wir sehen auf demselben die ganze Landwehr mit verschlungenen Gebückbäumen besetzt. Sie heisst „landgräfliche Heege" und vor ihr zieht ein Bach her, der heute noch „Heegbach" heisst. Als wir in Mörfelden waren, konnten wir constatiren, dass noch eine Erinnerung an diese alten Dinge, an die Landwehr, die Strassen, die so wenig auffallende Spuren hinterlassen, lebte; von Römerstrassen erzählte uns unser Wirth, wie ja das Volk überhaupt auf seine mittelaltrige Vergangenheit so wenig zurückführt. Allerdings

[1] Er erscheint im alten Cent-Weissthum. Eine „Frevelbuss" sollen geben, welche der Statt oder flecken Vestung, Graben, Pfortten, Häge, Gebücke vnd dergleichen beschädigen.

hat auch schon der Tritt römischer Legionäre diesen Boden erschüttert, wir graben noch die Spuren des merkwürdigen Weltvolkes aus der Tiefe, aber unsere Umwallungen gehören ihm nicht an.

(Fortsetzung folgt.)

Nachtrag zu S. 31 der Nr. 4 des Corresp.-Bl. Eine genaue Darstellung von Pallisadenbefestigung finden wir auf einem Plänchen des Staatsarchives zu Darmstadt, auf welchem die Orte Gross-Umstadt, Klein-Umstadt und Kleestadt dargestellt sind. Die beiden ersteren haben gezinnte Mauern mit Thorthürmen, der letztere hat einen zweistöckigen, viereckten Thorthurm mit spitzem Helm, an den sich Pallisaden anlehnen. Die einzelnen nicht runden, sondern platten Pfähle stehen in Zwischenräumen von einander und sind durch eine Horizontalplanke verbunden, über die sie mit dreieckig gespitzten Köpfen hervorsehen. Ein Graben ist nicht erkenntlich, aber, da er auch bei Gross-Umstadt fehlt, wo sicher einer war, vielleicht zu ergänzen.

Wirksamkeit der einzelnen Vereine, Literarisches.

Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. XVIII. Jahrg. Nr. II.

Inhalt: Loserth, Das Archiv der Stadt Fulnek. Materialien zur Geschichte der deutschen Ansiedlungen im nördlichen Mähren. — Schlesinger, Anton Fürnstein und seine Gedichte. — Feistner, Zur Geschichte der Zitta-Prager-Strasse. — Benedikt, Segensformeln.

Nr. III.

Inhalt: Schebek, Die Ferdinandeische Fundation. Quellenbeiträge zur Geschichte der Gegenreformation in Böhmen. — Müller, Künstler der Neuzeit Böhmens. VIII. Jakob Ginzel — Zur Gründungsgeschichte der Stadt Budweis. Fragmente aus dem Nachlasse des Prof. M. Pangerl. — Wagner, Aberglaube im XVII. und XVIII. Jahrhundert. — Czerweny, Geschichte der Schwarzenthaler Goldgruben im Riesengebirge.

Fürstenbergisches Urkundenbuch. IV. Band. Quellen zur Geschichte der Grafen von Fürstenberg vom Jahre 1480—1509. Unter Beihilfe von Dr. Fr. L. Baumann bearbeitet von Dr. Sigmund Riezler, fürstl. Archivrath. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung.

* Bei aller Sorgfalt der Bearbeitung und Trefflichkeit der Ausstattung, welche dieses Werk zu einem Musterwerk gestalten, schreitet es doch rasch vorwärts. Der vorliegende Band enthält 481 Stücke aus dem in der Ueberschrift angezogenen Zeitraum, die zu einem grossen Theil auch für die allgemeine deutsche Geschichte besonderes Interesse bieten; das letzte betrifft den Tod des Grafen Wolfgang von Fürstenberg. Der oberste Hauptmann des Kaisers Maximilian starb am 31. Decbr. 1509 oder 1. Jan. 1510 auf Schloss Ortenberg. Die Todtentafel in der Gruftkirche zu Neidingen wird abgebildet.

Der IV. Band enthält sodann Nachträge zu Band I bis IV. und Verzeichnisse, darunter ein ganz vortreffliches von Dr. Baumann bearbeitetes Orts- und Personenverzeichniss.

Siegel des Mittelalter aus den Archiven der Stadt Lübeck. Herausgegeben von dem Verein für Lübeckische Geschichte und Alterthumskunde. X Heft. Lübecker Bürgersiegel. Lübeck, Ferdinand Grautoff.

Das vorliegende Heft bringt die Siegel von Lübecker Rathsmännern auf 4 Tafeln (Nr. 45—105) und von Lübecker Bürgern auf 4 Tafeln (Nr. 49—129) mit dem zugehörigen erläuternden Text. Nr. 92 der Siegeltafeln der Rathsmänner enthält das Siegel eines Mannes von welthistorischem Klang, des Jürgen Wullenwever; es ist ein quergetheilter Schild, oben erscheint ein nach rechts gehender Löwe, unten zwei Eicheln. Die Buchstaben I. W. stehen über dem Schild. Es befindet sich an einer 1533, 4 Jahre vor dem tragischen Tode des heldenhaften Mannes, errichteten Urkunde.

Mittheilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte. 2. Jahrg. Nrn. 7—9 (Mai Juli).

Von dem mannigfaltigen Inhalt der vorliegenden Nummern der Zeitschrift verdienen zunächst die Beiträge von M. Gensler: „Von einigen Taufbecken- und Glocken-Inschriften des 15. Jahrhunderts“; von W. H. Mielk und K. Koppmann: „Hamburg im Volksliede“; von C. Walther: „Ein alter Gelagsgruss“; von K. Koppmann: „Georg Neumark in Hamburg“, der Dichter des schönen trostvollen Kirchenliedes „Wer nur den lieben Gott lässt walten“, hervorgehoben zu werden. Interessant als Beitrag zur Faustliteratur ist der von Otto Rüdiger mitgetheilte, in der Stadtbibliothek aufbewahrte Theater-Zettel, welcher eine Aufführung der Neuberschen Truppe im Opernhause auf dem Gänsemarkt, am 7. Juli 1738, anzeigt. — Zu der Geschichte vom Lachsessen werden von Koppmann, Voigt und Handelmann neue Angaben beigebracht. — In den Sitzungen des Vereins wurden manche interessante lokalgeschichtliche Vorträge gehalten. So sprach Dr. F. Voigt in einer Märzsitzung über die Entwickelung der landwirthschaftlichen Verhältnisse in den Hamburgischen Marschlanden während der letzten 100 Jahre und knüpfte daran eine interessante Statistik der Verkaufswerthe von Landstellen. Ferner hielt Pastor Liebold aus Altona einen Vortrag über die Einäscherung Altonas durch die Schweden am 8. Januar 1713. Durch den Brand wurden 959 Häuser, zwei Drittheile der Stadt, zerstört. Endlich sprachen Dr. Adolf Wohlwill über die Okkupation Hamburgs durch die Dänen im Jahre 1801 und Dr. Koppmann über das Kollegium des Klingelbeutels an der Domkirche und dessen Konvivium.

Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen. Jahrg. 1879.

Inhalt: Bodmann, Jobst Hermann v. Ilten. Ein hannoverischer Staatsmann des 17. und 18. Jahrh. — Mithoff, Ausgabe-Register vom Rathhausbau am Markt zu Hannover. — Gerss, Karsten Sendungsreise nach Indien. — Ders., Magnus, Herzog von Lauenburg und die Kirchenordnung des Landes Hadeln. — Graf Kielmansegg, Graf Ludwig von Wallmoden-Gimborn. — Lyra, Zur Geschichte des Kirchspiels Gehrden. Miscellen.

Zeitschrift für Hamburgische Geschichte. Neue Folge. IV. Band. 1 Heft.

Inhalt: Mönikeberg, Die lutherische Kirche in Moskau, eine Schwester der hamburgischen Kirche. — Koppmann, Ordnung des Gelages der Ragergesellen am Johannis- und Krugtage. — Ders., Die Statuen der Neun Besten im alten Rathhause. — Wohlwille, Napoleon und die Hansestadt im Herbst 1809. — Wichmann, Die Entstehung der Stadt Altona. — Wolters, Historisch-topographische Beschreibung des Kirchspiels St. Petri. — Mönckeberg, Das Rathhaus in der Neustadt in Hamburg. — Meyer, Nachträge zur Geschichte des Eimbeck'schen Hauses. — Beneke, Weitere Nachträge zur gleichen Geschichte. — Versammlungen.

Mittheilungen an die Mitglieder des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt a. M. V. Band.

Inhalt: Chronik des Vereins. — Vereinssitzungen. — Sammlungen. — Miscellen, u. a.: Schneider, Aus einer fürstlichen Verlassenschaft des 17. Jahrh. Grotefend, Zur ältesten Geschichte des Klosters Patershausen.

Commissions-Verlag der Hofbuchhandlung von A. Klingelhöffer in Darmstadt. — Druck von Heinrich Kichler.

Beilage zu Nr. [illegible] des Correspondenzblattes

des

Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthums Vereine 1880.

Zu dem Aufsatz von Ernst Wörner und Max Heckmann.

Aufgenommen von Max Heckmann.

Herausgegeben von dem Verwaltungsausschusse des Gesammtvereins in Darmstadt unter Redaction von Ernst Wörner.

Correspondenzblatt

des

Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine.

Das Correspondenzblatt erscheint monatlich einmal und kostet jährl. 5 Mark.

№. 6. Achtundzwanzigster Jahrgang 1880. Juni.

Mittheilungen für Deutsche Geschichte und Alterthumskunde überhaupt.

Die Kapelle an dem Ort, wo Meister Konrad erschlagen wurde.

(Mit Abbildung).

Von Ernst Wörner.

Wir haben schon im vorigen Jahrgang des Correspondenz-Blattes bei der Besprechung des hessischen Urkundenbuchs von Arthur Wyss (Nr. 11, S. 91) von der Kapelle gesprochen, die einst stand „in loco, ubi magister Conradus fuit occisus“ und die nach dem Zeugniss des Buches von Wyss in unseren Tagen verschwunden ist. Wir haben seitdem den Stoff weiter verfolgt und dabei den Plan gefasst, eine bildliche Reconstruction des Bauwerkes zu versuchen, das unter der Indolenz der modernen Zeit zu Grunde gegangen ist, eines Bauwerkes, welches historisch interessant und sicherlich künstlerisch werthvoll war. In der Anlage legen wir die Abbildung und die Aufnahme der Kapelle unseren Lesern vor, welche wir Herrn Max Heckmann verdanken. Wir geben den Grundriss und die Ansicht der Kapelle.

Wir knüpfen hieran eine kurze Darstellung der Umstände der Errichtung, der Bedeutung und der Geschichte der Kapelle, sowie einige Beiträge zur Lebensgeschichte des Mannes, dessen Gedächtniss sie bewahren sollte, und bitten um Entschuldigung, wenn wir dabei der Vollständigkeit halber einiges Factische wiederholen, was wir bereits in Nr. 11 des vorigen Jahrgangs gesagt haben.

Auf der vom Erzbischof von Mainz berufenen Mainzer Synode vom 25. Juli 1233, welcher der König Heinrich beigewohnt, hatte der Inquisitor Konrad von Marburg gegen den von ihm der Ketzerei beschuldigten Grafen Heinrich von Sayn nichts ausgerichtet. Die Stimmung war Konrad ungünstig, und er begab sich daher auf den Heimweg nach Marburg; ob mit königlichem oder erzbischöflichem Geleit oder nach Zurückweisung eines solchen ist nicht ganz klar, wenn auch ersteres wahrscheinlicher ist.[1] Konrad zog von Mainz nach Giessen und von Giessen aus die Frankfurter Strasse, welche über Daubringen führte, den Bergzug zwischen Lumbde und Zwesterrahm überstieg, durch die Kuhmark nach Hachborn, Erbsdorf, Heskem, Wittelsberg und Kirchhain führte. Konrad musste, um nach Marburg zu kommen, westlich abbiegen und zwar wahrscheinlich bei Erbsdorf und von da über Beltershausen, an den jetzigen Höfen „Kapelle“ vorüber, durch den Lahnberg, das Dorf Cappel östlich umgehend, ziehen.[2]

Etwa zweitausend Schritt nordwestlich von Beltershausen liegen die erwähnten zwei Höfe am Fusse des Lahnbergs, dicht an der Strasse, die von Beltershausen kommt. Der Wald tritt hier nahe an die Strasse, kaum 200 Schritt ist er entfernt.[3])

Als Konrad mit seiner Begleitung an die Stelle gekommen war, am 30. Juli 1233, brachen einige Ritter hervor und erschlugen den Inquisitor mit seinem Begleiter, dem Franziskaner Gerhard Lützelkolbe.

Die Thatsache des Mordes wird von vielen Quellen berichtet.[4]) Auch darin sind die Quellen einig, dass die Mörder Edelleute gewesen seien, welche durch die Verfolgungen Konrads erbittert und durch den Ausgang des Mainzer Tags ermuthigt waren.[5]) In den Annales breves Worm.[6]) werden die Ritter von Dernbach als Thäter bezeichnet. Sie nennt auch Trithemius, der weiter erzählt, auf Konrads Flehen um Gnade sei ihm von den Ergrimmten zugerufen worden, er habe ja auch mit Niemandem Erbarmen gehabt und empfange nur die verdiente Strafe.[7]) Neben den Rittern von Dernbach werden auch die Schenken von Schweinsberg als bei dem Mord betheiligt genannt. Die Riedesel'sche Chronik schreibt: „Darzu wurden die eddeln Schenken zu Sweynsburg gedrungen, das sie ein alt wyp, die was ihr zugehöriger, musten dem vorgenannten meister Curde andlagen, die was so gar in dem unglauben bedrogen und verleyd wurden, das sie nymants mochte davon brengen, und wulde auch ihre busse nicht entphahn, des wart sie verbrannt. Hierüber so wart der frume priester, der heilige man toit geschlachen, dies geschah da man schrieb n. Ch. G. 1233 jare.“[8])

Von der Familie Schenk zu Schweinsberg erscheinen in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrh. Guntram (1196 bis 1236), der 1216 und 1234 von Gruenberg, ausserdem stets von Marburg heisst, Schweinsberg erwarb und um 1215 dort die Burg erbaute, dessen Bruder Ludwig, 1225 von Marburg genannt, später im Besitz der Vogtei Fronhausen und Stammvater der Vögte von Fronhausen, sowie die Söhne Guntrams, unter ihnen vor Allem Guntram I. (1234—1269, stirbt vor 1272). Bis 1240 heisst er nach der väterlichen Burg von Schweinsberg, 1241 wurde er Schenk des Landgrafen Hermann II. und findet sich nach dessen Tod als Schenk von Schweinsberg häufig im Gefolge der Landgrafen

---

[1]) Henke, Konrad von Marburg, Beichtvater der heiligen Elisabeth und Inquisitor. S. 28. 63. Schenk zu Schweinsberg, der Ort wo Konrad von Marburg ermordet wurde, in Mittheilungen an die Mitglieder des Vereins für hess. Gesch. und Landeskunde 1864 Nr. 14 S. 10.

[2]) Schenk zu Schweinsberg, ebenda.

[3]) Ebenda.

[4]) S. Winckelmann, Gesch. Friedrichs II. (1212—1223). S. jetzt auch Brief des Papstes vom 21. October 1233 in Wyss, Hess. Urk.-Buch I. S. 36, vbs. „nunc illo (magistro Conrado de Marburch) gladiis occumbente.“

[5]) S. Henke a. a. O. S. 28. Schenk zu Schweinsberg a. a. O. S. 10.

[6]) Mon. Germ. Scr. XVII, 75.

[7]) Henke a. a. O. S. 28. 73.

[8]) Schenk zu Schweinsberg a. a. O. S. 10. 11, der den Einwand widerlegt, dass die Schenken zu Schweinsberg damals diesen Namen noch nicht geführt hätten.

Heinrich und Konrad, sowie der Herzogin von Sophie von Brabant.[9])

Von den Schwerterstreichen, welche am 30. Juli 1233 dem Leben des visitator in Alemania, wie ihn Papst Gregor IX. (Wyss a. a. O. S. 31) 1233 nennt, ein Ziel setzten, datirt sich auch die Beendigung des Systems der Ketzerverfolgung auf deutschem Boden, welches wesentlich der Erschlagene ins Leben eingeführt hatte. So kurz die Thätigkeit Konrads in deutschen Landen gewesen, so eingreifend war sie doch in kirchlichen Dingen, so einflussreich war doch die Persönlichkeit des Mannes in den hessisch-thüringischen Verhältnissen nicht nur, sondern in den kirchlichen Dingen des Reiches überhaupt gewesen, von der Zeit an, da er als Beichtvater der heil. Elisabeth auf der Wartburg sass und deren Gemahl ihm seine Patronat- und Collaturrechte übergab,[10]) bis zu der Zeit, da ihm die päpstlichen Aufträge eine gewaltige Machtvollkommenheit in die Hände gaben, eine Machtvollkommenheit, deren Ausübung allerdings ihm neben dem begeisterten Lob der Anhänger schon reichlichen Hass bei den Zeitgenossen zuzog und jedenfalls der unpartheiischen Geschichte in anderem Lichte, als sie sich jenen darstellte, erscheinen muss.

Da Konrads Thätigkeit so einflussreich war, so wissen wir genug, von ihr, namentlich auch soweit seine Schicksale mit dem Leben der heil. Elisabeth eng verflochten sind, wenig aber wissen wir von seiner Herkunft und Jugend. Selbst darüber ob er Franziskaner oder Dominikaner gewesen, wird noch von den neuesten Schriftstellern gestritten. Wir können uns der Meinung Henkes (a. a. O. S. 43), welcher ihn unter ausführlicher Begründung für einen Franziskaner erklärt, nur anschliessen. Den Henke'schen Beweisstellen fügen wir die nach unserer Meinung entscheidende Stelle in dem authentischen Bericht des Erzbischofs von Mainz, der Aebte von Arnsburg, Bildhausen, Rommersdorf, Arnstein und Kappel, der Pröpste von Bingen und Wirberg, des Dekans von Momberg, Konrads von Marburg selbst und des Bruders Angelus, welcher Bericht dem Papst Gregor IX. über die Wunder am Grabe der heil. Elisabeth Auskunft gibt (d. d. Marburg 1232, Aug. 11, Wyss a. a. O. S. 25), an: „magister C. de Marburg et frater Angelus de Minorum fratrum ordine predicatores.“ Predicator nennt sich Konrad gerne, und auch auf seinem Siegel von 1232, dem einzig erhalten (bei Wyss), wo wir lesen „predicator verbi dei.“

Dass Konrad von Marburg aus einem Rittergeschlecht stammte, hat Dr. Schenk zu Schweinsberg in der Oberhess. Zeitung von 1869 Nr. 118 nachgewiesen. Sein Vater war ein thüringischer Ministeriale Conradus de Marburg, der sich 1174 im Gefolge des Grafen Heinrich Raspe befand. Wir geben nach uns gütig gemachten Mittheilungen des Herrn Staatsarchivars Dr. Schenk nachstehend die Genealogie des Geschlechts:

- Conradus de Marburg 1174.
  - Conradus de M. magister, predicator verbi domini † 1233.
  - Wideroldus de M. miles. 1216, 25, 26, 28. Patron zu Oberweimar.
    - Cunradus rufus de M. 1216, 25.
      - Cunradus parvus de M. 1225—61.
        - Conradus de M. Canonikus zu Heiligenstadt 1262
    - Dominus Adolfus rufus de M. 1216, 25, 26.
      - Ekkehardus 1216, 25. 26.
      - Wideroldus de M. 1225, miles in Michelbach u. Nordecken † vor 1256.
        - Dominus Hermanus de Wimere 1266 (wohl Pfarrer).
        - Conradus dominus 1256
        - Wideroldus
          - Widderold 1277—1279 ux. Adelheid Strebekatz 1277.
          - Adolf miles de Michelbach u. Nordecken filius Wideroldi 1265 bis 1279.
          - Gertrud 1265—81. Gem.: Gunpert v. der curia sculteti in Ameneburg † vor 1275.
          - Alheidis 1265-1279 † vor 1281.

Mit dem Geschlecht seiner Feinde, der Schenken zu Schweinsberg, von denen, wie wir gesehen, Guntram und Ludwig sich einige Mal „von Marburg“ nannten, hat Konrads Geschlecht nichts zu thun.[11])

An der Stelle, wo Konrad getödtet wurde, wurde von dem deutschen Orden in Marburg eine Kapelle errichtet, und es waren darin die Gebeine des gemordeten Predigers beigesetzt, bis sie nach der feierlichen Einweihung der Elisabethenkirche in Marburg (1283) an der Seite derjenigen von Konrads Beichtkind Elisabeth eine Stätte fanden. Die Kapelle hat noch bis zu unseren Tagen, wenn auch seit mehr als einem Jahrhundert nur in Ruinen gestanden. Heute bezeichnet nur ein Denkstein die Stätte des Verbrechens und des sühnenden Gotteshauses. Den Nachweis der Bedeutung der Kapelle hat Dr. Schenk zu Schweinsberg, der sie noch in Ruinen sah, zuerst in den erwähnten Mittheilungen des Kass. Vereins von 1864 S. 9 ff. geführt. Er beschreibt ihre Lage als 15 Schritt von den Höfen genannt die Kapelle entfernt, dicht an der Strasse, die von Beltershausen kommt, zu rechter Hand derselben.

Die Ruine ist (nicht glücklich) in malerischer Ansicht und im Grundriss abgebildet bei Justi Vorzeit 1826 und 1827, sie ist ferner beschrieben in Dehn-Rotfelser und Lotz, die Baudenkmäler im Regierungsbezirk Kassel S. 340. Unsere Reconstruction hatte diese Quellen und mündliche Mittheilung des Herrn Dr. Schenk zu Schweinsberg zu Rath gezogen.

Unsere urkundlichen Quellen reden mehrfach von der Kapelle und von ihrer Bestimmung. Zunächst kommen zwei Urkunden in Betracht vom 14. Febr. 1250 und vom 8. Mai 1255 (Wyss Urkundenbuch etc. I. Nr. 96 (S. 83) und Nr. 132 (S. 105).

[9]) Schenk zu Schweinsberg im Darmstädter Archiv für hess. Gesch. XIII. S. 126 ff.

[10]) Hausrath, der Ketzermeister Konrad von Marburg S. 22.

[11]) S. noch Schenk zu Schweinsberg Zeitschr. des Casseler Gesch.-Vereins. N. F. II. S. 62 u. 63. Obige Tafel liefert zugleich den bündigsten Beweis.

Die Urkunde von 1255 handelt von der Erbauung. In derselben giebt Bischof Heinrich von Kurland allen, welche den Bau der Kapelle an dem Platze, wo Meister Konrad von Marburg erschlagen wurde, und die übrigen von den Brüdern des deutschen Hauses in Marburg unternommenen Bauten befördern, vierzig Tage Ablass. Es heisst in der Urkunde, die Deutschordensbrüder in Marburg hätten die Kapelle an dem Ort, wo Konrad erschlagen worden sei, mit aufwandreicher Mühe zu bauen angefangen (— capellam in loco, ubi magister Conradus verbi dei minister clare memorie fuit occisus, et alia edificia fratrum et familie ibidem manencium necessaria edificare ceperit opere sumptuoso —). In der Urkunde von 1250 erscheint ein frater Reinardus (vom deutschen Orden), qui tunc extitit provisor kapelle, qua recubat magister Cunradus predicator interfectus. Die Kapelle war an der Stätte des Mordes vom deutschen Orden errichtet und eins seiner Mitglieder, Namens Reinhard, war zu deren Provisor ernannt worden.

Reinhard war 1250 Unterhändler eines Vertrags (procurante fratre Reinhardo), in dem Hildegund von Fronhausen Güter zu Beltershausen an das dem deutschen Orden gehörige Hospital der h. Elisabeth zu Marburg verkauft. Besagter Reinhard erscheint noch öfter. Am 29. September 1248 (Wyss a. a. O. Nr. 90 S. 79) nennt er sich Frater Reynhardus de Capella. Am 21. August 1251 erscheint in einer Deutschordensurkunde von Marburg frater Reinhardus de Capella als Zeuge (Wyss a. a. O. Nr. 105 S. 89.) Derselbe Reinhard kauft im Namen des Hauses und der Brüder von Marburg am 1. Sept. 1251 den gesammten unbeweglichen Nachlass eines Beltershäuser Einwohners (Wyss a. a. O. Nr. 106). Er nennt sich da: Frater Reynhardus de Capella nomine domus et fratrum in Marpurg. Und auch am 1. Februar 1252 erwarb Frater Reynhardus de Capella Gut in Beltershausen (Wyss a. a. O. Nr. 112). Wir haben in diesen Urkunden eben die Grundlage für den Besitz der Kapelle; der deutsche Orden dotirte sie, wie er sie erbaute.

Auch später verlassen uns die Nachrichten von der Kapelle nicht. Am 2. Mai 1283 giebt Bischof Christian von Samland den Besuchern und Förderern der Kapelle Konrads von Marburg (capellam magistri Conradi occisi) vierzig Tage Ablass (Wyss a. a. O. Nr. 416 S. 310.) Sie erscheint noch einmal 1343 (Zeitschr. des Kasseler Vereins II, S. 309). Der Verfall der Kapelle begann im ersten Viertel des 17. Jahrh., nachdem Landgraf Ludwig zwei Glocken aus den Ordenshöfen die Kapelle genannt geholt hatte. (Lotz und Dehn-Rotfelser a. a. O. S. 340.) Jetzt ist sie ganz verschwunden; die Besitzer der Höfe haben sie, wie es scheint, abgetragen, und Niemand hat sich des alten Bauwerks angenommen.

Den Betrachtungen, die wir vor einigen Monaten an die Zerstörung knüpften, haben wir auch heute nichts zuzufügen, wir haben an ihnen nichts zurückzuziehen. Allenthalben im Reich klafft noch der Widerspruch zwischen theoretischer Erkenntniss und praktischem Thun; wir kennen den Werth unserer Denkmale und lassen sie zu Grunde gehen, gleich als ob wir das Unersetzliche beliebig wieder hervorzaubern könnten.

Wann soll das enden?

Ein Goldfund.

Wir haben uns in Deutschland so sehr daran gewöhnt, die grossen wissenschaftlichen Explorationen auf archäologischem Gebiete, soweit sie das Ausland betreffen, mit nimmer müder Neugier zu verfolgen, dass wir gar häufig für das heimische, unsere eigene Vergangenheit berührende Neue wenig Aufmerksamkeit übrig haben. Und doch sind da mitunter Vorgänge zu verzeichnen und Räthsel zu lösen, die nicht geringfügig genannt werden dürfen. Unser heimathlicher Boden birgt zeitlich und materiell Bestimmbares genug, aber ebenso eine unzählige Menge unbestimmbarer historischer Schätze. Zu den letzteren gehört ein höchst merkwürdiger Fund, der vor mehreren Wochen im früheren Kurhessen gemacht wurde. Die „Neue Preussische Zeitung“, die denselben am übersichtlichsten schildert, berichtet: „Im Gemeindewalde des grossen und in besonders fruchtbarer Gegend gelegenen Pfarrdorfes M a r d o r f, eine halbe Meile von dem alten Städtchen Amöneburg in Oberhessen, wo der heilige Bonifacius eine Kirche gegründet, wurden schon seit langen Jahren von Zeit zu Zeit alte Goldmünzen gefunden, die, wie es scheint, einer vorgeschichtlichen Zeit angehören. Die Münzen sind rund und haben die Gestalt eines dicken innen vertieften Knopfes. Die Prägung ist roh und zeigt auf der inneren vertieften Seite 3, 5 und 6 erhöhte Kreise und einige Striche, auch einen verzierten Rand. Die äussere convexe Seite zeigt verschieden geformte Verzierungen. Das Metall ist reines Gold und der Goldwerth 20—21 Mark. Die einzelnen Stücke sind in der Präge verschieden gut erhalten. Bis jetzt war — obgleich ein Forstort in der Gemeinde seit uralten Zeiten den Namen der „G o l d b e r g“ führt, ein anderer Theil das „G o l d l o c h“ hiess — von den bekannt gewordenen Funden kein einziger im Walde selbst gemacht, sondern die Münzen hatten sich in dem thonigen Anhängsel der Räder von den Wagen gefunden, welche Holz im Walde geholt hatten. Am 18. März d. J. befand sich der Schweinehirt des Ortes mit seiner Heerde in dem sog. Goldberge. Seine Frau brachte ihm das Essen und äusserte ihrem Manne, dass er sich ganz ohne Noth dem kalten Winde an der Stelle so aussetze, wo er sich mit seiner Heerde befände. Der Mann erwiedert lachend: „Vielleicht finde ich wieder, wie voriges Jahr, ein Goldstück!“ und, indem er dies sagte, blickte er auf einen Maulwurfhaufen, in welchem der kleine Erdenbewohner nachstiess und hob zu seiner und seiner Frau Ueberraschung eins der bekannten Goldstücke aus der Erde auf. Ein anderer Mann, der in der Nähe arbeitete, fand alsbald in dem Maulwurfhaufen ein zweites Stück. Am 22. März, als die Sache bekannt geworden und überall den Leuten gerathen war, doch an der Stelle Nachforschungen anzustellen, zogen dann die Waldeigenthümer in hellen Haufen hinaus in den Wald und fingen an, die Erde an dem Fundorte umzuwühlen. Als nun ein Stück nach dem andern zum Vorschein kam, soll die Scene, die sich entwickelt, jeder Beschreibung gespottet haben. Nach zuverlässigen Mittheilungen sollen über 100 Münzen gefunden sein. Leider sind die meisten alsbald vertrödelt worden und in die Hände dritter Personen gekommen. In der Nähe des Goldberges, wo der Fund gemacht, liegt auf einer Höhe ein alter Ringwall, die H u n n e n b u r g genannt. Die Gegend ist zweifellos eine Stätte uralter Cultur und es sind in nicht weiter Entfernung interessante Ausgrabungen von Grabstätten keltischen Ursprungs gemacht. Es ist anzunehmen, dass sich die Aufmerksamkeit auf die Alterthümer der Gegend von Neuem lenkt.“

Einem ähnlichen Berichte der „Weserzeitung“ (aus Hessen-Nassau, 26. März) entnehmen wir noch, dass auch „Schnallen, Ringe, und Bruchstücke von Schmuckgegenständen aus Gold in ganz ansehnlicher Zahl gefunden worden sind.“ Nach einer Correspondenz der „Köln. Ztg.“ soll darunter „ein K r e u z, eine S p a n g e und ein A r m r i n g“ sein. Diese Schmuckgegenstände bezeichnet ein nachträglicher Bericht in der „Kasseler Tagespost“ als „von sehr primitiver Construction und wie die Münzen ohne Zweifel mit anderem Metalle legirt;“ derselbe Bericht signalisirt aber auch einige „k l e i n e S i l b e r m ü n z e n mit Thierbildern und anscheinenden Schriftzügen“ [?], was er mit Recht für sehr wichtig und und für ein seltenes Vorkommen erklärt. Der Berichterstatter der „Wes.-Ztg.“, der übrigens die detaillirte Beschreibung der Münzen einer angeblich „fachmännischen“ Schilderung des „Marburger Tageblatts“

entnimmt, macht noch die gute Bemerkung, dass die Prägung entfernt an das bekannte Didrachmon von Aegina aus dem 6. Jahrhunderte vor Chr. mit dem Bilde einer Schildkröte erinnere.“ Er vermuthet, dass die „Münzen der keltischen Zeit angehörten.“

Wir lassen nunmehr den oben erwähnten Bericht eines Augenzeugen im „Marburger Tageblatt“ folgen, der zwar durchaus nicht von einem „Fachmann“ (in antiquarischer Hinsicht) herrühren kann (denn er beschreibt die allbekannte Form der „Iriden“ mit einer peinlichen Genauigkeit, als ob sie etwas Unerhörtes und nicht in jeder grösseren öffentlichen Sammlung Vorkommendes wäre), der aber gerade seiner Exactheit wegen den Werth eines objectiven Fundberichts hat. Das Referat lautet wie folgt: „Eine Mittheilung des „Marburger Tageblattes“ von vorgestern (24. März), den Fund alter Goldmünzen betreffend, veranlasste gestern einige hiesige Herren, darunter Schreiber dieses, an Ort und Stelle die Münzen, sowie das Feld, auf welchem dieselben noch immer gefunden werden, in Augenschein zu nehmen. Der Fundort befindet sich an dem Abhange des etwa eine halbe Stunde von Mardorf gelegenen sogenannten Goldberges und nimmt einen Raum ein, der etwa 4 bis 5 Meter im Quadrat misst. Das ganze Terrain, noch jetzt sumpfig, erscheint, als wenn sich daselbst in früheren Zeiten Anlagen von Fischteichen befunden hätten. Die jetzige oberste Bodenschicht besteht aus schwerem, röthlich weissem Thone (Lette) und sind in dieser etwa einen Fuss dicken Lage sämmtliche Funde gemacht worden. Mit Hacken, Spaten und Messern wird von den Dorfbewohnern der Boden aufgewühlt und jedes grössere Stück Thon genau untersucht. Kurz vor unserer Ankunft waren noch ein Goldstück und eine goldene Schnalle, letztere etwa im Goldwerthe von 30 bis 49 Mark, gefunden worden, nachdem in den letzten Tagen die hübsche Zahl von annähernd 150 Stück dieser Goldmünzen an das Licht befördert worden war. In der Grösse entspricht ein solches Goldstück unserem Zehnmarkstück, nur ist es dicker und schwerer und dabei nicht rund, sondern napf- oder besser tellerförmig gebogen. Bei einer Dicke von 2 Millimeter haben die mitunter regelmässig runden Stücke einen Durchmesser von 2 Centimeter und ein Gewicht von 7¼ Gramm; entsprechen demnach an Goldwerth beinahe dem Zwanzigmarkstück. Die auf beiden Seiten befindlichen eigenthümlichen Bilder sind anscheinend vermittelst eines Stempels hervorgebracht worden und sprechen auch für diesen Umstand die überall abgerundeten Kanten. Was nun die figürliche Verzierung der beiden Seitenflächen anbetrifft, so wird auf der concaven Seite der äussere Rand von einer gebogenen, schlangenförmigen Thiergestalt mit deutlich gezeichnetem Kopfe und Schwanze und mit 4 oder 5 Paaren von Füssen versehen, eingenommen und ist dann der so in der Mitte freibleibende Raum mit 5 kräftig hervortretenden Punkten, etwa 2 Millimeter im Durchmesser, besetzt. Doch sollen auch Stücke mit 3, 7 oder 9 solcher Punkte gefunden worden sein, jedoch ist dem Schreiber dieses kein solches Exemplar zu Gesichte gekommen. Die concave Seite enthält am Aussenrande einen aus kleinen, gebogenen Blättern zusammengesetzten Kranz, der sich jedoch nicht vollständig schliesst. Die Mitte nimmt eine birn- oder besser retortenförmig gestaltete Erhöhung ein, neben welcher sich sodann 2, bei einem Stücke 3 Punkte befinden. Schriftzeichen enthalten die Münzen nicht. Die kleinen Striche zu beiden Seiten der erwähnten Thiergestalt sind wohl nicht als Buchstaben oder Zahlen zu deuten, wie solches an Ort und Stelle geschah, sondern müssen als Füsse des molch- oder schlangenartigen Thieres angesehen werden. Die gefundene Schnalle, etwa 3 Centimeter lang und 2 Centimeter breit, hat eine den Münzen ähnliche Zeichnung und ist auf der oberen Fläche zu den Seiten der inneren Riemenöffnung mit verschiedenen Punktenreihen besetzt. Eine Deutung der Münze wäre interessant; dass dieselbe nicht römischen Ursprungs ist, lässt sich sofort erkennen. Jedenfalls haben wir es hier mit seltenen Antiquitäten zu thun. Wie diese Schätze an den bezeichneten Ort gekommen sein mögen lässt sich nur vermuthen. Schreiber dieses möchte mit seiner Hypothese darüber noch zurückhalten und abwarten, ob nicht noch weitere Funde weitere Anhaltspunkte zu einer bestimmten Muthmassung geben. Wie wir erfuhren, beabsichtigt man von Mardorf aus dem deutschen Kaiser ein Exemplar der an seinem Geburtstage gefundenen Schätze, welche einen Gesammtwerth des Goldes von etwa 1000 Thaler haben mögen, zum Geschenk zu machen.“

Wenn wir die hier zusammengestellten Fundberichte in Uebereinstimmung bringen, so geht daraus mit unzweideutiger Gewissheit hervor, dass die Goldmünzen sogenannte „Regenbogenschüsseln“ (Iriden) sind, die zahlreich in Süd- und Mitteldeutschland oft vereinzelt, häufig aber auch in grosser Menge (in Hunderten) zusammenliegend gefunden werden. In letzterem Falle fand man sie gewöhnlich in Thon- oder Metall-Gefässen bewahrt und es ist sehr wahrscheinlich, dass auch der Mardorfer Fund ursprünglich in einem solchen Gefäss geborgen war, das vielleicht von dem ersten Finder nicht beachtet, zerschlagen oder schon in älterer Zeit auf dem Acker verloren wurde. Die Schüsselmünzen bestehen immer aus einer Legirung, die dem alten Electron nahe kommt, Gold mit starkem Silberzusatz. Den hier vernommenen Berichterstattern ist das unbekannt geblieben; sie behandeln die Goldmünzen als wilfremde Waare, allerdings erklären sie dieselben für „nicht römisch“; der Referent der „Köln. Ztg.“ nennt sie gar „Brakteaten“, die bekanntlich nur im Mittelalter und in noch späterer Zeit vorkommen; nur der sachgemässere Bericht der „Kasseler Tagespost“ erkennt sie als Iriden. Charakteristisch für diese Münzen ist auch der Umstand, dass sie sich schon öfters in der Nähe oder innerhalb von Ringwällen fanden; so auch hier wieder. Ob man sie desshalb für „keltisch“ erklären soll, ist eine andere Frage. Die Genesis dieser merkwürdigen Goldmünzen ist bis heute wissenschaftlich noch in keiner Weise aufgeklärt. Thatsache ist, dass sie sich häufig in Deutschland finden, sie desshalb „germanisch“ zu nennen, ist sehr gewagt. Vor unserer Zeitrechnung liegt ihr Ursprung unzweifelhaft.

Die grosse Bedeutung des Mardorfer Fundes besteht in der Gesellschaftung der übrigen kleinen Gold-Alterthümer, die, ob „primitiv“ oder nicht, einen werthvollen vergleichenden Blick auf den Charakter des ganzen Fundes gestatten werden. Wir wollen nur darauf hinweisen, dass Spangen und Armringe von Gold ganz abgesehen von ihrem Metallwerth unschätzbare und seltene Funde unseren heidnischen Alterthümern darstellen, die, ob in Grabhügeln oder in Mooren vorkommend, vorzugsweise den Charakter etruskischer Importe erkennen lassen und desshalb für die Zeitbestimmung von hohem Werth sind.

Dr. Hammeran.

Wirksamkeit der einzelnen Vereine, Literarisches.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Neue Folge. XXVI. Jahrg. Nr. 10—12.

Inhalt: Reimers, Mittelalterliches Thongefäss. — Joh. Müller, Luthers Tischgebete. — Loose, Johann Herrgott. — Jacobs, Revers über eine Rasur in einer Urkunde. — Frommann, Zu einem vermeintlichen Lutherspruche. — Stockbauer, Das Dockenhaus in der Kunstkammer Herzog Albrecht V. von Bayern. — Die heraldischen Kronen. — Wernicke, Eine Messeraffaire von 1459. — Blaas, Sprüche auf alten Trinkgläsern und Flaschen. — Beck, Ein Hexenprocess aus Vorarlberg v. J. 1597. — Frommann, Eine Christbescheerung im Jahre 1619. —

Ders., Dr. Hieronymus Münzer. — Wernicke, Florian Voss. — Ders., Zur Geschichte der Hausmarken. — Chronik des Germanischen Museums, Schriften der Vereine, Literatur, Vermischte Nachrichten etc.

XXVII. Jahrg. Nr. 1—3.

Inhalt: Essenwein, Bilder aus dem bürgerlichen Haushalte des 14.—15. Jahrh. — Schneider, Die Tischgebete in Luthers Katechismus. — Mummenhoff, Ein Weisthum von 1479. — Ders., Schreiben Markgrafs Friedrichs des Aelteren von Brandenburg. — Unrichtige Siegelabbildung. — Göcke, Ein fingirter Kupferstich. — Essenwein, Entwurf eines Pokals mit Deckel aus der Mitte des 16. Jahrh. — Zingerle, Extract Schreiben aus dem kays. feltlager bey Ofen, den 16. July 1684. — Mörath, Das Inventar eines Würzburger Domherrnhofs vom Jahre 1557. — Essenwein, Jahrmarktsbilder und Kramläden des 15. Jahrh. — Blaas, Volksthümliches aus Niederösterreich. — Essenwein, Initial vom 11. Jahrh. — Ders., Wundermenschen. — Ders., Liebespaar. — Ders., Herkules Nessus und Dejanira. — Ders., Ein vornehmer Jüngling zu Pferd und ein Bote. — Bösch, Margaretha von Schwangau, Gemahlin Orwalds von Wolkenstein. — Chronik u. s. w.

Schriften des Vereins für Gesch. der Stadt Berlin. Heft XVI.

Inhalt: Holtze, Das Berliner Handelsrecht im 13. und 14. Jahrhundert.

Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands. Herausg. von Richard Pick. Jahrg. V. 6—12 Heft.

Inhalt: v. Veith, Belagerung und Entsatz des Römerlagers bei Namur im Jahr 54 v. Chr. — Christ, Die römische Militärstation bei Heidelberg mit Rücksicht auf die römischen Grenzverhältnisse überhaupt. I. — Dederich, Lag das Castell Aduatuca nach Cäsars Erzählung rechts oder links von der Maas? — Christ, Deutsche Volksnamen. — v. Hirschfeld, Geschichte der Topographie des Rheins und seiner Ufer von Mainz bis Holland, mit besonderer Berücksichtigung der Römerzeit. — Ennen, Die Städte Köln und Mülheim. — Schneider, Warten an Grenzwehren und Heerstrassen. — Ders., Aliso IV. — v. Veith, Die Ariovistusschlacht im Jahr 58. v. Chr. — Schneider, Heerstrassen. — Hartmann, Belm, der Taufort Widekinds und die Grabstätte Gevas. — Lörsch, Der Kaks- oder Katschhof in Aachen. — Pohl, Hausinschriftliche Sprüche im Rheinlande. — Düntzer, Zur Erinnerung an Prof. Savelsberg. — Kleinere Mittheilungen. Allerlei Fragen, Antworten.

— Jahrgang VI. 1 Heft.

Inhalt: v. Veith, Cäsars Schlacht gegen die Usipeter und Tencterer im J. 55 v. Chr. — Düntzer, Das Geburtsjahr und der Geburtsort des jüngeren Agrippina. — Schneider, Römische Heerwege zwischen der Lahn und dem Main. — Seuffert, J. L. Benzler und F. L. Stolberg. Kleinere Mittheilungen etc.

— **Dr. J. G. Théodore Graesse, Guide de l'amateur des Porcelaines et de Poteries** ou Collection complète des marques de fabriques de porcelaines et de poterie de l'Europe et de l'Asie. Sixième Edition revue, considèrablement augmentée et contenant la seule collection complète des marques du Vieux-Saxe. Dresde, G. Schönfeld.

Die Nothwendigkeit einer sechsten Auflage beweist die Brauchbarkeit und die Nützlichkeit dieses Buchs, welches 2231 Monogramme enthält. Die Einfügungen dieser Auflage machen sich besonders im Capitel: „Poteries", beim chinesischen und japanesischen Porzellan und in der „liste des marques et monogrammes des peintres décorateurs de Sévres," bemerklich. Das Buch ist auf das beste zu empfehlen.

Notizen, insbesondere über alterthümliche Funde, Restaurationsarbeiten etc.

— **(Römische Funde aus Neckarau.)** Der Vorstand des Alterthums-Vereins in Mannheim theilt im „Mannh. Unterhaltungsbl." (Beil. zur „N. Bad. Land.-Ztg.") nachstehenden Aufsatz vom April d. J. mit: „Die Sammlungen des Mannheimer Alterthumsvereins erhielten dieser Tage wieder einen höchst interessanten Zuwachs. Gelegentlich eines wissenschaftl. Ausflugs nach Neckarau entdeckten Anfangs dieses Monats einige Mitglieder des genannten Vereins im dortigen Felde mehrere, Tags zuvor bei einer Weganlage ausgegrabene Steine römischen Ursprungs, deren Ueberlassung an den Verein wir dem freundlichen Entgegenkommen und regen Eifer des Herrn Bürgermeisters Fiedler von Neckarau verdanken. Demselben sei hierfür, sowie für die in liberalster Weise ertheilte Erlaubniss zu weiteren Ausgrabungen an Ort und Stelle, der gebührende Dank öffentlich ausgesprochen.

Die Fundstätte liegt, wie gesagt, in der Gemarkung Neckarau und zwar da, wo der von Seckenheim herkommende alte Neckararm, nachdem er sich kurz zuvor mit dem Neckarauer Giessen vereinigte, mit diesem in das alte, jetzt durch Abdämmung trocken gelegte Rheinbett mündet, also an einem alten Zusammenfluss von Neckar und Rhein. An dieser Stelle springt das Hochufer halbinselförmig in die sumpfige Niederung des alten Flussbettes vor, und in diesem Hochufer kamen die Steine zu Tag. Die dortigen Aecker heissen der G'hannkirchhof, d. h. Johanneskirchhof, da im pfälzischen Dialekt „Johannes" wie „G'hannes" ausgesprochen wird; noch h. z. T. sagt man in hiesiger Gegend allgemein statt des Johannestag's (Johanni) „G'hannstag", das Johannesfeuer heisst „G'hannsfeuer". Der Sage nach soll hier früher die Begräbnissstätte eines Johanniterklosters in Altripp gewesen sein. Geschichtlich ist ein solches Kloster nicht nachzuweisen, wohl aber bestand urkundlich schon im Jahre 762 in Altripp eine Zelle (Kloster) zu Ehren des h. Medardus, welche durch Karl d. G., Ludwig den Frommen und Karl den Dicken mit Gütern in Neckarau begabt wurde. Möglicherweise gehörten unsere Aecker zu diesen Schenkungen und veranlassten so die Sage. Die Niederung vor denselben heisst das Heidenloch, die rückwärts (gegen Seckenheim zu) gelegene Flur: die Kasteräcker, ein Name dessen Ableitung von castra nahe liegt, wie auch die Bezeichnung „Heidenloch" häufig eine römische Niederlassung andeutet; so z. B. auf dem Heiligenberg bei Heidelberg.

Der Fundstätte gerade gegenüber liegt im heutigen Rheinbette auf Neckarauer Seite ein viereckiges Gebäude, von welchem sich quer aufwärts durch den Rhein bis in die Nähe Altripps eine starke, jetzt allerdings ebenso wie das Gebäude überfluthete Mauer erstreckt. Der hiesige Alterthumsverein besitzt eine genaue Aufnahme dieser Mauerreste, von welchen wohl nicht mit Unrecht angenommen wird, dass sie die Trümmer des vom Rhein unterwühlten römischen Castelles alta ripa seien.

Ist hiernach schon die Fundstätte nach Name und Oertlichkeit sehr interessant, so gilt dies noch viel mehr von den Funden selbst. Es sind dies:

1. ein Quaderstein mit folgender vierzeiligen Inschrift:

I O. V A L Ǝ N
N. E T. C O N S
C O N S T I
L E R I V S. T

Der Stein (grobkörniger gelber Sandstein) ist auf der unteren und linken Seite abgebrochen; auch fehlt die rechte obere Ecke. Die Inschrift ist somit leider unvollständig.

Wir ergänzen dieselbe folgendermassen:

imp. caes. Flav I O. V A L E N ti
niano d. N. E T. C O N S
(munimentum) C O N S T I
tutum. G. Va L E R I V S. T.
o. p.

Aufgelöst hiesse dies:

Imperatore Caesare Flavio Valentiano
domino nostro et consule
munimentum constitutum.
(Gajus) Valerius T (ertius)
opus perfecit.

Zu Deutsch: unter der Regierung des Kaisers Flavius Valentianus unseres Herrn und Consuls wurde dieses Gebäude errichtet. (Gaius) Valerius T(ertius) ist der Erbauer.

Bei dieser Lesart zerfiele die Inschrift in zwei selbstständige Sätze; der erstere stünde im s. g. absoluten Ablativ der Zeit, wodurch angezeigt würde, dass der fragliche Vorgang, die Errichtung des Gebäudes zur Zeit der Regierung Valentinians sich ereignete; im zweiten Satz wäre lediglich der Erbauer genannt. Vor und Zuname des Letzteren können natürlich auch anders gelautet haben als unsere Ergänzung; vom Vornamen ist nichts erhalten, vom Zunamen nur der Anfangbuchstabe T. Dies ist aber unerheblich, denn dieser Valerius war sicherlich nur ein ausführender Beamter und als solcher von untergeordneter Bedeutung; sein Titel folgte wohl auf der 5ten (abgebrochenen) Zeile.

Ebenso braucht am Schluss nicht nothwendig opus perfecit gelesen zu werden; wir haben damit nur den Sinn der Inschrift angedeutet, es kann ebenso eine andere Formel dagestanden haben z. B. ponendum curavit (p. c.)

Auch in der dritten Zeile könnte statt munimentum ein anderes Wort z. B. opus oder Castellum ergänzt werden, denn wir wissen aus der Inschrift nur dass etwas, nicht aber was errichtet wurde.

Eine zweite Lesart wäre consuli statt consule; dann hiesse es: Dem Kaiser Valentinian etc. wurde dieses Gebäude errichtet. Valerius etc. verfertigte es. Auch diese Lesart, welche eine Construktion im Dativ unterstellt, ist grammatisch zulässig und durch andere Inschriften belegt.

Eine dritte Lesart wäre constituit statt constitutum; dann hiesse es unter Wegfall der Schlussworte: „Dem Kaiser Valentinian errichtete Valerius dieses Gebäude.“

Wir beschränken uns auf diese drei Lesarten, von denen wir der ersten den Vorzug geben.

Das wichtigste Ergebniss ist, dass wir es hier mit einer Inschrift zu Ehren Valentinians su thun haben, der einzigen Inschrift dieses Kaisers, welche je auf deutschem Boden rechts des Rheines gefunden wurde.

Bekanntlich war zur Zeit als derselbe zur Regierung gelangte (364 nach Christi Geburt) den Römern das rechte Rheinufer längst durch die Germanen entrissen. Der Rhein bildete die Grenze zwischen dem römischen Reich und den Barbaren, d. i. den Germanen. Aber auch die linksrheinischen Besitzungen der Römer waren in jener, der Völkerwanderung unmittelbar vorangehenden Periode nicht mehr sicher; darum begab sich Valentinian im Jahre 368 selbst an den Rhein, sammelte ein gewaltiges Heer, überschritt von Worms oder Speier aus die Rheingrenze, und lieferte den Alemannen bei Solicinium, dem heutigen Sülchen in Württemberg, eine blutige Schlacht, bei welcher zwar die Römer siegten, der Kaiser aber selbst nur mit knapper Noth der Gefangennahme entging. Darauf ging er über den Rhein zurück.

Gleichzeitig liess er aber die ganze Rheingrenze durch gewaltige Werke (ingentibus molibus) befestigen, indem er sowohl die früheren Befestigungen wieder herstellte und verstärkte, als auch neue errichtete.

Hauptsächlich geschah dies auf dem linken Rheinufer, jedoch ausnahmsweise auf dem rechten, denn der römische Geschichtsschreiber Ammianus Marcellinus meldet, dass der Kaiser manchmal durch Errichtung von Bauten jenseits des Flusses (Rheins), in die Grenzen der Barbaren eingegriffen habe, (nonnunquam etiam ultra flumen aedificiis positis subradens barbaros fines. Amm. 28. 2). Unter den Bauten letzterer Art, also auf dem rechten Ufer erwähnt dieser Schriftsteller namentlich ein hohes und festes Werk (munimentum celsum et tutum), das durch den daran vorbeiströmenden Neckar unterwaschen und gefährdet war. Der Kaiser liess darum unter ausserordentlichen Schwierigkeiten den Neckar ablenken und befestigte das Werk von neuem. Symmachus, ein Lobredner Valentinians, erwähnt dasselbe an verschiedenen Stellen seiner zweiten Rede (cap. 7 u. 9.), und es ergiebt sich aus dem Zusammenhalt all dieser Zeugnisse (wie bereits Kreuzer in seiner „altrömischen Cultur am Oberrhein“ S. 38 f. und neuerdings Wörner im Archiv für Hessische Geschichte XIII. 87 f. annehmen), dass diese Festung, das munimentum Valentiniani, nur am Zusammenfluss von Neckar und Rhein gelegen sein kann und nicht wie z. B. Mone annimmt in Ladenburg. Ob aber in Mannheim oder in Altripp, ist schwer zu beantworten, da bis jetzt der Lauf des Neckars und des Rheins zur Römerzeit noch nicht genau ermittelt ist. Für Altripp spricht, dass dieser Ort, wie sich aus der notitia dignitatum ergibt, der Sitz des praefectus militum Martensium, also einer Militärstation war, dass sich solche Militärstationen regelmässig nur an befestigten Orten befanden, dass sich bei Altripp noch h. z. T. die oben beschriebenen Mauerreste, welche auf eine grössere Befestigung hindeuten, vorfinden, dass noch im Jahre 1380 der Platz bei Altripp, wo früher das Castell stand, erwähnt wird (Urkunde bei Freher edit. Reinhard I. S. 346), und dass gegenüber Altripp ein Neckararm einmündet. Es spricht dafür ferner, dass Valentinian im Jahre 369 selbst in Altripp war und von da aus ein Gesetz (l. 4 C. Th. 11.31) erliess, was ein gewichtiger Anhaltspunkt für die Bedeutung des Ortes ist, es spricht dafür schliesslich unsere Inschrift, nach Inhalt und Fundort. Sie nimmt Bezug auf ein unter der Regierung dieses Kaisers errichtetes Werk, und es ist wohl selbstverständlich, dass unter demselben nicht irgend ein geringfügiger Bau zu verstehen ist, denn ein solcher wäre unter Valentinian, der den ganzen Rhein von der Quelle bis zum Meere mit einer ununterbrochenen Castellreihe versah, gewiss nicht aufgefallen. Ferner stand die Inschrift doch sicherlich in der Nähe des Werks, das sie verherrlichen soll; da nun, wie wir unten sehen werden, der Fundort der Inschrift unzweifelhaft auch der Ort ihrer Errichtung ist, so muss sich auch das fragliche Bauwerk auf dem rechten Rheinufer befunden haben. Das wichtigste und von Ammian allein näher beschriebene Festungswerk, das Valentinian auf dem rechten Rheinufer errichtete, ist aber das oben genannte munimentum. Indem wir desshalb unsere Inschrift auf diese Befestigung beziehen, haben wir auch die Stelle wo letztere errichtet wurde, nämlich bei Altripp. Es ist auch an sich schon einleuchtend, dass zu einer Zeit, wo das rechte Rheinufer so ausserordentlich unsicher war, eine Inschrift zu Ehren eines Kaisers nicht an einem Punkte errichtet wurde, wo sie jedem feindlichen Handstreich ausgesetzt war; zudem befand sish am Fundort der Inschrift eine kleine römische Ansiedelung die auch des Schutzes bedurfte.

Bei dieser Annahme gelangt man allerdings zu der weiteren, dass das römische Altripp auf dem rechten Rheinufer lag, und erst durch einen späteren Rheindurchbruch auf das linke Ufer zu liegen kam. Dass aber der Rhein in der That seinen Lauf änderte, dafür sprechen nicht nur die versunkenen Mauern in demselben, sondern auch ein urkundliches Zeugniss. Die Einwohner von Neckarau beschwerten sich nämlich bei Kaiser Ludwig dem Frommen, dass sie wegen einer Ueberschwemmung des Rheins die Kirche in Altripp nicht mehr besuchen könnten, worauf

ihnen dieser Kaiser einen Platz in Neckarau zur Erbauung einer eigenen Kirche schenkte; sein Nachfolger Ludwig der Deutsche bestätigte diese Schenkung im J. 868. (Monasticum Palat. I. 23). Es scheint daraus hervorzugehen, dass bis dahin die Neckarauer trockenen Fusses nach Altripp gelangen konnten, und erst damals ein Rheindurchbruch erfolgte; wären sie von jeher durch den Rhein von ihrer Kirche getrennt gewesen, so hätten sie sicherlich in einer Ueberschwemmung nichts Ausserordentliches gefunden. Mündliche Ueberlieferungen verlegen den Rheindurchbruch in noch viel spätere Zeit. Auch Mone (Urgeschichte I. 248) verlegt Altripp zur Römerzeit auf das rechte Ufer. Wir räumen übrigens gerne ein, dass sich unsere Inschrift nicht nothwendig auf das munimentum Valentiniani beziehen muss und dessen Identität mit Altripp nicht zweifellos ist. Sicher scheint uns nur, dass sie sich auf Altripp, das ja bei der allgemeinen Erneuerung der Rheinkastelle nicht übergangen worden sein kann, bezieht.

Wir haben schon oben mit Mone (Urgeschichte II. 329) angenommen, dass die Befestigungsarbeiten im Jahre 368, wahrscheinlich im Herbst begannen; vollendet wurden sie erst im folgenden Jahre, wofür die Anwesenheit des Kaisers im Sommer 369 zu Altripp und seine gesetzgeberische Thätigkeit daselbst spricht. Im Jahre 368 bekleidete er auch das Consulat. Da ihn unsere Inschrift „Consul" nennt und im Jahre 368 zufolge der Besiegung der Alemannen und der Anlage der Befestigungen am Rhein überhaupt erst wieder eine römische Ansiedelung auf dem rechten Rheinufer möglich wurde, die Inschrift sich zudem nur auf einen grösseren Bau beziehen lässt, so können wir füglich annehmen, dass sie aus dem Jahre 368 datirt. Sie stammt also aus dem Jahre des Siegs über die Alemannen und der Erbauung der Festung auf dem rechten Ufer des Rheins, und es liegt die Bezugnahme auf letztere That des Kaisers um so näher, als darin die Zeitgenossen den ersten Schritt zur Wiedereroberung Deutschlands erblickten und ihr darum eine grosse Bedeutung beimassen. Versteigt sich doch Symmachus hierwegen zu der Apostrophe an den Kaiser: „eine grosse Gnade erweisest Du Alemannien, dass Du einstweilen noch Einiges unberührt lässest." (Cap. II. 5.) Wie mag der römische Hoflobredner enttäuscht worden sein, als wenige Jahre darauf die Wogen der Völkerwanderung über dem römischen Reich zusammenschlugen!

Weitere Funde sind:

2. Ein Votivstein mit einem Götterbild in Hochrelief, wovon jedoch nur der untere Theil erhalten ist. Unter dem Bilde steht die Inschrift;

I N. H. D. D

also: in honorem domus divinae, d. h. zu Ehren des göttlichen Hauses d. i. des Kaiserhauses. Es ist dies eine häufig wiederkehrende Eingangsformel von Votivinschriften; vermuthlich folgte darauf die Bezeichnung der Gottheit, welcher der Stein gewidmet und welche darauf dargestellt war, sowie der Name des Widmenden.

Von dem Bilde ist nur Folgendes erhalten: links ein liegender Hund, dessen Kopf fehlt, davor zwei menschliche Füsse, deren Stellung anzeigt, dass die betreffende Figur mit übergeschlagenen Beinen neben dem Hunde stand, rechts daneben eine Säule, an welche sich die Figur lehnte, und hart an die Säule gelehnt ein Stab, um welchen sich eine Schlange emporwindet. Neben der Säule ist links der unterste Theil des Mantels des Gottes sichtbar. Wir halten diesen für den Mercur in der spätrömischen Auffassung, wonach ihm auch die Attribute Aesculap's beigelegt wurden. Es sind hier die Attribute beider Gottheiten vereinigt; von Mercur der diesem geweihte Hund, von Aesculap dessen Schlangenstab. Allerdings führt auch Mercur einen solchen, allein bei diesem winden sich zwei Schlangen um das obere Ende des Stabs und kehren die Köpfe gegeneinander, während sich beim Schlangenstab Aesculap's, wie hier, eine Schlange schon am Fusse des Stabes emporwindet. Auch trägt Aesculap, wie unsere Figur, ein langes Gewand. Wir können also diesen Gott als einen Aesculap-Mercur bezeichnen.

Dabei bemerken wir, dass die unter 1 beschriebene Inschrift nicht zu diesem Votivsteine gehört, denn jener Stein war bedeutend breiter wie dieser und offenbar eingemauert.

3. Der obere Theil eines Reliefs, einen Apollo (Sonnengott) darstellend, daneben rechts eine gänzlich verstümmelte und dadurch unkenntliche Figur. Vom Haupt des Gottes gehen sieben Strahlen aus, eine Auffassung, die an den aegyptischen Serapis erinnert, welcher gleichfalls als Sonnengott verehrt wurde und dessen Dienst, wie überhaupt der aegyptische Cultus, in spätömischer Zeit ziemlich verbreitet war; vgl. die Inschrift bei Orelli 1890—93: Soli invicto Serapidi (dem unbesiegten Sonnengott Serapis).

Von weiteren Steinfunden sind nur noch erwähnenswerth: Der untere Theil eines Altars (ara) ohne Inschrift, das Bruchstück eines achteckigen Capitäls, sowie eines Säulenschafts mit schuppenartiger Verzierung.

All' diese Steine kamen bei der Eingangs erwähnten Weganlage zu Tage. Es galt desshalb festzustellen, ob wir es hier wirklich mit einer römischen Niederlassung zu thun haben, oder ob die Steine nur vielleicht früher von einem anderen Orte hierher verbracht worden seien, und ferner, wenn möglich, noch Weiteres und namentlich die fehlenden Stücke aufzufinden; überhaupt die Fundstätte genau zu untersuchen.

Zu diesem Zwecke wurde der ganze Rain, wo die Steine gefunden wurden, in einer Länge von ca. 30 M. abgehoben und zwar bis auf den unter der Culturschicht und dem s. g. gewachsenen Boden liegenden Kies, der an seiner tiefsten Stelle ca. 7' unter der heutigen Oberfläche angetroffen wurde, manchmal aber auch viel flacher lag. Soweit die vollständige Abhebung nicht thunlich war, wurden Gräben in das benachbarte Gelände getrieben.

Hierbei fand sich überall, theils schon in einer Tiefe von $^{1}/_{2}$', eine dicke Trümmerschicht römischer Ziegel, namentlich der charakteristischen gefalzten Dachplatten, tegulae, jedoch ohne Stempel; solche Ziegelstücke finden sich auch in grosser Menge auf den anliegenden Aeckern zerstreut. Hierauf folgte eine, an manchen Stellen mehrere Fuss mächtige Schicht von Bauschutt untermischt mit Trümmern von Dachziegeln und Bodenfliessen, sowie grösseren Stücken Fussbodens aus Kalk und Kieselsteinen, wie solcher in römischen Gebäuden sehr häufig vorkommt; auch einige viereckige Steine mit eingehauenen Vertiefungen, zweifellos Sockelsteine, welche zum Einlassen der hölzernen Thürpfosten dienten, kamen zu Tage. Auffallend war das geringe Vorkommen von Bausteinen; dagegen fand sich in einer Tiefe von ca. 7' ein Boden vor, welcher aus einer Unterlage (Statumen) von aufrecht neben einander stehenden, ca. $^{3}/_{4}$' hohen Steinen und einem über diesen Untergrund ausgebreiteten festen Béton (nucleus) aus Kalk und Kiesel, ungefähr von gleicher Dicke, bestand. Dieser Boden wurde in seiner ganzen Breite von ca. 30' von Ost nach West blos gelegt, er endete in dem Hochufer. Die an den Rändern stehenden Steine der Unterlage waren der Festigkeit halber nach innen zu geneigt. Leider liess sich diese Anlage, welche ungefähr da endigte, wo die Inschriften und Bildsteine gefunden wurden, nicht weiter verfolgen, da die umliegenden Aecker bereits angebaut waren. Sie könnte ihrer Construction nach eine römische Strasse sein, welche dann allerdings unverhältnissmässig breit gewesen wäre. Wir vermuthen eher, dass es eine Tenne oder ein betonirter Hofraum war.

Bei den Ausgrabungen fand sich auch ein Skelett. Dasselbe lag von Ost nach West (der Kopf nach Westen) ca. 2' tief unter der heutigen Oberfläche, unter einer römischen Trümmerschicht, auf dem gewachsenen Boden; leider war es so morsch dass es, trotz grösster Vorsicht, bei der Herausnahme zerfiel. Es lag auf der rechten Seite, hatte also das Gesicht nach Süden gekehrt, der linke Arm, beide

Füsse und das rechte Bein vom Knie ab fehlten. Nirgends fanden sich irgend eine Spur einer Beigabe als Waffen, Ringe, Gefässe etc., ebenso keine Reste organischer Natur (Holz, Gewänder) noch Anhaltspunkte für eine sorgsame Herrichtung des Grabes, als Steine, Platten etc. Wir glauben desshalb, dass dieses Skelett in keiner Beziehung zu unserer Anlage steht, sondern wahrscheinlich von einem während der Kriege der verflossenen Jahrhunderte daselbst gefallenen und verscharrten Soldaten herrührt.

Das Resultat unserer Ausgrabungen ist nun folgendes: Es befand sich an dieser Stelle eine römische Niederlassung; dafür sprechen die baulichen Reste, Mörtel und namentlich die ausserordentlich zahlreichen Ziegeltrümmer und Bruchstücke römischer Fliessen. Diese Niederlassung erstreckte sich auch über die benachbarten Aecker, wie die auf denselben zerstreuten römischen Reste beweisen. Die Bauten waren wegen der Seltenheit der Steine in dortiger Gegend wahrscheinlich leichte Holz- und Ziegelbauten, errichtet auf Gussboden, gedeckt mit Dachplatten aus Ziegel. Doch ist es auch möglich, dass Steinbauten vorhanden waren, deren Material von den Anwohnern mit der Zeit weggeführt wurde, wie es auch wahrscheinlich mit den fehlenden Theilen unserer Steine ging. Es befand sich dort ferner ein Heiligthum, Sacellum, worin die Götterbilder und Altäre aufgestellt waren, und vermuthlich auch die Inschrift des Kaisers eingemauert war. Gerade weil wir unstreitig hier eine römische Niederlassung haben, kann nicht angenommen werden, dass unsere Steine bloss zufällig dorthin gekommen seien. Die ganze Anlage muss in unmittelbarer Nähe einer Festung oder eines Castells gelegen sein, denn im 4. Jahrhundert war das rechte Rheinufer so gefährdet, dass die Ansiedler nur noch unter dem Schutze der Festungsmauern sicher waren. Diese Festung selbst muss hiernach auch auf dem rechten Rheinufer gelegen sein; es ist sehr wahrscheinlich, dass sie das von Valentinian errichtete munimentum, und dass dieses wieder das Castell von Altripp auf dem rechten Rheinufer war.

Ueber die Ausgrabungen wurde ein genauer Plan angefertigt und in den Sammlungen des Vereins niedergelegt.

(Kapelle zu Iben). In der letzten Generalversammlung des Historischen Vereins für das Grossherzogthum Hessen zu Darmstadt machte Herr Dr. Schenk zu Schweinsberg Mittheilungen über seine Studien im Münchener Archiv, welche u. a. auch das Resultat ergaben, dass der durch die schön frühgothische Kapelle ausgezeichnete Hof von Iben in Rheinhessen ein Haus der Tempelherrn gewesen ist.

— Ueber die an der Nordseite der Stadt Xanten gemachten **Ausgrabungen** wird der „Cöln. Ztg.“ geschrieben: „Die Aufdeckungsarbeiten sind nach dem Froste wieder aufgenommen worden und haben ein überraschendes, grossartig zu nennendes Ergebniss gehabt. Die grosse zuerst gefundene Mauer ist in der Länge bis 105 m gewachsen in gleicher gewaltiger Dicke von 3 m. Der Alterthumsverein beschloss, nur nach der einen Seite hin die Anlagen weiter zu verfolgen, und hat es ermöglicht, dass nunmehr die 4 Ecken eines Gebäudes klar zu erkennen sind, dessen Lang- und dessen Breitseite je 105 m betrugen. Innerhalb des Gebäudes sind Abtheilungen zum Vorschein gekommen von 6 m Breite und 20 m Länge. Das in seinen Umrissen erkennbare Bauwerk ist aber nur ein Flügel eines Gebäudes, welches allem Anschein nach sechsmal grösser als der benannte Theil ist. Das Baumaterial ist hauptsächlich ein fester Thonschiefer, nach den Aussenmauern zu Basalt, dabei höchst sorgfältig gemauert, mit trefflichstem Mörtel zusammengefügt. Wozu diente dieser gewaltige Bau, dessen Fundament 4 m tief noch im Grunde steckt? Ist er von Römern oder von Franken errichtet? Das sind Fragen, welche nur von gewiegten Sachkennern annähernd beantwortet werden mögen. Alterthumskundige und Bautechniker müssen sich hierbei die Hand reichen. Besondere Funde sind bei den Ausgrabungen bis jetzt nicht gemacht worden, etliche römische Münzen, aus den Zeiten der Antonine und des Alex. Severus und ein zierliches Löffelchen aus Bronze ausgenommen. Dieselben könnten für den römischen Ursprung des Gebäudes sprechen; aber auch bei den Franken sind römische Münzen lange im Umlauf gewesen. Dem Volke, das hier gebaut hat, haben jedenfalls bedeutende Transportmittel zu Gebote gestanden, da mit Ausnahme der wenigen Dachziegel sämmtliches Baumaterial vom Oberrhein her hierhin geschafft werden musste; ausserdem aber muss die Technik des Mauerns bei denselben in hohem Grade ausgebildet gewesen sein. All dieses kann eben so gut auf die Römer als auf das Reich der Nibelungen passen. Eben so gut ist ein solches Bauwerk für die castra vetera mit ihren 3 Legionen Besatzung nöthig gewesen, als für den festungsartigen Palast eines alten Germanenkönigs. Schliesslich sei bemerkt, dass der Alterthumsforscher Hr. Prof. Schneider aus Düsseldorf diese Aufdeckungen als die im Rheinlande in jüngster Zeit bei weitem bedeutendsten bezeichnet hat. Es ist schade, dass nach Jahresfrist die aufgedeckte Fläche wieder eingeebnet und als Ackerfeld benutzt werden muss.“

* In der Monatsversammlung des Vereins für Nass. Alterthumskunde und Geschichtsforschung vom 6. März referirte Herr Oberst v. Cohausen auf Grund von Mittheilungen, welche ihm durch Herrn Major Sartorius zugegangen waren, über Nachgrabungen in Deutz gegenüber Köln. Herr Oberst Wolf, Director der Artilleriewerkstätte, war gelegentlich eines Baues 1879 daselbst auf römisches Mauerwerk gestossen, hat dasselbe weiter verfolgt und den Grundriss eines Kastells erkannt, welches in seinen Abmessungen ziemlich in der Mitte zwischen dem Kastell von Wiesbaden und dem von Holzhausen auf der Haide steht, aber durch die Anzahl und durch die Abmessung seiner Thürme, durch die Stärke seiner Mauern und durch die Enge seiner Thore einen so entschieden defensiven Charakter trägt, dass es zu einer Zeit gebaut worden sein muss, in welcher ihm nicht Germanen von roher Tapferkeit, sondern schon ein Feind gegenüberstand, welcher auch in der Belagerungskunst bewandert, zu solchen ausgebildeten, ja ängstlichen Anlagen genöthigt haben muss. Aus diesen Gründen war Herr v. Cohausen der Ansicht, dass jene Befestigung der Spätzeit der Römerherrschaft angehören müsse. Beachtet man auch, dass das Kastell in der Axe der von Konstantin dem Grossen zwischen 306 und 310 n. Chr. erbauten steinernen Rheinbrücke liegt und dass eben diese einen starken Brückenkopf erheischte, so kommt man zu dem Schlusse, dass die Erbauungszeit des Deutzer Kastells hiernach und nicht nach einigen älteren, ebenfalls dort gefundenen und von Herrn Dr. Bone emendirten Inschriftsteinen, die der Zeit Marc Aurels (161 — 180 n. Chr.) und noch früheren Epochen angehören, zu bestimmen sein wird.

Alzei, 10. Mai. An der Neumühle zwischen Weinheim und Mauchenheim tritt die den Walchia-Sandstein bedeckende, der Eruptionszeit des Melaphyrs angehörige Schicht von Schieferletten zu Tage. Als nun Herr Neidlinger von hier behufs Erweiterung seines dort gelegenen Steinbruchs die genannte Schicht abraumen liess, fand man in der Tiefe von 5 bis 6 Fuss ein Römergrab. Dasselbe enthielt einen gewöhnlichen, schlecht gebrannten Krug, eine flache Schale von (wohl nicht ächter) Siegelerde mit Töpferstempel von 16 Centimeter Durchmesser und eine sehr gut erhaltene gläserne Urne von 13½ Centimeter Höhe und einem Oeffnungsdurchmesser von 10½ Centmeter. Das Glas ist grünlich und irisirt etwas; eine grosse Zahl von Rippen läuft an dem Gefäss als Verzierung herunter. Zwischen diesen Gegenständen lagen Reste von Wirbeln und anderen Menschenknochen, freilich nur noch aus phosphorsaurem Kalk bestehend, da die Leimsubstanz gänzlich herausgebrannt ist.

Commissions-Verlag der Hofbuchhandlung von A. Klingelhöffer in Darmstadt. — Druck von Heinrich Kichler.

Grundriß.

Als Ruine.

Die Kapelle an dem Ort wo Meister Conrad erschlagen wurde.

Zu dem Aufsatze von Ernst Wörner.

Herausgegeben von dem Verwaltungsausschusse des Gesammtvereins in Darmstadt unter Redaction von Ernst Wörner.

Correspondenzblatt

des

Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine.

Das Correspondenzblatt erscheint monatlich einmal und kostet jährl. 5 Mark.

№. 7. Achtundzwanzigster Jahrgang 1880. Juli.

Die diesjährige Generalversammlung des Gesammtvereins findet vom 6. bis 9. September in Hamburg statt.

Ueber mittelaltrige Ortsbefestigungen, Landwehren, Warten und Passsperren mit besonderer Rücksicht auf die hessischen und angrenzenden Territorien.

Von

Ernst Wörner und Max Heckmann.

(Fortsetzung.)

3. Ummauerte Orte.

(Mit Abbildung.)

a. Einleitung.

Wenn wir jetzt von der Ortsvertheidigung durch Wall und Graben und dem, was damit im Zusammenhang steht, übergehen zu derjenigen mit Mauern und Thürmen, so haben wir der Tendenz unserer Beiträge entsprechend die Bemerkung vorauszuschicken, dass es nicht die grossen Centren, die volkreichen Reichsstädte oder die machtvollen Sitze weithin gebietender Herrscher sind, die wir bei unseren Ausführungen im Auge haben. Solchen Stadtbefestigungen ist von jeher mehr nachgeforscht worden; bei ihnen, wo Macht und Mittel reichlich vorhanden waren, sind Formen und Anlagen ausgebildet, welche die kleine Landstadt, mochte sie nun reichsunmittelbar sein oder einem Herrn gehören, nicht oder doch nicht in solcher Durchführung und Vollendung aufzuweisen hat. Landstadt sagen wir, weil die Orte, von welchen wir reden wollen, keineswegs ausschliesslich oder nur vorzugsweise eine handel- und gewerbetreibende Bevölkerung umschlossen; neben dem Handwerk bleibt der Ackerbau in ihnen ein Haupterwerbszweig, und die Rücksicht auf ihn wird auch bei den Befestigungsanlagen wirkungsvoll. Landstadt sagen wir, obwohl wir uns mit der staatsrechtlichen Frage, ob Stadt, ob Dorf, nicht beschäftigen werden. Die zahlreichen Stadtrechtsverleihungen des Mittelalters stehen mit dem Charakter der Orte und ihrer Bewohner in keinem unmittelbaren Zusammenhang: sie kamen zum Theil erst weit später, als sie gegeben wurden, zum Theil gar nicht zur Ausführung [1]; soweit sie zur Ausführung kamen, treten für die rechtliche Stellung der Bewohner (Aufhebung oder Minderung der Unfreiheit) Aenderungen ein, die Wehrhaftigkeit des Orts hing davon nicht ab. Wir haben ummauerte Dörfer, wie jenes Dalsheim in Rheinhessen, [2] welches niemals eine Stadt war, wir haben Orte mit Stadtrecht, die nur ein Wall und Graben schützte, wie Gernsheim, jenes fällt, dieses fällt nicht in den Bereich des Capitels, das wir jetzt beginnen. Wir haben die Orte im Auge, welche heute noch grossentheils Landorte sind, und in welchen den Spuren der einfachen noch erhaltenen Festungsanlagen nachzugehen für den Forscher, dem das Detail nicht vor dem Allgemeinen zurücksteht, einen besonderen Reiz hat. Nicht innerhalb grosser Häuserquadrate von heute oder gestern, neben dem Fruchtfeld und dem rinnenden Bach, von Baumwuchs kunstlos umwoben, stehen in ihnen die Zeugen alter Wehrhaftigkeit und Kraft.

[1] S. darüber Ernst Wörner, Zur älteren Geschichte von Darmstadt im Darmstädter Adressbuch 1878 S. 321. Im Jahr 1330 empfängt Darmstadt ein Stadtprivileg, 1403 heisst es in einer authentischen Urkunde noch Dorf, 1418 erst urkundlich Stadt. Die Befestigung fällt zweifellos in das 14. Jahrh. Andere Beispiele ebenda.

[2] S. Correspondenzblatt 1876 Nr. 5 S. 37.

b. Mauerzug, Mauertheile, Vormauer und Vorwall, Graben, Wasserdurchlässe.

Was bestimmte die geometrische Figur, in welcher die Mauer sich um den Ort legte?

Bei den Dorfbefestigungen durch Wälle und Gräben, die wir seither betrachtet haben, wird die Form, der zwanglosen Entstehung der Anlagen und der Gruppirung der Ansiedlung überhaupt entsprechend, in der Regel eine rundliche sein, im Allgemeinen sich dem Kreis oder Oval nähern. Wir haben diese Form z. B. bei Jugenheim (Nr. 3 S. 24), Stadecken (Nr. 4 S. 32), Eppelsheim (Nr. 5 S. 38), Mörfelden (Nr. 5 S. 39), wir sehen sie z. B. bei der Befestigung des Stadttheils Sauerland in Wiesbaden bei Merian Topogr. Hass. (S. 86. S. Otto, Gesch. von Wiesbaden S. 18 f.). Wo eine entschieden quadratische Umwallung vorliegt, dürfen wir auf eine der gestaltenden Thätigkeit eines einzelnen Factors entspringende Anlage, auf eine einheitliche, bewusste Conception schliessen, so besonders bei den Höfen und bei Orten wie Staden (Nr. 3 S. 24). Nicht die Einwohner umwallten nach und nach, vom Nothwendigsten und Einfachsten anfangend ihren Ort, ihre Werke jeder Zeitbestimmung entziehend, sondern ein Herr zog nach vollständig ausgedachtem Plan den Ring, den er planmässig durchführte.

Und, wie bei dem Wall und dem Graben, so haben wir auch bei der Ummauerung im wesentlichen die Entstehung der Werke unter einem doppelten Gesichtspunkt zu betrachten.

An und für sich bedeutet die Ummauerung für die Orte, von denen wir reden, einen höheren Grad der Entwicklung. Die Umschliessung eines Ortes, seither in Wall, Gebück und Graben bestehend, musste mit der Vervollkommnung der Angriffswaffen und der Vermehrung der Angreifer, in verstärkter Weise hergestellt werden; es ergab sich hieraus der Uebergang von der Umwallung zur Ummauerung. War eine solche Ummauerung von vornherein durch das Vorhandensein von Baumaterialien, von Arbeits- und Geldkräften bedingt, so war sie noch mehr von der Lage des Ortes beeinflusst, der doch als Wohnsitz einer ackerbautreibenden Bevölkerung gewöhnlich in ebenem Lande oder an Bergabhängen und nur in seltenen Fällen auf der Spitze eines Berges oder auf steilem Felsen lag. Die grösseren Städte, die burglichen Anlagen ergaben schon entsprechende Vorbilder für die Ummauerung. Was ihre Form betrifft, so würde also das nächstliegende der Anschluss derselben an die Form des Ortes selbst sein. In der Regel ist anzunehmen, dass die Bildung der Ortschaften von einem Mittelpunkte ausgieng, sei dies ein Herrenhof oder eine kirchliche Anlage oder eine Gerichtsstätte u. dgl. Das Aufwach-

sen solcher Bildungen wird sich meist der historischen Detailforschung entziehen, aber wir haben daran als in der Natur der Sache liegend nicht zu zweifeln. Ein solcher Mittelpunkt bedingte die rundliche Form; ringförmig setzten sich die einzelnen Glieder an und ergaben sonach den Kreis, das Oval und folgeweise das Polygon.

Die vier- und rechteckige Form der Ortsanlage und die hieraus sich ergebende regelmässige Strassenanlage mit entsprechenden Bauquadraten ist sicherlich nicht durch freies, unbeeinflusstes Bebauen entstanden.

Wir geben in der Anlage Beispiele mehrerer Orte, bei welchen sich die Gründung durch einen Herrn historisch nachweisen lässt und welche die rechteckige, regelmässige Form, die wir als Castralform bezeichnen möchten, in eclatanter Weise zeigen. Die Befestigung von Dieburg (4 Stunden östlich von Darmstadt) ist heute noch im Wesentlichen erhalten und von uns in diesen Tagen constatirt und näher untersucht worden. Es ist eine Stadtanlage mit einer Burg, beide sind durch Mauern verbunden, welche das Flüsschen Gersprenz quer durchschneiden; es ist wohl die älteste derartige Anlage zwischen dem Rhein und dem untern Main. Eine zwischen 1209 und 1210 fallende Aufzeichnung des bekannten Reichstruchsessen Werner von Bolanden und seines Bruders Philipp, welche sich überschreibt: Institutatio fundationis et juris civitatis et castri in Dippurc et jus dominorum eiusdem loci, erzählt, dass ein verstorbener Herr Heinrich den Grund und Boden, auf dem Stadt und Burg gelegen seien (fundum, in quo sita est civitas et castrum), eingetauscht habe. Jetzt seien die Bolanden Gebieter der Stadt. Jede Hausstätte sei schuldig einen Zins von 6 Denaren zu bezahlen, den aber Herr Heinrich bis zur Vollendung der Stadtbefestigung nachgelassen habe (hunc censum dominus Heinricus burgensibus usque ad consumationem munitionis civitatis indulsit). Wir haben zwei Heinrich von Dieburg, der erste erscheint 1180, der zweite und letzte nach 1208, die Gründung von Stadt und Burg fällt also noch in das 12. Jahrhundert.[3]) Mitten zwischen die alte römische Niederlassung Altenstadt[4]) die Dörfer Holzhausen und Mönfeld, die nachmals Vorstädte von Dieburg waren, baute Heinrich seine neue Anlage. Noch ist sie erhalten; das Fischgrätenmauerwerk, das wir noch an vielen Stellen sehen, deutet noch auf jene Frühzeit. Und, was hier beigefügt sein mag, das Mauerstück welches im Norden die Gersprenz das Wasser unter sich durchlassend überspannt, ist noch der urprünglichen Anlage angehörig (im Süden ist die Ueberspannung jetzt beseitigt). Es ist eine gerade Ueberdeckung und ein Entlastungsbogen darüber. Der Bogen ist ziemlich flach, nahe über dem Wasserspiegel die Rundung verlassend, und wie aus dem Cirkel verschoben, an den Enden allmählig in die Horizontale verlaufend. Die eigentliche Ueberdeckung zieht nur wenige Zoll über dem Wasserspiegel her. Ueber ihr sehen wir allenthalben die fischgrätenartige Steinstellung. Die Burg hat auch noch ihre Wälle, welche ihre Mauer wenn auch wohl nicht vom Anfange an umzogen, bewahrt. Die Gräben sind jetzt trocken bis auf den Fluthgraben, und ein dichter frühlingsgrüner Graswuchs umhüllte Graben und Wall mit dichtem Teppich, als wir am ersten Pfingsttage auf der Krone des letzteren standen und hinabsahen an den altersgeschwärzten Mauern zu den melancholischen Baumreihen, welche ihre Zweige in das Wasser der Gersprenz neigen und die alte Feste magisch verschleiern.

Eine ähnliche Gründung, wie Dieburg, ist das zwei Stunden gersprenzaufwärts gelegene Reinheim. Wir geben in der Anlage den Plan nach zwei alten Plänen im Grossh. Staatsarchive zu Darmstadt, nachdem wir den gegenwärtigen Bestand verglichen haben. Heute sind allerdings nur noch spärliche Reste vorhanden, namentlich auf der Südseite noch die Mauer im allgemeinen Zuge und Spuren der Wälle und Gräben darvor, und es weisen im ältesten Theile noch die Strassen, fast lauter Sackgassen, darauf hin, dass sie einst an der Mauer endigen mussten. Reinheim ist von den Grafen von Katzenellenbogen im 13. Jahrhundert als Festung neu gegründet; es erscheint als solche zum ersten Male 1276 oder 1277, wo es in einer Urkunde als „municio Rinheim“ bezeichnet wird. (Wenck, hess. Landesgeschichte Bd. I, Katzenellenbogisches Urkundenbuch Nr. LXV. S. 45). Die Stadt (oppidum im J. 1300 Wenck a. a. O. S. 104) war stets ein Hauptbollwerk der katzenellenbogischen, später hessischen Lande, wie Winkelmann, Beschreibung der Fürstenthümer Hessen und Hersfeld, Bd. I S. 100 bezeugt und die Urkunden (bei Wenck) ergeben. Dass es eine planmässige Neuanlage war, beweist auch der gleichfalls von Winkelmann berichtete Umstand, dass die alte Kirche des Orts, dem h. Nicolaus geweiht, auf einem benachbarten Berge lag und erst 1611 und 1612 eine neue Kirche auf einem von Landgraf Ludwig V. von Hessen geschenkten Platz gebaut wurde.

Nicht minder ist Staden, dessen quadratische Anlage wir schon kennen gelernt haben, eine Gründung durch einen Herrn. Im Jahr 1156 trug Wortwein von Büdingen das von ihm errichtete castrum in Staden der Fuldischen Kirche als Lehen auf (Schannat, fuldischer Lehnhof Probat. Nr. 154 S. 259. Simon Gesch. des Hauses Ysenburg und Büdingen I S. 146, Zimmermann im Archiv f. hess. Gesch. XII, S. 3. Cf. ebenda III,3, S. 80), und 1304 lässt sich Johann von Limburg für sein Staden (oppidum suum Staden) von König Albrecht dieselben Rechte und Freiheiten verleihen, der sich die Reichsstadt Frankfurt erfreute. Desshalb wurde aber das wetterauische Dorf kein Handelsemporium, und seine Bürger bauten ihr Waizenfeld weiter, wie es seine Bauern gethan hatten.

Mit dem Uebergange vom Wall zur Ummauerung hat auch schon eine Vergrösserung stattgefunden. Indem die Bewohner zur kostspieligen Ummauerung schritten, mussten sie auch schon an Macht und Reichthum kräftiger gewesen sein, sie suchten sich selbst in ihrem Anwesen auszudehnen, neue gesicherte Wohnstellen zu schaffen, ehe sie sich den neuen Ring, der ja meistens auf Jahrhunderte hinaus schützen sollte, anlegten. Es war, wie bemerkt, ebenso wenig erforderlich, dass sie gleichzeitig mit der Ummauerung auch Stadt- oder Marktrechte erhielten, wie nicht gleich die Ertheilung dieser Privilegien die Mauern schuf. 1323 ertheilte Kaiser Ludwig dem Grafen Gerlach von Nassau das Recht, den Ort Nassau an der Lahn — einst eine königliche Villa — zu befestigen. Schon 1324 hatte der Ort Thore, aber erst 1348 erhielt er durch Kaiser Karl IV. Stadtrechte, 1446 einen Jahrmarkt und 100 Jahre später, 1546 wurden statt der Pallisaden, die bis dahin den Ort von Thurm zu Thurm umgaben, Mauern angelegt. (Vogel, Nassau S. 657. 658.)

Die Ummauerung war mehr als die Umwallung an die Boden-Beschaffenheit gebunden, denn es mussten doch sichere Fundamente geschaffen werden, und dies ist meistens der Grund, wesshalb eine sonst regelmässige Anlage mit einem Male davon abweicht, sei es dass sie in einen ein- oder ausspringenden Winkel übergeht, in eine Rundung verläuft oder eine ein- oder ausgehende Buchtung bildet, die sich in keiner Hinsicht als zur Vertheidigung selbst gehörend erweist. Es wurde meistens ein ungünstiger Baugrund umgangen. Solchen Unregelmässigkeiten die Absicht einer Flankenvertheidigung unterlegen zu wollen, würde weit der betreffenden Zeit vorauseilen, denn in dieser Zeit wurde der Schwerpunkt der Vertheidigung noch in der Höhe des Standes des Vertheidigers gesucht. Dass sonstige locale Vortheile, wie Wasser, Sümpfe,

---

[3]) Dr. Schenk zu Schweinsberg, Correspondenzblatt 1875, S. 43 f., Steiner, Hess. Archiv II, S. 351 ff., Wagner, Hess. Wüstungen Pr. Starkenburg S. 98.

[4]) S. Christ, Correspondenzblatt 1879 S. 34. Auch über den Namen.

Felsen und steile Berglehnen mit zum Vortheil der Vertheidigung eingezogen wurden, ist selbsverständlich.

Es geht aber ebenfalls zu weit, in kriegserfahrenen Baumeistern die Bebauer solcher Befestigungsanlagen zu suchen, wenn auch nicht auszuschliessen ist, dass der baukundige Mönch (wie wohl bei Gehaborn) oder der im Waffenhandwerk geübte Ritter oder Söldner mit Rath und That beigestanden haben mag, ersterer besonders wenn Kirche mit Thurm und Kirchhof mit zur Vertheidigung beigezogen wurden. In Iphofen (Bayern) gab Bischof Mangold eine Schenkung, den Ort mit Gräben, Mauern, Zwingern und Thürmen zu befestigen, und es wurde diese Befestigung 1292 durch den alten Juden Michelmann, der auf Reisen grosse Erfahrungen gesammelt, ausgeführt. (Würzburger Archiv-Schriften 12. Band S. 77. 1853.)

Die Thürme bildeten zum Theil Mauerecken, zum Theil standen sie mitten in einer Mauerflucht. Zuweilen, wie einige in Dieburg, gehören sie der ersten Anlage an, vielfach werden aber die ausgebildeten Thurmbauten nicht der ersten Zeit angehört haben. Wir werden Anfangs vielfach wohl nur einfache Wachthäuser anzunehmen haben. Anfangs herrscht auch wohl die runde Form vor. Allmählich freilich entwickelten sich die so mannigfaltigen Kunstbauten von Thürmen, über die wir noch, wie auch über die Erker, Bogen u. s. w. weiter unten werden zu reden haben.

Selten haben die Mauern in der früheren Zeit eine aussergewöhnliche Stärke, vielfach fehlt denselben noch der Wehrgang, der dann in Zeiten der Noth durch Gerüste und Anschüttungen hergestellt werden musste. Nach Innen vortretende Pfeiler, zugleich Verstärkungen der Mauern, wie auch hierfür ausgekragte Steine ergaben die nöthigen Auflagen für die Balken eines Wehrganges. Einen besonderen Wohlstand verräth es schon, wenn der Wehrgang über den Pfeilern oder Kragsteinen sich wölbt oder einen Ueberbau erhält, der sowohl den Vertheidiger gegen Geschosse, als auch den Wächter gegen die Ungunst der Witterung schützte.

Die Ausbauten nach aussen, Gesimse, Bogenfriese etc. treten nach und nach auf, um das Ersteigen auf Leitern zu verhindern beziehungsweise das Aufschieben der Leitern zu erschweren. Wie schon erwähnt, sucht die Vertheidigung noch ihren Schwerpunkt in der Gewinnung von Höhen und finden sich desshalb ursprünglich in den Mauern nur wenige engschlitzige Oeffnungen ohne Verschluss durch Läden oder Fallklappen, dagegen aber breite, oben offene Oeffnungen und Scharten zwischen den Wintbergen, Merlons, — die Zinnen. Wir werden auf das Detail noch zurückkommen.

Der Graben verbleibt noch unmittelbar am Fusse der aus demselben senkrecht aufsteigenden Mauer. Erst später wird vielfach eine zweite niedere Mauer in geringem Abstande von der ersten vorgelegt, so dass sich ein schmaler Zwinger ergiebt. Eine solche Anlage fand aber ursprünglich in den wenigsten Fällen ihre Begründung in den Vortheilen die sich aus dem Zwinger selbst für die Vertheidigung ergaben, sondern es war oft nur ein Gebot der Nothwendigkeit, dem Fuss der Mauer, auf den inzwischen Zeit und Feuchtigkeit des Grabens ungünstig eingewirkt hatten, in bautechnischer Weise eine erneuernde Festigkeit, eine Vorlage zu geben. Im Hügellande; woselbst noch Flüsse und Bäche mit starkem Gefälle, mit Eis- und Geröllschub vorkommen, finden wir, wenn solche Gewässer den Fuss der Mauer direct bespülen und dadurch bedrohen, gleich von vornherein eine zweite Vormauerung angelegt. Ausserhalb des Grabens ziehen noch Aufwürfe, Gebücke und Pallisaden hin.

Erst mit der Vervollkommnung und Vervielfältigung der Feuerwaffen legt sich ein Wall oder eine wallartige Auffüllung vor die Mauern und zwar entweder unmittelbar an dieselbe, die noch den Stand der Vertheidigung bildet, oder es lässt der Wall ein kleines Banquet übrig. Ebenso kann sich der Wall, von der Mauer abstehend, in den Graben einlegen, und ohne selbst vertheidigungsfähig zu sein, einen doppelten, einen inneren und äusseren Graben bilden. So stellt sich der Reinheimer Plan von 1702 dar. Dann aber wird, wie wir auf dem Reinheimer Plane von 1763 sehen, dieser todte Wall auch zum vertheidigungsfähigen ausgebildet, ja an den Ecken mit Bastionen versehen. Dieses letztere ausgebildetere System gehört aber schon solchen Zeiten an, in denen die wenigsten — selbst nicht die grösseren — Plätze noch im Stande waren selbsten für ihre eigene Vertheidigung, für die von Haus und Hof, von Weib und Kind zu sorgen, und greift daher über unseren Rahmen hinaus. Ein gutes noch erhaltenes Beispiel eines Walls vor der Mauer haben wir in Michelstadt im Odenwald. Heute noch umzieht der gewaltige, etwa 13 Meter hohe Wall den alten Theil der Stadt mit der Kirche, dem Rathhaus, der selbst eine Feste bildenden Kellerei des Grafen (v. Erbach), heute rings mit neuen Häusern und Strassen umgeben.

Wo es die Terrainbildung erlaubte, wurden wohl stets nasse Gräben vorgezogen, theilweise mit Traversen, die das Wasser aufstauten. In vielen Fällen verblieb aber auch nur die Anlage von trockenen Gräben, die besonders in Felsen und steinigem Lande mit steilen Böschungen angelegt wurden. War ein solcher Graben an und für sich schon schwer zu überschreiten und verhinderte derselbe unmittelbar mit Brechwerkzeugen an den Fuss der Mauer zu kommen, so ergab er auch eine erwünschte Höhenstellung. Der trockene Graben war wohl stets tiefer, aber auch schmäler als der nasse, der im Winter die mühesame Arbeit des Aufeisens im Gefolge hatte, wenn er ein wirkliches Schutzmittel sein sollte. In wenigen Fällen war wohl die Contreescarpe gemauert, sondern sie bestand in Pfahlwerk und Weidengebüschen, denen sich wieder Pallisaden oder Hege vorlegten. Eine grössere Austiefung der Gräben fand wohl erst später, zur Anlage von Fischereien statt. Auch die trockenen Gräben finden sich vielfach mit Dornen und niederem Buschwerke besetzt, die den Andringling hinderten, ohne ihn zu verdecken.

(Fortsetzung folgt.)

Wirksamkeit der einzelnen Vereine, Literarisches.

(Plenar-Versammlung des historischen Vereins von Oberbayern am 1. Mai.) Der den Vorsitz führende I. Herr Vereins-Vorstand Dr. Rockinger machte die neuerlich dem Vereine zugegangenen Austauschschriften und Geschenke bekannt, indem er dieselben gleichzeitig in Circulation setzte.

Herr Hauptmann a. D. H. Arnold gab sodann in einem Vortrage über die neuesten Ansichten bezüglich der Einwanderung der Baiern eine analysirende Besprechung der diessfälligen Schrift des Prager Privatdozenten Dr. Bachmann unter vergleichenden Blicken auf Riezler's baierische Geschichte. Dr. Bachmann stellt drei Neuheiten von Behauptungen auf, nämlich einmal, dass gegen Ende des 5. Jahrhunderts nach Räumung Vindeliziens durch die Römer das Volk der Alemannen bis an den Jnn ihre Ansiedelungen vorgeschoben habe (woher die Langschädel aus oberbayer. Gräbern), jedoch vor den einwandernden Baiern wieder bis an den Lech zurückgewichen sei; ferner, dass die Baiern Nachkommen der alten mit den Thüringern in einem Bunde gestandenen Markomannen seien, welche in Folge der Niederlage und Auflösung dieses Bundes (530) sich nach ihrer

Heimath „Bajas" (das ist Böhmen), dann Baiern (das ist Leute aus Böhmen) nannten; endlich, dass die Baiern nach Abtretung Böhmens an die siegreichen Avaren letzteres Land verlassen und sich südlich der Donau angesiedelt haben. Nach dem Urtheile des Herrn Vortragenden, der übrigens der Bachmann'schen Schrift grossen Forscherfleiss und Originalität zuerkannt, ist zwar die erste der hierin behaupteten Thatsachen möglich, die zweite und dritte aber keineswegs durch die angeführten Quellenbeweise genügend bestätigt. —

Hieran knüpfte Herr Professor Dr. Sepp eine nähere Auslassung über die Abstammungsfrage der Baiern und rügte namentlich den Umstand, dass Bachmann die eigentliche Einwanderung der Baiern in ihre jetzigen Sitze unaufgeklärt gelassen habe. — Darauf sprach der I. Herr Vereins-Vorstand Dr. Rockinger, um auf den nëchstfolgenden Vortrag hinüberzuleiten, von den Nachforschungen behufs einer Gesammtausgabe der gedruckten und ungedruckten Werke Aventins im Allgemeinen und bemerkte insbesondere, dass es ihm gelungen sei, Aventin als Vater der baierischen Genealogie (lange vor Wigileus Hund's Stammenbuch) nachzuweisen, wobei er die diesbezüglich im Drucke erschienene akademische Abhandlung vorlegte.

Herr Kreisarchiv-Secretär Freiherr von Oefele machte nunmehr eine berichtliche Mittheilung „Zur Jugendgeschichte Aventins" aus einem Briefe, welchen dieser, im Jahre 1500 zu Rom weilend, an seinen Lehrer Konrad Celtes in Wien sandte. Hierin nennt Letzterer sich gräcisirend „Pyrgonomus", deutet also seinen Familiennamen als „Thurm-Maier". Den Hauptinhalt des Briefes bildet aber die Erzählung, wie eine blonde Römerin, Namens Julia, vor deren Fenstern er liebend auf- und abwandelt, ihm einen Schneeballen auf die Brust wirft, in welchem ein Briefchen versteckt ist. Darüber verfasste nun Aventin ein ebenso witziges als anmuthiges Gedicht, dessen lateinische Distichen der Herr Vortragende in einer gelungenen Uebersetzung gleicher Versart wiedergab.

— Berlin. **Die jährliche Plenar-Versammlung der Centraldirection der Monumenta Germaniae** hat in den Tagen vom 15. bis 17. April hier stattgefunden. Leider waren Justizrath Dr. Euler in Frankfurt a. M. und Hofrath Prof. Sickel in Wien durch Unwohlsein, Prof. Wattenbach hierselbst durch eine längere Ferienreise an der Theilnahme gehindert. Erschienen waren: Prof. Dümmler aus Halle, Geh. Rath Prof. von Giesebrecht aus München, Prof. Hegel aus Erlangen, Prof. Stumpf-Brentano aus Innsbruck, und von hiesigen Mitgliedern Prof. Mommsen, Prof. Nitzsch, Geh. Ober-Reg.-Rath Direktor der Staatsarchive von Sybel und der Vorsitzende Geh. Regierungsrath Waitz. Nachdem das Mandat des Prof. Mommsen als Vertreter der Berliner Akademie der Wissenschaften abgelaufen war, ist derselbe wieder, und zwar jetzt auf unbestimmte Zeit, zum Mitglied gewählt.

In dem verflossenen Jahr sind folgende Bände ausgegeben worden:

von der Abtheilung der Auctores antiquissimi:

1) Tomi III. P. 2. Corippi Africani grammatici libri qui supersunt. Recensuit Josephus Partsch;

von der Abtheilung Scriptores:

2) Tomus XXIV. (über dessen Inhalt schon im vorjährigen Bericht Mittheilung gemacht ist);

3) Brunonis de bello Saxonico liber. Editio altera. Recognovit W. Wattenbach;

4) Chronica regia Coloniensis (Annales maximi Colonienses) cum continuationibus in monasterio S. Pantaleonis scriptis aliisque historiae Coloniensis monumentis. Recensuit G. Waitz;

von der Abtheilung Diplomata:

Die Urkunden der Deutschen Könige und Kaiser. Ersten Bandes erstes Heft. Die Urkunden Konrad I. und Heinrich I. (bearbeitet von Th. Sickel);

von dem neuen Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde:

Band V., Heft 1 und 2, mit Beiträgen von Arndt, Baumann, Bresslau, Dümmler, Ewald, Foltz, Frensdorff, Gillert, Grandaur, Heydenreich, König, Loserth, May, Mayr, Mommsen, Schum, Waitz, Wattenbach.

Andere Werke sind im Druck weit vorgeschritten oder doch in der Vorbereitung begriffen, wie die folgende Uebersicht über die Thätigkeit der einzelnen Abtheilungen ergiebt.

Prof. Mommsen als Leiter der Auctores antiquissimi hat, nachdem er im vorigen Jahr eine Anzahl Bibliotheken der Schweiz und Italien besucht, die Bearbeitung von Jordanis Romana und Getica vollendet und die der kleinen Chroniken des 5. bis 7. Jahrhunderts begonnen. Der Druck des Jordanis und ebenso der der von Dr. Leo in Bonn bearbeiteten Carmina des Fortunat wird im Lauf des Jahres vollendet; angefangen der des Avitus von Dr. Peiper in Breslau und der des Symmachus von Dr. Seeck. Die Arbeiten für Ausonius, Cassiodor und Sidonius wurden fortgesetzt, die Ausgabe des Ennodius übernahm Dr. Vogel in Ansbach.

In der Abtheilung Scriptores unter Leitung des Vorsitzenden der Centraldirektion Waitz sind die Arbeiten hauptsächlich auf die Weiterführung von Tomus XXV. und XIII. gerichtet gewesen. An jenem haben sich die ständigen Mitarbeiter Dr. Heller und Dr. Holder-Egger lebhaft betheiligt: der erste den umfangreichen Aegidius von Lüttich mit mehreren Anhängen, die Genealogien der Herzoge von Brabant, die dem Balduin von Avesnes zugeschriebene, französisch abgefasste Chronik von Hennegau, sowie die Genter Chronik des J. von Thilrode, dieser die Chronica principum Saxoniae, die des Balduin von Ninove und Sifrid von Balnhausen bearbeitet. Für das Buch des Christian von Mainz De calamitate ecclesiae Moguntinae konnte der Herausgeber Archivar Reimer in Marburg freilich nur neuere Handschriften benutzen, aber unter ihnen die lange verschollene Trefflers in Cheltenham und eine andere in Upsala. Eine österreichische metrische Chronik edirte Profer Wattenbach, die Geschichte des Richerus von Senonnes, andere von Villers in Brabant, Rastede, Kremsmünster und mehrere kleinere Stücke der Leiter der Abtheilung. Derselbe hat einen grösseren Theil des 13. Bandes übernommen, der, soweit er gedruckt ist, Nachträge zu den Annalen der karolingischen, sächsischen und fränkischen Periode, ausserdem zum ersten Male vollständig die Annales necrologici Fuldenses aus Handschriften zu Rom, Fulda und München bringt, sowie reiche Auszüge aus den angelsächsischen und englischen Geschichtsquellen, diese bearbeitet von Professor Pauli in Göttingen und Dr. Liebermann. Für die Fortsetzung des Bandes sind auch Prof. Schum in Halle, Dr. Simonsfeld in München thätig; jener fand eine bisher unbekannte Handschrift des Chronicon Magdeburgense in der Fürstlich Metternichschen Bibliothek auf Schloss Königswart.

In der oben erwähnten neuen Ausgabe der Chronica regia Coloniensis ist vereinigt, was in drei Bänden der Scriptores nur nach und nach veröffentlicht werden konnte, der Text des ältern Theils auf Grund der Handschriften in Wien, Wolfenbüttel, Rom und Brüssel kritisch festgestellt, ausserdem eine Reihe von Denkmälern hinzugefügt, die entweder als Quellen der Chronica in Betracht kommen oder zur Erläuterung der Cölner Geschichte dienen, darunter eine ungedruckte Fortsetzung des Martinus aus einer in Polen in Privatbesitz befindlichen Handschrift abgeschrieben von Prof. Arndt.

Die Vorarbeiten sowohl für den 26. wie für den 15. Band sind lebhaft fortgesetzt. Für diesen hat Prof. Thaner wichtiges handschriftliches Material in Admont gefunden. Dr. Krusch hat die Ausgabe des sogenannten Fredegar nahezu vollendet; Dr. Liechtenstein arbeitete in Wien, Admont und Berlin, wohin die Stockholmer Handschrift gesandt ward, für Ottokars Steirische Reimchronik.

Geh. Regierungs-Rath Waitz besuchte Brüssel, Dr. Heller Paris und Auxerre; in England, namentlich in Cheltenham, arbeiteten Dr. Liebermann und Prof. Maassen, zuletzt in London Prof. Pauli, in Mailand Prof. Mommsen auch für diese Abtheilung. Einzelne Kollationen wurden wieder von Dr. Mau in Rom, Prof. Schoene in Paris besorgt; andere Mittheilungen machten gefälligst der Stiftsprobst von Mattsee, Dr. Fr. Mayer in München u. a.

In der Abtheilung Leges ist die neue Ausgabe der Fränkischen Kapitularien von Prof. Boretius in Halle so weit vorgeschritten, dass der Anfang des Drucks im Lauf des Jahres stattfinden kann. Dasselbe gilt von den Fränkischen Formelsammlungen, deren Bearbeitung Dr. Zeumer nahezu vollendet hat. Für die Edition der Fränkischen Concilien hat Prof. Maassen in Wien die beiden alten, früher dem Collegium Claromontanum angehörigen Handschriften in Cheltenham verglichen.

Die neue Bearbeitung von Band II. der Leges ist, nachdem Prof. Loersch zurückgetreten, von Prof. L. Weiland in Giessen, dem langjährigen ständigen Mitarbeiter der Monumenta, übernommen.

Der Leiter der Abtheilung Diplomata Hofrath Prof. Sickel in Wien erklärte in dem von ihm eingesandten Berichte, dass er von den drei Aufgaben, welche er sich für das abgelaufene Jahr gestellt hatte, nur zwei zu lösen vermochte. — Heft 1 der Diplomata war im Mai im Druck vollendet und konnte im Juni ausgegeben werden. Aus Italien wurde das noch ausstehende Material vollständig beigebracht. Aber die Anfertigung des Manuskripts für den Druck des zweiten Theils des ersten Bandes (Diplomata Ottonis I.) stiess auf mehrfache Hindernisse. Vor Allem machte sich der Tod des ältesten Mitarbeiters der Abtheilung, des Dr. Foltz, fühlbar. Eine Reihe von Untersuchungen, welche er unvollendet hinterlassen hat, musste nochmals in Angriff genommen werden. Erst nach vielen Monaten konnte in Dr. von Ottenthal ein Nachfolger des Verstorbenen gewonnen werden. Indem auch der Abtheilungsleiter durch längere Zeit verhindert war und Dr. Uhlirz allein sich der Arbeit ununterbrochen widmen konnte, war es nicht möglich das Manuskript so weit herzustellen, dass der Druck hätte wieder aufgenommen werden können. So wird also die Vollendung des I. Bandes auch in dem jetzt beginnenden Jahre die hauptsächlichste Aufgabe der Abtheilung sein.

Die Ausgabe der Acta imperii saeculi XIII. inedita, die Hofrath Prof. Winkelmann in Heidelberg aus seinen, Hofrath Fickers in Innsbruck und den Sammlungen der Monumenta veranstaltet hat, ist bis auf die Register im Druck vollendet und bietet ein reiches Material zur Geschichte jener Zeit, besonders Friedrich II. Es sind, von einigen Nachträgen abgesehen, über 1000 Nummern zusammengebracht, 1—580 Acta regum et imperatorum, 581—756 Acta ad imperium et regnum Siciliae spectantia, 757—1001 Acta Sicula (Registrum Friderici II. Massiliense; Formulae magnae curiae; Statuta officiorum). Der stattliche Band wird in einigen Wochen veröffentlicht werden.

Daran wird sich in mancher Beziehung ergänzend anschliessen die Ausgabe der von G. H. Pertz aus den Vatikanischen Regesten gemachten Abschriften in der Abtheilung Epistolae unter Professor Wattenbachs Leitung besorgt von Dr. Rodenberg. Der erste Band, der die Zeit Honorius III. umfassen soll, ist so weit vorgeschritten, dass der Druck noch im Laufe des Sommers beginnen kann. Ziemlich gleichzeitig wird das Registrum Gregor d. Gr. zur Veröffentlichung gelangen, die dadurch verzögert ist, dass Dr. Ewalds Reise in Spanien sich länger hinauszog und derselbe nach der Rückkehr theils mit Vergleichung der wichtigen in St. Petersburg wieder aufgefundenen Handschrift des Adalhard, theils mit Bearbeitung einer sehr interessanten, von Bishop in London abgeschriebenen Brief- und Canonensammlung beschäftigt war, die mannigfach neue Resultate ergeben hat.

Prof. Dümmler in Halle hat in der Abtheilung Antiquitates den Druck der Sammlung Karolingischer Gedichte begonnen. Daneben wird der Anfang mit der Bearbeitung der wichtigen Nekrologien gemacht in der Weise, dass die vor 1300 begonnenen vollständig mitgetheilt werden sollen; die Ausgabe wird sich an die Diözesen anschliessen und mit den alamannischen beginnen, die Dr. Baumann in Donaueschingen übernommen hat.

Unter den oben aufgeführten Mittheilungen des Neuen Archivs ist namentlich die Dr. Ewalds aus der Londoner Canonensammlung und die Beschreibung St. Petersburger Handschriften von Dr. Gillert zu erwähnen. Ein Beitrag von Dr. Foltz erinnert an den schmerzlichen Verlust, den die Monumenta durch den Tod dieses verdienten Mitarbeiters an der Abtheilung Diplomata erlitten. Auch ein älterer Gelehrter, der oft seine Beihilfe hat eintreten lassen, Ober-Bibliothekar Dr. Föringer in München, ist durch den Tod abgerufen.

Mit besonderem Danke ist der mannigfachen Förderung zu gedenken, welche die Behörden und Vorsteher von Archiven und Bibliotheken fortwährend den Arbeiten durch Mittheilung von Handschriften haben zu Theil werden lassen. Theils durch die stets bereite hochgeneigte Vermittelung des Auswärtigen Amts, theils durch direkte Uebersendung konnten hier benutzt werden Codices aus Bamberg, Düsseldorf, Erlangen, Heidelberg, Leipzig, Metz, München, Münster, Oldenburg, Stolberg, Wolfenbüttel; Wien Hofbibliothek und Staatsarchiv, Stift Kremsmünster; Bern; Leiden; Brüssel; Boulogne, Douai, Laon, Montpellier, St. Omer, Paris; Stockholm; St. Petersburg und Warschau. Andere wurden den Mitarbeitern an anderen Orten zugänglich gemacht. Abgeschlagen oder doch an eine so gut wie unerfüllbare Bedingung geknüpft ist eine solche Bitte nur von der Stadt Tournai; eingeschränkt die Erlaubniss zur Versendung auf der Bodleyana zu Oxford.

Durch die Lieberalität des Reichamts des Innern ist im Lauf des letzen Jahrs dem Mangel eines angemessenen Lokals zur Aufbewahrung der Sammlungen abgeholfen worden.

Hanau, 7. April. Der hiesige **Geschichtsverein** hielt gestern seine Jahresversammlung ab. Nach Verlesung des Jahresberichtes, der Rechnungsablage und Neuwahl des Vorstandes sprach Gymnasiallehrer Dr. Wackermann über die Grafschaft Hanau-Lichtenberg. Die Vereinsmitglieder besichtigten sodann noch die Ausbeute der auf dem Salisberge gemachten Ausgrabungen, zu deren Kosten von dem Cultusminister 360 Mark und von einem hiesigen Bürger 100 Mark gegeben waren.

* **Die Baudenkmäler im Regierungsbezirk Wiesbaden.** Im Auftrage des Königlichen Ministeriums für Geistliche, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten bearbeitet von Professor Dr. W. Lotz, herausgegeben von Friedrich Schneider. Berlin, Verlag von Ernst & Korn (Gropius'sche Buch- und Kunsthandlung.)

Das vorliegende Werk schliesst sich in der allgemeinen Anlage und in der Tendenz an die für einige andere Provinzen der preussischen Monarchie und insbesondere an die für den Regierungsbezirk Cassel vorliegenden Kunstinventarien an und führt hiernach auch noch den allgemeinen Titel: Inventarium der Baudenkmäler im Königreich Preussen. Provinz Hessen-Nassau. Regierungsbezirk Wiesbaden. Das Werk für den Regierungsbezirk Cassel ist von Prof. Lotz in Gemeinschaft mit Prof. Dehn-Rotfelser verfasst; das vorliegende hatte Prof. Lotz bis zum Druck befördert, als den trefflichen Mann der Tod überraschte und ihm die Möglichkeit benahm, die letzte Hand anzulegen und das Buch der Oeffentlichkeit zu übergeben. Herr Domprähendat Friedrich Schneider in Mainz hat im Auftrag des k. preuss. Ministeriums die Herausgabe des Lotzschen Manuscripts übernommen; er hat dasselbe für den Druck vollkommen fertig gestellt und seinerseits Er-

weiterungen und Nachträge beigefügt, sowie die einen wesentlichen Bestandtheil des Ganzen bildenden Inhalts-Uebersichten selbstständig ausgearbeitet.

Wenn wir das Werk überblicken, so ist allerdings das nächste uns beherrschende Gefühl, welchem auch die Vorrede Ausdruck giebt, ein Erstaunen darüber, welch eine Fülle von baukünstlerischen und archäologisch denkwürdigen Werken der Vorzeit sich auf einem verhältnissmässig kleinen Territorium erhalten haben, erhalten haben durch die Kriegsstürme der Jahrhunderte hindurch, trotz des Vandalismus der Nachkommen, trotz des offenen und geheimen Kampfs, den Unverständniss und angebliches Bedürfniss in unserem Jahrhundert gegen die Kunstwerke der Vergangenheit geführt haben, eines Kampfes, der leider immer noch nicht sein Ende erreicht hat.

Welchen Werth für die Frage nach der Erhaltung und auch für die Frage nach der Restaurirung unserer Baudenkmale Werke, wie das vorliegende haben, liegt auf der Hand; die Inventarisirung ist die Thätigkeit, welche die Grundlage der Conservirung zu bilden hat. Ebenso klar sind die ihr innewohnenden Schwierigkeiten. Bei den fast überall nur in unvollkommenem Masse vorliegenden Vorarbeiten wird eine umfassende Begehung des ganzen Territoriums, ein eigener Einblick in alle die zahllosen Einzelheiten durchweg erfordert; nicht nur die Bauten in ihrer allgemeinen Bedingtheit, die Kirchen, die Burgen, die Mauern der Städte, die Steinwälle in den Wäldern sind zu beachten, alle baulichen Details sind aufzusuchen und zu beschreiben, und dann müssen die einzelnen Kunstwerke gesucht und zusammengestellt werden, das ganze Inventar der Kirchen bis in die Sakristeien und sonstigen Aufbewahrungsorte muss gesucht, bestimmt, eingereiht werden. Die Inschriften auf Glocken, Grabsteinen u. s. w. sind zu entziffern und zu notiren; die Künstler und Meister sind zu ermitteln, ihre Namen oft einer jahrhundertelangen Vergessenheit zu entreissen. Dabei sind allenthalben die gedruckten Nachrichten aus Büchern und die handschriftlichen Schätze der Archive beizuziehen. Es ist eine Fülle von Sammlerthätigkeit nothwendig, Zeit und Arbeit werden in hohem Grade in Anspruch genommen, in einem höheren Grade, als das so handlich und bequem zu gebrauchende Werk den Benutzer ahnen lässt.

Das vorliegende Werk verdient in jeder Hinsicht das höchste Lob. Anordnung, Vollständigkeit, Scharfblick in Bestimmung der Einzelnheiten zeichnen es gleichmässig aus. Es ist ein Buch, wie es kein sich mit der Geschichte des betreffenden Landstrichs oder einzelner Theile desselben beschäfsigender Forscher entbehren kann, eine Erleichterung für jeden Forscher, deren Werth besonders von Demjenigen empfunden werden wird, dessen Forschungsgebiet noch eines solchen Handbuchs entbehrt.

Was endlich dem Buche noch einen ganz hervorragenden Werth verleiht, das sind die von Herrn Friedrich Schneider bearbeiteten Inhaltsübersichten. Die Benutzbarkeit des Werkes beruht wesentlich auf ihnen. Ein kurzer Blick darauf wird zugleich die Reichhaltigkeit des Werkes zeigen. Zunächst erscheinen in den Uebersichten: I. Die Mal- und Gerichtsstätten; unter II.: Die Vertheidigungsanlagen, III. Römische Alterthümer. Unter IV. folgt die Uebersicht der Baudenkmäler nach den Hauptstilarten und wesentlichen Gebäudegattungen geordnet. Dieser Theil zerfällt wieder in folgende Abtheilungen: A. Frühmittelalterliche Bauwerke, B. Bauwerke im romanischen und im Uebergangsstil, C. Bauwerke im gothischen Stil, D. Bauliche Besonderheiten aus dem Mittelalter, E. Bauwerke der Renaissance, F. Bauwerke des 18. Jahrhunderts. Die romanischen und gothischen Bauwerke zerfallen wieder in kirchliche und profane. Unter V. folgt Uebersicht der bemerkenswerthen Ausstattungsstücke, Bildwerke und Geräthe, mit einer Reihe von Einzelüberschriften, von denen namentlich die Metallarbeiten und die Arbeiten in Holz wieder in viele einzelne Theile zerfallen; überall wird auf interessante Werke hingewiesen. Unter VI. folgt ein sehr werthvolles Künstler- und Meister-Verzeichniss, das ein noch wenig angebautes Gebiet in glücklicher Weise bereichert, unter VII. erscheinen Jahreszahlen und unter VIII. und IX. kirchliche Statistiken, die zunächst die Niederlassungen der verschiedenen Orten zusammenstellen, dann aber unter dem Titel: „Titel und Patrone der Kirchen" eine neue Registerrubrik einführen, die viel Interesse erregen und namentlich auch für die kunstwissenschaftliche Forschung nicht ohne Anregung bleiben wird.

Dem Werke sind zwei Anlagen beigegeben, ein Aufsatz von Conservator Oberst z. D. A. v. Cohausen in Wiesbaden: Der Pfahlgraben von der Use bis zur Sayn, und ein Aufsatz desselben Verfassers: Die Wallburgen, Gebücke, Landwehren und alten Schanzen des Regierungsbezirks Wiesbaden.

* **Dr. Adalbert Becker, Beiträge zur Geschichte der Frei- und Reichsstadt Worms und der daselbst seit 1527 errichteten höheren Schulen.** (Worms, im Selbstverlag des Grossh. Gymnasiums zu Worms, in Commission der Buchhandlung von J. Stern.)

Der äussere Anlass zu diesem umfassenden, nicht weniger als 288 Seiten in Qart enthaltenden Werke, welches in dem Rahmen einer Schulgeschichte eine Fülle von culturhistorisch und politisch werthvollem historischen Material verarbeitet hat, gab die Einweihung des neuen Gymnasialgebäudes in Worms. Auf dem Hintergrund der Stadtgeschichte, in welcher wiederum sich die Geschichte des Deutschen Reichs treu genug spiegelt, hebt sich die Wormser Schulgeschichte ab in einer Darstellung, welche sich streng an die Quellen zu halten sucht und viele in extenso zum Abdruck bringt. Das Quellenstudium, auf welchem die Arbeit beruht, ist ein höchst reichhaltiges, fleissiges und durchaus originales; zahlreiches und wichtiges Neue wird uns geboten. Das Werk behandelt in seinem 1. Theil die Kämpfe und Verträge zwischen der Reichsstadt und dem Bisthum Worms bis zur Einführung der Reformation und der Gründung der lutherischen lateinischen Schule zu Worms, bringt im 2. Theil Beiträge zur Geschichte der Wormser Religionsneuerungen bis zum Augsburger Religionsfrieden von 1555 und geht sodann im 3. Theil zur Geschichte des lutherischen Gymnasiums im 16. und 17. Jahrhundert über. Der 4. Theil beschäftigt sich mit der Wormser Geschichte aus der Zeit des dreissigjährigen Kriegs und gibt Nachrichten über das Jesuitencollegium zu Worms, dessen Auflösung mit der Stiftung des fürstbischöflichen Gymnasiums durch den Mainzer Kurfürsten Emmerich Joseph der folgende (5.) Theil behandelt. Das lutherische Gymnasium während des 18. Jahrhunderts wird sodann im 6. Theil eingehend geschildert. Das Gymnasium verfiel und aus der an seine Stelle getretenen Secundärschule des französischen Regiments entwickelte sich das Wormser Gymnasium. Ein Nachtrag beschäftigt sich mit dessen Entwicklung im 19. Jahrhundert, und ein Verzeichniss der Directoren und Lehrer der französischen Secundärschule, des Grossh. Hess. Gymnasiums, der Grossh. Realschule und der Vorschule von 1804 bis 1880 schliesst das Werk, welches alle Freunde der historischen Studien und der Territorialgeschichte interessant sein wird.

* **Handbuch der deutschen Alterthumskunde.** Uebersicht der Denkmale und Gräberfunde frühgeschichtlicher Zeit. Von L. Lindenschmit. In drei Theilen. Erster Theil: Die Alterthümer der merovinischen Zeit. Mit zahlreichen in den Text eingedruckten Holzschnitten. Erste Lieferung (XII u. 320 Seiten). Braunschweig bei Friedrich Vierweg und Sohn.

Der hervorragende Archäologe, dessen Forschungen seit mehreren Jahrzehnten in stets wachsendem Masse die deutsche Alterthumskunde bereichern, ja der ganzen Wis-

senschaft die Wege gewiesen haben, der Leiter des Römisch-Germanischen Central-Museums in Mainz, Herr Dr. L. Lindenschmit gibt in dem in seiner ersten Lieferung vorliegenden Werke die Resultate seines dem Dienst der deutschen Alterthumswissenschaft gewidmeten Lebens. Das Werk ist hiernach ein Handbuch dieser Wissenschaft, wie es noch nicht geschrieben ist. Denn es erstreckt sich systematisch auf das gesammte Gebiet der Grabfunde unserer Vorzeit sowohl, wie der historischen Zeugnisse über dieselbe, reiht die zahllosen einzelnen Erscheinungen ein unter die massgebenden Gesichtspunkte und ist unentbehrlich dem nicht allein, welcher sich unterrichten will über dasjenige, was wir von der Culturgeschichte unserer Vorzeit aus jenen Quellen wissen, sondern auch dem, der sich in Zukunft an der weiteren Entdeckung neuen Materials betheiligen will oder muss.

Aber nicht eigentlich der Gedanke, dass hier ein unentbehrliches, ein einem weit empfundenen Bedürfnisse entgegenkommendes, dieses Bedürfniss voll befriedigendes Werk geschaffen wird, ist der erste und tiefste, welcher in uns bei der Lectüre aufsteigt. Noch mehr als jene Erkenntniss freut uns die frische, warme Erfassung des Gegenstandes, durch die es sich auszeichnet; nicht nur mit dem Verstand, auch mit dem Herzen ist es geschrieben, mit einem Herzen für die Geschichte unseres Volks, ohne welches die wissenschaftliche Doctrin todt und leblos bleiben würde. Was uns die Darstellung so sympathisch macht, das ist die aus ihr so lebhaft entspringende Empfindung, wie doch auch auf jene fernen Zeiten, die man sonst als solche wüster Barbarei auszugeben geneigt war, der Genius des deutschen Volkes einen Lichtstrahl wirft, stark genug, dass wir uns der Vorfahren nicht zu schämen brauchen, dass auch jene Franken, von denen der zur Hälfte vorliegende erste Band handelt, und deren Schwerter das Römerreich zusammenschlugen, Blut sind von unserem Blute, wie wir denn von jeher im ganzen Laufe unserer Geschichte, gleich wie es bei jenen Franken ber Fall war, die kriegerischen Waffen haben hochhalten müssen zum Widerstand gegen die ungezählten Feinde ringsum.

Mit den Franken beginnt Lindenschmit sein Werk, also mit der neuesten Periode, mit welcher er sich beschäftigen will. Er geht aus von der Zeit, wo unser Volksleben zwar noch die Grundzüge altgermanischer Anlage behauptet, aber doch schon der Scheidepunkt zum Uebergang zu neuen culturlichen Zuständen liegt, von einer Zeit, in welcher schon eine historische Ueberlieferung besteht, die in Verbindung mit den Funden ein festes, unanfechtbares Bild zu entwerfen gestattet, von dem aus sicherer rückwärts geschritten werden mag, als von dem Nebel der Urzeit aus zu lichteren Höhen. Es ist dies ohne Zweifel die richtige Methode, welche ganz andere Resultate verspricht, als die umgekehrte. Nach der im ersten Band behandelten fränkischen (merovinginischen) Zeit wird im zweiten Band die römisch-germanische und im dritten Band die vorgeschichtliche Zeit in ihren Alterthümern zur Darstellung kommen.

Die erste Lieferung des ersten Bandes umfasst die Einleitung und die erste Hälfte der merovingischen Alterthümer. Die zweite Lieferung befindet sich im Druck und wir den ersten Band zum Abschluss bringen.

Aus dem reichen Inhalt jener einen Auszug zu geben, ist kaum möglich. Am wenigsten aus der so geistvollen und interessanten Einleitung, denn die knappe Darstellung, die schlagfertige Deduction des Verfassers lässt sich nicht excerpiren. Mit wie überlegenen, gleich einer wohl geschlossenen Colonne geordneten und sich gegenseitig stützenden Gründen tritt der Verfasser der indogermanischen Hypothese entgegen, welche die europäischen Völker in all' ihrer besonderen Anlage nur als acclimatisirte Ableger morgenländischer Stämme betrachten möchte; wie treffend geht er auf die Körperbildung, die Charakteranlage der europäischen Völker zur Beweisführung für seine Ansicht ein. „Schon auf den egyptischen Malereien," sagt er, „erscheint die weisse Haut, das lichte Haar und das blaue Auge als unterscheidendes Merkmal der Westvölker, welchen die Griechen zuerst den Gesammtnamen Lygier und dann jenen der Kelten beilegten, eine Bezeichnung, deren allgemeine Geltung erst verschwand, als die den alten bekannten Grenzvölker ihren ursprünglichen Charakter verloren und das Auftreten von Völkern aus dem tieferen Norden und der Mitte des Welttheiles her die Eigenthümlichkeit des Stammes wieder zur vollen Anschauung brachte. Wenn wir auch den Typus desselben in einer Reinheit wie vor Tausenden von Jahren nur noch in einigen Theilen von Deutschland, England und Scandinavien erhalten sehen, so besitzt dieser uralte Stamm immer noch jene Expansionskraft, den Strom seiner Volksmenge über zwei den Alten unbekannten Weltheile zu verbreiten, wie er dieselben zur Zeit der Völkerwanderung über Europa nach Afrika ergoss und so auch in entlegenster Zeit tief nach Asien hinein und über die Nordküste Afrika's ausgefluthet haben mag. Eine Lebensdauer und Lebenskraft von gleich nachhaltiger Unverwüstlichkeit zeigen so wenig die sprachverwandten Völker Asiens, dass bei der Frage, wo die mächtigsten, ältesten und am tiefsten gehenden Wurzeln des gemeinsamen Stammes zu suchen sind, das Gewicht der Thatsachen unbedingt zu Gunsten des westlichen Welttheiles entscheiden muss."

Mit gleichem Scharfsinn wird der Umstand, dass wir in den primitiven Zuständen Mitteleuropa's in nachweisbarer Zeit den ausschliesslichen Gebrauch von Stein- und Knochenwerkzeugen constatiren können, zur Widerlegung der Annahme der Wanderungrn von Osten nach Westen als Regel beigezogen. Auf Seite 24 heisst es: „Zustände wie jene des ausschliesslichen oder vorwaltendenden Gebrauchs von Stein- und Knochenwerkzeugen sind bei allen Völkern der Erde nur aus zwei Ursachen zu erklären; entweder aus Beschränktheit der Bildungsanlage oder aus Mangel ihrer Entwickelung. Die erstere kann hier so wenig in Betracht kommen, als eine dritte Annahme, die eines Rückfalles in Verwilderung. Im ganzen Gebiete der Völkerkunde wäre kein bestätigendes Beispiel aufzufinden, dass ein Volk aus höheren Bildungsverhältnissen durch unglückliche Schicksale einmal in Zustände von Wilden oder Halbwilden zurückversetzt sich die Fähigkeit zu einer so bedeutenden Wiedererhebung bewahren konnte, wie sie in der Geschichte der mitteleuropäischen Völker vorliegt. Würden die Germanen durch die Verhältnisse gezwungen zum Aufgeben des Metallgebrauchs und zur Wiederaufnahme der Steinwerkzeuge gelangt sein, so müsste dieser Rückschritt im Zusammenhange mit der Wirkung des ungünstigen Klimas ihrer neuen Wohnsitze ein Herabsinken der Gesittung, eine stumpfe Verwilderung, eine Barbarei der Verkommenheit zur Folge haben, welche zu der naiven Barbarei langsamer Entwickelung einen wesentlichen Gegensatz bildet, und mit der Frische, Empfänglichkeit und selbstbewussten Haltung, den Sitten und Rechtsverhältnissen dieser Völker ganz unvereinbar erscheint."

Mit ebenso viel packender Logik wie gutem Humor geht der Verfasser im weiteren Verlauf der Keltomanie und der skandinavischen Dreizeitaltertheorie zu Leibe. Der Verfasser hat bekanntlich schon seit Jahren gegen diese Theoreme mit Ruhm und Erfolg gestritten,[1]) wir lesen jetzt in gedrängter, zusammengefasster Darstellung das Resultat seiner Forschungen in dieser Hinsicht. Auch sonst ist dieser Abschnitt des Werkes, der sich als Ueberblick der seitherigen Ergebnisse der antiquarischen Forschung betitelt, ein höchst beachtenswerther.

Der Hauptinhalt der vorliegenden Lieferung ist die systematische Darstellung der Alterthümer und Gräberfunde aus der Zeit der merovingischen Könige von dem fünften

[1]) Auch im Correspondenz-Blatt haben wir schon mehrfach Aufsätze von Herrn Lindenschmit in der Bronzefrage veröffentlichen können.

bis achten Jahrhundert. Wir wollen wenigstens kurz die Gegenstände bezeichnen, von denen sie handelt, überall durch die instruktivsten Abbildungen erläutert. Nach einer kurzen Geschichte der Forschung beginnt der Verfasser mit der Art und dem Bau der Gräber, wobei I. die Grabhügel, II. die Friedhöfe behandelt werden. Bei letzteren werden gesondert besprochen die äusseren Merkmale, (Umhegungen, Denkmale, Inschriften etc.), die Bestattungsweise, die verschiedenen Arten der Bestattung (Sarcophage, Plattengräber, Steinkammern, Holzsärge, Todtenbänme etc.), das Mitbegraben von Gegenständen, Thieren, Münzen, die Körper der Todten (Schädelbildung), die Ausstattung der Todten. Hier erscheint das grosse Kapitel Waffen, dann das Kapitel Kleidung, nach dessen Beginn die Lieferung schliesst. Die Waffen werden gründlich, und abschliessend erörtert, zunächst die Fernwaffen (Schleuder, Bogen und Pfeile), dann die in der Ferne und in der Nähe gebrauchten (Speer, Francisca, Streiaxt), dann das Messer und der Sax (kleinerer Sax, Langsax, Scramasax oder einschneidiges Kurzschwert), sodann die Spatha, das zweischneidige Kampfschwert, die am meisten bevorzugte Waffe bei den deutschen Stämmen, das Symbol des Kriegsgotts. Der Verfasser kommt sodann zum Schild, zum Helm, zum Panzerhemd, zur Beinschiene u. s. w., um weiter die Trompeten und die Fahnen zu behandeln. Die Ausrüstung des Reiters und des Pferdes schliesst diesen Theil.

Kein Alterthumsfreund wird das Buch, ohne die grösste Anregung und Belehrung erhalten zu haben, lesen.

Notizen, insbesondere über alterthümliche Funde, Restaurationsarbeiten etc.

* Frischborn in Oberhessen, 25. Mai. Bei dem Legen von Fundamenten zu einem Neubau stiess man hierorts unvermuthet auf eine offenbar **vorchristliche Begräbnissstätte.** Unmittelbar in östlicher Richtung von dem auf einem Bergabhang stehenden Pfarrhause und etwa 4 bis 5 Fuss unter der Oberfläche des Bodens, in einer Lehmschicht, stiess man auf Schädel und Knochen von Menschen, die unregelmässig, zwischen einer schmalen Umrahmung von längeren Steinen, sich in sehr vermorschter Gestalt vorfanden, über welchen eine Decke ebensolcher Steine sich befunden haben musste, die aber theilweise auseinander gedrückt waren. Etwa 3—3½ Fuss unter der Humuserde kam zuerst eine dünne Schichte rother Ziegelerde zu Tage, und darunter eine schwarzgefärbte Holzkohlenasche an der Stelle, wo sich die Ueberreste von Gebeinen zeigten. Im Allgemeinen schien die Lage der Schädel nach Nordosten zu deuten. Ganz besonders frappirte die Grösse des Umfangs derselben, soweit die Beobachtung möglich war, da fast Alles am Tageslichte auseinanderbröckelte. Bei einem der Schädel fielen die noch vollständig erhaltenen, ungewöhnlich breiten Vorder- und Backenzähne auf. Weder Töpfe, Scherben, oder Schmuckgegenstände, noch Reste von Waffen fanden sich übrigens vor. Das einzige Metallstück aus Eisen, daumengross- und breit, mit einer runden halbzölligen Erhöhung auf der Schmalseite und den Spuren von Kupferlegirung, war inwendig hohl, seine Bestimmung nicht zu erkennen und vielleicht aus späterer Zeit. Der Fundplatz ist ungefähr 100 Schritt von der Kirche entfernt, um welche nach örtlicher Sage früher ganz der Kirchhof angelegt war, und auf demselben soll in alten Zeiten dann und wann ein sogenanntes Geldfeuerchen zu sehen gewesen sein.

— Im Goethehügel in Sesenheim fand, wie die „Els.-Lothr. Ztg." mittheilt, eine **Ausgrabung** statt, bei welcher zuerst ein rohgeformter irdener Teller und eine eiserne Pfeilspitze gefunden wurden. Das Metall wies auf die nachceltische Zeit, welche im Elsass schon im ersten Jahrhundert vor Christi Geburt beginnt. In grösserer Tiefe fanden sich darin ein Schädel und das Oberstück einer antiken Kanne mit schöngeformtem Henkel, Ansguss, Hals und einem Stück des Bauches, weiter eine Münze, welche über das Zeitalter der Bestattung Aufschluss gab. Es war ein kleines Kupferstück, so gross wie ein Pfennig, aber ziemlich dick. Die Aufschrift ergab D(ominus) N(oster) BADVILA REX, unten im Kranze noch der Rest eines x (= Denar); auf der Rückseite, so weit sie lesbar ist, FELIX T . . . . VS, in der Mitte ein nach rechts gewendeter Kopf. Die Inschrift ist zu ergänzen T(icin) VS, der Namen der Stadt Ticino in Oberitalien, die als Frauengestalt in der Mitte abgebildet war. Badvila ist der heldenmüthige Ostgothenkönig, den die Historiker Totilas nennen: ersteres sein wirklicher Name in Koseform, letzteres ein Beiname, der wie lateinisch Naso den Langnasigen bezeichnet. Er fiel 552, und gleich nach ihm brach das Ostgothenreich unter den Angriffen der Byzantiner zusammen. Unter Totilas wurde der Theil Alemanniens, welchen Theodorich der Grosse vor Chlodwig geschützt hatte, an die Frankenkönige abgetreten; und in diese Uebergangszeit fällt diese Münze. Endlich kamen als geringe Reste noch zwei Stücke eines eisernen Schwertes, zerbrochene Eisensporen und zwei Helme zum Vorschein, diese ganz in der Form der zur Zeit der Völkerwanderung getragenen und insofern freilich sehr interessant. Nur der obere Schädel war dadurch bedeckt, eine abgestumpfte Spitze ragte noch darüber hinaus; dann schloss sich an den Rand nach abwärts ein Streifen, den gelegentlich auch Goldbänder und edele Steine verzieren mochten.

* Mainz, 11. Juni. Unter den **alterthümlichen Funden**, welche in der Aufschüttung der Wälle am Gauthor jüngst gemacht wurden, verdient ein kleines in Serpentin geschnittenes Stempelblättchen Erwähnung auf dessen Schnittflächen im Kehrsinne der Name eines Arztes mit Angabe medicinischer Mittel eingegraben ist. Wie von kundiger Seite versichert wird, ist der kleine Gegenstand in seiner Art von grossem Interesse; er hat im hiesigen Museum bis jetzt nur ein Gegenstück. Die Schriftzüge sind von durchaus regelmässiger Bildung und sehr scharfer Ausführung. Es ist in der nächsten Zeit, wie wir hören, eine eingehende Veröffentlichung darüber zu erwarten.

* Bingen, 27. Mai. Hinter der Burg Klopp sind beträchtliche **fränkische Grabfunde** gemacht worden, namentlich ist ein Grab durch eine reiche Schmuckkette aus länglichen gebohrten Amethisten in grösserer Zahl nebst vielen Zierscheiben aus Gold mit Filigran sowie zwei grossen goldtauschirten Fibeln, Schnallen etc. und prächtigen Perlenketten aus farbigen Fritten und Bernsteinstücken ausgezeichnet. Die Fundstücke befinden sich im Privatbesitz.

— Die Sammlungen des historischen Vereins in Regensburg, welche schon vor einigen Jahren bei Gelegenheit des Bahnbaues bei Kumpfmühl durch Bloslegung eines einstmaligen römischen Leichenfeldes einen sehr bedeutenden Zuwachs an römischen Alterthümern erhielten, wurden wiederum durch den sehr interessanten Fund einer altrömischen Löwenfigur bereichert, welche auf der Kumpfmühler Strasse beim Legen von Gasröhren gefunden wurde.

Berichtigung.

In Nr. 6 des Correspondenzblattes S. 41 Sp. 1. Z. 5 v. u. lies,, Zwesterohm" statt ,,Zwesterrahn".

Commissions-Verlag der Hofbuchhandlung von A. Klingelhöffer in Darmstadt. — Druck von Heinrich Kichler.

Beilage zu Nr. 7 des Correspondenzblattes des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthums-Vereine 1880.

Zu dem Aufsatze von Ernst Wörner und Max Heckmann.

Dieburg

nach eigenen Aufnahmen.

Heinheim

nach dem Plane von 1702 im Großherzoglichen Staatsarchiv zu Darmstadt.

Erläuterung für Dieburg.

A. Die Burg

B. Die Stadt: a. nördlicher Bachschluß noch erhalten; b. südlicher Bachschluß (jetzt zerstört); c. c. c. noch erhaltene Thürme in Stadt und Burg; d. d. d. d. nachweißbare, aber zerstörte Thürme und Thore; e. Thor zur Burg, nicht mehr erhalten; f. f. f. f. f. Burg und Stadtmauern in Ruinen oder Spuren erhalten; g. g. g. Fischgräten-Mauerwerk, h. Mühle; i. Schützenhaus mit zur Vertheidigung dienend; k. alte Rundkirche zur Wallfahrtskirche erweitert, zugleich Stätte der römischen Niederlassung.

Herausgegeben von dem Verwaltungsausschusse des Gesammtvereins in Darmstadt unter Redaction von Ernst Wörner.

Correspondenzblatt

des

Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine.

Das Correspondenzblatt erscheint monatlich einmal und kostet jährl. 5 Mark.

№. 8. Achtundzwanzigster Jahrgang 1880. August.

Angelegenheiten des Gesammtvereins.

Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu Landshut.

Erste Sitzung der 4. Section (Archivwesen und Hülfswissenschaften),

den 16. September 1879, 10 Uhr Vorm.

Eingeschrieben die Herren Braunmüller aus Metten, Pfarrer Dallinger aus Matting, Dr. Distel, Staatsarchivar aus Dresden, Professor Dr. Grimm aus Wiesbaden, Dr. Grotefend, Stadtarchivar aus Frankfurt a. M., Dr. Jacobs, Gräfl. Stolbergischer Archivar aus Wernigerode, Dr. Jörg, Kreisarchivar aus Landshut, Kalcher, Kreisarchivssecretär ebendas., Dr. Könnecke, Staatsarchivar aus Marburg, Dr. Koppmann aus Hamburg, Dr. Posse, Staatsarchivar aus Dresden, Professor Reissermayer aus Regensburg, Staatsarchivar Schelling aus Schaffhausen, Staatsarchivar Freiherr Dr. Schenk zu Schweinsberg aus Darmstadt, gräfl. Fuggerscher Archivar Tobel aus Augsburg, Graf Walderdorff aus Regensburg, Dr. Will, fürstlich Thurnischer Archivar ebendas. und Landesarchivdirector Dr. von Zahn aus Graz (Steiermark).

Zum Vorsitzenden und Leiter der Verhandlungen wurde Dr. von Zahn gewählt, zum Schriftführer Dr. Distel, Dr. von Zahn dankt für diese ihm erwiesene Ehre, schreibt sie dem Umstande wesentlich zu, dass er unter den anwesenden Fachgenossen Aeltermann sei, versichert seines Interesses an der Sache, was schon aus dem Umstand hervorgehe, dass er von dem unter allen weitest entlegenen Punkte zu diesen Verhandlungen speciell herbeigekommen und ersucht für die letzteren um die Unterstützung der Theilnehmer.

In seinen die Discussion einleitenden Worten spricht er zuerst lebhaftes Bedauern darüber aus, dass Baiern, als die Stätte des ersten deutschen Archivtages, an diesem nur in engsten localen Sinne sich betheiligen konnte; erörtert im Umrisse die Veranlassung der gegenwärtigen Archivbewegung und somit das Entstehen der „4. Section des Gesammtvereins.“ Er sieht sie in dem Drängen unserer Zeit nach Vereinigung der Fachmänner zu geschlossenem Wirken nach gemeinsamem Ziele, und erblickt als Vortheile solcher Zusammenkünfte die Erfrischung aus lebendigem Verkehre, die Erweiterung der Kenntnisse durch unmittelbare Mittheilungen und endlich die Einigung über Grundsätze und Formen, als die Unterlage einheitlichen Vorgehens auf gemeinsamem Felde. Dergleichen ist namentlich bei Archiven wünschenswerth, wo in Auffassung der Aufgabe, in Ordnung und Bearbeitung der Stoffe — (abgesehen von vielfältiger Thatenlosigkeit) — überflüssige Verschiedenheit vorherrscht.

In der Fragenstellung ist seines Erachtens namentlich Einem Gedanken Ausdruck verliehen, der als ein Merkmal für das Verständniss der Zeit und ihrer Bedürfnisse erscheint, dem nämlich: die Staatsarchive zu Sammelarchiven für disponible Privatarchive zu gestalten und so die jährlich mehr sich mindernden Mengen historischer Documente möglichst zu concentriren, wo nicht bereits entsprechende „Rettungsanstalten“ vorhanden sind. Dieser Gedanke rückt die verschiedenen Kategorien von Archiven einander näher als bisher, bedingt aber auch nach manchen Richtungen veränderte Arbeitsweise, somit Suchen nach der besten Methode, und folglich gegenseitige Verständigung.

Vorsitzender geht dann auf die gestellten Fragen in ihrer Gesammtheit ein und empfiehlt für die rein archivistischen derselben eine gruppenweise Behandlung, die nicht archivistischen aber (für Hülfswissenschaften) entweder zu beseitigen, oder doch nur, wenn das exclusiv fachliche abgethan sei, zu besprechen.

Er erwähnt schliesslich, dass es bei diesen Berathungen nur im engsten Falle auf Beschlüsse ankommen könne. Sie hätten nur die Aufgabe, Meinungen auszutauschen, zu erörtern, und das praktisch Verwendbarste zu constatiren. Bei dem lebhaften sachlichen Interesse aller Theilnehmer an diesen Berathungen ist zu erwarten, dass jeweilig das anerkannt Beste an den Archiven ihrer Leitung Eingang finden wird. Auf diese Art, und durch erhöhte Theilnahme ist eine Art freiwilliger Einheit zu erzielen, welche sonst nur durch Reglements erreicht zu werden pflegt. Nach diesen einleitenden Worten geht der Vorsitzende zur Verhandlung selbst über.

Dr. Grotefend theilt ein an ihn gerichtetes Schreiben des k. bayerischen Reichsarchivdirectors, Geheimrath von Löher mit, worin Letzterer seine Abwesenheit aus Rücksichten für seine Gesundheit entschuldigt und erklärt, er habe das Kreisarchiv zu Landshut angewiesen, den Theilnehmern der 4. Section Zutritt in dasselbe und Einsichtnahme in dessen Führung zu eröffnen. Die von dem Genannten der Section zum Geschenk gemachten ersten 3 Bände seiner „Archivzeitschrift“ werden mit Dank angenommen und auf Beschluss der Versammlung dem Gesammtverein zur Verfügung gestellt.

Dr. Jörg zeigt an, dass er gemäss dem Auftrage des königlich bayerischen Reichsarchives bereit sei, die Führung der Sectionsgenossen durch das Kreisarchiv von Landshut und die Vorlage der Geschäftsbücher desselben zu beliebiger Zeit zu übernehmen.

Bei der 1. Gruppe: Archive im Allgemeinen, (Thesen 2 und 12),

> These 2: „Der schon in Zedlers Universal-Lexikon aufgestellte Satz — „zu bedauern ist es, dass insgemein die Archive wie ein vergrabener Schatz verborgen liegen: weil entweder der Herr misstrauisch, oder die Archivarii faul sind“ — ist heute noch theilweis aufrecht zu erhalten“,

entspinnt sich auf die 2. These die Discussion nach der Richtung, als sei dieselbe im Allgemeinen verletzend und somit fallen zu lassen, welche Anschauung mehrfach nicht getheilt wird. Dr. Posse erklärt den darin enthaltenen Satz gleichsam als Motto vorangestellt, und nirgends die Neigung vorhanden, in die Anführung von persönlichen Belegen zu demselben aus der Gegenwart einzugehen. Dr. Koennecke meint, dass es doch keineswegs, wie bei den sämmtlichen Thesen überhaupt, in der Absicht der Aufsteller derselben gelegen habe, irgend einer Person oder bestimmten Staatseinrichtungen direct entgegenzutreten. Belege dazu sähen persönlichen Denunciationen sehr ähnlich,

und es sei selbstverständlich nicht zu verlangen, dass Details angeführt werden.

Vorsitzender ist gleichfalls der Ansicht, dass diese Frage, wenn auch nicht durchzuarbeiten und zu belegen, doch wieder nicht zu streichen sei. Der Vorwurf stamme aus der Zeit, als die Regierungen leider nur zu oft unfähige Leute in die Archive postirten, welche ihre Stelle als Sinecure betrachteten, weil nicht fachmännisch gebildet nichts leisteten und dadurch den Verfall des Archivwesens herbeiführten. Dadurch verloren die Archivbeamten in der öffentlichsn Achtung, denn die seit verhältnissmässig kurzer Zeit hervorgetretene Verwerthung der Archive für rein wissenschaftliche Zwecke hatte weder zu Zedlers noch zu Spiess Zeiten bestanden. Diese Seite aber verlangt, so wie die alte, rein praktische, eine tüchtige Instandhaltung der Archive, und wenn noch irgendwo der Zedler-Spiess'sche Satz Anwendung finde, muss eben gänzlich mit dem betreffenden Wesen gebrochen werden.

Betreffs der These 12:

„Durch permanente öffentliche Archiv-Ausstellungen ist das Verständniss für archivische Angelegenheiten und das Interesse daran in grösseren Kreisen zu wecken“

berichtete Dr. Koennecke über Verlauf und Nutzen der von ihm letzthin in's Werk gesetzten Archivsausstellung zu Marburg (Hessen); dieselbe scheine nicht nur vieles Neue, worauf das Augenmerk noch nicht gelenkt gewesen, gezeigt zu haben, sondern es hätten sich auch bereits Zusagen und Widmungen seitens solcher daran geknüpft, die dadurch erst erfühél, wo alte Schriftstücke noch nützbar angelegt werden könnten.

Unterstützt wurde der Sprecher von Dr. Grotefend, welcher berichtete, wie seine zu Frankfurt a. M. eingeführten Ausstellungen aus dem Archive dem Publikum Interesse für das Wesen und Verständniss für die Thätigkeit des (Stadt)-Archivs beigebracht hätten.

Der Vorsitzende sieht besonders Gelegenheiten wie Fachversammlungen gleich der heutigen als für Archivausstellungen passende an, und bezeichnet als Gegenstände solcher: Modelle von Schränken, Kasten etc., Muster von Arbeitsgegenständen als Papiersorten, Formularien für die Register und anderen Arbeiten u. s. w. Solche Proben veraugenscheinlichen leichter als Zeichnungen, und namentlich als Worte die fraglichen Objecte — sie sind nutzbringend, da Jeder von Jedem lernen will und kann.

Professor Dr. Grimm deutet, unter Hinweis auf Fickers Besprechung der toscanischen Archivsexposition auf der Wiener Weltausstellung von 1873, auf die fernere Verwerthung desselben Gedankens im Archivsleben.

Vorsitzender ergänzt den Vorredner indem er mittheilt, dass nicht allein das toscanische Archiv, sondern auch die Archive von Venedig und Neapel damals in Wien ausgestellt hätten, wie denn eigentlich Italien nicht nur am wärmsten, sondern auch zuerst diesen Gedanken aufgegriffen habe. Aber auch österreichische Archive haben sich in Wien noch betheiligt, so das Centralarchiv des Fürsten Schwarzenberg, das Archiv des Klosters St. Lambrecht und das steiermärkische Landesarchiv, ersteres ein ausführliches Werk über den sämmtlichen Archivsstand des fürstlichen Besitzes, das zweite ein Muster seiner Urkundenregisterbände nnd einen Bericht über sein Urkundenarchiv, und das dritte das Modell eines Urkundenkastens, einen Band seiner Urkundenregister, einen Bericht über seine Zusammensetzung und Entwickelung nebst erläuternden Karten etc. ausgestellt.

Gegen die Ausstellungen gelegentlich der Archivversammlungen werden mehrfach Bedenken geltend gemacht, die Frachtgebühren kämen zu hoch und seien entsprechende Räume fraglich. — Es wird als zweckmässiges Auskunftsmittel jeweilig die Einführung in das Archiv des Ortes der Generalversammlung des Gesammtvereins angesehen.

Die Verhandlung ging zunächst auf die Gruppe Baulichkeiten für Archive,

These 22: „Neueinrichtung alter, namentlich aus Quadersteinen aufgeführter Gebäude für archivische Zwecken ist zu vermeiden. Neubauten von Archiven sind massiv von Backsteinen, nicht von hygroskopischen Sandsteinen aufzuführen. Die Dächer sind in Eisenconstructionen aufzuführen, die Treppen von Stein,“

These 23: „In Deutschland wird man niemals absolut trockene Archivräume schaffen, wenn man sie nicht mit Centralheizung versieht, welche im Winter in den Sälen eine constante Temperatur von 8 bis 10° R. hervorbringt“

über und zog dabei von jener betr. Vorsichten nach Innen und Aussen die Thesen 25 und 26, dann von dem betr. Materiale der Acten die Thesen 30 und 31 herbei. Betreffs 22 und 23 bewegte sie sich wesentlich nur im Austausche der Erfahrungen bei Sandsteinneubauten, ferner bei Centralheizungen mittels trockener Luft- oder Wasserdämpfe. Beide Fragen sind vorwaltend solche der Techniker, bei denen in erster Reihe der Archivar mit seinen Erfahrungen als Beamter fungiren muss. Bei Erwähnung der These 26

„Das Aufstellen der Repposituren an den Wänden, namentlich solcher Repositnren, die nicht mit Rückwänden versehen sind, ist möglichst zu vermeiden. Durch richtige Benutzung des übrigen vorhandenen Platzes in einem Saale lässt sich die verloren gegangene Wand-Anfstellungsfläche meistens wieder einbringen“

constatirt Dr. Koennecke, dass eine solche nicht allein nicht nöthig, sondern sogar mit nicht unerheblichem Raumgewinn durch Hereinrücken der Gestelle gegen die Mitte der Zimmer zu vermeiden sei — derselbe erwähnt auch zu These 25

„Lebensbedingungen und Entwickelung der Pergament- und Papierpilze sind durch Sachverständige sorgfältig zu untersuchen“

eines gut gehaltenen Aufsatzes „Bücherfeinde“ in der Leipziger illustrirten Zeitung 1879 Nr. 1887, P. 175 über diese Archivfeinde und ein Mittel sie zu tödten. Dr. Grotefend verspricht nächstens solche (einigen Anwesenden ganz unbekannte) Pilze vorzulegen, und werden von ihm und Anderen verschiedene Tödtungsmittel vorgeschlagen, so rectificirter Alkohol, Erhitzung des inficirten Stoffes auf 80° C. u. s. w.

Wie oben gedacht wurde auch nach These 30

„Es ist Pflicht der Archive, darauf aufmerksam zu machen, dass die Existenz von Archivalien, die in unserer Zeit entstanden sind, desshalb von sehr kurzer Dauer sein wird, weil dieselben auf schlechtem, aus Surrogaten bereiteten Papier mit Anilin-Tinten geschrieben sind“

das Papier als Material der modernen Akten bei dieser Gelegenheit in Sprache gezogen.

Vorsitzender erklärt, dass bis vor Kurzem, so weit seine Kenntnisse reichen, in Baiern die grösste Sorgfalt auf die Auswahl des Papieres für die Ausfertigung der Akten geherrscht habe. —

Dr. Will giebt an, dass die grössten Verletzungen der Obsorge für die Rechte Dritter bei Documenten aus Notariatskanzleien in Oesterreich ihm vorgekommen wären. — Andere bringen Belege aus anderen Staaten vor.

Dr. Jörg constatirt, dass in Baiern wirklich strenge Vorschriften betr. Papierwahl in den Kanzleien bestehen und dass sie auch lange Zeit befolgt wurden. Die Sachlage habe sich aber in der Praxis zum Schlechtern geändert. Der einzige Weg der Abhilfe bleibt eine streng aufrecht zu haltende gesetzliche Bestimmung über die ausschliessliche Verwendung von Büttenpapier zu Akten und Dokumenten. Redner beabsichtigt einen dahin zielenden

Antrag im baierischen Landtag zu stellen, worauf die Versammlung dringend ihm die Festhaltung dieser Absicht ans Herz legte.

Vorsitzender meint, wenn schon im Augenblicke mit Vorstellungen an die Regierungen kaum etwas zu erreichen sei, so sollten die Archivare bezüglich Papierwahl für Akten und Dokumente zuvörderst bei sich anfangen. Nur gut geleimtes, zähes Handpapier ist zu verwenden, sowohl für die Ausfertigungen Seitens der Archive, als für Copien von Urkunden u. s. w., die bei ihnen hinterlegt werden.

Von anderer Seite wird auf die schlechte jetzt übliche Tinte aufmerksam gemacht, namentlich vor Anilin-Tinten gewarnt, wofür Dr. Will ein Beispiel von einer öffentlichen Verlautbarung beibrachte, deren Tinte nach wenigen Tagen bis auf den Amtssiegelstempel vom Lichte vollständig aufgesogen war.

Dr Koennecke warnt vor Anwendung der Hectographen (Multiplikators) für Akten, die auf die Dauer berechnet sein sollen.

Schluss der Sitzung um 12 Uhr.

Zweite Sitzung

den 17. September 1879, 11 Uhr Vorm.

Im Nachtrage zu

These 30: „Es ist Pflicht der Archive, darauf aufmerksam zu machen, dass die Existenz von Archivalien die in unserer Zeit entstanden sind, desshalb von sehr kurzer Dauer sein wird, weil dieselben auf schlechtem, aus Surrogaten bereiteten Papier mit Anilin-Tinten geschrieben sind“

bittet Dr. Posse die Section, Dr. Jörg zu ersuchen, die event. Ergebnisse der Kammerverhandlungen zur Kenntniss der Section zu bringen, was Dr. Jörg bereitwillig zusagt.

Aus der Gruppe „Zusammensetzung der Archive und Entwickelung derselben“ (Thesen 34, 32, 33, 36, 37, 38, 35, 39 und 11) wird

These 36: „Die sog. Archive historischer Vereine haben den Archiven ihres Bezirks keine Concurrenz zu machen, sondern müssen denselben die von ihnen gesammelten Archivalien überlassen“

herausgegriffen und beantragt Dr. Grotefend, die vierte Section möge bei der Schlussversammlung des Gesammtvereins diesem vortragen, er wolle den verbündeten Geschichtsvereinen zu bedenken geben, ob es nicht zweckmässiger wäre, anstatt ihre Archivalien selber zu verwalten, dieselben öffentlichen Archiven ihres Sprengels unter Vorbehalt des Eigenthumsrechtes und ungehinderter Benutzung zu übergeben.

Dr. Will hebt hervor, dass mancherorts, so namentlich zu Regensburg, die von den historischen Vereinen gesammelten Archivalien musterhaft geordnet und ebenso geführt würden, und dass die Abtretung derselben nach Amberg und München nur eine Verschlechterung des gegenwärtigen Zustandes wäre.

Dr. Könnecke und Dr. Jörg schreiben diesen letzteren Umstand nur der herkömmlichen eigenthümlichen Gliederung des Inhalts der baierischen Staatsarchive zu.

Dr. Grotefend ergänzt seine frühere allgemeine Antragsstellung, dass dieselbe allerdings Ausnahmen zulasse; so namentlich in Böhmen, wo Niemand dem Vereine für Geschichte der Deutschen in Böhmen zumuthen würde, seine gesammelten reichen Archivalien förmlich preiszugeben, da ein geordneter Staatsarchivstand gar nicht existirt, und z. B. in einer Stadt das Archiv verschleudert wurde, weil die Schriften deutsch lauteten, die Strömung aber jetzt tschechisch sei.

Staatsarchivar Schelling schilderte, dass die Schwierigkeiten, welchen ein derartiger Wunsch in der Schweiz begegnen würde, gross wären.

Vorsitzender macht auf das grosse Misstrauen aufmerksam, welches von früheren Zeiten her man im Volke gegen die Regierungsämter hege, und wie viele Städte und Private ihre Archive lieber an Vereine oder an Landessammlungen oder auch gar nicht abgäben, als an Staatsinstitute, denen sie damit Handhaben gegen sie zu liefern fürchten. Es ist zu hoffen, dass die Anschauungen unter Entwickelung des Gedankens, der die Versammlung hier zusammenführte, allmählich sich bessern würden.

Es wird Dr. Grotefend's Antrag angenommen.

Hinsichtlich

These 37: „Die Grenzen zwischen archivalischem und bibliothekarischem handschriftlichen Material sind strenger zu ziehen, und haben systematische, gründliche Austausche ex officio stattzufinden“

wird auf den jetzt bereits mannigfach bestehenden Usus hingewiesen — derselbe sei gerechtfertigt, aber die vielfach zur Anwendung gekommene Abgrenzung des Materials nach der äusseren Form zu verwerfen. — Vielmehr wurde der Inhalt der Materialien als Massstab der Abgrenzung bezeichnet.

In Beziehung auf

These 33: „Auf gesetzlichem und Verwaltungswege sind Behörden, Stadtverwaltungen, Corporationen, Stiftungen, Kirchen etc. anzuhalten, ihre Archivalien an die Staatsarchive unter irgend einer Form abzugeben“

berührt Vorsitzender die Frage der Bevogtung der Städte und sonstigen Gemeinden durch den Staat, und die (in Frankreich wenigstens) damit verbundene Inspection deren archivalischer Vorkehrungen seitens desselben. Es wird erwähnt, dass auch im deutschen Reiche die Oberaufsicht über sämmtliche Gemeindeverwaltungen seitens des Staates bestehe, aber die gesetzliche Fassung der Statuten bezüglich der Einflussnahme des Staates auf das Gemeindearchivswesen biete meist nicht die erwünschte Handhabe.

So wurde auf Dr. Koppmann's Antrag in Bezug auf besagte Frage nur der formulirte Wunsch ausgesprochen:

„es seien auf gesetzlichem oder Verwaltungswege Stadtverwaltungen, Corporationen, Stiftungen, Kirchen u. s. w. anzuhalten, entweder für die ordnungsmässige Aufbewahrung ihrer Archivalien zu sorgen oder dieselben an die Landes- oder Staatsarchive unter irgend einer Form behufs Erhaltung und ordnungsmässiger Aufbewahrung abzugeben“

und in gleicher Weise auch

These 11 so gefasst: „es ist wünschenswerth, dass die Archivare durch Bewilligung ausreichender Mittel in den Stand gesetzt werden, die zertrenten archivalischen Bestände ihrer Archivsprengel durch archivalische Forschungsreisen kennen zu lernen.“

In Bezug auf

These 34: „Diejenigen Archivare versündigen sich stark an der Nachwelt, welche den die neuere Zeit betreffenden Stoff nicht rechtzeitig und umfassend genug sammeln. Unser sog. historischer Sinn wird dadurch bei der Nachwelt sehr in Misscredit kommen“

äussert sich Dr. Könnecke dahin, dass unter dem die neuere Zeit betreffenden Stoffe nur die Registraturen verstanden werden könnten, welche die Archivare auf's Aeusserste bemüht sein müssten, auch dort, wo regelmässige Ablieferungen nicht vorgeschrieben seien, den Archiven und damit der Nachwelt zu sichern. In Wirklichkeit träten aber Fälle zu Tage, dass diese neueren Bestände unterschätzt würden, da der historische Werth derselben für die Provinzialgeschichte, in welcher nicht mehr grosse Staatsaktionen den Archiven werthvolle Schätze zuführten, nicht in vollem Masse gewürdiget würde.

Dr. Jörg findet die Fassung der These zu unpräcise und vage.

Es wird der Wunsch ausgesprochen, die These von der Verhandlung ab- und in bestimmterer Fassung für die nächste Jahresversammlung anzusetzen.

Dasselbe wurde bezüglich der

These 35: „Die gedruckte Literatur — insbesondere Flugschriften und Gelegenheitsschriften — sind ebenso eifrig von den Archiven zu sammeln wie das übrige archivalische Material“

angenommen, in deren Rahmen im Laufe der Discussion auch die historischen Ortsbilder eingereiht wurden.

Die Verhandlung ging dann auf die Gruppe „Ordnungsarbeiten“ (Thesen 13, 14, 15, 16 und 17 über. Sie erkannte darin die

These 13: „Es giebt kein allgemein gültiges Ordnungssystem, da jedes Archiv nur nach genauer Kenntniss von seinem Bestande und seiner Entstehung bearbeitet werden kann“

als fundamental, dagegen die Fassung der 14. These als unklar im Ausdrucke und sonach in präciserer Fassung für die nächste Jahresversammlung wiederholt aufzustellen.

Für die Thesen 15, 16 und 17, das Thema der Repertorisirung und Registrirung betreffend, sind ausführliche Erörterungen in Aussicht gestellt und zwar von Vorlagen begleitet und werden selbe gleichfalls für das nächste Jahr zurückgelegt, wobei Dr. Könnecke speciell für die Thesen über die Regesten das Referat übernahm.

An der Besprechung der Gruppe „Einrichtung“ (These 27 und 28) betheiligen sich zunächst betreffs

These 28: „Von den gegenwärtig beliebten Methoden die Urkunden aufzubewahren, entspricht keine den an eine rationelle Aufbewahrungsart zu stellenden Anforderungen“

Schelling, indem er die am Schaffhausener Archive übliche Form der Urkundenaufbewahrung darstellt.

Dr. Grotefend bezeichnet dasselbe als ähnlich der Pariser Methode, welche mit Modificationen auch in deutschen Archiven, als Coblenz, Frankfurt a. M. u. s. w. Anwendung gefunden habe.

Vorsitzender legt die am Landesarchive zu Graz eingeführte Weise dar, unter Vorzeigung des Modelles eines Urkundenkastens, (in 6facher Verkleinerung), und dabei auch von Formularien der Repertorisirung sowohl für Zettel- als Buchform.

Dr. Könnecke bedauert, nicht gleichfalls Modelle vorführen zu können, da er nicht direct vom Sitze seines Archives komme, er erörtert daher nur im Allgemeinen die Einrichtung der Enveloppirung der Urkunden sowie der neuen Urkundenschränke, welche von ihm für das Staatsarchiv Marburg in Vorschlag gebracht worden sind.

Wegen vorgerückter Zeit mussten diese Themen unerledigt gelassen werden, und haben einen Hauptgegenstand der Verhandlungen der nächsten Jahresversammlung zu bilden.

Im Allgemeinen wurde bemerkt, dass im nächsten Jahre nur wenige Thesen zur Verhandlung kommen sollen, um eine eingehende Erörterung besonders wichtiger praktischer Fragen zu ermöglichen.

Zum Schlusse brachte Dr. Könnecke noch folgenden Antrag ein:

„Es werde der dermalige Vorsitzende ersucht, die Interessen der 4. Section bis zur nächsten Sitzung von 1880 in Hamburg derartig zu vertreten, dass

1. allen denjenigen Collegen, welchen eine Einladung zur Sitzung von 1879 zugegangen ist, auch ein ausführliches Protocoll über diese Sitzung gratis zugestellt wird, und dass

2. im Laufe des Jahres 1879/80 eine autographische Correspondenz versendet wird, in welcher namentlich die Berathungsgegenstände der nächstjährigen Sitzung vorbereitet werden sollen.“

Auf Antrag des Dr. Schenk zu Schweinsberg wird dem Vorsitzenden als Beihilfe das bisherige Comité, bestehend aus den Herren Grotefend, Könnecke und Posse, ergänzt durch einen Collegen aus Baiern und Herrn Schelling als Vertreter der Schweiz, behufs Geschäftsführung beigegeben.

Vorsitzender schliesst die Versammlung mit der Erklärung, dass er vorläufig das ihm zugedachte Amt übernehmen und nach bestem Wissen mit vollem Interesse für die Sache führen wolle, bedauert, dass wegen Mangels an Zeit und genügender Vorbereitung so manche schöne These nicht vollends durchgenommen werden konnte oder gänzlich verschoben werden musste.

Immerhin sei der erste Schritt mit Glück geschehen, und ruhige Ueberlegung, Maass im Wollen und Ausdauer im Handeln werden die Erfolge ergänzen und Freunde und Stützen der Angelegenheit herbeiziehen. —

Schluss der Sitzung 1¾ Uhr.

Mittheilungen für Deutsche Geschichte und Alterthumskunde überhaupt.

Mittelalterliche FRAUEN-SIEGEL.

VI.[1])

No. 79.

Wir theilen hier das schöne Siegel der Gräfin Hedwig von Ravensberg, geb. Edlen von der Lippe (1270—1315) mit, nach einem abgeschnittenen Original von grünem Wachs, an weissleinenen Schnüren, in der K. Kunstkammer in Berlin.[2]) Aehnliche Siegel der Gräfin Hedwig hängen an Urkunden von 1278 bis 1291 im k. Staatsarchiv zu Münster, aber von einem anderen Stempel. Auf letzteren steht das Gesicht der Sieglerin en face.

Die Gräfin, mit einem ganz eigenthümlichen Hut bedeckt, mit zwei Falken, deren einer bereits im Wegfliegen,

[1]) Vergl. Correspondenzblatt 1866. No. 4.

[2]) Vergl. m. sphragist. Aphorismen, LXXVI. im „Anzeiger“ des German. Museums 1873. No. 12.

reitet auf einem Maulthier (?), dessen gestreifte Decke abwechselnd die Ravensbergischen Sparren und die Lippe'sche Rose zeigt.

Ob die Gräfin auf der Brust ein Wappenschildchen (mit dem Ravensberg'schen Sparren?) trägt, ist nicht mehr sicher zu erkennen.

Ein ähnliches Siegel der Gräfin Adelheid von Cleve, vom Jahr 1265 haben wir bereits in der Beilage zu No. 2 dieses Blattes von 1864 unter No. 51 mitgetheilt. Viele derartige Siegel widerlegen Gerkens Behauptung, dass die „Sigilla equestria bei dem deutschen Frauenzimmer nur sparsam im Gebrauch gewesen."

Dieses Siegel ist auch für die Trachtenkunde des deutschen Mittelalters von besonderem Werthe, namentlich wegen des Hutes.

Auf manchen derartigen Frauen-Siegeln ist es schwer zu entscheiden, ob die Reiterinnen nach der jetzigen Art der Frauen zu Pferde sassen, oder wie die Männer.

No. 80.

No. 80.

Dieses Siegel der Frau Kunigunde von Daun, geborene Gräfin von Wirneburg, aus den Jahren 1326—53, mit der Legende: Sigillum Kunigundis domine de Dune,[3]) und den beiden Wappenschildern: rechts Daun, links Wirneburg, — also das angeheirathete Wappen rechts, trotz des angeborenen gräflichen, — ist in mehrfacher Beziehung bemerkenswerth. Erstens sind die Portraits-Siegel zu Pferd im allgemein selten so klein[4]) und zweitens sind dieselben bei Frauen meist ohne Wappen, während bei den Männern, schon wegen des Wappenschildes am Arme, gerade das Gegentheil der Fall ist. Sodann ist auch die Peitsche mit drei Schnüren eine ungewöhnliche, kulturhistorisch interessante Beigabe.

No. 81 und 82.

No. 81.

Diese beiden Siegel zeigen ganz eigenthümlich combinirte Alliance-Wappen.

Auf dem Siegel der Rixa von Alvensleben, geborenen Werberge, No. 81[5]), an einer Urkunde v. J. 1351 im Stadtarchiv zu Helmstadt, sehen wir nicht nur die beiden Wappen der Sieglerin, rechts das angeborne und links das angeheirathete, nach dermaligem Gebrauche ja zur Hälfte monogrammatisch zusammengeschoben[6]), sondern der Wappenschild liegt auch noch auf einer Rose, als dem Hauptbilde des Alvensleben'schen Wappens.

No. 82.

Auch auf anderen Alvensleben'schen Siegeln findet sich im XIV. Jahrh. die gleiche Darstellungsweise.

Auf dem Siegel der Ermgard von der Lippe, geborenen Gräfin von der Mark, No. 82[7]), von grünem Wachs an Urkunden aus den Jahren 1341 und 1351 im fürstlichen Landesarchive zu Detmold, sehen wir ein anderes, ebenfalls ganz eigenthümlich zusammengestelltes Alliancewappen, nämlich den geschachten von der Mark'schen Querbalken und die Lippe'sche Rose. Die gleiche Zusammenstellung findet sich auf einem gleichartigen kleineren Siegel Ermgardt's vom J. 1352, während dieselben beiden Wappen auf dem Siegel der Gräfin Richarde von der Lippe, geb. von der Mark, vom J. 1344, in der gewöhnlichen Form monogrammatisch zusammengeschoben erscheint.[8])

Ueberhaupt kommen auf den mittelalterlichen Frauen-Siegeln oft ganz eigenthümliche, schwer verständliche heraldische Combinationen vor.[9])

No. 83.

[3]) Vergl. m. sphragist. Aphorismen LXXVII. im „Anzeiger" l. c.

[4]) Das kleinste Portraitsiegel zu Pferd dürfte wohl das Siegel III. B. 3. des Grafen Hugo von Montfort von 1337 sein, mit nur 2½ Ctm. Durchmesser.

[5]) Vergl. m. sphrag. Aphorismen IX. im „Anzeiger," 1867. No. 11.

[6]) Vergl. No. 2 u. 3 m. mittelalterl. Frauen-Siegel im Corresspondenzblatt 1861. Beilg. No. 2.

[7]) Vergl. m. sphrag. Aphorismen XL. im „Anzeiger," 1871. No. 3.

[8]) Vergl. Preuss und Falkmann: „Lippische Regesten" II. Taf. 33, 37 und 41.

[9]) Vergl. No. 6, 7, 8 und 9 m. mittelalterlichen Frauen-Siegel im Correspondenzblatt, 1861. Beilage 2.

No. 83.

Diese genaue Abbildung des Siegels der Gräfin Sophie, Gemahlin des Grafen Otto II. von Ravensberg, geborenen Gräfin von Bruchhausen, ist nach zwei Siegeln an Kloster Bersenbrücker Urkunden v. 1235 und 1246 im Staatsarchiv zu Osnabrück gefertigt worden.[10])

Auf dem in Niesert's Münster'scher Urkundensammlung mitgetheilten Kupferstich dieses Siegels erscheint der bekannte Ravensbergische Wappenhelm mit dem Lindenbaum als ein mit drei Rosen verzierter Topf, aus welchem ein Tannenbäumchen herauswächst.

Wieder ein Beispiel, wie vorsichtig man derartige sphragistische Abbildungen aufnehmen soll!

Auf diesem Siegel, im Gegensatz zu dem vorhergehenden (No. 83) erscheint das angestammte Wappen rechts, obgleich die Gräfin den Wappenhelm ihres Mannes in der rechten Hand hält, und der Ravensbergische Schild links.

Eine feste Regel über die Stellung der beiden Wappen gab es im Mittelalter eben nicht.

Interessant ist auch auf diesem Siegel die ungewöhnliche Darstellung des Pelzmusters im Mantelfutter.

a.

No. 84.

[10]) Vergl. m. shpragist. Aphorismen LVIII., im „Anzeiger“, 1872. No. 7.

No. 84.

Dieses Siegel der Gräfin Elisabeth von Flandern, von ungefärbtem Wachs, hängt mit Pergamentstreifen an einer Urkunde von 1173 im Archive zu Lille.[11])

In seiner Abhandlung „über die Frauensiegel des deutschen Mittelalters“ bemerkt von Ledebur: „Für Trachtenkunde ist in der Sphragistik ein weiteres Feld geöffnet.

Wir wollen hier nur einer Tracht gedenken, die durch ihre Dauer, wie durch ihre Auffälligkeit unsere Beobachtung wohl verdient. Ich meine jene langbeuteligen Armgewänder der Frauen, die wir nach Zeugnissen in Planché British Custume in England bereits im 11. und 12. Jahrh., aber auch auf deutschen Frauensiegeln früh schon, nämlich zu Anfang des 13. Jahrh. erblicken.“

Dieser Ausspruch wird u. a. durch das vorstehende Siegel, so wie durch das Siegel des Castellan's Egidius von Cons, v. J. 1199[12]), Fig. a., vollständig bestätigt.

Bei den seltenen gleichzeitigen Abbildungen aus dem XII. Jahrh. sind solche Beiträge zur Trachtenkunde von Werth für die Cultur-Geschichte.

No. 85. No. 86.

No. 85.

Siegel der Anna von Staufen, geborenen Gräfin von Fürstenberg, v. J. 1463.[13])

No. 86.

Siegel der Adelheid von Blumenegg, geborenen Gräfin von Fürstenberg, v. J. 1365.[14])

No. 87.

No. 87.

Siegel der verwittweten Gräfin Adelheid von Fürstenberg, geborenen von Bitsch, Gräfin von Zweibrücken v. J. 1433.[15])

Wir stellen diese drei Portrait-Siegel mit Wappen zusammen, da dieselben, was die Stellung der beiden Wappen betrifft, der gewöhnlicheren und richtigeren Regel folgen, den Schild des Mannes rechts zu stellen, aber was die Legende betrifft von einander abweichen, indem auf No. 85 nur der Geschlechtsname des Mannes, auf No. 86 nur der Geschlechtsname der Frau und auf No. 87 zwar beide Geschlechtsnamen, doch der der Frau zuerst, angegeben sind; die Legenden der mittelalterlichen Frauen-Siegel wurden sehr verschieden gefasst.

[11]) Vergl. m. sphragist. Aphorismen, XXI., im „Anzeiger“ 1869. No. 11.

[12]) Vergl. m. sphragist. Aphorismen, XXII., im „Anzeiger.“

[13]) Vergl. F. U. B. (Fürstenbergisches Urkundenbuch) III. No. 491.

[14]) Vergl. F. U. B. II. No. 399. Das Blumenegg'sche Wappen von Roth und Cürsch gestreift, ist auf dem Original-Siegel nicht mehr deutlich zu erkennen.

[15]) Vergl. F. U. B. III. No. 121.

So führte u. A. Gräfin Adelheid von Fürstenberg, Gemahlin Graf Friedrichs von Zollern, auf ihren beiden Siegeln (IV. A. 2. meines sphragist. Systems) aus den Jahren 1387[16]) und 1405[17]) die abgekürzte Legende S. Adelheidis de Fürstenberg comitisse de Zolre und die verwittwete Gräfin Sophie von Fürstenberg, geborne Gräfin von Zollern, auf ihrem gleichartigen Siegel, v. J. 1427[18]), (mit einer Taube über ihrem Alliance-Wappen,) nur die einfache Legende S. Sophie de Fürstenberg Zolre ohne die beiden Grafentitel.

No. 88.

No. 88.

Das Siegel der Gräfin Anna von Fürstenberg, geborenen von Kirchberg, v. J. 1437[19]) lassen wir den drei Vorhergehenden (No. 85—87) folgen, weil hier dem angestammten Wappen der Sieglerin der Ehrenplatz eingeräumt ist, dagegen in der Legende nur ihr angeheiratheter Geschlechtsname aufgeführt ist.[20])

No. 89.

No. 89.

Bisweilen enthalten die Siegel statt der gewöhnlichen Legende einen Denkspruch. Auf Frauensiegeln ist dieses aber selten der Fall.

Auf dem Siegel[21]) der Herzogin Mechtilde von Braunschweig, geborenen Pfalzgräfin bei Rhein, v. J. 1307 steht: holt dit vaste.

Auf dem Sig. III. A. 2. c. der Gräfin Mechtilde, verwittweten Gräfin von Sayn, v. J. 1246, kniet die Sieglerin vor einer Flucht nach Egypten, und die Legende lautet: † Domine miserere famule tue Mechtildis.

No. 90.

No. 90.

Diese Abbildung, nach dem sehr defecten Originale des Siegels der Gräfin Agnes, Gemahlin des Grafen Heinrich I. von Fürstenberg, geborenen Gräfin von Truhendingen, an der Urkunde von 1278[22]) im fürstlich Dettingenschen Hausarchiv zu Wallerstein, liess ich vor vielen Jahren durch Hofmaler Rosshirt in Oehringen zeichnen und habe sie damals selbst mit dem Originale genau verglichen.

Ich theile dieselbe aus dem Grunde hier mit, weil das Siegelbild im oberen Theile die Mutter Gottes mit dem Jesus-Kinde, im unteren die mit aufgehobenen Händen knieende Figur der Sieglerin, — eine auf Siegeln von Wittwen und Klosterfrauen im Mittelalter sehr beliebte Darstellung, — auf Siegeln verheiratheter Frauen höchst selten vorkommt. Allein da ich schon früher ein ähnliches Siegel der Gräfin Adelheid, Gemahlin des Grafen Heinrich von Castell, geb. Burggräfin von Nürnberg v. J. 1283 unter No. 31[23]) mitgetheilt habe, so handelt es sich hier nicht um ein sphragistisches Unicum. Dass beide Siegel erst nachträglich im Wittwenstande angehängt worden sind,[24]) wie nach den Siegel-Bildern zu vermuthen, lässt sich urkundlich bis jetzt nicht nachweisen. F.-K.

[16]) Vergl. F. U. B. II. No. 517.
[17]) Vergl. F. U. B. III. No. 19.
[18]) Vergl. F. U. B. III. No. 191.
[19]) Vergl. F. U. B. III. No. 264.
[20]) Vergl. No. 11 m. mittelalterl. Frauen-Siegel im Correspondenzblatt, 1861. Beilg. No. 2.
[21]) Dieses ist bis jetzt nur als Hauptsiegel bekannt, scheint aber ursprünglich wohl zum Rücksiegel bestimmt gewesen zu sein.
[22]) Vergl. F. U. B. I. No. 528.
[23]) Vergl. Correspondenzblatt, 1863. Beilg. No. 3.
[24]) Graf Heinrich I. von Fürstenberg, verstarb erst im J. 1284, und Graf Heinrich von Castell i. J. 1307.

Berichtigungen und Nachträge

zu meinen mittelalterlichen Frauen-Siegeln.

Zu Nr. 18, Correspondenz-Blatt 1862, Beilage Nr. 2:
Im Fürstenbergischen Urkundenbuche 1. S. 177 ist auf dem Siegel der verwittweten Gräfin Adelheid von Freiburg, an der Urkunde v. J. 1239, die segnende Hand Gottes als „der heilige Geist in Geist in Gestalt einer Taube" abgebildet und beschrieben. Eine nochmalige Vergleichung unserer Zeichnung mit dem Originale im grossherzoglichen Haus- und Staatsarchive zu Karlsruhe hat ihre Richtigkeit ausser Zweifel gestellt.

Diese Darstellung welche sich u. a. auch auf Nr. 19 und 49 unserer Frauensiegel findet, kommt mehrfach auf mittelalterlichen Wittwensiegeln vor.

Zu Nr. 29, Correspondenz-Blatt 1863, Beilage Nr. 3:
Die Legende des spizovalen Siegels der verwittweten Pfalzgräfin Adelheid von Bayern lautet: † S. Comitisse Alheidis quondam Palatine.

Zu Nr. 56: Die Legende auf diesem Siegel: „† S. Anna. de. pravsweich. hertzogin. ze. osterreich" ist durch ihre Orthographie und das einzige lateinische Wort „de" sehr ungewöhnlich. F.-K.

Notizen, insbesondere über alterthümliche Funde, Restaurationsarbeiten etc.

Mainz, im Juni. Unlängst wurde hier, eine **grosse Brosche** oder **Zierscheibe aus Gold** mit Steinen und Email verziert gefunden und gelangte glücklicher Weise in den Besitz des hiesigen Museums. Der Fund reizte begreiflich die Aufmerksamkeit, und die verschiedensten Nachrichten wurden darüber in Umlauf gebracht. Nachdem nun das hochbedeutende Stück bei den fränkischen Goldfunden in der Sammlung ausgestellt ist, erscheint es wohl angezeigt, dasselbe etwas näher zu betrachten und eingehenderes darüber mitzutheilen.

Vorerst berichtigen sich die Angaben über die Fundstelle nunmehr dahin, dass die Brosche nicht, wie zuerst war angegeben worden, in der Gemarkung von Marienborn gegen Ober-Olm hin, auch nicht bei Ingelheim, sondern beim Kanalbau in der Stadt selbst bei der Einmündung der Stadthausstrasse in die Schustergasse in dem ausgebrochenen Material alter, unter der Strasse liegender Kellerräume gefunden wurde. So lauten die neuesten Nachrichten, welche auf amtliche Erhebungen zurückgehen.

Das scheibenförmige Schmuckstück ist annähernd kreisrund und hat im Längendurchmesser etwa 8½ Ctm., in der Breite gegen 8 Ctm. Auf einem dünnen Goldblech sind doppelte Reihen von Filigran in Gestalt eines Hufeisens aufgelöthet, die an der oberen Biegung der Scheibe abgerundet zusammenlaufen. Zwischen den Filigranen liegen flach gewellte Streifchen von Goldblech. Das mittlere Feld der hufeisenförmigen Einrahmung nimmt ein laufendes Ornament ein, das aus starkem Filigran mit je zu zwei und

zwei übereinander sitzenden eingerollten Enden des gekörnten Golddrahtes besteht, zwischen welche sich auf jeder Hälfte der Umrahmung vier in die Breite gedrückte, runde Blätter vertheilen; die untere Seite derselben ist, wo der Stiel anschliesst, etwas eingezogen. An den oberen Enden des Hufeisen-Schlusses läuft der Filigranstempel in drei Abwickelungen aus.

Das Mittelfeld der Scheibe nimmt ein gegen 7½ Ctm. grosser, einköpfiger Adler ein. Der Kopf ist heraldisch nach rechts, also gegen links vom Beschauer gewendet und reicht bis zu dem inneren Rand des äusseren Doppelreifens. Ueber dem Kopf des Adlers sitzen drei kleine runde Hyacinthen in schlichter Kapselfassung. Die Flügel des Adlers sind geöffnet und die Schwungfedern in straffer Zeichnung bis zu dem inneren Rande des Rahmens herabgezogen. Den Anschluss der Flügel an den Leib vermitteln je zwei Filigranknötchen. Zwischen dem Vogelleib und den Schwanzfedern ist eine Scheibe mit zwei Ringen eingefügt. Die Schwanzfedern durchbrechen den Ring der Einfassung und sind bis zur äussersten Kante der Scheibe selbst fortgeführt. Die Schenkel des Adlers bestehen aus flach gewundenen Lagen von Filigran, während die Fänge aus konisch aufgebogenen Goldstreifen mit Filigran auf der oberen Kante gebildet sind. Die Fänge stehen stramm auf dem inneren Rande der Umrahmung.

Zu dieser merkwürdigen Form und Durchbildung des Schmuckstückes tritt als höchst bedeutsame Eigenthümlichkeit die farbige Ausstattung hinzu. Mit dem glänzenden Goldgeschmeide verbindet sich nämlich farbenprächtiges Email von der vollendetsten Technik. Es ist Zellenschmelz, welcher zur Ausstattung der flachen Blattformen auf der Umrandung wie des Adlerbildes angewandt ist. Die Blätter links vom Beschauer sind von grünlich schillernder Farbe, und wo der Stiel anschliesst ist in goldener Fassung in weiss ein lilienartiges Ornament eingelegt. Die Blätter der rechten Seite spielen dagegen bläulich bei der gleichen Ausstattung.

Der Schnabel des Adlers ist gelb, der Kopf blau, das doppelt umschriebene Auge weiss. Den Hals umschliesst eine Krause von dunkel grünlichen Federn, welche durch ein lichtblaues Band über der Brust abgesäumt sind. Der Emailschmuck des Vogelleibes ist leider und wahrscheinlich sogar erst jüngst nach der Auffindung in Verlust gerathen. In den Goldboden sind schuppenartig übereinander gestellte Bänder leicht eingravirt und die dazwischen liegenden Felder gestockt, so dass hier wohl ein theilweise durchsichtiger Email angebracht war. Die obere Rundung der Flügel hat blaue Säume um grüne Mittelfelder, in denen Goldstege in Lilienform stehen. Die Federn sind in zwei Reihen und in folgenden Farben geordnet: die oberen roth, lichtblau und dunkelblau nebeneinander, die unteren lichtblau, weiss, dunkelblau und grün, alle Farben durch die feinen Goldstege geschieden. Zwischen Leib und Schwanz haben die Kreise nebeneinander blau und grün mit einem Lilienornament in der Mitte. Die oberen Schwanzfedern sind abwechselnd weiss und blau, die unteren grün, dunkelblau, hellblau und weiss.

Von den Emailfarben ist die blaue, sowie theilweise auch die grüne durchscheinend, die anderen dicht, d. h. undurchsichtig. Wenn einzelne Farben und namentlich das Blau am Kopfe von so leuchtender Helle und Durchsichtigkeit sind, so spricht dieser Umstand keineswegs dagegen, dass es wirkliches Email und nicht eingepasste Glasstücke sind; denn es steht die Herstellung von durchsichtigem und undurchsichtigem Glasfluss ganz in der Gewalt des Emailleurs, und die byzantinischen Emails beweisen, dass man sich dieser Fähigkeiten im Alterthum sehr wohl bewusst war und sie übte.

Zur Vervollständigung dieser Angaben sei bemerkt, dass an der Rückseite die Reste einer allerdings sehr engen und verhältnissmässig schwachen Spangennadel erhalten sind; offenbar erwies sich das Mittel der Befestigung als zu schwach und brach ab, ohne die Zierscheibe selbst zu beschädigen.

Die Erhaltung des Ganzen ist mit Ausnahme des fehlenden Emails vom Leib des Adlers vortrefflich und das Ganze von glänzender, prachtvoller Wirkung.

Ueber die einstige Verwendung und den Besitzer lässt sich kaum eine Vermuthung aussprechen; es ist darum wohl besser, ganz auf jede Erörterung zu verzichten.

Anders verhält es sich mit der Frage nach dem Alter und der Herkunft des merkwürdigen Fundes. Es kann nicht von fern beabsichtigt sein, hier diese im Einzelnen schwierigen Punkte kurz entscheiden zu wollen; indess lässt sich wohl zunächst feststellen, wohin die Arbeit nicht gehört. Sie ist jedenfalls kein Erzeugniss des antiken Kunsthandwerks und ebensowenig ein mittelalteriges Gebilde, und es wird wohl kaum gewagt sein, die eigentlich romanische Kunstzeit gleichfalls gänzlich auszuschliessen. Zwar bieten byzantinische Kunstgebilde des 5. Jahrhunderts Anklänge an die Form des Adlers wie an die Ausstattung mit Email; allein es erscheinen die Adlergestalten daneben z. B. auf Stoffen mehr als ornamentale Gebilde in oft wiederkehrender Zahl, während hier durch die einmalige Verwendung und die bevorzugte Anordnung die Bedeutung des Adlers in so absichtlicher Weise in den Vordergrund gerückt ist, dass der heraldische Charakter des Thierbildes damit angezeigt sein dürfte. Einköpfige Adlerbilder ähnlicher Art sind übrigens aus dem 10. Jahrhundert mehrfach überliefert. Die Emailtechnik ist kaum anders als byzantinisch; das Kreuzreliquiar zu Limburg (zwischen 963 und 976 gefertigt) bietet naheliegende Vergleiche. Was von Zellenschmelz, wie die Eiserne Krone zu Monza (vor 625) aus älterer Zeit bekannt ist, kann sich an technischer Vollendung nicht damit messen, wie auch die Zeichnung des Adlers eine spätere Entstehung bedingen dürfte. So bliebe also etwa die Zeit zwischen dem 8. bis 10. Jahrhundert offen, und es wäre sich wohl am ehesten für den späteren als einen früheren Zeitpunkt der Entstehung zu entscheiden. (Darmst. Z.)

* **(Von dem Palatium zu Seligenstadt am Main.)** Wir geben in der Beilage eine Aufnahme der nördlichen Fenstergruppe der Ruine des dem Kaiser Friedrich Barbarossa zugeschriebenen Palatiums, welche von Herrn Bauaccessist Dr. Hesse, dem Leiter der zur Conservirung der Reste in der letzten Zeit vorgenommenen Arbeiten, herrührt. Die Aufnahme giebt den betreffenden Theil des Palatiums, wie sich derselbe nach der Freilegung der zugemauerten Bogenstellungen und Thüröffnungen gefunden hat. Das eine Säulchen fand sich beim Anfbruch nicht mehr vor und musste, um das ganze Gemäuer vor Zusammensturz zu bewahren, durch ein neues ersetzt werden. Wir behalten uns vor auf die Restauration, sowie bei dieser Gelegenheit auch auf die Geschichte des Kaiserpalastes demnächst näher zurückzukommen.

Commissions-Verlag der Hofbuchhandlung von A. Klingelhöffer in Darmstadt. — Druck von Heinrich Kichler.

Beilage zu Nr. 8 des Correspondenzblattes
des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- & Alterthumsvereine.

August. Redacteur: Ernst Wörner. **1880.**

General-Versammlung

des

Gesammtvereins der deutschen Geschichts- & Alterthumsvereine
zu Hamburg.

Einladung.

Die Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine findet in den Tagen vom **6. bis 8. September d. J.** in Hamburg statt. Der Verein für Hamburgische Geschichte ladet seine Vereinsmitglieder und alle Freunde der Geschichtsforschung zur Betheiligung an dieser Versammlung ein und ersucht die Theilnehmer um möglichst baldige Anmeldung. Das Programm der Versammlung ist nachstehend abgedruckt; ein specielles Programm, namentlich die Stunden für die einzelnen Sectionssitzungen und für die Tischzeit wird bei dem Beginn der Versammlung vertheilt werden.

Mündliche und schriftliche Anfragen werden an den mitunterzeichneten Dr. F. Voigt (Hamburg, gr. Allee 10) erbeten.

Hamburg im August 1880.

Der Vorstand des Vereins für Hamburgische Geschichte:

Dr. C. Amsinck, Director Dr. Classen, C. F. Gaedechens, Dr. K. Koppmann, Dr. O. Rüdiger, Dr. F. Voigt.

PROGRAMM.

Sonntag den 5. September.

Das Bureau des Local-Comités für die Versammlung wird im **Hause der Patriotischen Gesellschaft** (bei dem alten Rathhause) im Zimmer Nr. 10 von Nachmittags 5 Uhr an geöffnet sein. Die Theilnehmer werden gebeten, alsdann ihre Eintrittskarten in Empfang zu nehmen. Der Beitrag für die Theilnahme ist 6 M.

Abends: Gesellige Vereinigung im Saale des Vereins für Kunst und Wissenschaft (im Hause der Patriotischen Gesellschaft).

Montag den 6. September

(Zur Lösung von Eintrittskarten wird das Bureau im Zimmer Nr. 10 des Hauses der Patriotischen Gesellschaft von 8 Uhr an geöffnet sein.)

9 —12: **Erste allgemeine Versammlung.**
Pause.
1½—3½: **Sectionssitzung.**
3½ **Versammlung der Delegirten.**
5 Uhr: Gemeinsames **Festmahl** im Fährhause auf der Uhlenhorst.

Dienstag den 7. September.

9—12: **Sectionssitzungen.**
Pause.
1—3: **Sectionssitzungen.**
3½ Uhr: **Fahrt nach Blankenese** und Mittagessen daselbst.

Mittwoch den 8. September.

9—11: **Sectionssitzungen.**
11—12: **Versammlung der Delegirten.**
Pause.
2—3: **Sectionssitzung.**
3 Uhr: **Zweite allgemeine Versammlung.**
Mittagessen im Zoologischen Garten.

Die Sitzungen finden statt im Hause der Patriotischen Gesellschaft; die allgemeinen Versammlungen daselbst im Sitzungssaale der Bürgerschaft.

Für **Donnerstag den 9. September** ist eine **Fahrt nach Ratzeburg** und **Lübeck** in Aussicht genommen.

Das **Schleswig-Holsteinische Museum vaterländischer Alterthümer in Kiel** wird den Theilnehmern der Versammlung am 9., 10. und 11. September jeder Zeit zugänglich sein.

Wenn von auswärtigen Theilnehmern eine Fahrt nach **Cuxhaven** gewünscht werden sollte, so wird zur Hinfahrt am 10. und zur Rückfahrt am 11. September Gelegenheit sein.

Für die Generalversammlungen sind **Vorträge** der Herren Dr. K. Koppmann und Dr. A. Wohlwill aus der Geschichte Hamburgs in Aussicht genommen.

Thesen für die Sectionen

der

General-Versammlung des Gesammt-Vereins

der

deutschen Geschichts- und Alterthums-Vereine.

Thesen für die erste Section.

1. In welchem Umfange haben Münzfunde zur Altersbestimmung nordischer Gräberfunde beigetragen?

2. Welche geschichtliche Anhaltspunkte giebt es für die im Gegensatz zu der bisher geltenden Ansicht, neuerdings von Lindenschmit wiederum betonte Hypothese, dass die Kelten und Germanen in vorhistorischer Zeit von Europa nach Asien gewandert sind?

3. In welchen Theilen von Deutschland hat man die schwarzen feinen Thongefässe mit sogenannten Mäanderlinien gefunden, und welche Schlüsse lassen sich nach Technik und Ornamenten auf den Ursprung derselben ziehen?

4. In welchen Theilen von Deutschland sind Fibulä oder sonstige Schmuckgegenstände gefunden, an welchen in die Falzen vorspringender Ränder Silberdrähte eingelegt sind? und: Welche Schlüsse lassen sich aus dieser Technik auf den Ursprung solcher Schmuckgegenstände ziehen?

5. Ein im Jahre 1877 untersuchter Gangbau bei Archsum auf Sylt ergab ausser einem Flintspeer auch Fundstücke der sog. älteren Eisenzeit, deren Gleichen in den Schleswig'schen Moorfunden vorliegt. Auf alle Fälle scheinen es keine gewöhnlichen Leichenräuber gewesen zu sein, welche das Steingrab der Urzeit erbrochen, auf's Neue beschenkt und wieder vermauert haben. Sind anderweitige Fälle bekannt, wo solche Steingräber, wenn auch nicht gerade zu Begräbnisszwecken, wiederholt benutzt sind?

6. Der im Correspondenzblatt des Gesammtvereins 1879 S. 88. beschriebene Grabhügel auf Sylt barg gleichsam in zwei Stockwerken zwei Begräbnisse, indem die Pflastersteine des oberen Grabes zugleich als Deckelsteine des unteren Grabes dienten. Sind ähnliche Grabbauten schon anderweitig beobachtet? und wie sind solche zu erklären?

7. In Bronzegräbern auf Sylt und bei Emmerleff sind Ueberreste einer weissen und gelblichen Kittmasse beobachtet, welche als Füllung eines Goldschmuckes, resp. zur Bekleidung eines wahrscheinlich früher mit Goldplattirung versehenen Schwertgriffs gedient haben; (Correspondenzblatt 1874 S. 4—5; 1877 S. 1 und 1879 S. 88.) Auch auf einem merowingischen Friedhofe bei Liverdun fand Herr A. Cournault Fibeln aus dünnem Bronzeblech „remplies d'un mastic blanc analogue à la craie.“ Ist eine solche weisse Kittmasse auch anderweitig beobachtet, event. chemisch untersucht worden?

8. Haben die natürlichen Gebilde von Eisenstein, welche in Bronzegräbern vorkommen (Correspondenzblatt 1874 S. 5), als Amulette gedient?

9. Die Hamburgische Sammlung besitzt einen eigenthümlichen Gürtel aus fünf viereckigen durch Blechschleifen und Ringe mit einander verbundenen Platten, welcher auf dem Urnenfelde bei Fuhlsbüttel gefunden ist. Zwei Gürtel derselben Art sind in Holstein gefunden. (Correspondenzblatt 1876 S. 83—84.) Kommen ähnliche Gürtel auch südlich von der Elbe vor?

10. Die Vita S. Arnulfi Metensis erwähnt den fränkischen Gebrauch, dass man das abgeschnittene Haupt des im Auslande Gestorbenen nach der Heimath mitnahm, ohne Zweifel um es zu begraben, während der Leichnam nach heidnischer Weise verbrannt wurde. Wie weit sind in Deutschland entsprechende Grabfunde bekannt?

11. Im Capitulare Paderbrunense vom Jahre 785, cap. 7, verbietet Karl der Grosse den Sachsen bei Todesstrafe die Leichenverbrennung. War diese Bestattungsweise nach Ausweis der Grabfunde und Schriftdenkmäler damals noch in Norddeutschland vorherrschend?

12. Sind Gewandnadeln aus der fränkischen Periode bekannt, welche als Vorbilder, resp. als Ausgangspunkt für den skandinavischen Typus der ovalen schaalenförmigen Fibula anzusehen sein dürften?

13. Was ist noch bekannt über den Ringwall der Hohen Burg (Spökelberg) bei Schiffbek, wo der Sage nach eine goldene Wiege vergraben liegt? Sind dort keine antiquarischen Funde erhoben?

14. Bei Boberg liegt ein Hof Oldenburg, ohne Zweifel derselbe, welcher urkundlich im Jahre 1318 an das Kloster Reinbek verkauft ward. Sind daselbst noch Spuren einer vorgeschichtlichen Befestigung erkennbar?

Thesen für die zweite Section.

1. Was weiss man über die Geschichte und die Verbreitung der Darstellungen der Neuf Preux?
2. Das in Kupfer getriebene romanische Altarblatt aus der Kirche zu Queren in Angeln.

Thesen für die dritte Section.

1. Was ist gegen die von Laurent (Zeitschr. d. V. f. H. G. I. 145—46) aufgestellte und von Andern angenommene Formel zur Berechnung der Einwohnerzahl einer Stadt aus den Listen ihrer Neubürger einzuwenden?

2. Das Verwaltungsjahr des Raths in Hamburg beginnt von Alters her mit Petri Stuhlfeier (22. Febr.) Wie weit lässt sich diese Jahresbegrenzung in anderen Städten nachweisen, und worauf beruht dieselbe?

3. In welchen Städten lässt sich zuerst der Bürgereid (d. h. der von den Bürgern dem Rath als Obrigkeit der Stadt geschworene Eid der Treue) nachweisen? Bei welchen Gelegenheiten ward derselbe eingeführt? Wie war der Wortlaut der ältesten Bürgereide?

4. Sind die sog. Schutzpatrone der Handwerker wirklich überall die Heiligen der kirchlichen Handwerksbrüderschaften, oder nicht vielmehr ideale Heilige, die nur hier und da zufällig mit den wirklichen Schutzheiligen der kirchlichen Brüderschaften zusammenfallen?

5. Die mittelalterlichen Handwerkscorporationen haben die Neigung sich der harten Arbeit zu entledigen und Handelscorporationen zu werden.

6. Die mittelalterliche Arbeitstheilung geht zum grossen Theile aus dem Bestreben hervor, die Anzahl der Zunftmeister zu vermindern. Sie führt zur Bildung neuer Zünfte und wird eine Hauptursache des Verfalls des Zunftwesens.

7. Sind die Handwerkerunruhen, welche gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in den verschiedensten Theilen Deutschlands, namentlich in den Reichsstädten, zum Ausbruch gekommen, auf gleichartige wirthschaftliche oder politische Ursachen zurückzuführen?

8. Welches sind die Grenzen des Gaues Stormarn? zerfiel der Gau Stormarn in Gohe und in welche?

9. Inwieweit bieten die Ortsnamen Anhaltspunkte dar, um in dem Gebiet von Schleswig-Holstein die Grenzen zwischen den ursprünglichen Wohnsitzen der Sachsen, Friesen, Dänen und Slaven festzustellen? — Zu welchen Schlüssen berechtigt in dieser Hinsicht die Bildung und die Composition der Ortsnamen auf dorpe, ingen, husen, sen, stede, beke (beck), au, lo, bostel, borstel, büttel, holm, gaard, toft, trup, bye, ow, itz, in u. s. w.

10. Was bedeutet der Name bostel oder borstel.

11. Darf man in den holsteinischen Ortsnamen Innien, Ehndorf, Einfeld Spuren des im angelsächsischen traveller Song erwähnten Volkes der Aeuenen sehen?

12. Kann aus den Ortsnamen auf das Alter der betr. Ortschaften geschlossen werden, und welche Kriterien giebt es sonst, um die ältesten Ortschaften im nordwestlichen Deutschland zu bestimmen?

13. Ist unter Celadon von der Donau immer Georg Greflinger zu verstehen, oder haben auch andere Dichter sich dieses Namens bedient?

14. Ist in Süddeutschland über G. Greflinger's Familie und Jugendschicksale Näheres bekannt?

15. Giebt es Nachrichten über G. Greflinger's Aufenthalt in Frankfurt, seine dortige Thätigkeit und die Veranlassung seiner Uebersiedelung nach Hamburg?

16. Lassen sich die von Moller (Cimbria liter. II. 245 ff.) aufgeführten Schriften Greflinger's als erhalten nachweisen, und giebt es ausserdem noch andere Schriften von ihm?

17. Inwiefern und nach welchen Gesichtspunkten sind die Flugschriften aus der Zeit von 1789—1815 für die historische Forschung zu verwerthen?

18. Wie lässt sich die Vermuthung begründen, dass das Mittsommerfest ursprünglich, ähnlich wie das Mittwinterfest, sich nicht auf einen Tag beschränkte, sondern eine Reihe von Tagen in Anspruch nahm?

19. Wie weit verbreitet ist die Sage, dass es von der Obrigkeit verboten war, den Dienstboten mehr als zweimal wöchentlich Lachs vorzusetzen?

20. Welche Themata eignen sich vorzugsweise für die gemeinsame Arbeit historischer Vereine und ihrer Zusammenkünfte?

Thesen für die vierte Section.

1. Wie soll man Stadtbücher ediren?

2. Welchen Werth hat orthographische Genauigkeit bei der Wiedergabe von modernen Urkunden und Auszügen aus denselben?

Commissions-Verlag der Hofbuchhandlung von A. Klingelhöffer in Darmstadt. — Druck von Heinrich Kichler.

Von dem „Palatium“ zu Seligenstadt am Main.

Nördliche Fenstergruppe.

Beilage zu Nr. 8 des Correspondenz-Blattes des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthums-Vereine.

Aufgenommen Dr. Hesse. Juni 1880.

autogr. C. Kissel. 1880. Mainz

0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 m.

1 : 50. d. nat. Größe.

Herausgegeben von dem Verwaltungsausschusse des Gesammtvereins in Darmstadt unter Redaction von Ernst Wörner.

Correspondenzblatt

des

Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine.

Das Correspondenzblatt erscheint monatlich einmal und kostet jährl. 5 Mark.

N. 9. Achtundzwanzigster Jahrgang 1880. September.

Mittheilungen für Deutsche Geschichte und Alterthumskunde überhaupt.

Das munimentum Traiani (Gustavsburg) und Julians erster Rheinübergang (bis zum Lorsbacher Thal) im Jahr 357.[1])

Von Karl Christ in Heidelberg.

Da die Lokalität des vielgesuchten munimentum Traiani, des „verwünschten Schlosses" wie man es genannt hat, durchaus abhängig ist von dem ziemlich dunkeln Bericht Ammians, der es allein lib. 17, c. 1 nennt, so ist es um jenem auf die Spur zu kommen, natürlich erforderlich, die Darstellung dieses Schriftstellers über den betreffenden zweiten Feldzug gegen die Allamannen im Spätjahr des J. 357 p. C. zu prüfen.

Julian hatte kurz vorher, in demselben Jahre in seinem ersten Heereszuge gegen die Allamannen, diese in der blutigen Schlacht bei Argentoratum, Strassburg, völlig geschlagen. (Ausführlich hat hierüber Mone in seiner badischen Urgeschichte II. S. 292—302 gehandelt; vergl. auch schon Schmidt, Geschichte von Hessen, II. S. 328 ff.)

Nach dieser Schlacht kehrte Julian zunächst nach dem „munimentum" Tres-Tabernae (Elsass-Zabern)[2]) zurück, dessen Befestigung er kurz vorher wiederhergestellt hatte, (Ammian l. 16 c. 11) den Deutschen das fernere Eindringen in das Innere Galliens zu verwehren und sich selbst diesen Uebergang der Vogesen nach dem Rheinthal offen zu halten (Mone II. S. 297).

Von hier aus schickte er die Beute sammt allen Gefangenen nach Mediomatrici, Metz, und da er nichts mehr von den oberrheinischen Allamannen zu fürchten hatte, das obere linke Rheinufer mithin gesichert war, begab er sich alsbald nach Mainz um den Krieg auf das rechte Ufer gegen die dortigen Stämme der Allamannen zu verlegen, da dieselben unter dreien ihrer Fürsten ihren Stammesgenossen bei Strassburg geholfen hatten und jetzt Mainz bedrohten.

[1]) Vergl. unseren Aufsatz im Correspbl. 1879 no. 7—8: „Trajanische Anlagen am Neckar und Main", worin wir auch die bisherige Literatur über das munimentum behandelten. — Darin ist S. 52, erste Spalte, gegen die Mitte die Jahreszahl 375 in 357 zu verbessern. Ebenso auf der zweiten Spalte gegen unten muss es in Bezug auf die civitas Traiana am Niederrhein heissen: Picks Monatschrift V. S. 272 u. 485, VI. S. 68 u. 330 ff.

[2]) Auffallender Weise nimmt Gardthausen in der neuesten Ausgabe von Ammianus an, es sei dies Rheinzabern, ein Irrthum, den schon Mannert begangen hatte. Elsasszabern ergiebt sich aber aus der Erzählung des Ammian von selbst. Rheinzabern heisst blos Tabernae in der notitia dign. und dem Itinerar. In der Peutinger Tafel kommen beide Orte unter der gleichen Bezeichnung Tabernae vor. — Ausserdem gibt es noch Bergzabern, gleichfalls römischen Ursprungs. Diese drei Orte hatten den Namen von den Buden oder Marktständen (tabernae). Vgl. Mone, badische Urgeschichte I. S. 300, II., 293, Förstemann II² 1651.

Am letzteren Orte liess nun Julian, wie J. Becker mit Recht annimmt, eine starke Schiffbrücke schlagen.[3])

Die betreffenden Worte Ammians lauten: petiturus ipse Mogontiacum, ut ponte compacto transgressus in suis requireret barbaros. —

Auch auf seinen übrigen Rheinübergängen bediente sich Julian ja nur Schiffbrücken. Eine stehende Brücke gab es bei Mainz zu Römerzeiten überhaupt nicht (vergl. Becker in den Nassau. Annalen X. S. 206 und Pick's Monatschrift V. S. 169, 374 und 531).

Julian führte also die Truppen auf einer eigens zu diesem Zwecke geschlagenen Schiffbrücke hinüber ins feindliche Land (das damals gegenüber von Mainz bei Castel bereits anfing[4]), um die Barbaren hier heimzusuchen, „in suis" wie sich Ammian ausdrückt, was für die Auslegung des späteren Satzes „munimentum, quod in Alamannorum solo conditum" von grosser Wichtigkeit ist, denn es geht daraus hervor, dass das „solum Alamannorum" damals nicht nur auf dem linken Mainufer war, sondern auch auf dem rechten, wo eben die Uebergangsstelle lag, wie aus der folgenden Darstellung hervorgeht.

Ebenso erhellt dies aus dem Folgenden: „flumine pontibus constratis transmisso, occupavere terras hostiles," nach Ueberschreitung der errichteten Schiffbrücke wurde also der feindliche, d. h. eben damals allamannische Boden betreten.

Nun fährt Ammian unmittelbar fort (lib. 17. c. 1 Absatz 3): die Barbaren, die sich sicher glaubten, schickten nun, hierdurch erschreckt, Gesandte, die um Frieden baten, doch auch mit furchtbarem Kriege drohten, wenn ihr Land nicht verlassen werde, „ni eorum regionibus excessissent." Diese Gesandten kamen aber unbestritten auf dem rechten (nördlichen) Mainufer zu Julian. Sie, (sowie Ammian selbst) sahen also auch dieses für Allamannenboden an, der eben damals, wie gesagt, offenbar auf beiden Ufern lag, wenn die Sitze dieses Volkes auch wie aus der ganzen Geschichtsschreibung Ammians hervorgeht, im Allgemeinen schon zu jener Zeit mehr südlich vom Main zu suchen sind. Allein Steiner, Maingebiet S. 55 hat schon hervorgehoben, dass unter dem nachfolgenden Kaiser Valentinian die Gegend von Wiesbaden dem allamannischen König Makrian untergeben war. (Vgl. Schmidt, Gesch. von Hessen I, 37. Mone, Urgeschichte II. S. 333; Becker a. a. O. 200).

Ansprüche auf die Gegenden nördlich des Maines machten sie aber jedenfalls schon unter Julian, denn sie forderten wie gesagt, dass ihr Land verlassen werde.

[3]) Aber es ist keine Rede von einer festen d. h. stehenden Brücke, wegen der, nach der mehr als blos naiven Meinung Stark's, Julian den weiten Umweg von Strassburg nach Mainz gemacht hätte, um hier erst überzugehen, mit der ausgesprochenen Absicht, Lopodunum, Ladenburg am Neckar zu besetzen!! — Hätte aber Julian überhaupt diese Absicht gehabt, dann wäre er sicher nach Vernichtung des Feindes bei Strassburg, von Speier aus auf einer Schiffbrücke über den Rhein gesetzt.

[4]) Solum barbaricum war das ganze rechte Rheinufer damals schon seit einem Jahrhundert, vgl. A. Dunker in seinen Beiträgen zum Pfahlgraben (Kassel 1879) S. 77 ff.

Dies hindert indessen nicht, dass Ammian als ihren eigentlichen Grund und Boden das Land südlich des Mains ansehen musste und insofern hat es mehr Wahrscheinlichkeit, die Lage des munimentum hier anzunehmen. Die ausdrückliche Hervorhebung des solum Alamannorum würde für einen Boden von zweifelhaftem Besitz nicht wohl gepasst haben.

Das Land nördlich des Mains, Mainz gegenüber, wurde nämlich damals, wahrscheinlich zum Schutze dieser Festung, noch von den Römern beansprucht, wenn es auch bereits gänzlich von ihnen verlassen und von Allamannen bewohnt war, die sich indessen erst seit kürzeren Zeiten auf diesem umstrittenen Gebiete angesiedelt haben mochten. Gerade dieser Umstand war es aber, der Julian veranlasste gegen diese ihre neuen Wohnsitze auf dem nördlichen Ufer vorzugehen. —

Kehren wir nun zu dem Orte zurück, wo Gesandte der Allamannen erschienen, so muss derselbe bei Kastel, gegenüber von Mainz gesucht werden, wenigstens wird nicht berichtet, dass Julian bereits vorgerückt war, als dieselben kamen. Freilich wird er auch nicht nach seinem Uebergang über den Rhein an der Brücke stehen geblieben sein, um Gesandte zu erwarten, sondern er zog eben naturgemäss gleich weiter. Für die Distanzberechnung Ammians, wie weit dies Vorrücken überhaupt in diesem Feldzuge geschehen sei, ist es aber ziemlich gleichgültig, an welchem Platze die Gesandten kamen und Julian in Folge ihrer Drohungen vorläufig stehen blieb, um den Erfolg einer Kriegslist, der nächtlichen Schiffsexpedition abzuwarten, denn Ammian kann doch mit den späteren Worten seines Berichtes (lib. 17, c. 1, Absatz 8) „Emensaque aestimatione decimi lapidis, cum prope silvam venisset squalore tenebrarum horrendam“ nicht die Entfernung von dem Punkte gemeint haben, wo Julian stehen blieb um mit den Gesandten zu verhandeln, sondern nur die Entfernung von der Brücke aus. Musste es doch als höchster Ruhm erscheinen, möglichst weit in das feindliche Land einzudringen; wäre also eine Strecke des Wegs gar nicht gezählt worden, so würde hiermit Julians Verdienst von Ammian geradezu geschmälert worden sein!

Die Taxirung der Entfernung nach Wegesteinen in der angegebenen Art, wenn solche damals auch nicht mehr aus früheren Römerzeiten in dortiger Gegend bestanden haben (sonst hätte man die Entfernung bis zu welcher man auf diesem Zuge überhaupt kam, nicht auf's Ungefähre abzuschätzen gebraucht) deutet an sich schon darauf hin, dass man die bekannte, längs dem unteren Main hinziehende Römerstrasse von Kastel aus an die Nida benutzte. Dieselbe lag vom rechten Mainufer übrigens weiter entfernt, näher am Gebirge, als die heutige Landstrasse zwischen Frankfurt und Mainz und ist wie schon früher gesagt wurde, noch jetzt als ein in fast gerader Linie ziehender, seltener benutzter Fahrweg erhalten unter dem Namen alte Mainzer-Strasse, Stein-Strasse und andern. Sie zieht von Kastel direkt etwa zwei deutsche Meilen (= 10 römische) nach einer alten Römerstätte bei Hofheim und dem Oertchen Kriftel, wo sie sich dreifach theilte. Der mittlere Theil ging unter Beibehaltung der bisherigen geraden Richtung nach den bekannten römischen, bürgerlichen und militärischen Hauptorten am Taunus, den Niederlassungen von Praunheim und Heddernheim, dem Centrum der ersten Vertheidigungslinie zum Schutze von Mainz, und dem Mittelpunkt des Taunensischen Gemeinwesens (civitas Taunensium), — der rechte Theil wandte sich nach der noch nachweisbaren Römerbrücke über die Nida oder Nied bei Höchst und dem Dörfchen Nied, und von da nach der Römerstätte von Bergen und weiter, unter Vermeidung der Niederung, worin Frankfurt liegt. (Vgl. auch Schneider in Pick's Monatschrift VI. S. 36.)

Der Anfang dieses Strassenzuges speciell wird bezeichnet auf zwei römischen, zu Kastel gefundenen Inschriften, die eine auf dem Gestell einer bronzenen Juno-Statuette (= Brambach no. 1312; vergl. auch Steiner, Maingebiet S. 140; Lehne, Ges. Schriften S. I. 199—201 mit Abbildung und die dortigen Ausführungen über die römische Vertheidigungslinie längs der Nida).

Die andere steht auf dem Piedestal zu einem kleinen Bronze - Bilde des Jupiter, welches selbst jetzt fehlt (= Brambach no. 1311 und J. Becker, Mainzer Museum S. 111; vergl. auch Lehne I. S. 123).

Eine zu Kastel entdeckte „Steinschrift,“ worin die Heerstrasse von da nach der Nied vorkäme, wie Steiner, Maingebiet S. 142 erwähnt, gibt es aber nicht, nur die genannten beiden Bronzeschriften sind bekannt. Sie tragen die Widmung, „dem Jupiter und der Juno rechts an der Hauptstrasse nach Nida (platea dextra eunti Nidam)“ und waren in einem gemeinsamen Heiligthum dieser beiden Gottheiten aufgestellt, welches ausserhalb des Ortes rechts auf der erwähnten Strasse nach der Nida und dem Dorfe Nied lag. Dagegen kommt auf Steinschriften aus dem an der Nied gelegenen Heddernheim die platea novi vici vor, also wohl die erwähnte Heerstrasse von Kastel her, oder vielmehr deren einer, nördlicher Zweig.

Ob in der obigen inschriftlichen Erwähnung der Name Nida das heutige Flüsschen Nidda oder Nied, wie es das Volk nennt, oder das davon genannte an seiner Mündung gelegene, gleichnamige Dorf, die bekannte alte Römerstätte, oder aber beides bedeutet, ist nicht sicher zu entscheiden. Später, beim sog. Geographen von Ravenna wird Nida als Fluss bezeichnet.[5]) Wahrscheinlich war nun aber in jenen Inschriften nicht der nördliche Zweig der Heerstrasse von Kastel her gemeint, wie Steiner S. 143 meint, der wie gesagt, nach Heddernheim an der Nied zog, sondern die südliche Abzweigung, die zur stehenden Römerbrücke über die Nied beim Hof Nied führte, deren Existenz unzweifelhaft nachgewiesen ist. (Periodische Blätter der Geschichts- und Alterthumsvereine, Jahrg. 1858 no. 7 S. 173 f.)

Es ist also weniger das Flüsschen selbst, als der vicus Nida gemeint, was auch sprachlich das Richtigere ist. Da nun aber hiernach die römische Ansiedlung bei Nied bereits ihren Namen hatte, vom Flusse entlehnt, (wie z. B. der Name Speier — alt Spira — an der Mündung der Speirbach in den Rhein gelegen) so kann sie schon aus diesem Grunde nicht wohl das munimentum Traiani gewesen sein, wie Lehne meinte. Derselbe betrachtete die von ihm angenommene Befestigung an der Mündung der Nidda in den Main als Schlüssel (castra praesidiaria) zu der ersten Vertheidigungslinie zur Deckung der Hauptfestung Mainz,

---

[5]) Der inschriftliche Name Nida stammt wohl wie viele Flussnamen des Rheinthales noch aus vorgermanischer d. h. altkeltischer Zeit. Zu vergleichen ist irisch naodh, naoth, bretonisch naoz „Quelle, Bach“ und weiter sanskrit nadi, Fluss, Flut. Auch im Namen griechischer Flüsse kehrt dasselbe Etymon wieder, so bei der Νέδα und dem Νέδων in Messenien, einem Ort Nidum in Britannien. (Curtius, Gr. Et.[5] S. 243.) Der Flussname Nida wurde also in altgermanischer Zeit (gothische Lautstufe) ins Deutsche als Fremdwort aufgenommen; im Althochdeutschen, welches das gothische d bekanntlich zu t verschob, erscheint er daher mit Anhängung von althochd. aha (Fluss) in der Form Nitaha (femin.) woher der Nitach- oder Niti-gowe — (vergl. Förstemann, Namenbuch II.[2] 1147 und Pertz Mon. XXI. p. 352, Zeile 26, wo im J. 786 Nithachgowe, und p. 405) d. h. der Niedgau. Ein Nebenfluss der Nid heisst Nidder (urkundlich Nitorne, mit ableitendem Suffix) unter Anlehnung an unser deutsches Wort „nieder“ (althochdeutsch nidar), was aber wohl nicht verwandt damit ist. Eine richtige, den Gesetzen der hochdeutschen Lautverschiebung Rechnung tragende Schreibung für unsere beiden Flussnamen würde sein: Nita oder Nittach, — Nitter (unter Wahrung der alten Kürze, durch Verdoppelung des t).

welche längs dieses Flüsschens über Homburg zog und sich bei der Saalburg an den Pfahlgraben anschloss.

Er nahm an, schon Drusus und Germanicus hätten die Nidalinie besetzt, um Mainz und seinen Brückenkopf vor den Anfällen der Barbaren sicher zu stellen, die von der Seite des Mainthales, das sich den Chatten öffnete, besonders drohend waren. Trajan und Hadrian hätten die Linie dann wieder hergestellt und mit bedeutenden Waffenplätzen befestigt, deren einer eben, der Schlüssel dieser ganzen militärischen Position, das munimentum Traiani an der Mündung der Nied gewesen wäre. Aber auch sonst war die Fronte dieser Linie durch bedeutendere Castelle längs dieses Flüsschens gedeckt, wie die linke Flanke durch das mit Verhacken, Gräben und sonstigen Bollwerken vertheidigte Gebirg, die rechte Flanke durch den Main.

Dass nun in früher Zeit schon, zum Schutz von Mainz zunächst die Niddaposition als erste Vertheidigungslinie gewählt worden ist, wird man nicht bestreiten können, ebenso wenig als dass Trajan, dessen Wirksamkeit zur Sicherung der Grenze ja bekannt ist, dieselbe verstärkte, wenn ihr nun auch, dadurch dass derselbe den Pfahlgraben weiter hinaus in die Wetterau rückte, nicht mehr die frühere Bedeutung zukam.

Das System allmähliger mehrfacher Vorschiebungen der Befestigungen von den Hauptplätzen des linken Rheinufers aus bis zum schliesslichen Ausbau aller Limes-Anlagen wurde von uns ja schon mehrfach betont (zuletzt in den Bonner Jahrbüchern LXII. S. 43—44 und in Pick's Monatschrift, Jahrg. V., 1879 S. 301 f.). Eine andere Frage ist es aber, ob die Wiederherstellung des munimentum Traiani unter Julian, zu einer Zeit als das ganze rechte Rheinufer von den Römern längst wieder preisgegeben war, einen Zweck gehabt hätte, wenn dieses nicht in unmittelbarster Nähe von Mainz gelegen gewesen wäre. Zur Vertheidigung desselben konnte man keine Position mehr landeinwärts auf feindlichem Boden wählen, deren Verbindung mit Mainz vom Feinde abgeschnitten werden konnte.

Trifft dies nun schon bei Höchst oder Nied zu, wie viel mehr bei den meisten der übrigen für das munimentum in Anspruch genommenen Lokalitäten, wie z. B. das von Seriba in Vorschlag gebrachte Pfungstadt, südlich von Darmstadt, also viel zu weit von Mainz und dem Main abseits liegend (über Pfungstadts Alterthümer vergl. auch Walther, Hess. Alterth. S. 67—68).

Was aber gar Phantasien wie die betrifft, Trennfurt am Main (Klingenberg gegenüber) ganz oben beim Limes, unterhalb Miltenberg, könne hierher gezogen werden, so sind dieselben wissenschaftlich nicht zu widerlegen, eben weil sie anstatt eines wissenschaftlichen Hintergrundes lediglich auf Wortspielen mit Namen basiren. Es wäre gewiss endlich an der Zeit die Etymologie, eine der schwierigsten Wissenschaften, nicht fernerhin als ein Feld zu betrachten, auf dem Jeder ungestraft seinen Witz üben könnte! Auf welche unglaubliche Abwege man bei Herleitungen von Ortsnamen ohne sprachwissenschaftliche Methode gerathen kann, beweist Ring, der, nachdem er sich überzeugt, dass Trennfurt urkundlich Tribunfurt heisst, es mithin mit dem dortigen Uebergang Trajans über den Main nichts sein kann,[6]) in seinem Buche „mémoire sur les établissements romains du Rhin et du Danube" I (1852) p. 295 diesen Namen von unserem deutschen Worte „drüben" (bekanntlich gekürzt aus dar-über) ableitet!! Er kommt aber vielmehr von dem altdeutschen Worte trib, auch trîp „der Trieb", speciell die Stromschnelle (pfälzisch „das Trift, Triff"), wie wohl auch der Name Triebensee = urkundlich Trebinsê, sowie Tripbach, beides in Oesterreich; vergl. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch II.² 1481 u. 1483.

Die hohe militärische Bedeutsamkeit des munimentum Traiani, dessen Ammian mit so grosser Wichtigkeit gedenkt, und von dem er sagt, dass es auf allamannischem Grund und Boden stand (was sich natürlich auf seine Zeit bezieht, speciell auf das Jahr 357, wo es durch Julians Heerschaaren wiederhergestellt wurde, denn zur Zeit Trajans gab es noch gar keinen Allamannennamen) schliesst ohnedies aus, dass irgend ein obscurer Ort darunter zu verstehen ist, vielmehr kann nur eine altberühmte grössere Festung von Julian als der Wiedererbauung werth gehalten worden sein, nachdem dieselbe damals seit einem Jahrhundert in Trümmern gelegen war. Denn höchst wahrscheinlich wurde sie ca. 250 p. C. mit den übrigen dortigen Befestigungen von den Allamannen bei ihrem Einbruche in das rechtsrheinische Grenzland, wodurch wieder der Rhein, wie ehemals, die Grenze wurde, zerstört.

Wenden wir uns nun wieder zum Berichte Ammians zurück, zu der Stelle wo er erzählt, dass allamanische Gesandte zu Julian gekommen waren, mit denen aber auf ihre Drohungen hin die Unterhandlungen abgebrochen wurden, so heisst es nun weiter l. 17, c. 1, Absatz 4: „Caesar noctis prima quiete navigiis modicis et velocibus octingentos imposuit milites" — sobald es also Nacht geworden war — (und diese trat frühe ein, da der Kriegszug schon in den Spätherbst fiel; nach ausdrücklicher Angabe unseres Berichtes war die herbstliche Nachtgleiche schon vorüber und hatte in dieser Gegend der Schnee bereits Berge und Felder überdeckt) — liess Julian 800 Krieger mittlere schnelle Schiffe besteigen.

Diese leichten Fahrzeuge waren damals also offenbar noch in unmittelbarster Nähe befindlich, d. h. eben in Kastel gegenüber von Mainz zum Gebrauche bereit.

Diese Flotille erhielt denn nun auch den Befehl aufwärts zu fahren und alles, was vorkomme, mit Feuer und Schwert zu vertilgen. Die Richtung, wohin aufwärts sie detachirt war, wird nicht angegeben, allein dass nicht der Rhein selbst gemeint sein kann, wie Knapp glaubte, geht daraus hervor, dass nach unserem Berichte die Allamannen in Folge dieser nächtlichen Schiffsexpedition und des von ihr unternommenen Angriffes auf die Höhen des nördlichen Mainufers, sich über den Main, auf dessen südliches Ufer retteten.

Die Fahrt kann also nur mainaufwärts stattgefunden haben. Die Absicht Julians war nun offenbar die, solange mit seiner Hauptmacht bei Kastel stehen zu bleiben, bis das erwähnte Streifcorps dem vor ihm, auf dem nördlichen Mainufer im Hinterhalt liegenden Feind in den Rücken gefallen wäre, denn dann erst konnte er frei mit dem Gros des Heeres auf der oben erwähnten Römerstrasse weiter marschiren. Die dergestalt detachirte Flotille fuhr nun stromaufwärts bis zum Tagesanbruch, wo man die Barbaren auf den Gipfeln der Berge erblickte (Absatz 5): „solis primo exortu visis per montium vertices barbaris, ad cel-

[6]) Ebenso hat man Heddernheim an den Namen des Hadrianus angeknüpft, in dessen Namen das H aber nie ausgesprochen wurde, sondern nur unorganisch steht. (griech. *Ἀδριανός*.) Ebenso Hadria für Adria; Hadranum in Sicilien für Adranon; das nach einem angeblichen Eponymus „*Ἀδρύμης*" genannte Hadrumetum in Afrika, statt Adrumetum oder Adrimetum (so bei Sallust und inschriftlich bei Wilmanns Exempla, II. p. 434.) Im Jahr 802, in einer Urkunde des cod. Laur. no. 3401 wird ein Ort Phetternheim im Nitachgau genannt, verschrieben für Hetterenheim? während das alte Phetersheim bei Worms sich im heutigen Pfeddersheim richtig wiederfindet, indem der alte Anlaut Ph nicht = F ist, sondern = P + H, später Pf. Für diesen letzeren Ort ist die ursprüngliche Form Paternisheim, wohl von einem römischen oder späteren heiligen Paternus (vergl. Förstemann II² 540 u. 1191). Ein altes Paterniеum (Peterlingen) liegt in der Schweiz. Dagegen ist der Name Heddernheim wohl aus Artaunum entstanden, so dass das anlautende H hier nicht primitiv wäre, das R aber wurde umgestellt: also Heddernheim aus Hetrenheim, dies aus Artaunum (vergl. J. Becker, Bonner Jahrb. 67. S. 16).

siora ducebatur alacrior miles," mit anderen Worten, die Soldaten landeten und griffen die Feinde auf den Höhen ungestüm an.

Da es nun auf der südlichen Seite des untern Maines nur flaches Land, aber keine Berge gibt, so können hiermit, wie gesagt, nur die des nördlichen Ufers gemeint sein, d. h. die Vorhöhen des Taunus. Der Punkt, wo die Römer aus ihren Schiffen eilten, um bergaufwärts dem Feinde entgegen zu ziehen, kann etwa aus der Zeit abgenommen werden, welche die Schiffe von Kastel aus mainaufwärts bei ihrer nächtlichen Fahrt bis zum Sonnenaufgang zu verwenden hatten. Dieselbe kann unter Berücksichtigung der späten Jahreszeit und des Umstandes, dass man alsbald zur Zeit, als der Feind sich zur Ruhe begeben hatte, abfuhr, beiläufig auf 10 Stunden angenommen werden, in welchen man bei der Schwierigkeit einen fremden Fluss mit vielen Stromschnellen nächtlicher Weile hinaufzurudern, nicht viel weiter als 5 Gehstunden zurückgelegt haben kann, bis Hattersheim an der Schwarzbach, kaum bis Höchst (alt Hohstat, von seiner hohen Lage vergl. Förstemann, II. ² 772) zum Ausfluss der Nied.

Diese Entfernung stimmt auch zum Vormarsch des Hauptcorps unter Julian selbst, der von Kastel aus, bei der im römischen Reich üblichen Zählung nach millia passuum, 10 römische Meilen (= 2 deutsche Meilen = 4 Gehstunden) oder, da man am Rhein, besonders in Obergermanien wie auf mehreren Routen Galliens ausnahmsweise nach germanisch-gallischen Leugen[7]) rechnete, 10 Leugen d. h. etwa 5 Marschstunden auf der Römerstrasse gegen Höchst vorrückte. Wahrscheinlich also geschah die Landung der Flotille schon in der Gegend von Hattersheim, auf dessen Höhen, wie jedenfalls auch noch näher bei Kastel, auf den Bergen von Wicker sich die Feinde zur Beobachtung der Römer, mochten sie nun auf der Römerstrasse oder auf dem Main herbeiziehen, festgesetzt hatten. Als nun die Römer dorthin muthig vordrangen, fanden sie Niemanden mehr, denn dies Vorgehen voraussehend, hatte sich der Feind schnell in die Schlupfwinkel des Gebirges zerstreut: „Nulloque invento (hoc siquidem opinati discessere confestim) eminus ingentia fumi volumina visebantur, indicantia, nostros perruptas populari terras hostiles." —

Dies heisst soviel, dass nun zunächst die Barbaren von den Bergen aus in der Ferne, d. h. südlich des Mains ungeheuere Rauchwolken, von den Römern erzeugt, aufsteigen sahen, welche anzeigten, ihr Land sei von diesen überfallen und werde verwüstet.

Der Rauch der verbrannten Wohnungen der Barbaren sollte aber zugleich dem bei Kastel stehenden Julian Nachricht geben von dem, was geschehen, dass man nämlich mit der Ausführung seines Befehls Alles den Flammen zu übergeben beschäftigt sei, wodurch er das Signal zum Vormarsch des Gros des römischen Heeres auf der Römerstrasse von Kastel aus erhielt, da anzunehmen war, dass man beide Ufer jetzt im Besitz habe. Nun heisst es weiter im Absatz 6: „Quae res Germanorum perculit animos, atque desertis insidiis, quas per arta loca et latebrosa struxerant nostris, trans Menum[8]) nomine fluvium ad opitulandum suis necessitudinibus avolarunt."

Jetzt verliessen also die erschreckten Deutschen den Hinterhalt, den sie in engen unwegsamen Orten (d. h. eben in den Vorhöhen des Taunus) dem, wie vorauszusetzen war, auf der alten Römerstrasse vorrückenden römischen Heere bereitet hatten und eilten über den Main (d. h. auf dessen südliche Seite) um ihren dort wohnenden Angehörigen beizustehen. Ammian fährt Absatz 7 fort: „Ut enim rebus amat fieri dubiis et turbatis, hinc equitum nostrorum accursu, inde navigiis vectorum militum impetu repentino perterrefacti, evadendi subsidium velox locorum invenere prudentes."

Wie es also in zweifelhaften und verworrenen Lagen zu ergehen pflegt, — von hier (d. h. dem südlichen Ufer) durch das Ansprengen der römischen Reiterei, von dort (nördlich vom Main) durch den unerwarteten Anfall der Krieger, die auf den Schiffen gekommen waren, geschreckt, — fanden sie, kundig der Gegend, schnell Gelegenheit zu entkommen.

Durch das bisher von Ammian verschwiegene Eingreifen der römischen Reiterei in die Aktion wird nun Alles klar.

Offenbar war dieselbe bei Anbruch des Tages bei der Mündung des Mains von dem Orte wo Julian stand, also bei Kastel über diesen Fluss gesetzt, um auf dem flachen südlichen Ufer dahin sprengend, das von Julian befohlene Werk der Verwüstung auszuführen, durch dessen Rauchwolken die Barbaren von jenseits herübergelockt wurden. Alle anderen Combinationen die man gemacht hat, sind gänzlich den Localverhältnissen widersprechend.

So wenn Steiner glaubt die Römer hätten die Feuer auf dem nördlichen Mainufer angezündet, was ja den klaren Worten Ammians geradezu widerspricht, denn wenn dortige Wohnungen der Alamannen gebrannt hätten, dann hätten die letzteren ja nicht erst auf das andere, südliche Ufer hinüberzueilen gebraucht um zu löschen. Sodann vermengt Steiner die Schiffsexpedition des Fusstruppen-Detachements mit dem Streifzuge der Reiterei. Wie wäre es glaublich, dass man in die erwähnten leichten Schiffe die Pferde sammt Mannschaft verladen hätte, um sie eine ganze Nacht mit der grössten Mühe aufwärts zu rudern an eine Stelle, wo sie wegen des Gebirgs gar keine Verwendung finden konnten, während sie auf dem südlichen Ufer ihr gegebenes Terrain hatten! Steiner hilft sich auf höchst seltsame Weise aus diesem Dilemma, indem er annimmt die Reiterei, die als Bedeckungsmannschaft bei den Schiffen zurückgeblieben sei, da man sie beim Bergaufsteigen nicht gebrauchen konnte, hätte auf dem ebenen Vorlande zwischen dem Main und den Vorhöhen des Taunus operiren sollen! Allein handelt es sich denn um diese höchst unbedeutende Fläche bei Hattersheim, von der Julian sicher gar nichts wusste, als er die Reiterei absandte? War denn nicht vielmehr die Umgehung des Feindes auf den hinter diesem Orte anlaufenden Höhen, auf welchen die Deutschen denn auch postirt waren, die Hauptsache?

Die Umgehung wurde von den auf den Schiffen herbeigeeilten Fusstruppen denn auch ausgeführt und hatte den Erfolg, dass man beim Herannahen die vorher von den feindlichen Schaaren besetzten Höhen von diesen verlassen fand. Nun mag auch ein Theil der Fusstruppen den auf das südliche Ufer fliehenden Barbaren gefolgt sein, um dort

---

[7]) Eine Leuga war etwas über 2 Kilometer (= genau 2222 m.) oder ½—¾ Wegstunde; nach Ammian lib. 16, c. 12, §. 8 = 1½ römische Meilen, also um die Hälfte grösser als die römische Milie (vergl. auch lib. 15, c. 11, §. 17).

Auch die Angaben der Peutinger Tafel wie der Meilensteine und des Itinerarium Antonini beziehen sich am Rhein auf Leugen. Die Franken behielten die Leugen zwar bei, allein der Name ging später als französ. lieue auf die fränkische Rasta (eine starke Wegstunde = 2 alte Leugen) über. Vergl. Pertz, Dipl. I., p. 41, Mone; bad. Urgeschichte II S. 30. Bonner Jahrbücher L, 55; LVII, 39; LXI, 13; LXV, 134; Rheinischer Antiquarius II, Bd. 19 S. 514.

[8]) Es ist dies die einzige Stelle bei Ammian, wo der „Menus" (wie der Moenus hier, bzw. in der Ausgabe von Gardthausen heisst) genannt wird. Ueber den Namen des Mains, (dessen Urform Moginos ist, woher auch Mogontiacum benannt ist, weil es seiner Mündung gegenüber lag, wie Regensburg gegenüber dem Einfluss des Regen in die Donau vergl. Förstemann II² 1108 und Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie §. 452. Anders J. Becker in den Bonner Jahrbüchern LXVII, S. 1 ff. dessen Meinung wir auch in Picks Monatschrift V. S. 332 mittheilten.

der Reiterei beizustehen, dass aber der Angriff der Römer, wie Steiner S. 54 meint, lediglich durch eine bei ihrem Vordringen ins Gebirge bei den Schiffen zurückgelassene Hinterhut ausgeführt worden sei, ist gänzlich aus der Luft gegriffen. Mit vollem Rechte weist dagegen Steiner S. 53 die Meinung Schmidts (Geschichte von Hessen II S. 332) zurück, die auch Dahl bei Steiner selbst S. 144 wiederholt, wonach die Römer, nachdem sie bei Nacht den Main aufwärts gefahren waren, bei Tagesanbruch am flachen südlichen Ufer gelandet hätten, während sie doch nach Ammians ausdrücklicher Angabe den auf den Bergen sitzenden Feind anzugreifen hatten. Dagegen ist es freilich mit dem andern der von Steiner S. 128 beigebrachten Gründe, dass nämlich der Main damals zwischen Rüsselsheim und Raunheim die Richtung nach dem Schönauer Hof und Trebur in einem alten Nebenarm oder Zufluss des Rheins genommen hätte, absolut nichts.[9])

Gehen wir nun zu dem folgenden, dem entscheidensten Passus in der Darstellung Ammians über: „Quorum digressu miles libere gradiens, opulentas pecore villas et frugibus rapiebat nulli parcendo“ — nachdem sich der Feind also zerstreut hatte (d. h. nachdem er in der angegebenen Weise theils auf dem nördlichen, theils auf dem südlichen Ufer auseinandergetrieben war) konnte der römische Krieger frei vormarschiren und plünderte ohne Schonung die Dörfer, welche reich an Heerden und Getreide waren. — Hier entsteht nun die grosse Frage, waren diese Krieger, die zur Verfolgung der Feinde in den Vorhöhen des Taunus befindlichen, auf den Schiffen herbeigefahrenen Truppen, die auf demselben, also dem nördlichen Ufer weitermarschirten, oder aber war es Julian mit der Hauptmacht selbst, der dies that.

Die Distanzfrage hängt natürlich innig hiermit zusammen. Höchst wahrscheinlich ist nun das Heer unter Julian selbst gemeint, das nun nach Beseitigung des Hinterhaltes durch das zu Schiff abgesandte Detachement und nach Ableitung des Feindes auf das südliche Ufer durch die dortige Diversion der Reiterei, ungehindert auf dem nördlichen vorrücken konnte, denn man wird doch nicht annehmen wollen, dass Julian unthätig bei Kastel stehen geblieben wäre. Dass er über den Main gesetzt wäre, wird aber auch mit keiner Silbe erwähnt, und es bleibt daher nur sein Vormarsch auf der Römerstrasse gegen die Nid zu übrig.

Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkte das Folgende: „Extractisque captivis, domicilia cuncta curatius ritu Romano constructa, flammis subditis excurebat“ — nach Befreiung der darin gefangenen Römer wurden mithin alle Häuser angezündet, die hier sorgfältiger als es sonst bei deutschen Wohnungen der Fall war, nach römischem Vorbilde gebaut waren. (Vielleicht waren es auch alte römische Häuser, welche die Deutschen bei der Besetzung des rechten Ufers für sich benutzten. Die Stelle ist überhaupt sehr wichtig für den Fortbestand römischer Bauart am Rhein).

Während also oben von den auf der südlichen Mainseite durch die Reiterei in Brand gesteckten Häusern der Alamannen die Rede war, geschieht hier das Gleiche mit den auf der nördlichen Seite gelegenen Wohnungen, die längs der Römerstrasse von Kastel gegen die Nid zu angebaut waren. Nun kommt die Hauptstelle in Bezug auf den entferntesten Punkt, bis zu welchem das römische Heer bei diesem Feldzuge überhaupt vorrückte, Absatz 8: „Emensaque aestimatione decimi lapidis, cum prope silvam venisset squalore tenebrarum horrendam, stetit diu cunctando.“ — Als der römische Soldat der Schätzung nach den zehnten Meilenstein zurückgelegt hatte (— woraus übrigens wohl wie gesagt hervorgeht, dass die ehemaligen römischen Wegsteine dieser a. 357 seit einem Jahrh. von den Römern verlassenen Strasse damals schon nicht mehr standen —) kam er an einen furchtbar dunkeln Wald, vor dem er lange unentschlossen stand, denn: „indicio perfugae doctus per subterranea quaedam occulta fossasque multifidas latere plurimos, ubi habile visum fuerit erupturos.“ Also durch die Anzeige eines Ueberläufers wurde man unterrichtet von unterirdischen Höhlen und vieltheiligen Laufgräben, womit wahrscheinlich nicht allein zu diesem Zwecke angelegte heimliche Gänge in der Erde gemeint sind, sondern auch die aus Tacitus, Germania c. 16 bekannten unterirdischen Vorrathskammern, oder die als Winterwohnungen der Germanen vielfach durch Ausgrabungen nachgewiesenen keil- oder trichterförmigen Gruben. In diesen verborgenen Höhlungen seien also zahlreiche Feinde versteckt, die, wenn es ihnen gelegen scheine, hervorbrechen würden.[10])

Es heisst nun weiter in Absatz 9: „Ausi tamen omnes accedere fidentissime, ilicibus incisis et fraxinis, roboreque abietum magno semitas invenere constratas“ — eine wegen des daraus ersichtlichen Baumschlages in den alten deutschen Wäldern höchst interessante Stelle. Die Römer, da sie es dennoch wagten sich unverzagt zu nähern, fanden die Pfade mit abgehauenen Steineichen (die sich durch grosse Härte auszeichnen), Eschen (zum Schiffbau und Schaft des Speeres, wie noch heute zu den Lanzen der Ulanen gebraucht) und schweren Tannenstämmen bedeckt. Unter Tannen sind hier wohl nicht die eigentlichen Weisstannen und Rothtannen oder Fichten zu verstehen, da diese Bäume meistens nur im hohen Gebirg, wie im Schwarzwald vorkommen, sondern die Föhren oder Kiefern, die sich im oberen Rheinthal als weite Wälder finden, besonders im dortigen Ursand, südlich vom Main. Der Schluss, diese Lage für unsern Wald anzunehmen, wäre aber verkehrt,

[9]) Steiner verzeichnet den betreffenden alten Mainarm denn auch auf seiner beigegebenen Karte, obwohl es sich dabei keineswegs um eine historische Zeit handeln kann. Dagegen muss in einer entfernt liegenden Urzeit ein solcher Nebenarm des Mains bestanden haben, da die darin befindlichen Flussgeröll-Ablagerungen den Gebirgen des oberen Mains entstammen. Die Hauptmündung konnte der Fluss aber in historischer Zeit nicht bei Trebur und Ginsheim gehabt haben, ohne der Senkung von Land und und Wasser, wie sie sich jetzt gestaltet haben, entgegen zu strömen. Schon zur Römerzeit war die Mündung unzweifelhaft die jetzige zwischen Kostheim (am rechten Ufer) und der Gustavsburg (am linken). Der Name von Kostheim zeigt dies schon an, denn er geht, wie auch der von Konstanz am Ausfluss des Bodensees in den Rhein (beim Volk Kostenz gesprochen) auf ein celtisch-römisches Wort zurück, das den Sinn hatte von Zusammentreffung, Zusammenlauf zweier Gewässer. Ebenso war genannt Constantia in Gallien, am Ausfluss der Sequana ins Meer (Ammian 15,11). — Aber nicht allein der Main, sondern, was ganz und gar falsch ist, auch der Neckar sollte in alten Zeiten bei Trebur in den Rhein geflossen sein, eine Behauptung die sich auf den Umstand gründet, dass der Namen Tribur, jetzt Trebur den Begriff einer Dreiheit in sich schliesst (vergl. Picks Monatsschrift V,345) die man darauf beziehen wollte, dass es an drei Flüssen zugleich läge. In der Kirche zu Trebur war denn auch früher ein Vers eingegraben der hierauf Bezug nahm. Dass aber der Neckar niemals hier gemündet oder überhaupt der Bergstrasse entlang gelaufen sei, haben wir bereits in den Heidelb. Jahrbüchern 1872 S. 260 ausgesprochen. Ausführlich handelte hierüber gleichzeitig Ernst Wörner im hess. Archiv XIII,78 ff., so dass man es nur einem Versehen zuschreiben kann, wenn Kiepert auf seiner Karte über die römischen Grenzwälle im 63. Hefte der Bonner Jahrbücher diesen angeblichen „alten Neckar“ einzeichnet. (Vergl. auch Monatsschrift VI,318 und unsere nachträgliche Bemerkungen weiter unten).

[10]) Hiermit hängt wohl zusammen der Namen des dortigen Dorfes Kriftel, alt Crufta = die Gruft, Höhle, mittelhochdeutsch auch Kruft geschrieben. Vergl. Förstemann II² 426.

denn die Nennung der Eichen und Eschen deutet auf kräftigeren Boden. Ein solcher ist aber am nördlichen Mainufer, der Schwarzbach entlang bei Hattersheim, Kriftel, Hofheim und Lorsbach zu finden, die Linie bis zu welcher Julian vordrang.

Der nun dergestalt durch vielerlei Laufgräben und Verhaue geschützte undurchdringliche Urwald, der als solcher übrigens, was zu bemerken ist, schon zur Zeit der früheren römischen Herrschaft der Maingegenden, die ja damals seit kaum einem Jahrhundert geendet hatte, bestanden haben musste, wurde mithin zur Grenze des römischen Vorrückens.

Rückwärtsconcentrirung wurde die Losung, eingedenk des Spruches, dass Vorsicht der bessere Theil der Tapferkeit sei: Ideoque gradientes cautius retro, non nisi per anfractus longos et asperos ultra progredi posse, vix indignationem capientibus animis advertebant. —

Mit Unwillen hatte man also bemerkt, dass nur durch weite schwierige Umgehungen auf unzugänglichen, wahrscheinlich vergeblich versuchten Umwegen vorzudringen war, wozu noch die bei vorgerückter Jahreszeit bereits drückende Strenge der Witterung kam, um den Schluss der Expedition herbeizuführen: Et quoniam aeris urente saevitia cum discriminibus ultimis laboratur in cassum — aequinoctio quippe autumnali exacto per eos tractus superfusae nives opplevere montes simul et campos — opus arreptum est memorabile (Absatz 10), es wurde auf dem Rückzuge von diesem weitläufigen Waldgebirge, d. h. von den Höhen bei Hofheim, um überhaupt doch etwas Merkwürdiges unternommen zu haben, noch rasch ein denkwürdiges Werk ausgeführt. Es wurde nämlich (während Julian selbst offenbar mit dem Gros der Armee auf der nordmainischen Heerstrasse wieder über Kastel nach Mainz zurückzog), da sich Niemand widersetzte (und zwar desshalb nicht, weil die Reiterei das südliche untere Mainufer bereits vom Feinde gesäubert hatte, wie oben ausgeführt wurde), die ehedem durch Trajan auf allamannischem Boden (— ein unglücklicher Ausdruck Ammians in historischer Hinsicht, da es zur Zeit des Trajan noch gar keine Allamannen gab —) angelegte und nach seinem Namen benannte grosse Befestigung, die schon früher heftig von den Allamannen bekämpft (wahrscheinlich auch durch sie schon ein Jahrhundert früher bei ihrem ersten Einbruche in die Grenzlande erobert und ruinirt) worden war, in der Geschwindigkeit mit eilfertigem Bemühen wieder hergestellt, eine nach Beschaffenheit der Umstände (pro tempore) verhältnissmässige Besatzung hineingelegt und mit Lebensmitteln aus dem Lande der Barbaren versehen (Absatz 11): Et dum nullus obsisteret, munimentum, quod in Alamannorum solo conditum Traianus suo nomine voluit appellari, dudum violentius oppugnatum, tumultuario studio reparatum est; locatisque ibi pro tempore defensoribus, ex barbarorum visceribus alimenta congesta sunt. —

Die Wiederrichtung des Trajanischen Kastells konnte Julian am besten von Mainz selbst aus leiten, also nach seiner Rückkunft von der Expedition. Seine Anwesenheit dabei wird nirgends erwähnt. Wahrscheinlich war bei dieser Rückkehr der Truppen ein Theil derselben von Castel aus auf das südliche Ufer übergegangen, um die Wiedererbauung daselbst auf dem Delta, das Main und Rhein bei ihrer Vereinigung bilden, vorzunehmen.

Nun heisst es im 12. Absatz weiter die Barbaren hätten, hierüber besorgt, Gesandte geschickt und um Frieden gebeten. Julian gab denn auch eine Frist von 10 Monaten (per decem mensuum tribuit intervallum); denn er bedachte, dass der Platz (— an dieser Stelle castra genannt, das also mit munimentum, worin man ein grösseres Befestigungswerk im Allgemeinen verstand, hier gleichbedeutend gebraucht wird —), den er so unerwartet leicht in Besitz bekommen, noch Mauer-Geschütz (Wurfmaschinen) und überhaupt Ausrüstung zur Sicherung bedürfe: id nimirum sollerti colligens mente quod castra, supra quam optari potuit occupata sine obstaculo, tormentis muralibus et apparatu deberent valido communiri. —

Die vollständige Neuarmirung mit Vertheidigern und Vertheidigungsapparaten zeigt zur Genüge, dass die Festung von den Römern längst vollständig aufgegeben war, wie denn sonst auch gar nicht von einem „opus memorabile“ das Julian vorgenommen, die Rede hätte sein können. Es verdiente diese Auszeichnung nur dann, wenn es zerstört war, und Julian es ganz neu, wenn auch wie ausdrücklich gesagt wird, in der Eile herstellte, bzw. es den Allamannen entriss, deren vertragsmässige Grenze damals südlich vom Main der Rhein war. —[11])

Im Vertrauen auf den gewährten 10monatlichen Waffenstillstand kamen nun drei furchtbare Allamannenfürsten, die ihren bei Argentoratum besiegten Landsleuten geholfen hatten, jetzt aber doch etwas zaghaft, und schwuren in Eidesformeln nach vaterländischem Brauch, keine Unruhe zu verursachen, sondern die auferlegten Friedensbedingungen und den Vertrag bis zum bestimmten Tage zu halten, d. h. die ausbedungene Getreidelieferung für die Besatzung des munimentum auf die Dauer der Uebereinkunft nöthigenfalls richtig zu leisten und die Befestigung solange unangetastet zu lassen (Absatz 13: Hac fiducia tres immanissimi reges venerunt tandem aliquando jam trepidi, ex his qui misere victis apud Argentoratum auxilia, jurantes conceptis ritu patrio verbis nihil inquietum acturos, sed foedera ad praestitutum usque diem, quia id nostris placuerat, cum munimento servaturos intacto frugesque portaturos humeris, si defuisse sibi docuerint defensores, quod utrumque metu perfidiam frenante fecerunt.)

Wenn nun auch die Besatzung im munimentum sich bis zu Julians Tod (363) erhalten haben mag, so war dies nur vorrübergehende Occupation eines kleinen Stückchens feindlichen Bodens, bzw. der Mainspitze, d. h. der Landzunge zwischen Mainmündung und Rhein. Die heutige Gustavsburg, der Brückenkopf der Eisenbahnbrücke bezeichnet genau die Stelle, wo das munimentum lag.

An Stelle dieses oder vielmehr der beiden erst in neuerer Zeit errichteten Forts dieses Namens hatte Gustav Adolf von Schweden nach Eroberung von Mainz im Jahr 1631, um sich im Besitz der Stadt mit mehr Nachdruck erhalten zu können, ein starkes, sehr regelmässiges (übrigens schon nach dem Ausgang des 30jährigen Krieges, 1648 in Abgang gekommenes) Festungswerk errichtet, das von ihm den Namen Gustavsburg erhielt. Bei der Legung des Fundamentes dazu, wurden zahllose römische Antiquitäten ausgegraben, darunter auch mehrere Inschriften (Brambach C. In. Rh. no. 1379—1382, Haug, Mannheimer Denksteine no. 39, 48, 68).

Dieselben rühren offenbar noch aus der ersten Periode der Anwesenheit der Römer her, also von der Zeit, wo des gewaltigen Trajans Werk auf dieser Stätte erstanden war bis zu der ersten Zerstörung desselben durch die in das Grenzland hereingebrochenen Allamannen, also etwa aus der Zeit zwischen 100—250 p. C.[12])

[11]) So beriefen sich einige Jahre später, im J. 369 die Allamannen gegen das Verlangen Valentinians einen Berg am Neckar (bei Heidelberg), den mons Piri zu befestigen, auf ihre Verträge mit Rom, wonach das rechte Rheinufer allamannisches Gebiet war. Den Versuch des Kaisers, hier dennoch ein Festungswerk (munimentum) zu errichten, vereitelten die Allamannen denn auch im Beginn so energisch, dass er unterblieb (Ammian, lib. 28 c. 2). Die angebliche Kette von Wartthürmen und Burgen, welche Valentinian nach der Meinung früherer Lokalforscher auf den Bergen des Oberrheins parallel der ganzen Länge des Rheinlaufes (statt wie es wirklich der Fall war, längs diesem selbst) bis gegen Mainz ausgeführt haben soll, existirte blos in deren Phantasie. Vgl. Picks Monatschr. VI, 324 ff.

[12]) Dass Trajan in der Gegend der späteren Gustavsburg auf der Mainspitze ein starkes Kastell angelegt hat,

Julians spätere Wiederbesetzung des munimentum war wie gesagt, nur eine vorübergehende, nicht etwa um das Grenzland als römische Wiedereroberung zu behaupten, sondern mehr als Gewähr geschlossener Bundesfreundschaft, vor Allem natürlich als Schutz für Mainz, dessen Schlüssel es in dieser spätesten Römerzeit wieder wurde, wie er es schon in der frühsten, der Zeit Trajans gewesen war. Julian sah wohl ein, und dies System befolgte auch sein Nachfolger Valentinian, wie Steiner Maingebiet S. 58) richtig bemerkt, dass rechts des Rheins für Rom keine bleibende Eroberung mehr zu machen sei, wenn er auch gleichwohl die hier sitzenden Häuptlinge gedemüthigt hatte. Er kriegte mit ihnen um Bundesfreundschaft und gute Nachbarschaft, und bemäntelte diese Siege mit Proviant- und Baumaterialienlieferungen, deren er für seine Rheinfestungen bedürftig war. Römische Denkmale aus dieser späten Zeit finden sich übrigens keine am Main oder gar tiefer hinein im alten Grenzland vor. Die Römerherrschaft hatte hier schon seit einem Jahrhundert aufgehört und nur an einzelnen Punkten am rechten Ufer des Rheins, war es den Römern im Bundesverhältniss mit den Allamannen vergönnt, Befestigungen anzulegen.

Die diesen letzteren auferlegten Friedensbedingungen waren aber nicht so bindend, dass man mit Mone, bad. Urgeschichte II, 320 eine förmliche Abhängigkeit der allamannischen Könige von den Römern anzunehmen hätte, vielmehr sind die damaligen Allamannen, wie dies Eichhorn mit Recht ausspricht, im Ganzen vollkommen frei und unabhängig von den Römern gewesen.

Nachträgliche Bemerkungen zu Anmerk. 9) über den alten Lauf des Maines und Neckars.

Trifft ein Nebenfluss den Hauptstrom senkrecht, so bleibt dieser Zustand nicht lange bestehen. An ihre Berührungswinkeln setzen Haupt- und Nebenfluss Schwemmland ab, und indem das letzere halbinselartig fortwächst, schickt es die Mündung des Nebenflusses immer weiter abwärts. Zuletzt muss der verdrängte Seitenfluss eine ganze Strecke neben dem Hauptstrom fortfliessen, bevor es ihm gelingt, unter einem sehr spitzen Winkel meilenweit abwärts von seiner ehemaligen Mündung sich zu ergiessen. Reclus (la terre etc.) hat dies durch die Strecke des Oberrheins bildlich darstellen lassen, dessen ehemalige Krümmungen auch auf einem Kärtchen gezeigt werden. (Vergl. die Zeitschrift „Ausland“ 1868 no. 19). Beim Neckar ist dies besonders gut zu beobachten, denn derselbe floss zur Römerzeit mit seiner Hauptwassermasse oberhalb, nicht wie jetzt unterhalb von Mannheim in den Rhein, sodass auch hier ein Delta entstand, worauf diese Stadt liegt.

An der alten Fabel, dass der Neckar bis zur Karolinger Zeit bei Tribur sammt dem Main in den Rhein geflossen wäre, ist kein wahres Wort. Man hat die alten Rinnsale der vom Odenwald kommenden Bäche, wie gesagt, fälschlich für das Bett des Neckars angesehen, welchen Valentinian I., wie man aus jener einzigen zweifelhaft ausgelegten Stelle des Ammianus Marcellinus (l. XXVIII. c. 2) schloss, abgeleitet habe. Allein die Thätigkeit Valentinians als Flusscorrektor des Neckars beschränkt sich auf die Gegend des alten Ausflusses desselben bei Altripp, welches ehemals auf dem rechten Rheinufer gelegen, durch ihn in eine Grenzfeste verwandelt wurde, an anderer Stelle Alta ripa genannt, (vergl. Picks Monatschrift VI. S. 312 ff. und das Correspondenzblatt der deutschen Geschichtsvereine 1880 no. 6 S. 45 ff.) von Ammian aber blos als munimentum celsum et tutum bezeichnet (anno 368—9).

Um es vor Hochwasserschaden zu schützen, dämmte der Kaiser nämlich den Neckar ab, an dessen südlicher Mündungsseite ein munimentum von ihm errichtet worden war, (ganz analog dem munimentum Traiani an der südlichen Mündungseite des Mains, Kostheim gegenüber) und gab ihm vielleicht eine etwas nördlichere Richtung zwischen Neckarau und Mannheim, oder führte auch nur Dammbauten aus. Die Mündung des Neckars wie sie bis zu Valentinians Wasserbauten bestand, ist übrigens immer noch nicht die ursprünglichste, denn diese vorhistorische Mündung lag noch etwas weiter südlich, oberhalb Altripp beim sog. Relaishaus. Noch jetzt findet sich der Neckarkies im jetzigen Rheinlaufe bis in die nächste Nähe von Altripp. Von hier rückwärts nach Seckenheim zieht sich deutlich das älteste Neckarbett, das aber in historischer Zeit nicht mehr bestanden haben kann. Die allmählige Wanderung der Mündung nach Norden gerade wie beim Main, zeigt deutlich die Richtigkeit der oben mitgetheilten Bemerkungen von Reclus.

In noch früherer Periode der jetzigen Erdbildung muss aber die Neckarmündung näher bei Heidelberg gewesen sein, denn es gab damals einen Rheinarm, von Mone Ostrhein genannt, welcher den Abhängen des Schwarzwaldes und Odenwaldes folgte, wie sein altes Bett noch aufweist. Dieser Arm hat aber längst vor Beginn der historischen Zeit aufgehört zu fliessen und war es ein grosser Irrthum von Mone, zu glauben, er habe in altkeltischer und römischer Zeit noch bestanden. K. v. Becker hat in seiner „Geschichte des badischen Landes zur Zeit der Römer,“ (erstes Heft 1876) mit Anführung eines Gutachtens von Prof. Platz in Karlsruhe, diese Hypothese in ihrer ganzen Nichtigkeit dargethan. Von Heidelberg aus zog sich nordwärts der erwähnte vorhistorische Ostrhein weiter bis gegen Tribur und so entstand die Sage vom angeblichen Neckar längs der Bergstrasse. Die Odenwaldbäche laufen in diesem alten Rheinbett weiter, und ihre Rinnsale waren im Mittelalter noch Ueberschwemmungsgebiet.

wurde schon von Fuchs in seiner alten Geschichte von Mainz ausgesprochen und nach unsern Ausführungen ist gar kein Grund vorhanden, von dieser Meinung abzugehen. Vielmehr ist dies eben das Trajan-Julianische munimentum gewesen, aus dessen Trümmern Kaiser Karl der Grosse einen befestigten Palast baute, Copsistein, castrum Cupese, Copese, nach romanischer Weise = Cupense, von romanisch cuppa, coppa (aus lat. cupa) = Kapf, Kopf, Kuppe, gewölbte Kuppel, also seiner, hohen kopf- oder auch kübelähnlichen Form nach genannt. Daher auch deutsch Kuffstein (statt Kopfstein), unter Anlehnung an das Wort Kufe (Fass). Aber auch die Lage auf der Mainspitze, dem „Kopf“ könnte den Namen des Palastes veranlasst haben. Vergl. Hehn, Hausthiere 3. S. 510, Förstemann II[2] 416 ff., Bacmeister, Allam. W. S. 107. Mit grossem Unrecht wird der Name dieses Kuffsteines in der Regel vermischt mit dem gegenüber auf dem rechten Mainufer gelegenen Kostheim (wie wir oben gesagt haben = gall.-römisch Constantia, Zusammenströmung), so von Steiner, Maingebiet S. 129, Schaab im Hess. Archiv I. 351 ff. und Wagner, hessische Wüstungen, Rheinhessen S. 89. —

Wirksamkeit der einzelnen Vereine, Literarisches.

Verhandlungen des historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg. XXIV. Band der gesammten Verhandlungen und XXVI. Band der neuen Folge.

Inhalt: Graf v. Walderdorff, Nachlese zu Th. Ried's Codex chronologico — diplomaticus Episcopatus Ratisbonensis. 2. Regensburger Urkunden im Besitze des Grafen Hugo v. Walderdorff zu Hauzenstein. — Freiherr v. Gumppenberg, Der bayerische Krieg vom Jahr 1504. Reimchronik eines Zeitgenossen. — Schratz, Die Conven-

tionsmünzen der Herzoge von Bayern und der Bischöfe von Regensburg. — Graf v. Walderdorff, St. Mercherdach und St. Marian und die Anfänge der Schottenklöster in Regensburg. — Jacob, Weihegedicht auf dem Regierungsantritt des Bischofes Albert von Regensburg. — Graf v. Walderdorff, Thon-Reliefe (Fliese) aus der Stiftskirche zu St. Emmeram in Regensburg. — Miscellen.

Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und der angrenzenden Landestheile in Donaueschingen. III. Heft.

Inhalt: Fürst zu Hohenlohe Waldenburg, Das Rieter'sche Wappenbuch aus dem Ende des 16. Jahrhunderts. — Ders., Das Fürstenbergische Wappen. — Ders., Das Stadtwappen am Constanzer Kaufhause. — Riezler, Villingen und die Grafen von Fürstenberg bis zum Uebergange der Stadt an Oesterreich im Jahre 1326. — Baumann, Abgegangene und unbenannte Orte der badischen Baar und der Herrschaft Heven. — Roder, Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen im dreissigjährigen Kriege. Mit einer lithographischen Beilage. — Roth, Die forstlichen Verhältnisse des Amtsbezirkes Donaueschingen. — Kleinere Mittheilungen. — Uebersicht der auf das Vereinsgebiet bezüglichen wissenschaftlichen Literatur aus den Jahren 1873—1879. — Dr. Emil Rehmann. Nekrolog. —

Der Bericht über die Thätigkeit des Vereins zählt die in der Berichtsperiode gehaltenen Vorträge auf und bespricht die stattgehabten Ausgrabungen. Die Zahl der Vereine und Behörden, mit denen der Verein in Schriftenaustausch steht, hat sich sehr vermehrt. Die Zahl der Mitglieder ist 131 incl. der correspondirenden und Ehrenmitglieder.

— Dem Gesammtverein ist folgendes Werk zugegangen: **Gesta abbatum orti sancte Marie.** Gedenkschriften van de abdij Mariengaarde in Friesland. Naar het te Brussel bewaarde Handschrift uitgegeven, met Juleiding, Aanteekeningen en Register door Aem. W. Wybrands. Uitgegeven voor rekening van het Friesch Genootschap van Geschied-, Oudheid en Taalkunde. Lenwarden, H. Kipers.

Jahrbücher und Jahresberichte des Vereins für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde. XLIV. Jahrg.

Inhalt: Lisch, Ein Kalandsbuch der Stadt Güstrow. — Schultz, Kleine Güstrowsche Chroniken. — Willebrand, Rethra. — Lisch, Umwallung von Rederank. — Beyer, Ueber den Tempel zu Parchim. — Krull, Verzeichniss der kaiserlichen Gesandten in Rostock 1564. — Zur Geschichte der Judenverbrennung in Sternberg. — Krull, Rostocker Universitäts-Buchdruckerei im 16. Jahrh. — Hofmeister, Beiträge zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Meklenburg. Jahrbücher für Alterthumskunde, (im engeren Sinn, Siegel- und Wappen-, Münz-Kunde, Kunstgeschichte).

Märkische Forschungen. XV. Band.

Inhalt: v. Redern, Genealogische Nachrichten aus den Kirchenbüchern von Spandau, Oranienburg, Seegefeld und Cladow. — Protokolle der in den Jahren 1875—79 gehaltenen Vorträge.

Mittheilungen von dem Freiberger Alterthumsverein. 16. Heft.

Inhalt: Hingst, Die Verheerungen der Pest im Erzgebirge. — Heydenreich, Kriegsdrangsale von Freibergs ländlicher Umgebung im XVIII. Jahrh. — Miscellen. — Gerlach, Freiberger Häuser-Chronik. — Börner, Geschichtlich-architectonische Forschungen am Freiberger Dom. — Bibliothekbericht.

Notizen, insbesondere über alterthümliche Funde, Restaurationsarbeiten etc.

Mainz, im Juni. Die Frage wegen der Erhaltung der in geschichtlicher, wie künstlerischer Beziehung merkwürdigen **Reliefdarstellung** des heil. Martinus im Giebelfeld der Aussenseite des Gauthores hat nunmehr dahin einen höchst befriedigenden Abschluss gefunden, dass die Festungsbehörde das Bild an seiner ursprünglichen Stelle belassen und für entsprechende Herstellung Sorge tragen wird, ein Beschluss, der nur mit Dank und Freude zu begrüssen ist, da er nicht blos ein Denkmal aus dem 17. Jahrhundeit schont, sondern eine bis weit in's Mittelalter zurückgehende Erinnerung bewahrt. Denn vordem die Architektur des Gauthores 1670 unter Erzbischof Johann Philipp von Schönborn vollendet ward, trug die äussere mittelalterliche Gaupforte bereits ein Relief mit dem Reiterbilde des heil. Martinus. Aus den Wappen der Geschlechter zum Jungen, zum Rebstock, der Löwenhäupter u. s. w., welche an dem Thurm aufgemalt waren, ist zu entnehmen, dass sein Bestand jedenfalls bis gegen Schluss des 14. Jahrhunderts, wenn nicht noch weiter hinaufreicht. Es knüpft sich also seit einem halben Jahrtausend die Erinnerung des Stadtpatrons gerade an dieses Thor. Die mittelalterliche Passionsgruppe, welche an der Innenseite des Thorbaues über dem Wachelocal sich befindet, bleibt unberührt. Ueberhaupt werden die alten charakteristischen Architekturtheile des Thorbaues sowohl nach aussen wie nach innen bewahrt, was gewiss allseitige Anerkennung in Fachkreisen finden wird. Nur erfährt die Innenseite neben der Verlegung der mittleren Thorfahrt die Veränderung, dass in Folge der Anlage eines Fussweges ein zweites kleineres Portal zur Linken nöthig wird, und diese eine Parallele auf der rechten Seite erhält, so dass eine grosse, einheitliche Thorarchitektur künftig sich gegen den Platz entfalten wird. (Darmst. Ztg.)

Gernsheim, 16. Juni. Bei der Fundamentirung des neuen Chorbaues an hiesiger Kirche fanden sich sowohl Grundmauern einer älteren **Kirchenanlage**, als auch mannigfache Reste von gothischen Baugliedern, wie Bruchstücke von Maasswerk und Rippen mit Birnstabprofil, so dass danach eine gothische Kirche und wohl ein Bau des 14. Jahrhunderts an derselben Stelle gestanden hat. Eine dabei gefundene Goldmünze wurde leider verschleppt, ohne dass ihr Alter und Gepräge näher bestimmt werden konnte. Zahlreiche an der Baustelle gefundene Hufeisen rühren, wie behauptet wird, aus der Schwedenzeit her. Eine Tournose mit dem Avers: † PHILIPPVS REX und dem Revers CIVIS - TVRONVS (sic!) war früher schon an der Stelle gefunden worden.

— In Volxheim (Rheinhessen) wurde bei einem Hausbau jüngst ein beträchtlicher **Münzfund** gemacht. Beim Tieferlegen eines Kellers stiess man auf drei schlichte Thongefässe, welche Hunderte von Silbermünzen mittlerer und ganz kleiner Ausprägung, sowie drei Goldgulden enthielten. Die Münzen stammen alle aus der Zeit vom Ende des 13. Jahrhunderts bis um 1520; ein Maxd'or war von 1477. Da es lauter gangbare Münzen waren, so ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, dass sie das Baarvermögen des früheren Besitzers ausmachten, welcher sie wohl in den Zeiten des Bauernkrieges vorsichtig verbarg, aber ihres Besitzes nicht mehr froh wurde.

Commissions-Verlag der Hofbuchhandlung von A. Klingelhöffer in Darmstadt. — Druck von Heinrich Kichler.

Herausgegeben von dem Verwaltungsausschusse des Gesammtvereins in Darmstadt unter Redaction von Ernst Wörner.

Correspondenzblatt

des

Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine.

Das Correspondenzblatt erscheint monatlich einmal und kostet jähr 5 Mark.

№. 10. | Achtundzwanzigster Jahrgang 1880. | October.

Angelegenheiten des Gesammtvereins.

Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu Hamburg.

Erste Plenarsitzung am 6. September 1880.

Im Sitzungssaale der Bürgerschaft im Hause der patriotischen Gesellschaft trat heute Vormittag um 9 Uhr die Generalversammlung zur ersten Plenarsitzung zusammen. Der Präsident Herr Oberappellationsgerichtsrath Draudt von Darmstadt eröffnete dieselbe und ertheilte das Wort dem Herrn Bürgermeister Dr. Kirchenpauer von Hamburg, welcher die Versammlung begrüsste. Der Senat, so führte der Redner u. a. etwa aus, hat mir den ehrenvollen Auftrag ertheilt, der Versammlung ein herzliches Willkommen zuzurufen. Wir freuen uns Ihres Beschlusses, dass Sie Hamburg zn Ihrer diesmaligen Jahresversammlung bestimmt haben. Es ist damit eine Lücke ausgefüllt, denn bisher hatten meistens die im Süden gelegenen Vereine die Freude, die Versammlungen begrüssen zu können. Freilich können wir den Gästen nicht Das bieten, was der Süden, der Rhein, Nürnberg, Köln u. s. w. an Alterthümern aus der Römerzeit und aus mittelalterlicher Zeit an Bauten bieten können. Unser schönstes Bauwerk, eines der höchsten der Erde, die Nicolaikirche, gehört doch der Neuzeit an; der Hamburger Brand hat uns viel Werthvolles aus dem Alterthume zerstört. Aber ich hoffe, Sie werden Hamburg nicht verlassen, ohne manches Wissenswerthe und Neue zu finden, was Ihr Interesse rege macht. Wenn wir auch im Flachlande keine Gebirge haben, so steht unserer Umgegend doch eine reiche und schöne Natur zu Gebote und wird Ihnen das belebte Bild unserer Flüsse manchen interessanten Anblick gewähren. Wie die Geschichte jedem einzelnen Staate seine bestimmte Richtung durch seine Lage gegeben hat, so ist auch die Richtung der alten Hansestadt immer dieselbe geblieben. Sie ist an einen der günstigsten Punkte des Continents gesetzt, wo ein gigantischer Waarenaustausch stattfindet: zunächst allerdings zum eigenen Nutzen, in weiterer Bedeutung aber auch zum Nutzen für das gesammte Vaterland, und dieser Aufgabe ist sich Hamburg stets voll bewusst gewesen. Das Meer, welches die Nationen trennt, bildet bei uns doch auch zu gleicher Zeit das beste Bindemittel für die Nationen, und Hamburgs Bedeutung liegt in seinem die Nationen verbindenden Seehandel. Nach dieser Abschweifung habe ich nur noch den Wunsch auszusprechen, dass Ihnen Dasjenige, was Hamburg zu bieten vermag, interessant genug ist, um Ihnen einige Freude zu machen und dass Sie bei Ihrem Scheiden ein freundliches Andenken an die Hansestadt mit in die Heimath zurücknehmen.

Der Vorsitzende des Vereins für Hamburgische Geschichte Dr. Voigt begrüsst die Versammlung Namens seines Vereins. Die Versammlung befinde sich in diesem Hause auf einem historischen Boden, nämlich demjenigen, wo sich 600 Jahre hindurch das Hamburger Rathhaus befunden habe. Das neue Gebäude selbst enthält nicht minder manche historisch werthvolle Erinnerungen. Der Redner spricht den Wunsch aus, dass die Verhandlungen des Gesammt-Verbandes der Forschung von Erfolg und Segen sein mögen.

Der Präsident dankt den Vorrednern für ihre freundliche Begrüssung und constatirt mit Vergnügen, dass die Geschichtsforschung auf hanseatischem Boden und speciell in Hamburg zu allen Zeiten eine thätige und reiche gewesen sei, wie die Hansa, der Hamburg angehöre, in der Geschichte ja eine hoch bedeutende Rolle spiele.

Herr Rechtsanwalt Ernst Wörner von Darmstadt trägt darauf den Geschäftsbericht des Verwaltungsausschusses vor. Derselbe lautet:

„Meine Herren! In dem Geschäftsbericht, welchen ich auf der vorjährigen Generalversammlung zu Landshut zu erstatten die Ehre hatte, konnte ich darauf hinweisen, dass der Verwaltungsausschuss des Gesammtvereins der nächsten Versammlung würde Vorlage machen können über die von den Staaten Hessen und Baden unterstützte Untersuchung der römischen Befestigungen im Odenwald. Diese Sache wurde, wie den Theilnehmern früherer Versammlungen und den Lesern des Correspondenzblattes bekannt sein wird, angeregt auf der Generalversammlung zu Wiesbaden im Jahre 1876. Es wurde damals folgender Antrag gestellt: „Westlich hinter dem geraden durch Württemberg ziehenden Pfahlgraben liegt auf der Höhe des Odenwaldes vom Main zum Neckar eine Reihe von römischen Castellen und Wallstücken, welche zwar von Knapp 1814 beschrieben worden sind, aber noch viele Fragen offen lassen. Durch die fortschreitende Cultur werden die Spuren immer mehr verwischt, und es müsste als ein unwiederbringlicher Verlust betrachtet werden, wenn das Vorhandene nicht noch kartographisch und in Detailzeichnungen und Beschreibungen festgestellt und publicirt würde. Es ergeht daher der Antrag, die Versammlung möge beschliessen, was sie in dieser Sache thun kann und will.“ Die Versammlung hatte darauf beschlossen, der Verwaltungsausschuss möge zur Erreichung des in dem Antrag enthaltenen Zweckes Eingaben an die betheiligten Regierungen mit der Bitte um Geldunterstützung einreichen. Der Ausschuss hatte sich dementsprechend an die Regierungen von Baden und Hessen hinsichtlich der auf badischem und hessischem Gebiet ziehenden Linie des Odenwaldlimes gewendet, und es waren ihm von beiden Staaten die pecuniären Mittel in dem Gesammtbetrag von 1100 Mark bewilligt worden. Die Begehung der Odenwaldlinie hat nun im Sommer dieses Jahres durch die von dem Verwaltungsausschusse dazu delegirten Herren Gustav Dieffenbach in Friedberg und Gymnasiallehrer Schäfer in Darmstadt stattgefunden; betheiligt hatten sich u. a. auf badischem Gebiet noch der Herr Geh. Oberstudienrath und Conservator der badischen Kunstdenkmale Dr. Wagner aus Karlsruhe, welchem wir für seine Unterstützung der Sache sehr zu Dank verpflichtet sind. Ueber die Hauptresultate ihrer Untersuchungen hat die aus den zwei erwähnten Delegirten bestehende Commission dem Verwaltungsausschusse Bericht erstattet und ich habe die Versammlung hiermit bekannt zu machen. Ein von der Commission ausgearbeiteter Specialbericht wird demnächst sich über alle Einzelheiten zu verbreiten und die Resultate auch kartographisch darzustellen haben.

Vor Allem glaubte sich die Commission die Aufgabe stellen zu müssen, die Fortsetzung der von Knapp erwähnten und beschriebenen Linie Obernburg-Schlossau zu constatiren, wenn überhaupt eine solche vorhanden. Nach dreitägiger Durchforschung der Umgebung von Schlossau war sie denn auch so glücklich, in zwei sogen. „Hönehäusern", das eine bei Wald-Auerbach, das andere auf dem sogen. „Hönebuckel" bei Ober-Scheidenthal, die Trümmerhügel römischer Gebäude zu entdecken, deren Zweck, als Signalthürme gedient zu haben, von der Commission sofort erkannt wurde. Beide liegen in fast genau südlicher Richtung vom Kastell bei Schlossau und zeigten der Forschung den Weg, der nun einzuschlagen war. Die Gewissheit, dass nun die Fortsetzung der Linie gefunden war, wurde bestimmt, als bald darauf dicht bei Ober-Scheidenthal ein römisches Kastell, gen. „Burgmauer", entdeckt wurde. Es war jetzt klar, dass diese Fortsetzung nicht, wie mehrfach vermuthet worden ist, nach Eberbach zu oder nach dem Hauptpfahlgraben hin, nach Osterburken, zu suchen ist, sondern sich südlich weiter erstreckt nach dem Neckar hin. Unzweifelhafte Römerstätten wurden auf zwei correspondirenden Anhöhen, die eine im District „Farrenbusch" der Gemarkung Balsbach, die andere Dicht bei Wagenschwend constatirt. Ein kleines Kastell, ebenfalls „Hönehaus" genannt, wurde entdeckt im Thal zwischen Wagenschwend und Robern. Dieses dient den Bewohnern von Robern als willkommener Steinbruch, wo sie die schön zugemauerten Quader nur herauszubrechen und nach Robern zu bringen brauchen, um sich dort massive steinerne Häuser zu erbauen. Weiter südlich lassen sich auf den Anhöhen bei Robern, an den „Strassäckern", ebenso an den „Eichäckern" (zwischen Robern und Fahrenbach und bei Sattelbach), wie auch auf der Anhöhe kurz vor Neckarburken römische Signalstationen vermuthen; constatirt konnten sie leider nicht werden, da die Felder noch bestellt waren. In Neckarburken selbst ist das aus den Schriften des Sinsheimer Alterthumsvereins bereits früher bekannt gewesene Kastell gen. „Bürg". Auf der Höhe südlich von Neckarburken in der Nähe des Stockbrunner Hofes ist man ebenfalls früher auf römische Niederlassungen gestossen, und auf dem Michelsberge bei Gundelsheim hat man einen römischen Altar gefunden. Setzt man die Richtung weiter fort immer nach Süden zu, so gelangt man nach Wimpfen, einer ebenfalls längst bekannten Römerstätte. Es handelt sich nun noch darum, die Zwischenstation dieser fast genau von Norden nach Süden ziehenden Signallinie aufzustellen, eine Aufgabe, die in einer Specialforschung von Baden aus leicht zu lösen ist.

Ihre erste Aufgabe glaubte die Commission nun gelöst zu haben, und wandte sich nun wieder nach Schlossau, um bei einer Begehung der Linie Schlossau-Obernburg das von Knapp Erwähnte zu constatiren, zu prüfen und aufzunehmen, so weit es noch vorhanden. Knapp hält diese Linie für eine Befestigungslinie des Odenwaldes, bestehend aus mehreren Kastellen und Gebäuden, die er für Gräber hält. An schwächeren Stellen sei diese Linie durch Wälle und Gräben geschützt gewesen, von denen er mehrere als noch vorhanden anführt. Bei der Begehung der Strecke und Verfolgung der von Knapp aufgezeichneten Wälle und Gräben gelangte die Commission zu der festen Ueberzeugung, dass hier keineswegs von einer befestigten Linie die Rede sein kann, sondern dass das Ganze sich als Signal- resp. Occupationslinie darstellt, die gebildet wird aus einer Reihe von Kastellen und dazwischen liegenden Signalstationen. An keinem von den Gräben und Wällen konnte ein fortificatorischer Zweck ihrer Anlage festgestellt werden. Die genaue Darlegung und Beweisführung des Gesagten muss dem Specialberichte vorbehalten werden. Die heute leider zum grossen Theil zerstörten Kastelle fand die Commission vor, wo sie Knapp erwähnt, nämlich zu Schlossau, Hesselbach, Würzberg, Eulbach, Vielbrunn und Lützelbach. Bis hierher konnten auch in ungefähren Abständen von 1000 Schritten Signalstationen auf der ganzen Linie festgestellt werden, bestehend aus 1—3 Trümmerhügeln. Das Fundamentmauerwerk der Signalthürme wurde an mehreren solcher Trümmerhügel ausgegraben. Schon bei Breitenbrunn scheint sich die Linie zu verzweigen. Entschieden römische Stätten finden sich nämlich in Breitenbrunn selbst, dann auf „Steinhausen" bei Breitenbrunn, weiter auf dem „Steinbuckel" bei Rimhorn, dann der „Steinknorren" bei Lützelbach und das Kastell „Haselburg" bei Hummetroth. Die Beantwortung der Frage, ob über Breitenbrunn nach der Haselburg und von der Haselburg über den Breuberg nach dem Maine zu Abzweigungen der Signallinie stattgefunden haben, ebenso die Auffindung des Zusammenhanges der im nördlicheren Odenwalde zerstreuten Römerstätten muss einer nochmaligen Begehung der Strecke nach der Ernte vorbehalten bleiben. Dann wird sich auch feststellen lassen, ob die Signallinie in Obernburg endet oder sich noch parallel dem Maine herzieht und erst weiter unterhalb denselben kreuzt. Zwischen Obernburg und dem Kastell „Schlösschen" bei Lützelbach sind durch Herrn Pfarrer Seeger in Seckmauern einige Römerstätten aufgedeckt worden, wie die an den „Gemeindehecken" und an der „feuchten Mauer" im Wörther Stadtwalde.

Knapp vermuthete eine Rückzugslinie nach dem Rhein oder Neckar hin, die sich von der Hauptsignallinie zwischen Hesselbach und Würzberg abzweige und über Bullau, den Krähberg und Beerfelden hin erstrecke. Diese Vermuthung konnte die Commission nicht theilen, muss vielmehr dieser Linie die Existenz absprechen, da auf der ganzen Strecke bis hinter den Krähberg keine Römerspuren aufgefunden werden konnten und sich die sog. „Römerschanzen", die Knapp erwähnt, als keineswegs von den Römern abstammend dargestellt haben. Die Commission machte die Erfahrung, dass hier alle Bezeichnungen, die mit Römern zusammenhängen, wie Römerschanzen, Römerstrasse, nicht im Geringsten volksthümlich sind, sondern erst später verbreitet wurden, und dass sie am allerwenigsten auf Römerreste leiten. Die noch sichtbaren Spuren der Römerherrschaft bringt das Volk mit den „Hönen" oder „Heunen" in Zusammenhang und bezeichnet sie auch demgemäss häufig mit „Hönehaus" oder „Heunhaus" etc. je nach dem Dialekt.

Ein Kastell ist noch zu erwähnen, das nicht in der Linie Schlossau-Lützelbach liegt, sich aber heute noch als ein mächtiges Werk über den Boden erhebt — es ist das Kastell bei Ohrenbach am südwestlichen Abhange des Bergrückens in fast genauer Verlängerung der Linie Schlossau-Neckarburken. Der Commission stieg die Frage auf, ob wohl dieses Kastell mit dem Schlossauer durch eine Reihe von Signalstationen verbunden sei, ob sich also die Linie Schlossau-Neckarburken hierherzu fortsetze und die andere Linie über Würzberg nach Lützelbach nur eine Abzweigung von ihr bilde, dem Höhenzuge folgend. Die Beantwortung dieser Frage gehörte diesmal nicht zur Aufgabe der Commission; es sind hier Untersuchungen auf bayerischem Gebiete nothwendig, wegen deren Förderung die bayerische Regierung anzugehen sein dürfte.

So wäre denn durch die in diesem Sommer stattgehabte dreiwöchentliche Begehung von der Commission, die der Gesammtverein damit betraute, die Richtung einer Linie im Odenwald festgestellt und in ihren Hauptpunkten auch aufgenommen, die man füglich eine „Main-Neckar-Signal- oder Occupationslinie" nennen kann und deren fehlende Zwischenglieder bei einer nochmaligen Begehung nach der Ernte festzustellen sind. Diese Aufgabe rühmlich zu vollenden würde für den Gesammtverein der deutschen Geschichtsvereine eine ehrenvolle Obliegenheit sein. —

Auf der Generalversammlung des Jahres 1878, zu Marburg, war der Antrag, der Gesammtverein möge die Aufnahme und Beschreibung älterer Wohnhäuser und besonders Fachwerkbauten unter Mitwirkung der verbundenen Vereine in die Hand nehmen, eine einheit-

liche Methode hiefür festsetzen und das Reich um eine ausreichende Subvention für diese wichtige und völlig unaufschiebliche Arbeit angehen, zum Beschlusse erhoben und eine Commission zur weiteren Behandlung dieser Angelegenheit ernannt worden. Diese Commission ist nun zu der Ueberzeugung gekommen, dass die Geschichtsvereine allein nicht in der Lage sind, diese Angelegenheit mit Erfolg zu betreiben. Sie hat sich desshalb mit einzelnen verdienten Persönlichkeiten, sowie mit einzelnen Architekten-Vereinen in Verbindung gesetzt, um gemeinsame Ziele in dieser Richtung anzubahnen. Die Verhandlungen haben nun so weit geführt, dass die Frage auf der in diesem Monat zu Wiesbaden stattfindenden Generalversammlung der Architekten und Ingenieure auf der Tagesordnung stehen wird. Das Referat wird in den Händen des Mitglieds unserer Commission, des Herrn Regierungs- und Bauraths Cuno in Hildesheim sein. Auf derselben Generalversammlung wird auch eine Ausstellung von Holzarchitektur-Gegenständen des Mittelalters und der Renaissanceperiode veranstaltet werden. Es ist hiernach und da ausweislich der Besprechungen über die Conservirung deutscher Baudenkmäler im preussischen Abgeordnetenhause sowohl von Seiten des Staats wie der Volksvertretung im Allgemeinen ein warmes Interesse der Conservirung entgegengebracht wird, zu erwarten, dass diese Angelegenheit auf dem Wege der Petition zu günstigem Ergebnisse geführt werden kann. Zunächst dürfte der Beschluss der Wiesbadener Versammlung abzuwarten sein; Herr Regierungsrath Cuno hat es übernommen, darüber an den Verwaltungsausschuss zu berichten.

Ich komme jetzt zu dem Jahresbericht über das Römisch-Germanische Central-Museum in Mainz für 1879/80. Der Vorstand des Römisch-Germanischen Central-Museums ist in der Lage, dieses Jahr weniger über die Vielseitigkeit seiner Thätigkeit, als vielmehr über eine wichtige, längst in Aussicht genommene, für die Zukunft der Anstalt höchst belangreiche Arbeit zu berichten. Es galt die Einrichtung weiterer Räumlichkeiten, welche seit langer Zeit sowohl für die übersichtliche Neuordnung der Sammlungen, als die raschere Förderung ihres Wachsthums als dringend erforderlich erschienen. Durch die liberale Bewilligung des Mainzer Stadtvorstandes sind dem Museum bereits im vorigen Jahre 4 grosse, trefflich geeignete Hallen des Kurfürstenschlosses zugewiesen worden, die aber erst in diesem Frühjahre zu seiner Verfügung gelangen konnten. Sie bestehen aus einem Saale von 16 Meter Länge und 8 Meter Breite und drei grossen gewölbten Räumen für die bisher sehr beschränkten Werkstätten. Der Saal, dessen bauliche Restauration noch nicht vollendet werden konnte, ist bestimmt zu einer geordneten Aufstellung des Zugangs der letzten Jahre, der bis dahin aus Mangel an Raum nur nach Möglichkeit unterzubringen war und eine störende Ueberfüllung der Schränke veranlasste. Es ist hier besonders eine Zusammenstellung der Alterthümer der Uebergangsperiode der vorgeschichtlichen Zeit in die römische mit dem nöthigen Vergleichungsmaterial der Nachbarländer in Aussicht genommen, durch welche allein nur eine der verwickelsten Fragen der antiquarischen Forschung lösbar erscheint. Wenn auch in Folge unvermeidlicher Verzögerungen der Bauarbeiten die Einrichtung dieses Saales noch nicht in Angriff genommen werden konnte, so ist doch andererseits der weitaus schwierigste Theil der neuen Anordnung bereits bewältigt, und der Umzug der Ateliers mit sämmtlichen Requisiten und allen seit 28 Jahren angehäuften Schriften und Büchern vollzogen. Es ist damit zugleich eine durchgehende Revision und raschere Förderung der Aufnahme des Besitzstandes des Museums ausführbar geworden, welche seither durch die Ueberfüllung der Repositorien ungemein erschwert wurde. Ungeachtet der tiefgreifenden Anspruchnahme von Mühewaltung durch die umfassenden Arbeiten und der zeitweisen Unterbrechung der Thätigkeit einer der Werkstätten durch die Krankheit und den Tod des ersten Formators, ist es dem Vorstande möglich geworden, die Zahl der Nachbildungen wichtiger Fundstücke bis auf 7667 Nummern zu vermehren, von welchen die Originale der freundlichen Mittheilung der Museen und Vereinssammlungen von Bonn, Darmstadt, Frankfurt, Hanau, Karlsruhe, Limburg, Stuttgart, Trier und Strassburg zu verdanken sind. Von dem letztgenannten Verein ist ausserdem auch ein Abguss des neugefundenen Denksteins eines römischen Legionärs geschenkweise dem Museum zugewendet worden, dessen wichtige Sammlung von Kriegerdenkmalen der römischen Rheinarmee damit zur Vollständigkeit gelangt ist. In Bezug der Conservirung und Herstellung wichtiger Fundstücke haben die Werkstätten der Anstalt in diesem Jahre durch die Restauration der etruskischen Bronzen des Karlsruher Museums und insbesondere des überaus kostbaren und merkwürdigen Grabfundes vom Asperge für das Stuttgarter Museum auf's Neue Proben umfassender Erfahrung und eingehender Sorgfalt geliefert. Auch für bereitwillige Mittheilung von Rath und Nachweis auf Anfragen über alterthümliche Gegenstände und Funde ist auf dem Wege ausgebreiteter Correspondenz das Mögliche geschehen, und in Hinsicht der wissenschaftlichen Thätigkeit des Vorstandes genügt es wohl, auf die Veröffentlichung des ersten Bandes des „Handbuchs der deutschen Alterthumskunde“ und des elften Heftes der „Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit“ hinzuweissen, eines Werkes, dessen dritter Band mit seinem bereits in Angriff genommenen 12. Hefte seinen Abschluss noch in diesem Jahre finden wird. Wir können deshalb im Ueberblick dieser Thatsachen unsern Bericht über die Leistungen des Römisch-Germanischen Central-Museums auch in diesem Jahre nur mit dem Ausdruck der Befriedigung hinsichtlich der Resultate schliessen, welche ungeachtet der vielfachen baulichen Einrichtungen erreicht werden konnten, die ihrerseits sich doch für die Entwicklung der Anstalt als dringend erforderlich geltend gemacht hatten.

Meine Herren! Ich erfülle noch Namens des Verwaltungsausschusses die angenehme Pflicht, dem Vorstand des Vereins für Hamburgische Geschichte und dem Hamburger Localcomite den Dank der verbundenen Vereine für die Mühewaltung auszusprechen, der sie sich bei der Vorbereitung zu dieser Generalversammlung unterzogen haben“.

(Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen für Deutsche Geschichte und Alterthumskunde überhaupt.

Ueber mittelaltrige Ortsbefestigungen, Landwehren, Warten und Passsperren mit besonderer Rücksicht auf die hessischen und angrenzenden Territorien.

Von

Ernst Wörner und Max Heckmann.

3. Ummauerte Orte.

b. Mauerzug, Mauertheile, Vormauer und Vorwall, Graben, Wasserdurchlässe.

(Fortsetzung.)

Besondere Rücksichtnahme bei den Befestigungsanlagen erheischten die Flüsse und Bäche, welche an dem Ort vorüberzogen oder ihn durchflossen. Namentlich der Verschluss der letzteren war wichtig, nicht minder wichtig, wie die Verwahrung der Pforten. Es kommt zunächst in Betracht, dass die Ein- und Ausflüsse der Gewässer aus örtlichen Gründen vom Verkehr entfernt waren. War es nicht der

Fall, konnte man Wasserdurchlässe und Thore vereinigen, so that man es, wie wir bei dem noch zu erwähnenden Rinnenthor in Bensheim und bei dem Sperrpförtlein in Dirmstein (auf dem im Gr. Staatsarchiv in Darmstadt befindlichen Plan s. Corr.-Bl. Nr. 3 S. 24) sehen, welcher Bau eine Thoröffnung und eine Oeffnung für den Wasserlauf nebeneinander hat. Eine weitere Inbetrachtnahme erforderte der Umstand, dass der wechselnde Wasserstand es nicht zulässig machte, die in der Mauer anzulegenden Oeffnungen auf das Minimum zu beschränken; es musste vielmehr ein Maximum angenommen werden. Auf der anderen Seite nöthigten, selbst wo das Terrain ein anderes erlaubt hätte, die allgemeinen Verhältnisse dazu, dem Orte den Durchfluss von Wasser zu erhalten, ja selbst einen solchen Durchfluss künstlich anzulegen, während Wild- und Fluthgräben ausserhalb des Ortes und zwar zur Vermeidung des Wasserschadens an den Befestigungswerken in grösserem Abstande davon gezogen wurden. Wurde der Hauptbach ausserhalb des Ortes herumgeführt oder bestand von Natur ein solcher Lauf, so suchte man sich aus gleichen Gründen von den Mauern entfernt zu halten.

Hauptbach, Mühl- oder sonstige Gräben lieferten dem Orte das Wasser zu Haushaltungs- und gewerblichen Zwecken, wie z. B. für Mühlen, Gerbereien und Färbereien. Diese Gewässer trugen zur Reinhaltung der Orte bei und gewährten bei Feuersnoth, die bei der Bauart des Mittelalters eine andere Rolle spielte, als in dem polizeilich geordneten modernen Staat, das Element, den schlimmen Feind zu bekämpfen. Die Anlagen und Verhältnisse waren in dieser Hinsicht sehr mannigfaltig. Die Wasserrinnen zogen da direkt durch den Ort, dort zwischen dem Orte und einer dabei liegenden Burg her oder auch zwischen dem Ort und einem Vorort (Vorstadt) hin. Im letzteren Falle ist meistens anzunehmen, dass der Bach ursprünglich ausserhalb des eigentlichen Ortes lief und erst durch das Vorbauen in den Ort und, sobald der Vorort befestigt wurde, dessen Befestigung einbezogen wurde.

So oft und so viel mal die Gewässer die Mauern durchzogen, musste auf entsprechenden Schutz der Mauern und Durchlässe gesehen werden, es mussten Sperren angelegt werden. Diese Sperren konnten am Orte des Einlassens der Gewässer leichter construirt werden als am Ausflusse. Ein Bogen in der Mauer, der dieselbe nicht in ihrer ganzen Höhe durchbrach und auch die Fortsetzung des Wehrganges gestattete, mit einem Fallgatter, das dem Durchfliessen des Wassers noch Raum gab, war die einfachste Sperre. Pfeiler und dem Wasser entlang geführte Mauern versteiften die Hauptmauer und gaben derselben die Stärke, einem aussergewöhnlich starken Wasserandrange, wie bei Wolkenbrüchen, Widerstand zu leisten, und noch viele Orte wenden deshalb der Erhaltung solcher Durchlässe in verständiger Absicht ihre Aufmerksamkeit zu. Wir sehen eine Anlage letzterer Art noch in Dausenau in Nassau. Die Stadtmauer überwölbt den kleinen Bach, die Wölbung ist geschlitzt, so dass Fallgatter oder auch Pfähle und Schutzbretter eingeschoben werden können. Gegen die Thalseite ist die Mauer, um dem Drucke des Wassers Widerstand leisten zu können, durch zwei strebenartige Flügel verstärkt. (Erwähnung bei Lotz-Schneider, die Baudenkmäler im Reg.-Bez. Wiesbaden S. 66.) In Zeiten der Kriegsgefahr war es leicht thunlich, im Bache oder Graben nach der Innenseite zu einen Damm aufzuführen, der das Wasser auf eine solche Höhe staute, dass ein Durchschlüpfen unter dem Bogen oder eine Demolirung des Fallgatters nicht möglich war.

Mit dem Aufkommen der flankirenden Mauerthürme wurden auch solche neben den Bachsperren angebracht. Wir sehen diese Anlage z. B. in Eltville im Rheingau (vgl. ebenda Nachtrag S. 501), in Dirmstein, wo die Mittelpforte neben dem Wasserlauf steht, der auf der anderen Seite unter dem Sperrpförtlein durchzieht (Plan im Darmstädter Archiv), in Pfeddersheim, Fulda (bei Merian, Top. Hass.) u. a. a. O. Auch war es unter Umständen angezeigt über dem Wasserdurchlass Erker, Letzen, Pechnasen aufzuführen.

Einen guten Schutz ergaben auch dahinter angelegte Mühlen, denn es verblieb hier nicht allein eine bessere Aufsicht, sondern das Radwerk der Mühlen machte auch, besonders zur Nachtzeit, ein Durchkommen gefährlicher, wie aber auch umgekehrt Verrath und Sorglosigkeit die Gefahr für die Einwohner vergrössern konnte. Ein Ueberfall durch einen Wasserdurchlass hindurch wird von Bensheim berichtet; im dreissigjährigen Krieg hat eine Frau feindliche Truppen am Einfluss des Baches hereingeführt.

Schwieriger wie der Einfluss, war der Ausfluss der Gewässer zu befestigen. Hier war die Stauvorrichtung nicht so leichthin anzubringen, besonders wenn, wie so häufig der Fall, die Sohle des Befestigungsgrabens oder der Wasserstand in demselben tiefer lag. Wurde hier eine Mühle angelegt, so musste dieselbe besonders befestigt werden, sie musste gleichsam ein detachirtes Vorwerk bilden, das aber wieder den Nachtheil mit sich brachte, dass ein Zugang aus dem Orte nach der Mühle zu schaffen war, der somit die Zahl der Pforten vermehrte. Eine interessante, sicherlich auf weitem Umkreise die interessanteste Bachsperre ist diejenige, welche am Ausflusse der zwischen Stadt und Vorstadt hinfliessenden Lauter (Winkelbach) das Rinnenthor von Bensheim bildet. Es ist von dieser Anlage schon im Correspondenzblatt von 1876 Nr. 2 S. 12, (wo eine Abbildung erschienen ist,) und Nr. 3 S. 23 und von 1877 Nr. 3 S. 23 die Rede gewesen. Das merkwürdige Bauwerk war in Gefahr niedergerissen zu werden, wurde aber glücklich gerettet. Die Leser jener Jahrgänge erinnern sich, dass sich das Rinnenthor heute als eine mit einem Ueberbau und einem aufsitzenden Thurm versehene Thorfahrt darstellt. Der ursprüngliche, seiner Bestimmung entsprechende Zustand ist der, dass an der äusseren Seite vier durch drei Stichbogen verbundene Pfeiler angebracht waren, die bis zum Boden herabgingen. Die Bogen und die zwei äusseren Pfeiler sind noch erhalten, die zwei inneren in ihrem unteren Theile verschwunden. Der Zwischenraum zwischen den Pfeilern war verblendet bis auf drei rundbogige Oeffnungen, welche von den zwischen den Pfeilern laufenden Fallgattern geschlossen werden konnten. Ein weiter noch vorhandener Rundbogen zog sich über die ganze Breite der Pfeilerstellung und bewirkte, dass, wenn Hochwasser eintrat, dieses nur das unter ihm befindliche Gemäuer, nicht aber das ganze Thor zusammenreissen konnte. Später wurde die Anlage in das Thor verwandelt, das sie heute noch ist, indem jener Rundbogen zur Thoröffnung wurde, sie bewahrt aber im Namen noch die Erinnerung an ihre einstige Bestimmung.

Bedeutend älter noch, als die Bensheimer Bachsperre, ist die Bachsperre über die Gersprenz bei Dieburg, die wir in Nr. 7 des Corr.-Bl. von diesem Jahr S. 50 beschrieben haben. Die gerade Ueberdeckung berührt fast den Wasserspiegel und giebt einen Verschluss auch ohne Fallgatter.

e. Insbesondere von dem Mauerwerk, von den Zinnen, dem Wehrgang und den Scharten auf und in der Mauer.

Wenig haben wir über das Mauerwerk zu sagen. Selten bestand es bei den Landstädten, von denen wir reden, aus behauenen Quadern oder gar Buckelsteinen. Man nahm das nächst vorkommende Material, meist Bruch- oder Hausteine; wo solche fehlten, wurden auch Ziegel angewendet. Gerne benutzte man das Material von alten noch vorhandenen Bauten, und manches Römerwerk verdankt seinen Untergang der weitreichenden Sucht der kleinen Leute im Mittelalter, Material zu sparen. So findet man denn auch antike, wohlbehauene Quadern in den Mauern; Inschrift- und Bildsteine, welche ja die Eigenschaft guter Quadern vor Allem hatten, wurden nicht geschont. Oben auf einem Stadtthurm von Michelstadt ist heute noch eine antike Sculptur eingemauert. Eine allerdings grössere

Stadt, Mainz, giebt sehr instructive Beispiele; an dem Mauerzug auf dem Eisgrubweg ist noch ein Inschriftstein verkehrt eingemauert. Willkommenes Material in Mainz lieferten namentlich die gewaltigen Pfeiler der Zahlbacher Wasserleitung.

Schöne Buckelquadern und sonstige Quadern, die nicht von alten Bauten herrühren, zeigt die Stadtmauer von Heppenheim an der Bergstrasse. Wir massen eine Buckelquader von 85 Ctm. Länge und 35 Ctm. Höhe, einen anderen Quader von 78 Ctm. Länge und gleicher Höhe. Einen sorgsamen Quaderverband sehen wir an der inneren, die Kirche umgebenden Mauer in Michelstadt im Odenwald.

Die Mauer wurde wohl meistens verputzt, jedoch nicht immer; die aus Bruchsteinen (Melaphyr) errichtete Stadtmauer von Darmstadt aus dem 14. Jahrhundert war niemals beworfen. Was den Mörtel betrifft, so wird man sagen können, dass die früheren Perioden einen besseren zu bereiten wussten, als die späteren, in denen er zum Theil recht schlecht war.

Das Material bedingt auch theilweise die Stärke der Mauer die sehr verschieden war. Namentlich hatte auch der noch zu besprechende Wehrgang Einfluss auf die Stärke.

Die Mauer unserer Orte endete in Zinnen, bestehend aus den Wimpergen oder Windbergen und den Zinnenlücken (Scharten). Der Zweck der schon im Alterthum vorkommenden Zinnen ist einleuchtend; die Wimperge schützen den Körper des Vertheidigers gegen die feindlichen Geschosse, sie gewähren ihm einen Ruhepunkt, sie verdecken dem Feind die Zahl der Vertheidiger. Aus der Zinnenlücke oder Scharte sendet der Vertheidiger über die Schartenbank hinaus sein Geschoss nach dem den Fuss der Mauer bestürmenden Angreifer. Höchst mannigfaltig sind die Formen der Zinnen. Die einfachste und gewöhnliche Gestalt der Zinnen ist die rechtwinkelige, oben in gerader Linie abgeschlossene. Die Scharten waren stets schmäler, wie die Wimperge.

Die obere Abdeckung der Wimperge ist entweder eine wagrechte oder nach Innen oder Aussen oder nach Innen und Aussen abgewässert, wonach sich schon mannigfaltige Figuren ergeben.

Für die inneren Brüstungen der Scharten (Schartenbänke) war wohl die günstigste Anlage die Abwässerung nach Innen, weil es bei ihr am leichtesten möglich war, den Fuss der Mauer zu erspähen, Wurf und Geschoss mit Sicherheit zu richten und zugleich in der denkbar besten Weise den Körper vor dem feindlichen Geschoss gedeckt zu halten. Denken wir uns die Schartenbänke reichten vorn bis zum Oberleib des Vertheidigers, (höher konnten sie nach Innen zu nicht sein, da sich der Vertheidiger über sie musste vorbeugen können,) so deckten sie, wenn sie nach Innen zu schräg abgewässert waren, und also eine Erhöhung der Bank nach Aussen möglich war, mehr als jede andere Form der Abwässerung bei sonst gleichen Verhältnissen, ja fast den ganzen Mann bis auf den vorgebeugten Kopf, der eben durch den Helm oder sonst geschützt werden musste. Dabei ist allerdings richtig, dass der Pfeilschuss nicht erleichtert war, aber der Pfeil konnte überhaupt doch nur den äusseren Grabenrand erreichen, und die Beobachtung des Fusses der Mauer und die Abwehr des dort thätigen Angreifers durch Steinwürfe waren von grosser Wichtigkeit.

Die spätere Zeit vermehrt, zum Theil in decorativer Absicht, die Formen der Zinnen, wie wir an den sog. ghibellinischen Zinnen sehen. Der obere Abschluss ist bei ihnen nicht wagrecht, sondern es ist auf den beiden Enden desselben je ein Aufsatz von dreieckiger Form, welcher längs der Scharte in gleicher Linie wie die Seitenfläche des Wimpergs aufsteigt. Diese auch als Fischschwanz bezeichnete Form erscheint z. B. bei dem Neuen- oder Bürger-Thurm in Pfeddersheim bei Worms, der laut Inschrift von 1511 herrührt. Sie ist hier wohl nur eine Decoration, ghibellinische Reminiscenzen haben bei dem Bau sicher nicht mitgespielt. Das spätere Mittelalter producirt auch noch andere Formen, z. B. abgetreppte Zinnen u. s. w. Abgetreppte Zinnen mit satteldachförmiger Abdeckung sind an der Burg in Wertheim, auch an Thürmen zu Friedberg in der Wetterau. (Die Abbildung einer ghibell. Zinne siehe Müller u. Mothes Archäol. Wörterbuch S. 998 und bei Otte, Archäol. Wörterbuch S. 272, wo die Form als eine für Deutschland seltene bezeichnet wird. Die Form variirt übrigens selbst wieder; das Nähere gehört nicht in unser Thema).

Gute Beispiele von noch romanischen Zinnenreihen geben uns die ältesten Mauern von Mainz, Worms, Limburg a. d. L. Wimperge und Scharten sind verhältnissmässig breit, denn es galt, die Mauer durch Wurf, insbesondere auch durch Ausschütten von Steinen in grösserer Masse und durch Ausgiessen von heissem Wasser zu vertheidigen. Später werden die Wimperge schmäler und die Scharten enger, so dass letztere sogar zum blosen Schlitz zusammenschrumpfen.

Mauern ohne Zinnen, die also nicht durch Scharten, sondern nur „über Bank“ zu vertheidigen waren, haben wir bei den Orten, von denen wir reden, wohl kaum anzunehmen.

Die Scharten waren oben meistens ganz offen und wurden wohl nur in wenigen Fällen durch Fallladen, Flechtwerk oder Hürden, die sich vor ihnen schlossen, gedeckt, wodurch dann dem Vertheidiger auch noch ein weiterer Schutz gegeben wurde. Auch lag in einem derartigen Verschlusse ein Schutz gegen die Witterung.

In den Wimpergen kommen in späterer Zeit auch Schlitze vor, um weitere Oeffnungen zum Entsenden der Geschosse zu schaffen. Gewöhnlich wurde bei dieser Anlage ein Wimperg übergangen; ein ganzer Wimperg zwischen zwei geschlitzten bleibt frei zur Deckung Desjenigen, welchem die Vertheidigung der Scharte zugewiesen war. Wir sehen solches z. B. in den Stadtmauern von Oberwesel am Rhein und von Eltville. Die Maasse sind bei letzterer: Breite der Zinne einschliesslich des Schlitzes 2 M. 14 Ctm., der Schlitz ist aussen 14, innen 45 Ctm. breit, die Scharte 85 Ctm., die Mauerstärke ist 50 Ctm. An der Zinnenreihe über dem äusseren Thor des Auerbergs in der Bergstrasse, wo die gleiche überspringende Anlage auftritt, sind die Schlitze aussen 10, innen 45 Ctm. breit und 1 M. hoch, nach oben, wie es scheint, von vornherein offen, während die Eltviller die Wimperge durchbrechen. Diese Wimperge des Auerbergs sind sehr breit, 2 M. 95 Ctm., die Scharte 95 Ctm. (An dem benachbarten Schloss Bickenbach sind Wimperge von nur 90 Ctm. Breite, während die Scharte 78 Ctm. breit ist.) Am Hauptthurm des Auerberg sehen wir gleichfalls die Durchbrechung der Wimperge durch lange Schlitze. An dem schönen aus gothischer Zeit herrührenden Rothen Thurm in Weinheim, wie an dem genannten Neuen Thurm in Pfeddersheim ist jeder Wimperg von einer Schlüsselschiessscharte durchbrochen.

Den Zugang zu den Zinnen bildete der Wehrgang, auch Mordgang genannt, der sich auf der Mauer hinzog und somit als ein wichtiges Glied derselben darstellt. Zu dem Wehrgange selbst gelangte man, wenn nicht auf Freitreppen (wie auf dem Auerberg noch diejenige erhalten ist, auf der man zur erwähnten Zinnenreihe über dem Thor aufstieg,) oder Leitern, durch einen Thurm oder ein Haus, das zur Vertheidigung gezogen war. Solche Thürme und Häuser gaben der Vertheidigung auch Abschnitte; sie gewährten die Möglichkeit weiterer Vertheidigung auch nach Verlust eines Stücks Mauer. Sehr viel Aussicht bot allerdings bei kleineren Orten diese Möglichkeit nicht; für die meisten Fälle war die Vertheidigung mit dem Ersteigen der Mauer zu Ende, und nur citadellenartige Reduits, befestigte Kirchhöfe u. dgl. konnten noch die Fortsetzung des Kampfes ermöglichen. Die Breite des Wehrgangs musste seinem Zwecke entsprechen; zwei sich Begegnende mussten sich darauf ausweichen können; das Vertheidigungsmaterial, das zum Werfen oder Schütten gebraucht wurde, musste in Körben oder sonstigen Gefässen darauf herbeigetragen werden können.

Der Wehrgang wurde häufig durch besondere Arkadenstellungen getragen, wie durchweg in Darmstadt, wie in Bensheim, in Miltenberg, in Zwingenberg a. d. B., in Dalsheim bei Worms. Dann ruht der Wehrgang auf Rundbogen, die beispielsweise in Dalsheim 4 M. hoch und 3 M. 60 Ctm. breit und 1 M. 10 Ctm. von einander entfernt sind (Corr.-Bl. 1876, Nr. 5 S. 37). In Darmstadt sind die Bogen in der Nähe des früheren Mockenthores 4 M. 50 Ctm. breit. Die Tiefe der Bogen ist an der gleichen Stelle 1 M. In Darmstadt wurden noch im 17. und 18. Jahrhundert bei Erweiterung der Stadtmauern solche Rundbogen angelegt, um den Wehrgang zu tragen. (Ernst Wörner, Zur topographischen Entwicklung von Darmstadt im Adressbuch von Darmstadt für 1880 S. 383 f.). Der Wehrgang am befestigten Kirchhof von Gross-Heubach am Main ruht nach gef. Mittheilungen des Herrn Domprābendat Fr. Schneider in Mainz auf Arkaden, die 2 M. 35 Ctm. hoch sind. Der Wehrgang ist 85 Ctm. breit, und es führt eine Steintreppe auf ihn. Auch der Wehrgang konnte auf einem Rundbogenfries ruhen, wie wir es in Babenhausen am Spital sehen. Die Bogen entspringen hier aus Sandsteinconsolen und bestehen aus Ziegelsteinen. Auf dem Auerberg sehen wir solche Rundbogen von starken Abmessungen, 85 Ctm. hoch, 1 M. 10 Ctm. breit, auf der Starkenburg bei Heppenheim solche von je 50 Ctm. Höhe und Breite.[1]) In dem genannten Babenhausen, am Hexenthurm sehen wir noch eine weitere Form des Wehrgangs; vorspringende Consolen tragen Steinplatten, welche eben den Wehrgang bilden.

Der Wehrgang war gedeckt oder überdacht, wo es irgend anging; wenn nicht, war doch ein hölzernes Schutzgeländer nach Innen vorhanden. In Babenhausen am Hexenthurm ist statt dessen eine Steinbrüstung. Hölzerne, gerüstartig aufgebaute Wehrgänge, wie sich solche auch an der Burg Trausnitz bei Landshut und in einigen grösseren Städten und Burgen noch vorfinden, kamen wohl bei unseren Landstädten nicht oft vor. Ebensowenig der Fall, dass ein hölzerner Wehrgang schwebend hinaus vor die Mauer gebaut wurde, um auf solche Weise deren Fuss zu beherrschen. Vieles ist in dieser Hinsicht auch bei grösseren Städten nur passagérer Natur gewesen.

Um ein Ersteigen der Mauer vermittelst Leitern zu erschweren, wurde gesucht die Fläche derselben nicht vollkommen glatt zu bilden. Die einfachste Form für diesen Zweck besteht in dem Vorschiessen horizontaler Leisten, einer einzigen oder doppelter. Jene sehen wir z. B. in Dalsheim (Corr.-Bl. 1876 S. 37), diese in Limburg a. d. Lahn, am befestigten Friedhofseingang in Seeheim an der Bergstrasse. Eine Handschrift des Wilhelm von Oranse auf der Bibliothek zu Kassel, welche für Landgraf Heinrich II. von Hessen ao. 1334 angefertigt wurde, zeigt Miniaturen, welche gezinnte Mauern mit solchen Leisten abbilden. Sehr häufig wurde der obere Theil der Mauer vorspringend gebildet und das Vorspringende durch auf Kragsteinen ruhende Bogenfriese getragen. Sehr einfache Rundbogenfriese, bei der die Kragsteine nicht behauen, sondern nur grössere Bruchsteine sind, sehen wir an der Stadtmauer von Darmstadt aus dem 14. Jahrhundert. Rundbogenfriese sieht man in langer gerader Reihe am Ibener Hof in Rheinhessen, sonst besonders auch an sehr vielen Thürmen, wovon später. Kleeblattartige Verzierungen der Bogen kommen vor. Spitzbogige Friese erscheinen z. B. an der Stadtmauer von Lindenfels im Odenwald. Die Spitzbogen werden bei besonders prächtigen Bauten mit Masswerk gefüllt, so bei dem Adlerthurm in Rüdesheim, beim Rothen Thurm in Weinheim, in Balduinstein. Auch der Eselsrücken kommt bei späteren Anlagen vor. (Fortsetzung folgt.)

[1]) Wir haben hier und im Vorstehenden auch Burgen beispielsweise angezogen, soweit sie analoge Anlagen, welche für die Beurtheilung der Ortsbefestigungen instructiv sind, enthalten.

Neuentdeckte Urnenfriedhöfe.

Von Studienrath Dr. H. Müller.

In der Gegend von Boltersen (A. Lüneburg) wurden kürzlich auf einer Heidfläche beim Steingraben Urnen und Eisenwaffen gefunden. Bei einer Besichtigung von Seiten des Herrn Dr. Heintzel (dem wir diese Mittheilung verdanken) und anderer Mitglieder des Museumsvereins zu Lüneburg ergab sich, dass schon etwa 40 Urnen gehoben und zugleich mit dem muthmasslichen Brandplatz, von welchem noch eine grosse Platte übrig war, zerstört worden waren. Die schönsten schwarzen Urnen mit Mäanderornamenten lagen in Scherben im Gehölz. Im Beisein der Genannten wurden etwa 10 Urnen ausgegraben und untersucht. Sie standen in Reihen von Westen nach Osten im Abstand von ca. 50 cm. von einander entfernt; die Reihen dagegen hatten in der Richtung von Norden nach Süden eine Distanz von ca. 75 cm. Die Gefässe waren frei im Sande beigesetzt, theils auch von einigen kleinen Steinen umpackt und häufig mit Deckplatten versehen. Sie standen mit dem Rande etwa 20 cm. unter der Terrainoberfläche. Die Heidfläche ist mit Kiefern bewaldet; sind durch die Wurzeln derselben die Urnen nicht zersprengt, so ist die Erhaltung gewöhnlich eine vorzügliche. Ihre Gestalt ist topfartig, das Aeussere theils schlicht, theils verziert mit Mustern, die mit einem Hölzchen hergestellt sind. Es fanden sich aber auch schwarze Urnen, welche mit einem Töpferrädchen, wie es Herr Dr. Hostmann zu Celle im Urnenfriedhof von Darzau fand, mäandrisch ornamentirt sind. Auch eine Fussurne war gefunden. An Beigaben zeigte sich viel Eisen, wenig Bronze, kein Steingeräth. Gerettet sind einige zum Theil vorzüglich erhaltene Schildbuckel mit Bronzerand, noch eiserne Nägel enthaltend, ferner Lanzenspitzen, Pfeile mit Widerhaken, ausserdem eine Axt mit stellenweise oxydfreier Oberfläche, Spangen und andere Eisensachen. Von Bronze wurde nur ein kleines Stück Beschlag gefunden. In mehreren ärmlichen Urnen lagen (wie bei Darzau und Rebenstorf) kleine Stückchen schwarzes, wohlriechendes Harz als Weihegaben. — Die weitere Untersuchung übernahm auf Ersuchen des Vorstandes des Lüneburger Museumsvereins Herr Dr. Hostmann, welcher vom 21. bis 23. Juni noch ca. 60 Gefässe mit zwei Lanzenspitzen, einem Schildbuckel ohne Bronze, einem Paar eiserner Sporen mit Bronzebeschlag (fein, nur selten), einer eisernen Fibula mit gekerbtem, geraden Bügel und zwei kleinen Stückchen wohlriechenden Harzes ausgrub. Es zeigten sich bei den Gefässen im Boden sehr viele Steine und schreckliches Wurzelgewirr: die meisten Urnen waren zerdrückt. Wir hoffen, dass von diesem höchst interessanten Urnenfriedhofe durch den sehr rührigen und umsichtigen Lüneburger Museumsverein eine eingehende Publikation veranstaltet werden wird. — Sodann sind nach einem freundlichen Berichte des Herrn Dr. med. Langerhans in Wittingen vom 19. Juni auf der Wittinger Feldmark vor längeren Jahren beim Bau der Chaussee nach Uelzen auf dem sog. Steinkampe wiederholt Urnen ausgegraben. Auch jetzt noch stossen dort die Arbeiter beim Pflügen häufig auf grosse, im Allgemeinen kreisförmig gruppirte Feldsteine — daher der Name Steinkamp. Angeblich haben in den Urnen grosse kupferne Nägel, vermuthlich also wohl Nadeln oder Spangen von Bronze, gelegen. Näheres war nicht zu erfahren. Jetzt sind an zwei verschiedenen Stellen wiederum Urnen aufgefunden und zwar zunächst auf dem Felde des Herrn Brennereibesitzers Krey, auf einem mässigen Hügelabhange (von Süden nach Norden), im Ganzen vielleicht 6—8 kreisförmige Steinsetzungen von mannskopfgrossen Steinen; in jedem Kreise — etwa vorhandene Decksteine waren ohne Frage durch die langjährige Bodenbestellung entfernt — stand je eine Urne, von welchen indessen keine einzige wohlerhalten herausgefördert wurde, theils in Folge der bekannten, leider nicht zu bekämpfenden Sucht der

Arbeiter, die Urnen sofort leeren zu wollen, theils in Folge der grossen Nässe. Der Platz ist aber auch bis vor 40 Jahren mit Kiefern bewachsen gewesen, deren Wurzeln wohl auch manche Urne zersprengt haben mögen. Die einzige noch einigermassen erhaltene Urne ist restaurirt gedacht, topfförmig, ohne Drehscheibe hergestellt, mit dicker, plumper Wandung und schlecht gebrannt; das Strichornament in Dreiecklinien ist nur flach, vermuthlich mittelst Fingernagel, eingeritzt, kurz die Urne ist ein Product primitivster Töpferkunst. Aehnlich, nur ohne jedes Ornament, scheinen nach den Scherben zu schliessen, die anderen Urnen gewesen zu sein. Beigaben zu den Knochen sind nicht gefunden worden. Angeblich hat man noch eine 4 Fuss im Quadrat haltende, 2 Fuss tiefe, mit kleinen, durch Feuer geschwärzten Steinen ausgelegte Grube, gefüllt mit Kohlen und Asche, aufgedeckt. Die Kiesader, in deren Verfolgung die Urnen blosgelegt wurden, zieht sich von dem Hügel nach der Ebene herunter, so dass die etwa auf der Höhe noch gelegenen Gräber einer späteren Ausgrabung noch entgegen sehen. Zu gleicher Zeit wurde im Garten des Rittergutspächters Herrn Barckhausen, etwa 1 km. von dem ebengenannten Urnenfelde und etwa 2 km. vom Steinkamp entfernt, eine einzelne, ebenfalls stark zertrümmerte Urne hervorgefördert. Sie hatte ca. 25 cm. Durchmesser Bodenfläche zu 40 cm. Höhe, war sehr gut gebrannt und auf der ganzen Innenfläche mit Eisenrost überzogen, wohl durch frühere Eisenbeigaben, da der Boden nicht eisenhaltig ist. Die Urne zeigte sich mit kleinen Steinen umgeben. — Im Interesse der vaterländischen Alterthumskunde ist es dringend zu wünschen, dass solche Funde, wie die hier mitgetheilten, stets zeitig zur Kenntniss der Sachverständigen gelangen, damit für die Erhaltung der Alterthümer entsprechende Sorge getragen werden kann.

Längsrillen und Rundmarken an der Kirche zu Heppenheim a. d. Bergstrasse.

Westseite links.

Auf Seite 55 des XXV. Jahrg. (1877) dieser Zeitschrift ist ein Auszug aus einem Vortrag über Längsrillen und Rundmarken an mittelaltrigen Gebäuden gegeben, nach welchem sich solche Zeichen vom Harz bis nach Oberschlesien finden, am häufigsten in Pommern, der Neumark und der Nieder-Lausitz. Mittheilungen über diesen Gegenstand finden sich weiter vom Director des Märkischen Museums in Berlin, Herr Ernst Friedel, im Archiv für kirchl. Baukunst und Kirchenschmuck von Th. Prüfer, II. Jahrg. (1877) S. 55, sowie ebenda III. Jahrg. (1878) S. 4 und 20 vom Staatsarchivar Dr. G. v. Bülow in Stettin, welcher ein Verzeichniss der von ihm in Norddeutschland beobachteten Marken giebt. Nach des Letzteren Mittheilungen finden sich beide Arten nur an Kirchen und zwar meistens an solchen der Backsteinperiode, namentlich an den Süd-, Südost- und Südwest-Seiten (aber auch an Nord- und Ost-Seiten) und mit Vorliebe in der Nähe der auf diesen Seiten befindlichen Eingänge. Sie finden sich immer nur innerhalb einer gewissen horizontalen Zone von 3 — 4 Fuss Breite und zwar in einer solchen Höhe, die ein erwachsener Mensch bequem erreichen kann. Innerhalb dieser Zone sind Längsrillen und Rundmarken völlig regellos über die senkrechte Fläche verstreut, bald 10—12, bald nur 1 oder 2 Stück auf einem Stein; oft zerstört eine Rundmarke die Kreisfläche einer andern, oder eine Längsrille schneidet mehrere der ersteren entzwei. Manche finden sich halb im Mörtel, halb im Stein. Die Längsrillen sind Vertiefungen von sehr verschiedener Länge und Tiefe, die erstere variirt von 2 oder 3 Zoll bis zu eben so viel Fuss, die letztere von $^1/_3$ Zoll bis zu 2 Zoll. Die Rundmarken sind regelmässige kreisrunde Vertiefungen von $^3/_4$—2, ja in einzelnen Fällen über 3 Zoll Durchmesser und von $^1/_2$—1 Zoll Tiefe. Im Querschnitt kommen sie verschieden vor. — Längsrillen sind nach einer Mittheilung des Herrn Architekt Winkler in Strassburg an einer grösseren Zahl von Kirchen im Elsass, und zwar in ausgeprägtester, von der norddeutschen etwas verschiedener Form an Kirchen des 12. und 13. Jahrh. gefunden worden. Eine genügende Erklärung dieser Zeichen liegt noch nicht vor.

Interessant ist es nun, dass sich Längsrillen und Rundmarken auch am Mittelrhein vorfinden und zwar an der Kirche zu Heppenheim. Sie finden sich dort an der Westseite (der Thurmseite) neben dem Haupteingang an Sandtesinquadern, die dem 13. Jahrh. angehören mögen, ebenso an den frühgothischen Strebepfeilern derselben Seite, an denen sie aber nicht so gut erhalten sind. Alle liegen in 3 Quaderschichten, deren unterste in ca. 1,3 m Höhe über dem jetzigen Terrain beginnt. Die Längsrillen stehen meist senkrecht, mitunter auch etwas schräg, öfters sind sie auch geschweift. Die Wandungen schneiden immer in einer mittleren Linie zusammen. Sie haben ca. 20. cm. Länge bei verschiedener Breite. In der Form kommen sie den elsässischen nahe. Die Rundmarken haben meist 4 cm. Durchmesser und bilden Kugelabschnitte. An einem späterer Zeit angehörigen Strebepfeiler finden sich Einschnitte, die vom Wetzen von Instrumenten herzurühren scheinen und nicht die markirten Formen der Längsrillen besitzen. — Der schon 50 Jahre im Dienste stehende Küster der Kirche wusste nichts über diese Zeichen anzugeben. — Die Abbildung gibt die beiden untersten Quaderschichten über dem Sockel links vom Portal der Westseite. Rechts von demselben befinden sie sich in der zweiten und dritten Schicht, an den beiden Strebepfeilern dieser Façade in allen 3 Schichten.

Darmstadt, den 27. August.

Professor E. Marx.

Nachtrag zu dem Artikel: „Ueber die Reihenfolge der Ahnenwappen.[1]

Auf dem Grabsteine des Grafen Albrecht von Hohenlohe, † 1551, in der Stadtkirche zu Neuenstein, befinden sich nachstehende in Bronze gegossene Wappen, in der angegebenen Stellung: in der Mitte das Wappen des Grafen Albrecht;[2]) rechts oben der Wappenschild seiner Mutter, der Gräfin Helene von Württemberg, und unter demselben, (rechts unten), der Wappenschild ihrer Mutter, der Herzogin Margarethe von Savoyen; links oben der Schild seiner väterlichen Grossmutter, der Gräfin Margarethe von Oettingen, und unter demselben, (links unten,) der Schild ihrer Mutter, der Herzogin Euphemie von Münsterberg.

Also in derselben Stellung wie auf dem bereits s. Z. erwähnten Grabsteine seines Bruders, des Grafen Georg von Hohenlohe, † 1551, in der Stadtkirche zu Waldenburg.

Kupferzell. F.-K.

Wirksamkeit der einzelnen Vereine, Literarisches.

Zweiter Jahresbericht des Museumsvereins für das Fürstenthum Lüneburg 1879.

Inhalt: Bode, Ansichten der Stadt Lüneburg. — Heintzel, Ein prähistorischer Heerd. — Jahresbericht.

Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands mit besonderer Berücksichtigung der Rheinlande und Westfalens. Herausgegeben von Richard Pick. VI. Jahrg. 2. Heft.

Inhalt: Veith, Cäsars Rheinübergänge in den Jahren 55 und 53 v. Chr. — Kaufmann, Vorträge über einzelne Gegenstände der Kulturgeschichte.

Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Alterthums- und Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften. V. Band. 1. Heft.

Inhalt: Martini, Sulzburg. Eine Stadt-, Bergwerks- und Waldgeschichte.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. XXVII. Jahrg. Nr. 4. 5.

Inhalt: Bösch, Margareta von Schwangau, Gemahlin Oswalds von Wolkenstein. — v. Eye, Die Leipziger juristische Fakultät verurtheilt eine Kuh zum Tode. — Essenwein, Ritterspiele. — Bezold, Studentenkämpfe im 15. Jahrh. — Wernicke, Ein verschollener Hofjuwelier des 17. Jahrh. — Schepss, Judas Ischarioth in lateinischen Versen. — Wernicke, Zur Baugeschichte des Schlosses in Cassel. — Zingerle, Eine Glockeninschrift aus einem lateinischen Hymnus des Mittelalters. — Essenwein, Israelitische Vermählung. — Wattenbach, Aus Baseler Handschriften. — Essenwein, Jagdscene des 14. bis 15. Jahrh. — Ders., Zur Geschichte der musikalischen Instrumente. — Gradl, Aus dem Egerer Archive. — Joachim, Ein Manuscriptenschatz des Grafen von Sayn. — Blaas, Die Regenbogenschüsselchen in Nieder-Oesterreich. — Essenwein, Jäger am Schluss des 15. Jahrh. — Ders., Ein Begräbniss, Abbildung vom Jahr 1441. —

Mittheilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Alterthumskunde. II. Band. Heft 7.

Inhalt: Stenzel, Zur Genealogie und Geschichte Anhaltischer Adelsfamilien: I. Die von Baussen und von Schkoelen auf Elsnigk; II. Die von der Schulenburg auf Libbesdorf. — Irmer, Wigbert von Groitsch. Fortsetzung. — Suhle, Landesordnung des Fürsten Christian I. vom Jahre 1607. — Wäschke, Ueber eine byzantinische Quelle zur Geschichte Fürst Rudolf's von Anhalt. — Formey, Briefwechsel des Fürsten Leopold von AnhaltDessau mit dem Grafen von Seckendorf. Erste Hälfte. — Stenzel. Der Münzfund vom Günthersberge am Harz. — Hosäus, Anhaltiner auf der Universität Heidelberg 1583—1669. — Ders., August Franz Winter. Ein Nekrolog. S. 597—599. — Vereinsnachrichten.

— Von den vom Verein für die Geschichte Berlins herausgegebenen **Berliner Urkunden** ist Bogen 104 bis 129 erschienen, nebst Titel und Register (Bogen a bis d) zum ersten, hiermit abgeschlossenen Bande des Urkundenbuchs.

* **Zeitschrift des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg.** 17. Jahrg.

Wir sind es gewohnt, in dieser Vereinsschrift einen ebenso reichhaltigen, wie interessanten Inhalt zu erblicken. Diesmal sind es folgende Aufsätze: Vogt, Johann Schilling der Barfüsser Mönch und der Aufstand in Augsburg im Jahre 1524. — Dobel, der Fugger Bergbau und Handel in Ungarn. — Birle, Bericht über die Schlacht von Elchingen den 14. October 1805. — Buff, Ein Augsburger Illuminatenprocess 1787. — Vogt, Des Clemens Sander Chronicon Augustanum, eine Wolfenbüttler Handschrift. — Schott, Beiträge zur Geschichte des Carmeliterklosters und der Kirche zu St. Anna in Augsburg. (Forts.) — Kränzler, Clara Tettin. — Hörmann, Zur Geschichte des heil. Geist-Hospitals in Augsburg. — Vogt, Die Correspondenz des schwäbischen Bundeshauptmanns Ulrich Artzt von Augsburg a. d. J. 1521 und 1525.

Es sei uns gestattet, hier diesmal aus einem Aufsatz zu citiren, welcher ein Thema aus der neueren Geschichte behandelt. Wir meinen den Bericht über die Schlacht bei Elchingen, welchen Herr Birle aus einem von ihm aufgefundenen Manuscript edirt hat, und welcher mit ausserordentlicher Anschaulichkeit und Genauigkeit den Hergang schildert und nicht ohne treffende Charakteristik der Heere und Personen ist. Als Beispiel setzen wir hier her, was über die persönliche Erscheinung und den Charakter Napoleons gesagt ist. Es lautet: „Wer schon einen neuen französischen Thaler oder einen Napoleonsd'or gesehen hat, wird auf demselben einen ächt römischen Kopf aus den glänzendsten Tagen der römischen Monarchie abgebildet finden, wer aber den Kaiser Napoleon nur einmal gesehen, wird sagen müssen, dass er diesem ebensowenig gleiche, als sein physisches Wesen seiner Seelengrösse entspricht. Er ist von mittlerer Statur, mehr hager als stark, hat ein blassgelbes blatternnarbiges Angesicht, tief liegende düstere Augen, starke Augbraunen, spitzige nicht gebogene Nase und kurzes Kinn, und sein Blick ist mehr finster, als feurig. Sein Betragen gegen seine Generale ist im eigentlichen Verstand imperatorisch, sein Temperament scheint sehr aufbrausend, und leicht in Affekt zu bringen zu seyn, auch schien er sehr misstrauisch; denn, wenn er schlief, war gewöhnlich der Mameluk Martin, und sein Oberkammerdiener bei ihm im Zimmer: 10 Mameluken standen mit entblössten Schwerten vor seinem Schlafzimmer, und die übrigen Zimmer und Zugänge zu demselben waren von seinen Garden wohl besetzt."

Auf das Benehmen der französischen Generale ausserhalb des Gefechts fällt nach unserem Bericht kein besonderes Licht.

---

[1]) Vergl. Correspondenz-Blatt 1858. S. 92. 2 Sp. zu Note †).

[2]) Schild mit Helm, auf welchem als Schmuck der Adler.

Commissions-Verlag der Hofbuchhandlung von A. Klingelhöffer in Darmstadt. — Druck von Heinrich Kichler.

Herausgegeben von dem Verwaltungs-ausschusse des Gesammt-vereins in Darmstadt unter Redaction von Ernst Wörner.

Correspondenzblatt
des
Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine.

Das Correspondenzblatt erscheint monatlich einmal und kostet jährl. 5 Mark.

№. 11. Achtundzwanzigster Jahrgang 1880. November.

Angelegenheiten des Gesammtvereins.

Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu Hamburg.

Erste Plenarsitzung am 6. September 1880.

(Fortsetzung.)

Es hielten darauf die Herren Dr. K. Koppmann von Hamburg und Dr. Adolf Wohlwill von Hamburg Vorträge, der erstere aus der Geschichte Hamburgs im Mittelalter, der letztere aus der Geschichte Hamburgs in der Neuzeit.

Herr Dr. Adolf Wohlwill trug etwa das Folgende vor: Die Stellung Hamburgs in der neueren Geschichte zu charakterisiren, ist eine Aufgabe, die sowohl der politischen, wie der Culturgeschichte angehört. In letzterer Beziehung sind die Verdienste und Leistungen Hamburgs im wesentlichen dreifacher Art gewesen: sie bestanden in der Ausbildung einer städtischen Verfassung, welche zur Zeit, da das communale Leben fast aller Orten in Deutschland für abgestorben galt, als geradezu mustergiltig betrachtet wurde, in der Pflege des Welthandels und in einem nicht geringzuschätzenden Antheil an der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts.

Sein Hauptaugenmerk richtete indessen der Vortragende darauf, Hamburgs politische Verhältnisse während der letzten Jahrhunderte darzulegen. Hamburg gehörte längere Zeit zu den für die deutsche Verfassungsgeschichte besonders interessanten Städten, welche eine Mittelstellung zwischen den Territorialstädten und den eigentlichen Reichsstädten einnahmen. Bereits im Anfang des 16. Jahrh. berief Kaiser Maximilian die Stadt zu verschiedenen Reichstagen, doch erst 1768 entsagten die Vertreter des holsteinischen Fürstenhauses definitiv ihren landesherrlichen Ansprüchen. Seit dieser Zeit war Hamburg unbestritten eine kaiserliche freie Reichsstadt. Mit diesem Titel ist freilich die Charakteristik ihrer politischen Stellung nicht erschöpft. Als letzte Vertreter des alten glorreichen Städtebundes bewahrten Hamburg, Lübeck und Bremen noch immer den Namen „Hansestädte“. Derselbe ist für das Reichsrecht bedeutungslos, dagegen von grösster Wichtigkeit als gemeinsame Bezeichnung jener drei Handelsplätze in einer Reihe völkerrechtlicher Verträge des 17. und 18. Jahrhunderts. Es hängt dies mit dem Umstande zusammen, dass die drei Städte neben ihrer reichsständischen Stellung noch eine andere, über die Grenzen der Reichsverfassung hinausragende Existenz führten. In diesem Sinne glaubte der Lübecker Syndicus Wilcken in einem amtlichen Gutachten (1796) betonen zu dürfen, dass Lübeck, Bremen und Hamburg „in ihrer Qualität als Hansestädte einigermassen, wenn auch nicht vollkommen, vom Reiche unabhängig seien.“ Eine solche, jeder schärferen Definition sich entziehende Doppelstellung wurde wesentlich dadurch gefördert, dass Kaiser und Reich trotz aller Privilegien, trotz aller Verheissungen und Verwendungen durchaus nicht die Mittel besassen, um den maritimen Interessen der Hansestädte Schutz zu verleihen, sodass dieselben um ihrer Selbsterhaltung willen darauf angewiesen waren, mit allen handeltreibenden und seemächtigen Staaten ein möglichst gutes Einvernehmen zu unterhalten.

Dies tritt namentlich in der Revolutionsperiode hervor. In jener Zeit, da überall in Deutschland die nationalen Regungen theils durch kosmopolitische, theils durch particularistische Tendenzen zurückgedrängt waren, konnte man auch von den Hansestädten keine unbedingte Hingebung und Aufopferung für das in allen seinen Fugen erschütterte deutsche Reich erwarten. In Hamburg herrschte im Anfang der Revolutionszeit vielfach eine gewisse Hinneigung zu Frankreich, später überwog mehr und mehr die Sympathie für England, an das man durch wesentliche commercielle Interessen gefesselt war. Daneben machte sich indessen in der Hamburgischen Politik auch in diesen unglückseligen Tagen wiederholt das Bewusstsein geltend, dass man vor allem dem Kaiser Treue schuldig sei, und dass man namentlich „bei einer Collision der Pflichten, an dem deutschen Reich, als dem Stamme festzuhalten habe.“

In ganz neuer und eigenthümlicher Weise entwickelte sich seit dem Jahre 1796 das Verhältniss zu Preussen. Einen grösseren Einfluss übte dieser Staat in Hamburg schon vorher dadurch aus, dass der König, als Herzog von Magdeburg, kreisausschreibender Fürst des niedersächsischen Kreises war. Von besonderer, bisher nicht genugsam gewürdigter Bedeutung wurde indessen die Aufstellung einer Observationsarmee zum Schutz der von der Demarcationslinie umfassten norddeutschen Gebiete (seit 1796), insofern fortan die auf solche Weise unter Preussens Garantie gestellten neutralen Territorien eine neue Gemeinschaft bildeten, für welche der Ausdruck „norddeutsche Neutralitätsassociation,“ mitunter schlechthin „Association des nördlichen Deutschlands“ gebraucht wird. Begreiflicherweise gewann Preussen zufolge dieser Entwicklung auch in Hamburg erhöhte Autorität, und der preussische Gesandte erlangte hier eine dem kaiserlichen Gesandten ebenbürtige Stellung. Von dem besonderen Vertrauen, welches der Vertreter Preussens in Hamburg während der Jahre 1796—1800 genoss, zeugen die Gesandtschaftsberichte, welche über fast alle wichtigen Vorgänge des Hamburgischen Staatslebens getreue Auskunft geben. Dies Vertrauen erscheint um so erklärlicher, wenn wir erfahren, in wie mannigfaltiger Weise Preussen damals für Hamburg namentlich Frankreich gegenüber einzutreten Gelegenheit fand. Hervorzuheben ist u. A., wie Ende 1797 und Anfang 1798 französischerseits nahezu gleichzeitig drei verschiedene Pläne gegen Hamburg ausgeheckt wurden. Man wollte Hamburg revolutioniren, um an der Niederelbe eine von Frankreich abhängige Republik nach dem Muster der batavischen, ligurischen, cisalpinischen u. s. w. zu schaffen, man dachte an militärischen Ueberfall und trug andrerseits auch kein Bedenken, Hamburg der preussischen Regierung anzubieten, wenn dadurch ein engerer Anschluss Preussens an Frankreich erreichbar schien. Nicht zum mindesten war es der Haltung Friedrich Wilhelms III. zu verdanken, dass keiner dieser drei Pläne verwirklicht wurde. Die preussische Garantie bezog sich indessen nur auf die Stadt und das Gebiet von Hamburg. Daneben — so wurde von beiden Seiten zugestanden — existirte noch ein anderes Hamburg auf dem Meere, welches zu beschützen es Preussen damals an Machtmitteln gebrach. Wenn Ham-

burgs Handel und Schifffahrt bedroht waren, so konnte Preussen höchstens auf dem nicht immer erfolgreichen Wege diplomatischer Intervention sich der Stadt annehmen. Es bestand demnach für dieselbe die Nöthigung, ihre Interessen den Seemächten gegenüber als ein selbstständiger Staat zu wahren und in dieser Hinsicht sich der auswärtigen Politik Preussens nicht völlig unterzuordnen. Als daher gegen Ende des J. 1800 und im Anfang des J. 1801 Preussen mit Russland, Schweden und Dänemark im Verein den maritimen Uebergriffen Englands entgegentrat und Hamburg, als Hauptcommunicationspunkt Deutschlands mit Grossbritannien, in die entstehenden Zerwürfnisse hineingezogen wurde, konnten Conflicte zwischen dieser Stadt und Preussen nicht ausbleiben, welche eine gewisse Missstimmung zur Folge hatten und nicht zum mindesten dazu beitrugen, dass man im Jahre 1803 die den fortbestehenden Reichsstädten garantirte „Neutralität auch während künftiger Reichskriege" in Hamburg als eine freudige Errungenschaft begrüsste.

Der Werth dieser Bestimmung sollte freilich von den Franzosen bald genug in auffälligster Weise illustrirt werden.

Die Besetzung von Hannover gefährdete von vornherein die Freiheit der Elb- und Weserschifffahrt. Noch im Anfang Juni 1803 erklärte Talleyrand freilich dem preuss. Gesandten Lucchesini, es sei dem General Mortier der gemessenste Befehl ertheilt, die hanseatischen Gebiete nicht zu berühren. Noch ehe jedoch der betreffende Bericht in Berlin eingetroffen, hatten die Franzosen thatsächlich von dem Amte Ritzebüttel Besitz ergriffen. Konnte für die Occupation Hannovers die dynastische Verbindung dieses Landes mit England als Vorwand dienen, so war durch die Verletzung des Hamburgischen Gebietes die Integrität von Norddeutschland und dadurch auch die Ehre Preussens aufs unzweideutigste angetastet worden. Den Berichten zufolge, welche die Vertreter hansestädtischer Senate im J. 1803 aus Berlin an ihre Committenten sandten, hätte Haugwitz in jener Periode einem energischen Auftreten das Wort geredet, während der König den zur Nachgiebigkeit mahnenden Stimmen Lombard's, Beyme's und des Herzogs von Braunschweig Gehör schenkte. Es ist bekannt, wie sehr dadurch das Ansehen Preussens erschüttert wurde. Noch einmal freilich erfolgte ein Aufblitzen preussischer Thatkraft, als Rumbold, der britische Geschäftsträger beim niedersächsischen Kreise, von französischen Truppen aus seinem Landhause bei Hamburg entführt wurde, und die Intervention Friedrich Wilhelms III. seine Befreiung bewirkte — freilich nicht, wie Hardenberg gewünscht hatte, die Redressirung des gesammten Vorfalls. Die Zuversicht zu Preussens Macht ward dadurch nicht wieder hergestellt. Dies zeigte sich, als im J. 1806 die Hansestädte aufgefordert wurden, der unter Preussens Leitung zu bildenden norddeutschen Foederation beizutreten. Des Rückhalts an Kaiser und Reich endgültig verlustig, misstrauisch gegen alle Foederations- und Protectionsangebote, waren die Städte veranlasst, sich als völlig selbstständige Handelsrepubliken zu constituiren, und nur das altehrwürdige hanseatische Bündniss nochmals zu bekräftigen — ein Nothbehelf in rathloser Zeit. Doch gilt es, sich in jene Periode hineinzuversetzen, um zu begreifen, dass man damals aus der Noth eine Tugend machte, dass selbst ein so klarblickender Staatsmann, wie Johann Smidt, der praktische Schöpfer von Bremerhafen, sich das hanseatische Zukunftsbild als ein idealistisches Wolkenkuckuksheim ausmalte. Die Hansestädte sollten „gemeinschaftliche Asyle des Friedens sein, Zufluchtsörter für Personen, die sich dem Sturm des Zeitalters zur Beförderung einer ruhigen, für das Fortschreiten der Wissenschaften und Künste heilsamen Thätigkeit entziehen wollten."

Am Tage, bevor der neue hanseatische Vertragsentwurf von den Deputirten der drei Städte unterzeichnet ward, hatten die Schlachten von Jena und Auerstädt stattgefunden. Die Neutralität der Hansestädte verhinderte nicht, dass Preussens Zusammenbruch auch ihren Ruin im Gefolge hatte. Bereits im November 1806 begannen für Hamburg die Schrecknisse der militärischen Occupation und der Abhängigkeit von Frankreich, welche nur um ein weniges gelinder waren, als die, welche die eigentliche Einverleibung (seit dem December d. J. 1810) herbeiführte. Es war eine furchtbare Zeit der Leiden und der Prüfungen, aus welchen Hamburg indessen geläutert hervorgegangen ist.

Nachdem zur Charakteristik dieser Periode einige Züge hervorgehoben worden, ward zu einer kurzen Schilderung der ruhmvollen Erhebung des Frühjahrs 1813 hinübergeleitet. Aus den gleichzeitigen preussischen Gesandtschaftsberichten konnten einige die bisher bekannten Thatsachen ergänzenden Angaben hervorgehoben werden. Insbesondere wurde betont, dass, wenn es sonst wohl preussische Politik gewesen, zu verhindern, dass Dänemark in Hamburg festen Fuss fasse, in jener Zeit dagegen der preussische Gesandte, Graf Grote, — von der Ueberzeugung durchdrungen, es werde für ganz Deutschland die nachtheiligsten Folgen haben, wenn Hamburgs Patriotismus zum Uebel ausschlage — alle ihm zu Gebote stehenden Mittel anwandte, um ein Eingreifen Dänemarks zur Rettung Hamburgs vor den wiederkehrenden Franzosen zu bewirken. Bekanntlich waren seine Schritte erfolglos. Hamburg sah einer erneuten und schlimmeren Periode der Fremdherrschaft entgegen. Hamburgs Aufopferung aber war nicht vergeblich. Wie schon ein Aufruf jener Tage hervorhob, trug sie wesentlich dazu bei, die übrigen Deutschen zu verstärkter Kampfeslust zu entflammen.

In jenen Tagen heissen Ringens und Streitens ist der Grund gelegt worden für ein neues glücklicheres Deutschland; wie denn tausend sichtbare und unsichtbare Fäden hinüberleiten von dem Jahre 1813 zu den Jahren 1870 u. 71. Wenn wir von Preussen absehen, so hat im Jahre 1813 kein deutscher Staat soviel gewagt, soviel geopfert und geduldet, wie Hamburg; und so ist diese Stadt auch in der Folge — trotz scheinbarer Schwankungen — stets den Losungsworten der Freiheitskriege gefolgt und ihres innigen, unlösbaren Zusammenhangs mit dem übrigen Deutschland eingedenk geblieben.

(Schluss der Sitzung folgt.)

Mittheilungen für Deutsche Geschichte und Alterthumskunde überhaupt.

Ueber mittelaltrige Ortsbefestigungen, Landwehren, Warten und Passsperren mit besonderer Rücksicht auf die hessischen und angrenzenden Territorien.

Von

Ernst Wörner und Max Heckmann.

3. Ummauerte Orte.

c. Insbesondere von dem Mauerwerk, von den Zinnen, dem Wehrgang und den Scharten auf und in der Mauer.

(Fortsetzung.)

Wir hatten zuletzt von dem Wehrgang und davon gesprochen, wie man von aussen die Construction der Mauer so einrichtete, dass das Anlegen von Leitern erschwert wurde. Wir hätten die dort angeführten Beispiele noch beliebig vermehren, wir hätten als Beispiele eines auf rundbogigen Arkaden ruhenden Wehrgangs noch die Mauern von Bergen (Dehn-Rotfelser und Lotz, Die Baudenkmäler im Rgb.-Bez. Cassel S. 9), Butzbach (Plan im hess. Staatsarchiv),

Biedenkopf (nach Merian), Herborn (desgl.) u. s. w., als Beispiel eines auf Consolen ruhenden Wehrgangs noch Wetter (Dehn-Rotfelser und Lotz a. a. O. S. 307) und als Beispiel von mit Rundbogenfriesen aussen umgürteten Mauern noch das überhaupt sehr instructive Schloss Fürstenau im Odenwald anführen können, wo wie am Ibener Hof das Wohnhaus zugleich der Wehrbau ist und durch solche Friese gegen Ersteigen geschützt wurde. Einen Fries mit Stichbogen verzeichnen Dehn-Rotfelser und Lotz a. a. O. S. 307 in Wetter. Bei Thürmen, wo die Rundbogenfriese so recht heimisch sind, findet sich auch oft die einfache Vorkragung eines Stockwerks, wie besonders in Nürnberg beobachtet werden kann.

Manches kann man auch aus Stadtwappen lernen, welche ja häufig gethürmte Mauern als Wappenschild haben. Man nehme z. B. die im III. Band des Archivs für hessische Geschichte und Alterthumskunde von Günther in Abbildungen mit erläuterndem Text publizirten hessischen Städtewappen. Die Wappen von Biedenkopf, Butzbach, Hungen und Nidda zeigen Aufsätze oder Ausbauten, bei deren Darstellung offenbar an Holzanlagen gedacht worden ist, und zwar müssen diese Holzanlagen gewiss vielfach als solche passagèrer Natur betrachtet werden. Bei dem Wappen von Biedenkopf sehen wir den Hauptthurm mit Zinnenkrönung in der Mitte, der Wehrgang kragt sich in schräger Linie über den Thurmkörper vor; rechts und links stehen zwei kleinere Thürme, mit einem Mauerunterbau, auf dem aus Balken, deren Köpfe deutlich erkennlich sind, construirt zwei Stockwerke aufsitzen; Zinnen fehlen; ein spitzes Dach deckt beide. Hier haben wir es ohne Zweifel mit Holzaufsätzen zu thun, und wie bei Thürmen werden wir uns solche auch bei Mauern zu denken haben. Der Thurm auf dem Wappen Butzbachs (nach einem Siegel von 1471) streckt zwei lange Ausbauten quer hinaus; sie können nur auf Balken ruhen; was ist das anders als ein hinausgeschobener hölzerner Wehrgang? Sehr bemerkenswerth ist das Wappen von Nidda, das Günther dem Siegel von Urkunden aus den Jahren 1308 und 1335 entnommen hat. Auf den gezinnten Mauern sitzen eigenthümliche Wachhäuser auf, von dem ungedeckten, mit Zinnen versehenen, butterfassartigem Hauptthurm (der übrigens auch einen hölzernen Wehrgang von seiner Plattform aus hinausschiebt) wohl unterschieden durch Walmdächer, wie durch ihre bildliche Unterordnung. Die Phantasie des Zeichners oder Stempelschneiders kann sie nur als Holzbauten gedacht haben. Bei dem Wappen von Ortenberg erscheinen die Thürme durchaus von Holz.

Wir wollen nicht sagen, dass diese Zeichner oder Schneider ein getreues Conterfey einer bestimmten mittelaltrigen Mauer hätten geben wollen, aber vor ihren Augen stand, während sie arbeiteten, doch deutlich das Bild, das solche Mauern überhaupt gewährten; und es gab deren damals so viele, dass Jeder ihre Structur und die Details kannte und in ihre Reproduction keine nicht wirklichen Elemente aufnahm. Die Kleinheit des Siegels erlaubt natürlich diese Elemente nur in ihrer allgemeinsten Bedingtheit aufzunehmen; aber immer ist das Ganze noch so charakteristisch, dass wir daraus lernen können.[1])

Ein Grund für die Annahme einer vielfach nur passagèren Natur der Holzbauten liegt auch in der geringen Widerstandskraft des Holzes gegen die Mauerfeuchtigkeit. Holzbalken in unbeworfenen Mauern können an und für sich keine lange Dauer beanspruchen. Die Mauer hatte in solchen Fällen die Construction zu erhalten, welche das Einschieben, Auflegen etc. der Holztheile ermöglichte; die mannigfaltigsten Combinationen sind hier denkbar. Auf der Burg Bickenbach sehen wir 1 Meter unterhalb der Schartenbank einen Vorsprung in der Mauer von 35 Centimeter Breite und am Boden der Mauer wiederum einen solchen. Jener trug sicherlich die Querbalken, auf denen die Balken oder Bretter des Wehrgangs lagen, der letztere war bestimmt die Balken zu tragen, auf denen die Querbalken ruhten, sei es nun, dass dieselben senkrecht standen oder schräg aufsassen und dann in irgend einer Weise unten in der Mauer verankert wurden. Aehnlich ist es an der Schlossmauer von Dreieichenhain.

Man darf die Vertheidigungsfähigkeit der Wehranlagen aus Holz nicht unterschätzen. Gegen einen schlimmen Feind, das Feuer, musste man sich darin allerdings besonders zu schützen suchen. Als im Jahr 1468 der Landgraf von Hessen, der Abt von Fulda, der Graf von Henneberg und der Herr von Ysenburg als Verbündete das Schloss Buchenau angriffen, leistete ihnen ein mit Lehm bekleidetes Blockhaus, welches nur durch sechs Mann vertheidigt wurde, freilich unterstützt durch die Geschütze des Schlosses, eine solche Gegenwehr, dass sie nach einem missglückten Sturm die ganze Belagerung aufgaben. (Landau, Die hessischen Ritterburgen II, S. 147.)

In der nächsten Fortsetzung unserer Darstellungen werden wir mit den Scharten in der Mauer zu thun haben und damit diese Unterabtheilung schliessen.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigungen und Nachträge

zu den in Nr. 3. 4, 5, 7, 10 des Corr.-Blatts 1880 unter obigem Titel erschienenen Aufsätze.

Zu Nr. 3 S. 24 Sp. 2 Z. 32 v. o. lies V,4 statt V,1.
„ „ 3 „ 24 „ 2 „ 36 „ „ „ V,13 „ V,2.
„ „ 3 „ 24 „ 2 „ 1 „ u. „ V,4 „ V,1.
„ „ 4 „ 31 „ 2 „ 9 „ „ „ V,13 „ V,2.
„ „ 4 „ 32 „ 1 „ 30 „ o. „ V,13 „ V,2.
„ „ 5 „ 38 „ 1 „ 36 „ o. schiebe ein hinter „beurkundet“ die Worte „zu Laasphe.“
„ „ 5 „ 38 „ 1 Absatz 1 ist den Beispielen beizufügen die Stelle aus Otto, Geschichte von Wiesbaden S. 100: „Die älteste gerichtliche Verhandlung in Wiesbaden, die erwähnt wird, vom 11. Februar 1248 fand auf dem Kirchhofe neben der Pfarrkirche zum h. Mauritius unter freiem Himmel vor den Augen des versammelten Volkes statt (Rossel, Stadtwappen p. 15.)“
Zu Nr. 5 S. 38 Sp. 2 Z. 1 v. u. lies V,4 statt V,1 und 13 statt 2.
„ „ 7 „ 50 „ 1 Absatz 3. Vergleiche wegen der Geschichte von Dieburg jetzt noch Dr. Schenk zu Schweinsberg: „Beiträge zur Genealogie der nach Hanau benannten Herrengeschlechter“ in den in diesen Tagen erschienenen Mittheilungen des Hanauer Bezirksvereins für hess. Gesch. und Landesk. Schenk hält jetzt den Herrn Heinrich, der nach der Bolandenschen Nachricht Gründer von Burg und Stadt Dieburg war, für identisch mit dem nobilis homo Heinricus de Luoden (Lauda an der Tauber), der im Jahr 1169 seinen Antheil am Schlosse zu Lauda und

---

[1]) Es darf hier vielleicht noch auf Hildebrands heraldisches Musterbuch verwiesen werden, wo auf Taf. XXXV und XXXVI von Befestigungen und ihren Theilen hergenommene Wappenbilder mitgetheilt worden. Neben den Thürmen und gezinnten Mauern sehen wir ein Fallgatter, Pallisaden, eine Zugbrücke als Wappen verwendet. Eines will uns bei diesen Wappenbildern sehr einleuchten, wie die Alten eine künstlerische Freude an ihren Wehrbauten gehabt haben, an dem Anblick der ganzen Anlagen, an den sinnvollen Details. Und ein Stück von dieser Freude am Einzelnen geht auch auf den über, der den Spuren und Resten folgt, welche von einer Welt von Bauten noch übrig sind, grau und geschwärzt zwischen hell angestrichenen Häusern stehend, dem modernen Sinne nach Uniformirung und der Mode gewordenen Schwärmerei für „Luft und Licht“ ein Greuel, aber in dem Freund der Geschichte eine Fülle von Betrachtungen anregend, die das Jetzt vergleichen mit dem Einst.

das castrum Dieteburc (Dieburg) dem Hochstift Würzburg zu Lehen auftrug (Mon. Boica XXXVIII. S. 91). Die Erbauung von Burg und Stadt würde hiernach noch über ein Jahrzehnt hinaufzurücken sein,

Zu Nr. 10 S. 76 Sp. 1. Landgraf Heinrich von Hessen gab im Jahr 1350 den Bürgern von Alsfeld das Privileg, die Liederbach durch die Stadt zu leiten. (Dieffenbach, Gesch. der Stadt Alsfeld S. 5 u. 6. J. J. Winkelmann, Beschreibung der Fürstenthümer Hessen und Hersfeld I. S. 260.) Ein Bachdurchlass mit zwei rundbogigen Oeffnungen in der Mauer neben einem Thorthurm zeigt sich auf der Merian'schen Abbildung von Schlüchtern.

Zu Nr. 10 S. 76 Sp. 2 Z. 46 v. o. füge ein hinter Anlage die Worte: „die vordem wohl nur eine Durchgangsthüre unter dem Thürmchen neben dem zum Wasserdurchlass bestimmten Hauptheil des Gebäudes hatte, vollständig."

Die Zinnensteine der Stadtmauern von Mainz.

Von Friedrich Schneider.

Der Bau und die Unterhaltung der Mauern der mittelaltrigen Städte erforderte einen solchen Aufwand an Geldmitteln und Arbeitskräften, dass neben den unfreien Einwohnern der Städte auch die umliegenden Dörfer zu solchen Leistungen herangezogen wurden. Von den nächstgelegenen Beispielen sei erwähnt, dass Bischof Burchard von Worms († 1025) die Verpflichtung auf's Neue dahin regelte, dass einer bestimmten Anzahl von Dörfern der Umgegend Abtheilungen der Mauer nach den Stadtthoren und Himmelsgegenden ein für allemal zu diesem Ende überwiesen sein sollten. Ein Gleiches galt in Speyer, in Trier, in Koblenz u. s. w. Auch in Mainz bestand dasselbe Verhältniss, wie namentlich aus der Zeit der Wiedererbauung der Stadtmauern im Jahre 1200 bekannt ist. Bodmann (Rheing. Alterth. I. 23 a.) theilt in dem Bruchstück einer Urkunde die Namen einer Anzahl von Dörfern des näheren und ferneren Umkreises der Stadt mit, wonach jedem derselben der Bau und die Instandhaltung einer bestimmten Mauerstrecke oblag Im Nothfall trat die Pflicht der Besetzung und Vertheidigung hinzu. Das Einheitsmass geben hier wie anderwärts die in gleichen Abständen angelegten Zinnen ab, so dass es einfach heisst: der Königshof Tribur und die Orte, welche dahin gehören, haben 30 Zinnen (zu bauen und zu unterhalten); Bissesheim nahe dem Rhein 6; Seylfurt und Russelscheim 8; Obbenheim und Dienheim 18; Nirstein und die Orte, welche dahin gehören, 30; Nackheim 10; Lorzwil 8; Badenheim, das obere 11, das untere 6; Bissescheim am Main 7; Zarnheim 8; Nordisheim 6; Mumenheim 10; Selsa 10; Walheim 4; Surgeloch 3; Olmena und die Orte, welche dahin gehören, 24; Odenheim 13; Sauwelnheim, das obere 14, das untere 3; Igelesheim 5; Swabheim 10; Beckelenheim 12; Algisheim 16; Ingelnheim und die dahin gehören 25; Heysescheim 4; Wackernheim 4; Budenheim 4; Dreysa 2; Funtana 3; Gunsenheim 3; Britzenheim und was dahin gehört 12. An diese Leistungen knüpfte sich dann, wahrscheinlich als selbstverständlich, das Bergerecht, wonach die Umwohner im Nothfalle ihre Habe hinter den Mauern der Stadt in Sicherheit bringen durften. Selbst freie Umwohner unterzogen sich manchmal dieser Baupflicht, wofür ihnen dann gewisse Vorrechte eingeräumt wurden; so die Rheingauer, welche im Jahr 1200 Zollfreiheit und das Recht, ohne Abgaben in der Stadt frei ein- und verkaufen zu dürfen, gegen die Betheiligung am Bau der Stadtmauer erwarben.[1])

Um diese Bestimmungen dauernd im Bewusstsein und in Anerkennung der ganzen Bevölkerung zu erhalten, verfuhr man ähnlich wie bezüglich der Masse und Gewichte: es wurden monumentale Urkunden darüber aufgerichtet und in Form von Inschriften an den betreffenden Stellen in die Mauer eingelassen. Diese Inschriften, welche man als Zinnensteine schlechthin bezeichnet, sind im Laufe der Zeiten sehr selten geworden. Von Speyer wird das Vorkommen eines einzigen, der sich auf Mutterstadt bezog, erwähnt, und von Mainz kannte man bis dahin nur jenen, welcher die Leistung von Ellfeld mit vier Zinnen angab. Die Zuschrift war auf einen römischen Denkstein eingehauen und bei dem alten Petersthor an der Nordseite der Stadt gegen den Rheingau hin eingemauert. P. Fuchs liess denselben ausbrechen und bildete ihn auch ab. Er befindet sich im Mainzer Museum der Steindenkmäler Abth. IV, hat 1,50 cm. Länge, 50 cm. Breite und trägt auf der abgearbeiteten Schriftfläche in der Quere die folgende dreizeilige Inschrift, welche nur den oberen Theil des Feldes einnimmt:

CIVES DE ELTE
VILLE HABENT
IIII CINNAS

Die Schriftzeichen sind 6 cm. hoch und von sehr sorglicher Zeichnung. Im Allgemeinen schliessen sie sich an die römische Kapitalform an, jedoch erscheinen ebensowohl Unzialformen von ganzen Schriftzeichen, wie bezeichnende Uebergänge zu der mittelalterigen Buchstabenform im Einzelnen.[2]) Weder Fuchs, noch Bodmann und Schaab (a. a. O. 188), welche sich gleichfalls mit dieser Inschrift beschäftigten, geben Kunde von anderen Zinnensteinen der Mauern von Mainz, und doch sind nicht weniger als vier derselben erhalten: drei an ihrer ursprünglichen Stelle und der vierte, wohl in der Nähe seines alten Platzes, bis zum Juni dieses Jahres in den Festungswerken des 17. Jahrhunderts verwendet. Wiewohl letzterer nicht ganz unbekannt blieb, so ist er dennoch nirgends erwähnt. Es ist darum gewiss angezeigt, diese merkwürdigen Inschrifturkunden einer näheren Besprechung zu unterziehen.

Der zuletzt genannte Zinnenstein ward in die innere Böschungsmauer des Gaugrabens eingelassen und sass ziemlich tief unten, wenn man zum Thore heraustrat, rechts, wo auch oben in der Höhe das römische Skulpturfragment mit den beiden Köpfen sich befindet, die im Volksmunde als Verräther der Stadt beim Ueberfall von 1462 bezeichnet werden. Die Inschrift war auf den Kopf gestellt und auf einen verhältnissmässig kleinen Quader eingehauen. Die Schriftzüge sind sehr gross und deutlich in Majuskel-Unzialen in folgender Vertheilung eingehauen:

EGEL
SEHM

Die beiden letzten Buchstaben sind nur theilweise erhalten. Der Stein ist grauer Sandstein, 50 cm. lang, 32 cm. hoch, das Bruchstück eines römischen Inschriftsteines

[1]) Das Rheingau war den Mainzern ferner „schuldig, ob sie Noit anginge, Ire Staid zu bestellen, daz sie yemand besetzen wolte, so sal das Ringkaw zwo Zinnen bestellen mit zweyen gewapneten Mannen, obe sie des gesonnen wurden." Bodmann, Rheing. Alterth. I., 25. b. Ein Abkommen ähnlicher Art war auch zwischen der Stadt Bingen und benachbarten Dörfern getroffen, wonach diese zollfrei, aber der Stadt dienstpflichtig waren und zwar Winzenheim und Brezenheim unter der Verbindlichkeit, den nächsten Erker an der Burg Klopp nach der Gau-Pforte zu machen und darauf vier Gesellen zu schicken, wenn es Noth thue; Aspisheim war gehalten den anderen Erker zu bauen und vier Gesellen zu senden, Gensingen hatte den dritten, Lonsheim den vierten, Münster, Sarmsheim und Runolsheim zusammen den fünften zu machen und je vier Bewaffnete dazu zu stellen. Schaab, Gesch. der Stadt Mainz, III., 369.

[2]) Fuchs, Alte Gesch. von Mainz I. p. 325 (Clas. VIII. Num. XXVIII.) gibt eine mehrfache fehlerhafte Nachbildung der Inschrift, die von Bodmann a. a. O. 24 vollends verstümmelt wird.

die Umrahmung der alten Inschrift ist zur Rechten des Beschauers noch auf der Fläche erhalten. Egelsheim ist eine der schwankenden Lesarten für Elsheim, (Elisanheim, Elsenheim, Elsinheim, Egelesheim, Igelesheim, Ygilsheim). In Folge der Vorbereitungen zu diesen Mittheilungen wurde der Stein bei dem gerade stattfindenden Umbau des Gauthors ausgebrochen und dem Museum überwiesen.

Die drei anderen Zinnensteine sitzen in dem merkwürdigen Mauerzuge, welcher die Südseite der Stadt nach dem Jakobsberg hin abschloss und heute den Eisgrubweg begrenzt. Die unteren, jetzt mehr als 3 Meter in den Boden hinabreichenden Theile der Mauer bestehen fast ausschliesslich aus römischen Bauresten, die sich durch ihre Bearbeitung, Inschriftreste und Gliederungen sofort kenntlich machen. Das bestimmt unterschiedene Gefüge des Mauerwerks lässt sofort ältere und jüngere Theile unterscheiden, und es dürfte gerade an diesem Reste der alten Stadtmauer sich auch nachweisen lassen, wie weit sich die zur Strafe für die Ermordung des Erzbischofs Arnold von Selenhofen († 1159) von Kaiser Friedrich Barbarossa 1163 verhängte Schleifung der Mauern erstreckte. Wenn der Geschichtschreiber Acerbus Morena als Augenzeuge berichtet, dass fast die ganze Stadtmauer stehen blieb, die aus so mächtigen Steinen erbaut war, dass eine bessere gewiss nie in Italien zu sehen gewesen, so erfährt seine Angabe sowohl hinsichtlich der Beschaffenheit der Mauern, wie bezüglich der Ausführung des kaiserlichen Strafbefehls durch die erhaltenen Reste gerade an dieser Stelle augenfällige Bestätigung. Der ganze Mauerzug wird jetzt durch jüngst aufgeführte Wohngebäude in zwei Hälften zerlegt. In der östlichen, gegen den Rhein herabziehenden sitzt eine Inschrift ziemlich tief am Boden, in der oberen Hälfte in grösserer Höhe die beiden anderen. Erstere ist auf einem alten Werkstücke eingehauen, so dass bei Anfertigung der Schrift auf alte Schäden der Stirnfläche Rücksicht genommen wurde. Eine obere Schriftzeile lässt nur unbestimmte Reste erkennen; darunter steht:

HEDE[S]
— HEM

d. i. Hedeshem (Hedenesheim, Heddesheim, Hedensheim), heute Stadecken. Bei Bodmann fehlt dieser Ort in der allerdings nur unvollständig mitgetheilten Reihe.

In dem oberen Mauerzug folgt zunächst ein 60 cm. langer, 25 cm. hoher Quader, dessen Ende rechts schon bei Anfertigung der Inschrift beschädigt war, wie sich daraus ergiebt, dass die Anordnung der Schrift auf die Bruchstellen Rücksicht nimmt.

·I·I·I·
V̊TĒHEI

d. i. Udenheim (Odenheim, Utinheim). Bodmann verzeichnet Odenheim mit 13 Zinnen. Die Inschrift gibt uns darüber nicht genügenden Aufschluss. Bei der Grösse und Tiefe, wie die Buchstaben eingehauen sind, kann an ein Verwittern der oder sonstige Beseitigung eines Zahlzeichens nicht gedacht werden.

In einem Abstand von 7 m. findet sich gegen Westen der dritte Stein auf einem wiederholt verwendeten römischen Inschriftdenkmal. An der einen Seite sind Spuren eines Rahmenprofils und unter der jetzigen Inschrift, also aus der Mitte des Quaders gerückt, ist eine tiefe Scharte zum Versetzen mit dem Wolf. Der Stein ist 55 cm. lang und 60 cm. hoch und an drei Ecken in alter Zeit schon stark beschädigt. Die Legende lautet:

VI
SOWEL-
HEIM

Die Schriftzüge sind 12 cm. hoch. Saulheim (Sauvelheim, Sovelnheim, Sowilenheim) wird von Bodmann mit der Unterscheidung von Sauwelnheim maior und minor, ersteres mit 14, letzteres mit 3 Zinnen aufgeführt. Auch in diesem Falle stimmt die schriftliche Urkunde mit der monumentalen Ausführung nicht. Es muss dahingestellt bleiben, ob die Inschrift auf Ober- oder Nieder-Saulheim sich bezieht; jedenfalls gestaltete sich die Zutheilung der Pflicht in Wirklichkeit anders, als bei der Niederschrift des Befehls. Denn so dürfte vielleicht das Verhältniss der beiden Angaben zu fassen sein, um den dazwischen liegenden Widerspruch zu lösen. Es sei gleich hier dem Bedenken begegnet, dass die in Rede stehenden „Zinnensteine etwa einem ganz anderen Anlass entstammten, als der Widererbauung der Mauern im Jahre 1200, worauf sich die von Bodmann mitgetheilte Urkunde nach seiner Angabe bezieht. Zunächst sind aus der Zeit, wo im späteren Mittelalter die Befestigungen der Stadt Zubauten namentlich durch Erhöhung der Mauern, wie beispielsweise bei den Letzen vor der Zanggasse gegen das Gartenfeld deutlich erkennbar ist, erfuhren, Nachrichten über das Heranziehen der umliegenden Orte überhaupt nicht bekannt und unter den sehr veränderten Verhältnissen auch gar nicht anzunehmen. Dann aber stimmt der Schriftcharakter der fraglichen Zinnensteine durchaus mit dem Anfang des 13. Jahrhunderts zusammen. Die sorglose und ungleichmässige Art, wie man die Inschriften auf den römischen Bauresten anbrachte, ist dem früheren Mittelalter ganz eigen; wo man irgend konnte, sparte man sich die Neubearbeitung eines Werkstückes. Zudem lag die Herstellung schlichter Mauern in jener Zeit in ganz anderen Händen als die Aufführung von monumentalen Bauten, bei welchen sich, wie jetzt mehr und mehr anerkannt wird, Wandertruppen von geschulten Bauhandwerkern betheiligten. Ueberdies mochte man auch die Schliessung der Stadtmauern, nachdem der Bau im Jahre 1200 von der Bürgerschaft wieder war begonnen worden, mit aller Eile betrieben und sich in der Ausführung mit dem Nöthigsten begnügt haben. Mit den Zinnensteinen beginnt eine merklich unterschiedene Ausführung des Mauerwerks. Augenscheinlich fuhr man kurzweg gerade da weiter, wo die alten Reste aufhörten, und setzte gleich den Pflichtbefehl an Ort und Stelle: so hatten die Inschriften sofort schon bei der Ausführung des Mauerbaues ihren Zweck und beugten jeglicher Entziehung oder Beanstandung vor. War doch gerade jetzt die rasche Vollendung der Mauern wichtiger noch, als die Sorge um die künftige Unterhaltung. So dürften sich die Eigenthümlichkeiten der Ausführung der Inschriften, wie die Vertheilung in ungleichen Höhen der Mauer genügend erklären.

Das zunächst folgende Mauerwerk besteht aus langen schichtrecht verwendeten, mit dem Hammer gerichteten Bruchsteinen, wie es um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts üblich ist. Die oberen Theile bestehen aus Rauhmauerwerk von flachem geringen Bruchkalk ganz in der Art des späteren Mittelalters.

Die Erhaltung der beiden Inschriften von Eltville und von Elsheim ist durch ihre Aufbewahrung im Museum gesichert, und so lange der alte Mauerzug am Eisgrubweg, welcher theilweise Eigenthum der Stadt, theilweise der Festung ist, nicht Neubauten weichen muss, werden auch die hier befindlichen Zinnensteine nicht gefährdet sein. Die Steine von Udenheim und Saulheim, welche die schärfsten und grössten Schriftzüge tragen, sind während des Sommers durch die überfallenden Ranken wilder Reben fast gänzlich verdeckt. Sie alle verdienten übrigens als werthvolle Belege für die Epigraphik des früheren Mittelalters in einer vollkommenen treuen Wiedergabe durch Lichtdruck veröffentlicht zu werden. Durch unmittelbare Aufnahme ist dies bei den drei letzten, wie die Versuche bewiesen, leider nicht zu erzielen gewesen; es müssten vorerst scharfe Abdrücke zu diesem Zwecke genommen werden. Indess schien es angezeigt, auf diese ebenso seltenen, wie für die Geschichte der Stadt Mainz so merkwürdigen Inschriftdenkmale hinzuweisen, nach dem sie bis dahin noch nirgends mitgetheilt und besprochen worden sind.

Das fränkische Todtenfeld zu Klein-Rohrheim.

Mittheilung des Herrn Friedr. Kofler.

Die ganze Ebene des Rieds ist reich an Bauüberresten und Gräbern aller Zeitalter. Von Königstädten im Norden bis Virnheim im Süden treffen Spaten und Pflug fast allerwärts neben römischen Gussmauern und Aschenkrügen auf die Bronze-Sichel und den Bronze-Meisel, neben germanischen Steingeräthen und Steinwaffen auf die wuchtige Streitaxt und das Prachtschwert der Franken.

Auch in Klein-Rohrheim, das 30 Minuten von Gernheim gelegen, hatten die Grundbesitzer, bei Anlage von Gruben für die Feldfrüchte, oder beim Ausheben von Sand, wiederholt Ueberreste von menschlichen Gebeinen, Gefässe, Waffen, Münzen aus Römer- und Frankenzeit angetroffen, ohne dass man den Funden je eine grössere Wichtigkeit beigemessen hätte, oder dass dieselben in weiteren Kreisen bekannt geworden wären.

Als jedoch in diesem Frühjahr dem historischen Verein durch H. Lehrer Gölz die Nachricht zukam, dass Arbeiter, die beschäftigt seien die Dämme auszubessern, welche die Fluthen des Rheins bei dem Hochwasser am 3. Januar d. J. zerstört hatten, bei dem Ausheben von Grund auf eine Anzahl Gräber gestossen seien, in welchen sie ausser menschlichen Gebeinen auch Gefässe und Waffen gefunden hätten, beschloss man die Grabstätten näher zu untersuchen.

Im Auftrag des Vereins begab ich mich an Ort und Stelle, sah, dass man auf Reihengräber gestossen war, fand aber weder Aufzeichnungen noch Fundstücke vor, welch letztere theils zerschlagen, theils schon in zweiter und dritter Hand waren. Ich beschloss daher selbst einige Gräber zu öffnen.

Dies geschah mit Hülfe von drei Arbeitern während zweier Tage und es wurde der Bericht über die Ausgrabungen in einer Versammlung am 14. April dem Vereine mitgetheilt.

Vierzehn Tage später wurden diese Ausgrabungen mit gleichen Kräften noch 6 Tage lang im Auftrag des Grossh. Staats-Museums von mir fortgesetzt.

Das Gesammtergebniss bildet den Stoff dieser Mittheilungen.

Das Todtenfeld ist etwa 5 Minuten von Klein-Rohrheim entfernt und liegt auf beiden Seiten und unter der Gernsheim-Wormser Landstrasse, sowie an und unter der Riedbahn, welche sich hier auf 15—18 Meter der genannten Strasse nähert.

Das Terrain fällt von Ost nach West bis zu dem sogenannten Bruch, einer Wiese, welche vor noch nicht langer Zeit trocken gelegt wurde, sanft ab. Die Flur führt den Namen „Bruchacker“ und ist, wie in diesem Jahre, wohl auch in den früheren Jahrhunderten öfters grossen Ueberschwemmungen ausgesetzt gewesen. (Man vergleiche Dahl, Beschreibung der Stadt und des Amtes Gernsheim S. 28).

Auf meine Frage, ob man sich erinnere, dass eine alte Strasse vorüberziehe, sagte man mir, dass die alte, jetzt überpflügte Gernsheim-Wormser Strasse dicht bei dem Todtenfeld die Chaussee kreuze, und dass einige alte Aepfelbäume noch jetzt die Richtung derselben kennzeichneten.

Die Ausdehnung des Todtenfeldes ist eine sehr grosse und es ergeben die aufgefundenen Grabstätten schon eine Länge von nahezu 200 Meter. Bestellter Aecker wegen konnte die ganze Länge nicht festgestellt werden. Kleinere Einschnitte, welche ich machte, brachten noch Spuren von Gräbern etwa 30—35 Meter östlich und 95 Meter westlich der Chaussee. Da die Chaussee selbst mit ihren breiten Böschungen 13,50 Meter misst, so würde die Gesammtbreite 135—140 Meter betragen.

Die Reihen sind im Durchschnitt 5,50 M. von einander entfernt, laufen parallel mit der alten Strasse und in einem spitzen Winkel zur Chaussee, welche aus diesem Grunde fast alle Reihen schneidet. Doch trifft man auch Gräber mitten zwischen zwei Reihen an.

Die Entfernung der Gräber von einander beträgt in vielen Fällen 5,50 M., doch liegen aber auch 2, 3 und 4 Gräber oft dicht neben einander. Es zeigten dies nicht allein meine Ausgrabungen, sondern man konnte es auch am Eisenbahn-Damm und an den Böschungen der Chaussee, wo die Erde abgehoben war, deutlich erkennen.

Nimmt man die durchschnittliche Enfernung der Reihen zu 5,50 M., die Breite des Todtenfeldes zu 135 bis 140 M. und die Entfernung der Gräber im Durchschnitt nur zu $3^1/_2$—4 M. an, so würden sich bei einer Länge von 180—200 M., 25 Reihen zu je 50—70 Gräbern, also 12—1500 Gräbern ergeben.

Durch meine Ausgrabungen konnten einstweilen nur 8 Reihen, 5 auf der östlichen, 3 auf der westlichen Seite der Chaussee, bestimmt nachgewiesen werden. Es standen meinen Forschungen darüber verschiedene Umstände hindernd im Weg.

Erstlich war während der 14tägigen Unterbrechung meiner Arbeiten das ganze Terrain östlich der Strasse bis zu den bestellten Aeckern von den Dammarbeitern, trotz meiner Ermahnungen und Anleitungen, in tumultuarischer Weise ausgehoben und mir somit kein Feld für meine Thätigkeit gelassen worden.

Ferner war auf der westlichen Seite der Chaussee von den Besitzern der dort gelegenen Grundstücke der Boden allerwärts nach Sand durchwühlt und nur noch dicht an der Chaussee, nach Aussage der Ortseinwohner, Aussicht vorhanden auf Gräber zu stossen, die dann auch gefunden wurden.

Der Boden des Todtenfeldes besteht bis zu einer Tiefe von 50—80 cm. aus einem Gemisch von fettem Lehm mit Sand, dem sich eine 5—8 cm. dicke und feste Schicht von sog. Rheinweiss anschliesst, unter welcher zuerst ein weisser und dann ein gelber Sand gelagert ist. Sind Gräber in der Tiefe, so ist diese Schicht Rheinweiss durchbrochen und es ruhen die menschlichen Ueberreste mit ihren Beigaben in und auf dem weissen oder gelben Sande. Die Gräber machen sich in der Regel schon nach dem zweiten Spatenstich durch eine dunklere Färbung und Mischung des Bodens mit Kohlenstückchen und Brocken Rheinweiss dem Auge bemerkbar.

Die Richtung der Gräber und die Lage der Leichen ist — obschon bei allen Gräbern eine gleiche — nicht genau von West nach Ost, sondern weicht etwa zwei Striche nach Nord und Süd ab. Dieser eigenthümliche Umstand beschäftigte mich lange, bis ich fand, dass sie in gleicher Richtung mit der Spitze des Melibokus lagen, dessen imposante Masse die Landschaft nach Osten hin abschliesst.

Obschon auf jedem allemannisch-fränkischen Todtenfeld die Gräber unter einander eine grosse Verschiedenheit zeigen, so ist dieselbe bei Klein-Rohrheim eine so aussergewöhnliche, dass dieselbe verdient, besonders hervorgehoben zu werden.

Die Gräber zerfallen vorerst in Einzel- und Schichtengräber. Oestlich von der Chaussee fand ich, wenn gleich in einem Grab zwei Leichen neben einander lagen, nur Einzelgräber, westlich von derselben in der Regel Schichtengräber, in welchen zwei oder auch drei Leichen übereinander angetroffen wurden. Die Dammarbeiter behaupten östlich von der Chaussee in Ganzem fünfzehn Gräber und ausschliesslich Einzelgräber gefunden zu haben. Ich setze grossen Zweifel in diese Aussage, da ich keine einzige ihrer Mittheilungen durch meine Ausgrabungen bestätigt fand.

Dann in Gräber mit vollständiger und unvollständiger Bestattung, oder ungestörte und gestörte Gräber, und in Gruben mit Kohlen, Asche, Thier- und Vogelknochen, sog. Brandgruben.

Von den letztgenannten wurden in der vierten Reihe drei neben einander angetroffen, von denen das mittlere neben

Thierknochen auch einige calcinirte Menschenknochen enthielt.

Gräber mit vollständiger Bestattung (ungestörte), möchte ich diejenigen nennen, in denen das ganze Skelett, wenn auch nicht ganz unversehrt, doch so erhalten ist, dass man noch sehen kann, dass die Leiche unversehrt ins Grab gelegt wurde und unberührt liegen blieb; mit unvollständiger Bestattung (gestörte) diejenigen, bei denen solches Merkmal fehlt. Die letztere Klasse ist bei unserem Todtenfeld die bei weitem grössere. Auf der östlichen Seite der Chaussee fallen auf 8 von mir aufgedeckte Gräber 7 mit unvollständiger Bestattung (gestörte), also $87^1/_2$ %. Auf der westlichen Seite derselben fand ich drei Einzel- und sechs Schichtengräber, von welch letzteren eines durch Sandgraben früher zerstört worden war. In den fünf gut erhaltenen Schichtengräbern fand ich, mit einer Ausnahme, die oberen Skelette in richtiger, unberührter Lage, während die unteren, obschon sie 1—1,50 Meter tiefer lagen und die Knochen zum grössten Theil sehr gut erhalten waren, alle gestört gefunden wurden. In der Regel lagen Theile der unteren Leiche neben oder gar über der oberen. Das Skelett, welches unter den fünfen die Ausnahme machte, war in all seinen Theilen wohl erhalten, nur waren die Beine bis zu den Brustrippen heraufgeschoben und das starke unversehrte Becken lag ein wenig oberhalb der Kniee quer auf den Oberbeinen. Unter den drei Einzelgräbern befand sich nur ein ungestörtes.

Nehmen wir an, dass in den Schichtengräbern bei der Bestattung der zweiten Leiche die untere gestört wurde und rechnen wir diese, sowie die Gräber oder Gruben, in welchen nur Kohlen, Asche und Thierknochen gefunden wurden von der Gesammtzahl ab, so bleiben von 17 Gräbern, nicht weniger als 10, also $58^{14}/_{17}$ % mit unvollständiger Bestattung. Dass auf dem ganzen Todtenfeld der Procentsatz ein noch grösserer sein kann, das beweisen die Ausgrabungen der Dammarbeiter, die auf einer Fläche von mehr als 4000 Q.-M. nur 15 Gräber gefunden haben wollen, während ich an den von ihnen abgehobenen Stellen noch allerwärts Spuren von Gräbern antraf, und auf 45 Q.-M. Grundfläche selbst 6 Gräber fand. Die Dammarbeiter zählten natürlich nur die ungestörten Gräber.

Es ist dieser Umstand ein höchst interessanter, er steht aber nicht vereinzelt da, denn es kommen solche Gräber, wenn auch nicht in so grossem Procentsatz, auf andern Todtenfeldern ebenfalls vor. In dem benachbarten Gross-Rohrheim fanden wir bei gleichen Gräbern dieselben Erscheinungen. — Nachdem ich schon früher in Erfahrung gebracht hatte, dass man in einer Strasse des Ortes beim Ausgraben der Keller schon öfters Gräber gefunden habe, welche mit denen zu Klein-Rohrheim übereinstimmten, und namentlich keine vollständigen Gerippe, sondern nur einzelne Knochen sollten enthalten haben, hörte ich, dass ein Grundbesitzer in seinem Garten beim Sandgraben einen Schädel gefunden habe. Ich liess das Grab nach meiner Anleitung weiter öffnen und der Befund war: Ein Schädel, dicht davor, nur 18—19 cm. tiefer, 2 Oberbeine, 2 Schien- und Wadenbeine, zusammengepackt gleich 4 Stäben, die man zusammengebunden, rechts davon eine Lanze, und weiter vorn im Grab zwei Knochen des Armes. — Die Fundstelle liegt 80 Schritt von dem Orte entfernt, wo man in Gross-Rohrheim die ersten Gräber gefunden hatte und etwa 12 Minuten von dem Todtenfeld in Klein-Rohrheim.

Die Entscheidung der Frage, ob die Leichen nur theilweise bestattet, oder ob die Gräber beraubt worden seien, will ich erfahrenen Forschern überlassen. — Nur möchte ich noch darauf aufmerksam machen, dass auf unserem Todtenfeld selbst in ungestörten Gräbern die Beigaben so spärlich und von so geringen Werthe befunden wurden, dass es sich nicht der Mühe gelohnt haben würde, dieselben dieser Beigaben wegen zu öffnen und zu berauben, und dass man es bei den Gräbern, in welchen nur einzelne Körpertheile vorgefunden wurden, der Knochen wegen gethan habe, wird noch weniger einleuchten. Ebenso verdient hervorgehoben zu werden, dass in zwei gestörten Gräbern Waffen und andere Geräthe gefunden wurden.

Um nun noch von dem Eindruck zu reden, den ich beim Oeffnen dieser unvollständigen Gräber erhielt, so muss ich bemerken, dass einige derselben bei mir, wie bei den Umstehenden den Gedanken hervorriefen: Diese Gräber müssen geöffnet worden sein, während andere wieder in ihrer Ruhe nur zu deutlich zu zeigen schienen, dass seit dem Niederlegen der Knochentheile und der Beigaben keine Hand mehr das Grab berührt habe.

Die Skelette hatten bei gleicher Richtung von West nach Ost durchgängig verschiedenartige Lagen. Einige ruhten auf dem Rücken, andere auf der Brust, manche auf der rechten, manche auf der linken Seite, bald die Hände glatt an der Seite, bald gekreuzt, ebenso die Beine theils gestreckt, gespreizt oder gekreuzt, andere wiederum mit den Armen unter dem Becken oder die Hände auf dem Rücken gekreuzt. Die Grösse der Skelette wechselt ab zwischen 1,50 und 1,85 Meter.

Die Schädel waren in der Regel lang gestreckt mit bedeutendem Hinterhaupt, einige derselben von geradezu gewaltigen Dimensionen. An allen waren die Schneidezähne so stumpf, als wären sie abgefeilt; die Glasur war nur noch wie ein weisser Faden rings um die brune Masse des Zahnes sichtbar.

Bei zwei Gräbern, auf der westlichen Seite der Chaussee, fand ich kleine Steinsetzungen von rothem und gelbem Sandstein vor und umherliegende Sandsteine zeigten mir, dass die Dammarbeiter auch auf der östlichen Seite solche Steinsetzungen gefunden hatten.

Meine Ausgrabungen begann ich indem ich der zweiten Reihe, der zunächst bei der Chaussee gelegenen folgend einen 1,80 Meter breiten Einschnitt machen liess.

1. Grab.

In $5^1/_2$ Meter Entfernung von dem letzten Grabe, (dem ersten, welches die Dammarbeiter ausgegraben hatten), fand ich bei 60 cm. Tiefe einen abgebrochenen, halbverwesten menschlichen Unterkiefer mit 8 Zähnen; 7 cm. rechts davon entfernt lag von rechts nach links ein einschneidiges Messer mit starkem Rücken (Skramasax) von 31 cm. Länge, $3^1/_2$ cm. Breite und von $^4/_5$ cm. Dicke, dicht dabei zwei Nägel, dann nebeneinander zwei Bruchstücke von Knochen des Oberarmes, von rechts nach links liegend, und 10, resp. 13 cm. lang, in paralleler Richtung mit dem Messer; von links nach rechts liegend, nur 3 cm. tiefer, zwei andere Knochen des Armes. 38 cm. rechts nach unten von dem Unterkiefer stand ein zierliches Thongefäss von 13 cm. Höhe, 8 cm. unterer, 18 cm. mittlerer uno 14 cm. oberer Breite im Durchmesser. Ausser einer Anzahl kleiner Stückchen Kohle fand sich nichts mehr in diesem Grabe der 2. Reihe.

(Schluss folgt.)

Wirksamkeit der einzelnen Vereine, Literarisches.

Zeitschrift des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde. Neue Folge. VIII. Band 3. und 4. Heft.

Inhalt: Stilling, Einige Bemerkungen zur Beleuchtung der Frage: Ob Papin 1707 bei sei seiner Schifffahrt von Cassel nach Münden die Kraft des Wasserdampfes als Motor gebraucht, oder nur durch Menschenhännde die Räder seines Schiffes bewegt habe. — Gerland, Das sog. Dampfschiff Papins, Entgegnung hierauf. — Apell,

Ein Schreiben des Landgrafen Wilhelm IV. an den Magistrat von Strassburg. — v. Stamford, Gotfrid Ernst v. Wutginau. — Schmincke, Schloss Boyneburg. — Beyer, Geschichte der ursprünglich französisch reformirten Waldenser-Gemeinde Waldersburg im Ysenburg-Wächtersbach'schen.

— Als Festschrift zur Erinnerung an die zweihundertjährige Vereinigung des Herzogthums Magdeburg mit Kurbrandenburg ist ein im Namen der historischen Commission der Provinz Sachsen herausgegebene **Geschichte dieser Vereinigung** von Prof. Dr. Julius Opel (Halle bei Otto Hendel) erschienen. Wir empfehlen das trefflich geschriebene und prachtvoll ausgestattete Buch auf das beste.

* **Schriften des Vereins für die Geschichte der Stadt Berlin. Heft XVII. Vorgeschichtliche Funde aus Berlin und Umgegend.** Festschrift für die XI. allgemeine Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zu Berlin 1880. Im Auftrag der städtischen Behörden verfasst von Ernst Friedel.

Der Verfasser, Dirigent des Märkischen Provinzial-Museums, das der Stadtgemeinde Berlin gehört, giebt hierin eine erschöpfende Mittheilung über die vorgeschichtlichen Funde von Berlin und Umgegend, welche bisher gefehlt hat. Unter Vorgeschichte versteht er die heidnische Epoche der Mark Brandenburg, welche mit der Eroberung der Veste Brandenburg durch die christlichen deutschen Einwanderer und der Unterwerfung der heidnischen wendischen Eingesessenen durch Albrecht den Bären, Markgrafen von Brandenburg, im Jahr 1157 endigte. Die vorgeschichtlichen Funde verzeichnet der Verfasser nach einem sich auf die urgeschichtlichen (geologischen) Zustände beziehenden Entwicklung topographisch und zwar in vier Gruppen: 1) Stadtkreis Berlin, 2) Kreis Nieder-Barnim, 3) Kreis Teltow, 4) Kreis Ost-Havelland. An die Zusammenstellung der Fundorte und Fundobjecte schliesst der Verfasser die chronologischen und ethnologischen Ergebnisse an. Er nimmt die Eintheilung in Steinzeit, Bronzezeit, (ältere, in der noch Stein als Material vorkommt, neuere, in der Eisen und Stahl zutreten) und Eisenzeit an. Mit dem Eintreten der letzteren schliesst nach ihm die germanische Zeit; es treten die Wenden auf. In der eigentlich germanischen Zeit sind die Funde meist in höheren Lagen zu suchen. Befestigungen beziehungsweise die sonst vorkommenden spätgermanischen Wallburgen treten während dieser Zeit nicht auf. Mehr benutzt werden in der spätgermanischen Zeit die natürlichen festen Punkte, die sog. Borchelte, die vielleicht durch Gebücke noch gesichert wurden; dahin gehört die Wohnstätte bei Wilmersdorf nahe Charlottenburg. Der Verfasser bemerkt, dass die gefundenen Bronzen zum grossen Theil der mittleren Bronzezeit angehören. Von Thongefässen unterscheidet der Verfasser eine archaistische und eine neuere Gruppe (zum Theil schon mit Eisengeräth); letztere datirt er bis zum Anfang unserer Zeitrechnung. Neuer sind die vielbesprochenen Mäander-Urnen. Bei ihnen tritt Eisen in römischer Arbeit schon ziemlich häufig auf. Seit dem 6. Jahrh. überfluthen die slavischen Stämme das Land, deren Ueberbleibsel in den tieferen Senkungen des Bodens, im und am Wasser zu suchen sind. Sie müssen ein fast amphibienartiges Leben geführt und sich wesentlich vom Fischfang ernährt haben. Ihre Wehren im Wasser deuten auf gegenseitige Fehden. Sehr dunkel sind die ersten Jahrhunderte der Wendenherrschaft, i. J. 593 wurde das Wendenvolk an der Ostsee von einem byzantinischen Schriftsteller erwähnt; erst nach zwei Jahrhunderten, unter Karl dem Grossen nimmt die Geschichte wieder von ihm Notiz. Von der Zeit Ottos des Grossen an lassen sich die heidnisch-wendischen Alterthümer an der Hand der Münzfunde einigermassen chronologisch bestimmen. Der Verfasser bemerkt, wie ihre Gefässe an Schönheit und Mannigfaltigkeit der Formen entschieden hinter der heidnisch-germanischen zurück stehen. Das deutsche Schwert machte im 12. Jahrhundert der Wendenzeit ein Ende.

Eine nach den Principien der anthropologischen Gesellschaft ausgeführte Karte über das im Buch besprochene Gebiet ziert dasselbe.

Notizen, insbesondere über alterthümliche Funde, Restaurationsarbeiten etc.

Mainz, 5. August. Wiederum haben die Kanalbauten sehr beachtenswerthe **römische Funde** zu Tage gefördert, die Dank der Umsicht und Güte der Herren vom Stadtbauamte sofort dem Museum übermittelt wurden. Nachdem in der Stadthausstrasse beim Kanalbau bereits seit einigen Tagen mannigfache Trümmer von römischen Gefässen in Thon und terra sigillata gefunden, auch Hypokaustenanlagen angetroffen worden waren, kamen am 4. d. M. drei bedeutsame Denkmäler sacraler römischer Sculptur zum Vorschein. Das eine ist ein kleiner Hausaltar von ungefähr 50 cm. Höhe und 18 cm. Breite, von einer vielfältig bekannten Form, ohne Inschrift mit der bekannten schalenförmigen Vertiefung auf der oberen Fläche. Bedeutsamer ist eine zweite Ara, ein dem Jupiter optumus maxumus gewidmeter Votivaltar von 52 cm. Höhe und 26 cm. Breite, mit einfach profilirtem Sockel und ebensolchen Kranzleisten. Höchst merkwürdig ist diese Ara, weil auf ihrer oberen Fläche die 25 cm. hohe Figur des Jupiter auf einem Sessel thront. Jedenfalls hat zu den Füssen des Gottes der Adler sich befunden; der in den Stein eingelassene Bleizapfen weist auf sein einstiges Vorhandensein hin. Der Gott hat um Hüften und Beine ein in energische Falten geordnetes Gewand geschlagen, dessen Ende von der linken Schulter über die Brust herabfällt. An dieser Seite ist der Arm abgebrochen, oder vielmehr ist der Einsatzzapfen aus dem noch vorhandenen Loche ausgewichen. Die Behandlung des Barthaares, die überaus kräftig und voll gebildeten Muskeln, besonders aber das zu mächtigen Locken zusammengeballte Haupthaar, das von einer hohen Stirnlocke bekrönt wird, erinnern augenfällig an den pathetischen Typus des Zeus von Otricoli. Der Thronsessel, dessen Rückentheil giebelförmig zuläuft, ist an den Seiten und im Rücken mit einem faltenwerfenden Teppich drapirt. Das dritte Fundstück ist eine in drei grösseren und mehreren kleineren Fragmenten, die sich jedoch leicht zusammenfügen lassen, erhaltene geschuppte Säule mit kräftig profilirter Wulstbasis; das dabei gefundene korinthische Akanthuskapitäl muss zu der Säule gehört haben. In der Mitte des Schaftes sind die Schuppen durch ein glattes Leistenband unterbrochen. Aus dem Schafte treten in sehr hohem Relief, fast als Rundfiguren, die Gestalten der Juno, der Minerva und des Mercurius hervor. Juno ist in dem bekannten Typus dargestellt: sie trägt den Schleier, in der Linken eine Cista, die Rechte giesst die Opferschale über den flammenden Altar aus. Minerva, von der nur die untere Hälfte erhalten ist, trägt Lanze und den auf den Boden gestützten Schid. Mercurius ist mit der Flügelkappe, in der Rechten den Caduceus, in der Linken den Beutel, dargestellt. Sämmtliche Funde tragen starke Brandspuren und lagen in Brandschutt gebettet, aus dem man grosse Stücke verkohlten Eichenholzes entnehmen konnte. Es müssen diese Brandtrümmer wohl von einem grösseren Gebäude mit gewaltiger Balkendecke herrühren, dem das Feuer die Katastrophe bereitet hat. (Darmst. Z.)

Commissions-Verlag der Hofbuchhandlung von A. Klingelhöffer in Darmstadt. — Druck von Heinrich Kichler.

Herausgegeben von dem Verwaltungsausschusse des Gesammtvereins in Darmstadt unter Redaction von Ernst Wörner.

Correspondenzblatt

des

Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine.

Das Correspondenzblatt erscheint monatlich einmal und kostet jährl. 5 Mark.

№. 12. Achtundzwanzigster Jahrgang 1880. December.

Angelegenheiten des Gesammtvereins.

Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu Hamburg.

Erste Plenarsitzung am 6. September 1880.

(Schluss.)

Der Präsident Herr Draudt spricht den Vortragenden für ihre von der Versammlung mit Anerkennung aufgenommenen Vorträge seinen Dank aus.

Hierauf überreichte der Secretair des Berliner Geschichtsvereins, Herr Meyer, in Anerkennung der Verdienste, welche sich der Hamburger Verein um die Geschichtsforschung erworben, diesem die grosse Medaille des Berliner Vereins. Dieselbe trägt die Inschrift: „Was Du erforschtest, Hast Du miterlebt."

Herr Dr. Voigt dankt in warmen Worten und sprach den Wunsch aus, dass wie die Städte beider Vereine innig mit ihrem Forschungsstreben vereinigt seien, auch in jeder anderen Beziehung die beiden ersten Städte des Reiches treu Hand in Hand gehen möchten.

Es fand darauf die Bildung der Sectionen statt und wurden dabei als Vorsitzende der ersten Section Herr Professor Handelmann von Kiel, der zweiten Section Herr Dr. Brinkmann von Hamburg, der dritten Section Herr Dr. Voigt von Hamburg und der vierten Section Herr Stadtarchivar Grotefend von Frankfurt am Main gewählt.

Folgende Vereine sind durch Delegirte vertreten:

1. der Verein für Geschichte der Stadt Berlin durch Herrn Ferdinand Meyer von Berlin,
2. der Verein für hessische Geschichte und Alterthumskunde in Darmstadt durch Herrn Oberappellationsgerichtsrath Draudt von Darmstadt,
3. der Verein für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt am Main durch Herrn Stadtarchivar Dr. Grotefend von Frankfurt am Main,
4. der Verein für Hamburgische Geschichte in Hamburg durch Herrn Dr. Voigt von Hamburg,
5. der Verein für Erforschung der Rheinischen Geschichte und Alterthümer zu Mainz durch Herrn Rechtsanwalt Ernst Wörner aus Darmstadt,
6. der Harzverein für Geschichte und Alterthumskunde zu Wernigerode durch Herrn Archivar Jacobs zu Wernigerode,
7. der Verein für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung in Wiesbaden durch Herrn Oberst z. D. von Cohausen zu Wiesbaden.

Ernst Wörner, Schriftführer.

Beschlüsse der Vereinsdelegirten.

(Genehmigt in der zweiten Plenarsitzung vom 8. September.)

Die Delegirten der verbundenen Vereine haben in ihren Sitzungen vom 6. und 8. September beschlossen:

1. Als Versammlungsort für das nächste Jahr wird Frankfurt am Main gewählt.
2. Es wird der Wunsch ausgesprochen, mit Rücksicht auf die Gerichtsferien die Versammlungen des Gesammtvereins thunlichst in der zweiten Woche des September abzuhalten.
3. Als Verwaltungsausschuss für das nächste Jahr wird der Vorstand des historischen Vereins für das Grossherzogthum Hessen in Darmstadt bestimmt.
4. Der Vereinsbeitrag für das nächste Jahr wird auf zehn Mark festgesetzt.
5. Der historische Verein in Ulm wird in den Gesammtverein aufgenommen.
6. Die Vereine sollen brieflich aufgefordert werden, das Correspondenzblatt durch Abonnement auf mehrere Exemplare zu unterstützen.
7. Der Preis des Correspondenzblattes wird auf 5 Mark pro Jahr festgesetzt.
8. Der Antrag der IV. Section, der Gesammtverein wolle unter ausführlicher Motivirung den verbundenen Geschichtsvereinen zu bedenken geben, ob es nicht zweckmässiger wäre, anstatt ihre gesammelten Archivalien selbst zu verwalten, dieselben öffentlichen Archiven ihres Sprengels unter Vorbehalt des Eigenthumsrechts und ungehinderter Benutzung zu übergeben, wird angenommen.
9. Was die Fortsetzung der Untersuchung der römischen Befestigungen des Odenwaldes auf bayerischem Gebiet betrifft, wird der Gesammtverein ermächtigt, sich an die bayerische Regierung wegen Bewilligung von Mitteln zu wenden.
10. Die Rechnung von 1879/80 ist geprüft worden und wird für verificirt erklärt. Dem Verwaltungsausschusse wird Decharge ertheilt und beschlossen von einer Rechnungsablage wegen der Kosten der Marburger Generalversammlung nach den mündlichen Erklärungen der Vorsitzenden des Casseler und des Marburger Vereins abzusehen.

Ernst Wörner, Schriftführer.

Mittheilungen für Deutsche Geschichte und Alterthumskunde überhaupt.

Das fränkische Todtenfeld zu Klein-Rohrheim.

Mittheilung des Herrn Friedr. Kofler.

(Schluss.)

2. Grab.

Von der ersten Reihe aus liess ich nun einen andern Einschnitt machen und traf in der oben für die Gräber angedeuteten Entfernung wiederum auf ein Grab. In 30 cm. Tiefe fand sich ein kleiner Theil des Gelenkknochens eines grossen Thieres und von 35—69 cm. Tiefe fand man, vertheilt auf eine Fläche von 1 M. Durchmesser, die Scherben von zwei grösseren Gefässen (Schalen), von denen das eine aus einer festen, das andere aber, das von ganz schwarzer Farbe war, aus einer so weichen Masse bestand, dass sich die einzelnen Theile desselben im Wasser gänzlich auflösten. Scherben des ersten Gefässes zeigen recht hübsche Verzierungen;

eine einzelne Scherbe mit abweichenden Verzierungen lässt auf die frühere Anwesenheit eines dritten Gefässes schliessen. Die Stücke lagen nicht beisammen, sondern zerstreut im Boden umher, bald mit der Innen-, bald mit der Aussenfläche nach oben, in einer mit Kohlenstückchen versetzten schwarzen, fetten Erde. Da, wo der Schädel hätte liegen müssen, traf ich auf eine Masse gebrannter rother und schwarzer, theilweise zusammengebackener Erde, dicht dabei lag das Stück eines Unterkiefers (eines Schweines) mit 3 Backenzähnen, ein kleines Stückchen eines Röhrenknochens (augenscheinlich Armknochen), ein 13 Ctm. langes Stückchen des Wadenbeines[1]) und das ganz kurze, 7 Ctm. lange Stück eines starken, theilweise calcinirten Röhrenknochens (wohl Ochsenknochen). An dem Fussende des Grabes lagen zwei Endglieder von Fingern und dabei ein Backenzahn. Auch wurde zwischen den Scherben ein thönerner Spinnwirtel gefunden, dessen mittlere Umfangslinie tief eingekerbt ist. — Unten im Grabe lag eine 40 Ctm. im Durchmesser haltende kuchenartige Thonmasse von 2—3 Ctm. Dicke und ganz glatter Unterfläche, welche beim Loslösen zerbröckelte. Dieses Grab zeigte, meiner Meinung nach, untrügliche Spuren einer früheren Oeffnung.

Der Einschnitt wurde nun um 6 Meter verlängert und auf 3 Meter erweitert, ohne auf ein weiteres Grab zu führen. Doch stiessen die Dammarbeiter, wie ich hörte, etwa 1 Meter weiter, also in 7 Meter Entfernung, auf ein Grab, das reiche Beigaben hatte.

3. Grab.

Nachdem die Fortsetzung der beiden Reihen erwiesen, war es mir besonders wichtig nun die dritte Reihe zu finden. Die Entfernung war mir durch die beiden anderen Reihen annähernd bestimmt und die Arbeiter stiessen an der ihnen angegebenen Stelle schon bei 26 Ctm. Tiefe auf ein neues Grab, anscheinend das eines Kindes, denn der geschwärzte Boden hatte nur eine Länge von 60 Ctm. und eine Tiefe von 20—25 Ctm. Es fand sich in demselben am oberen (westlichen) Ende ein kleines Gefäss von 9 Ctm. Höhe und von gleicher Form und Farbe wie das in No. 1 gefundene. Eingedrungene Wurzeln hatten es zersprengt, doch war es möglich die einzelnen Theile an einander zu kitten. Dabei lagen einige kleine abgebrochene menschliche Knochen.

4. Grab.

90 Ctm. von diesem Grab entfernt, nahm der Boden wieder die Färbung an, welche er gewöhnlich bei Grabstätten zeigt, doch hatten die Arbeiter bis zu einer Tiefe von 1,10 Mtr. zu graben, ehe sie auf eine Anzahl von Scherben stiessen, welche zerstreut im Boden umherlagen. Etwas tiefer fanden sich im oberen Ende des Grabes zwei Stücke Eisen, das eine $5^1/_2$ Ctm. lang, $2^1/_2$ Ctm. breit, mit einem Broncenagel am Ende, das andere, $8^1/_2$ Ctm. lang, 4 Ctm. breit, anscheinend ein Gürtelbeschlag, mit sichtbarem Scharnier und zwei Nägeln mit Bronceknöpfen, nebst den Löchern für drei andere. Darunter stand ein zerbrochenes Gefäss von gleicher Grösse und Gestalt, wie das in 1 gefundene, dessen eine Seite eingedrückt und eben dadurch mit unzähligen Sprüngen versehen war, das in kleine Splitter zerfallen würde, wollte man es von der umgebenden Erde befreien. Oben auf seinem Rande lag ein grosser Thierknochen (Stück des Hüftknochens), unter dessen Wucht das Gefäss wahrscheinlich zertrümmert wurde. Neben dem Gefäss fand sich ein Kamm, der trotz der grössten Vorsicht bei der Arbeit ganz zerfiel. Vor diesen Gegenständen lag ein gut erhaltenes Stück Knochen, anscheinend vom Oberarm. Ganze Tiefe des Grabes: 1,40 M.

5. Grab.

2 Meter davon entfernt fand sich bei 70 Ctm. Tiefe das fünfte Grab. Oben rechts standen und lagen die Reste eines grossen Gefässes, das gänzlich zerschlagen war, daneben wenige mürbe Ueberreste eines Schädels, links davon ein gut erhaltenes Stück Knochen des Oberarms, dicht dabei ein 6 Ctm. langes, 2 Ctm. breites Stückchen Eisen, dessen Zweck mir nicht klar, sowie einige kleine Holzsplitter. In der Mitte des Grabes lag ein menschlicher Unterkiefer mit 4 Schneidezähnen, dicht darunter und 10 Ctm. von einander die Knochen der Oberbeine, so stark verwest, dass sie bei der Berührung mit der Luft zerfielen. Nehmen wir die Lage der Beine als eine gerade an, was mit der Richtung der Körper in den übrigen Gräbern stimmen würde, so lag der Schädel etwa 16 Ctm. von der geraden Linie entfernt auf der Seite. Zähne waren bei dem Schädel nicht zu finden; das erwähnte Stückchen Kinnlade lag da, wo das Becken hätte liegen sollen. Das hier gefundene Gefäss weicht in Masse, Form und Verzierungen von den früher gefundenen gänzlich ab. Es ist mir gelungen, es so weit wieder herzustellen, dass sich seine frühere Gestalt erkennen lässt.

6. Grab.

3,30 M. von dieser Stelle entfernt wurden die Spuren des sechsten Grabes entdeckt und fand man schon beim zweiten Spatenstich einige Knochensplitter, einen eisernen Ring und einen Schweinezahn. Bei 1,10 M. Tiefe traf man, mit dem Gesichte nach unten liegend, einen Schädel an, von dem nur das Hinterhaupt und ein Unterkiefer erhalten sind. Nach Entfernung des Schädels fand man in der Gegend des Halses einen Gold-Bracteaten mit roh ausgetriebenem Kopfe und mit schönen Randverzierungen, wohl Filigran-Arbeit, auf der Vorderseite oben mit einem goldenen Oehrchen zum Anhängen, dabei lagen drei Perlen von gebranntem Thon. 38 Ctm. von dem Schädel entfernt, rechts nach unten, oder Osten, fand sich in der Erde der mit Edelrost umgebene Abdruck einer Fibula, von der aber, trotz allen Suchens, nur ein röhrenförmiges, auf einer Seite offenes Stückchen Bronce, von 6 Ctm. Länge, und einliegendem Eisenstift in meinen Besitz gelangte; dicht dabei lagen 2 Bronceknöpfe, von denen der eine auf der Oberseite kleine Holzsplitter, auf der Unterseite Lederreste zeigt, und etwa 50 Ctm. vom Schädel entfernt die gut erhaltenen Knochen des Oberbeins und daran stossend zwei Schien- und Wadenbeine. Links von dem Schädel, etwa 34 Ctm. davon entfernt, nur 20 Ctm. tiefer im Boden, lag ebenfalls mit dem Gesichte nach unten, ein zweiter, gewaltiger Schädel, bei dem der Oberkiefer und die linke Seite des Backens fehlen. Mehr nach Osten zu fanden sich 3 gut erhaltene Rückenwirbel, zwei Knochen des Oberbeins, zwei Schienbeine und einige Knochen des Mittelfusses. Zwischen den beiden Leichen lagen die Scherben sehr roher Thongefässe, 2 Bronceknöpfe, wie die auf der anderen Seite des Grabes gefundenen, ein Bronceplättchen mit 3 Löchern und einem kleinen Bronce-Nietnagel, ein Stückchen Eisen $4^1/_2$ Ctm. lang, $^4/_5$ breit, vierkantig und längswegs eingeschnitten, dabei ein anderes weit dünneres Stückchen, das zweimal gewunden ist. Das Grab enthielt viele Kohlenstückchen und, wie alle anderen Gräber, eine Menge kleiner Stückchen rothen Sandsteins, den ich nicht im umgebenden Sande vorfand. Die zweite Leiche lag in einer Tiefe von 1,45 M.

7. Grab.

Dasselbe lag 5 Meter von dem letztgenannten. Ueberreste des Schädels fanden sich in 80 Ctm. Tiefe. 1 Meter davon lagen dicht neben einander und schräg von oben nach unten die beiden Knochen der Oberbeine, rechts davon die Scherben eines schlecht gebrannten Gefässes. 30 Ctm. nach links lag ein Schienbein und 12 Ctm. unter den Oberbeinen zwei weitere Schienbeine,[2]) jedes 42 Ctm. lang,

---

[1]) Herr Dr. Gölz, welcher den Ausgrabungen täglich beiwohnte, war so freundlich mir die Knochentheile bestimmen zu helfen.

[2]) Es lag die Vermuthung nahe, dass das 3. Schienbein in ein dicht angrenzendes Grab gehörte und ich würde dies untersucht haben, hätten nicht die Dammarbeiter das ganze Feld vor meiner Rückkehr abgehoben.

Knochen des Mittelfusses und zwei Glieder der Zehen. In der Gegend der Brust lagen zwei kleine Stückchen Eisen, zusammen 9 Ctm. lang und 1½ Ctm. breit, gestaltet wie eine kleine Messerklinge, mit Stiel und einem starken Stifte zwischen Stiel und Klinge, ein kleines Stück korkartigen Holzes und ein Bronce-Schildplättchen mit einigen undeutlichen Verzierungen. Neben den Füssen und über diese hinwegragend lag von unten nach oben gerichtet und schräg im Grabe eine grosse Lanzenspitze mit langen, ausgeschweiften Schaftlappen und vor der Lanze ein hölzerner Kamm. Rechts von den Ober- und Schienbeinen fanden sich, halb stehend, halb liegend, die Stücke zweier Thongefässe und in deren Mitte, dicht aufeinander, auf ein Häufchen gelegt, die Scherben eines gläsernen, bläulich-weissen Trinkbechers von 6 Ctm. Höhe und 10 Ctm. Breite am Rande, unten die Form eines Kreuzes bildend, dessen 4 Theile sich je wieder in 3 Aeste spalten und sanft erhabene Rippen bilden, die sich nach dem leicht geschweiften Rande hin in der glatten Fläche verlieren. Derselbe musste bei dem Gebrauche auf den Rand gelegt werden. Leider fehlen eine Anzahl Stücke.

8. Grab.

Die nächsten Versuche war ich genöthigt in der dritten Reihe, circa 60 Meter von dem Grab No. 7 zu machen. Grab No. 8 (wenn es ein solches war) lag 52 Ctm. unter dem Erdboden. Es fanden sich darin eine grosse Anzahl zerstreut liegender, kleiner, von der Einwirkung des Feuers fast ganz zerstörter Scherben roher Thongefässe, eine Menge Kohlen, Asche, rothgebrannte Erde und einige Reste in Feuer calcinirter Knochen.

9. Grab.

5 Meter davon entfernt, fand ich 25 Ctm. unter dem Boden eine Schicht Kohlen, anscheinend von einem feinfaserigen Holze, wie die Kohle von Lindenholz oder wie Zeichenkohle aussehend, mit zahlreichen ganz kleinen vom Feuer geschwärzten Scherben vermengt, die bis zu einer Tiefe von 1,25 M. angetroffen wurden. Den Untergrund bildeten Scherben eines grossen Gefässes, dessen Wände 2 Ctm. Dicke hatten. In dieser mächtigen Kohlen- und Aschenschichte fand sich eine Menge verbrannter Knochenüberreste, die meisten derselben Vogelknochen, darunter ein Stückchen Bernstein, 3 mandelförmige Steinchen und ein Stückchen Feuerstein, etwa 1 □ Ctm. messend, an zwei Seiten zur Schneide zugeschliffen, von welchen die eine sehr fein filirt und von grosser Schärfe ist. Das Steinchen musste anscheinend in einem Holzstifte gesteckt haben, denn bei Auffindung desselben, das durch Abheben der Erde mit einem Messer geschah, zeigte sich an dasselbe anschliessend ein Stückchen Kohle von etwas mehr als 1 Ctm. Breite und 8 Ctm. Länge. Es kann dasselbe sehr gut als Lancette gedient haben.

10. Grab.

Das nächste Grab, nur 1 Meter von dem vorigen entfernt, zeigte dieselben Erscheinungen, aber ausser ganz zerstörten Scherben und Vogelknochen keine weiteren Fundstücke.

11. Grab.

Das oben erwähnte erste Grab der vierten Reihe lag unmittelbar an der Chaussee. Am westlichen Ende desselben fand ich die morschen Ueberreste eines Schädels, 30 Ctm. links davon die Scherben eines zerschlagenen Gefässes. 45 Ctm. vom Schädel entfernt, am anderen Ende des Grabes, lagen 3 Rippen und 2 Armknochen, anscheinend von einem Kinde herrührend. Das Grab lag 70 Ctm. unter der früheren Ackerfläche und hatte eine Länge von 55 Ctm.

12. Grab.

Etwa in gleicher Richtung mit dem Grab No. 7, nur anstatt in der dritten, in der 6. Reihe fand ich westlich von der Chaussee das erste Grab. Schon bei 38 Ctm. Tiefe, stiess ich auf die Reste eines Schädels, auf einen 13 Ctm. langen, abgebrochenen Armknochen und ein Stückchen Eisen. Da der Boden noch stark gemischt erschien, so wurde tiefer gegraben und bei 1,30 Meter Tiefe das Hauptgrab gefunden. Es standen darin 2 vollständig zersplitterte Gefässe, (welche mit den sie umgebenden Erdklumpen ausgehoben wurden) etwa 8 Ctm. von einander. Zwischen beiden lagen kreuzweise aufeinander zwei Oberbeine. Bei dem einen Topfe lagen stark verrostete kleine Eisenstückchen, die ich für die Ueberreste eines Gürtels erklären möchte und einzelne Nägel. 14 Ctm. tiefer im Boden und 20 Ctm. von den Töpfen entfernt lagen Theile des Schädels Hinterkopfes) und wenige Scherben eines Topfes; 75 Ctm. links davon, aber noch tiefer, ein Schienbein mit Wadenbein und der Knochen des rechten Oberarms.

13. Grab.

7 Meter davon entfernt traf ich in demselben Einschnitt ein Grab der 5. Reihe, das aber so weit unter der Chaussee lag, dass es nicht aufgedeckt werden konnte. Ich fand am westl. Ende eine Menge Scherben, kleine Knochen und Thierzähne; der Boden war ganz schwarz mit Kohlen durchsetzt, unter denen sich auch das Bruchstück eines römischen Dachziegels befand.

14. Grab.

Indem ich nun den 1,80 M. breiten Einschnitt erweiterte, stiess ich auf das Fussende eines neuen Grabes der 6. Reihe, das abgegrenzt und von den Seiten, sowie von oben her abgehoben wurde. 35 Ctm. unter dem Boden fanden die Arbeiter Scherben und die Reste eines halben Pferdeschädels. Weiter unten, in einer Tiefe von 50 Ctm., traf man das gut erhaltene, vollständige Gerippe eines Mannes von 1,60 M. Länge, das erste vollständige, das ich bis jetzt gefunden. Es lag, der Neigung der Ackerfläche folgend, mit dem Kopfe etwas nach unten. Dicht bei der rechten Hand lagen Bruchstücke desselben Gefässes, dessen Scherben wir schon zum Theil neben dem Pferdeschädel gefunden hatten, daneben Theile eines menschlichen Schädels, sowie kleinere Stücke der Kinnladen, von denen eins unter den Wurzeln zweier Backenzähne zwei Backenzähne ohne Wurzeln zeigt. Ob das ihre natürliche Lage war, oder ob sie zufällig dahingekommen, will ich unentschieden lassen. Der Schädel zeigt einen vernarbten Schwerthieb.

Unter dem Skelette befanden sich einige Knochen einer zweiten Leiche, deren Hauptüberreste in 1,60 M. Tiefe gefunden wurden. Die mächtigen Knochen des Oberbeines massen 48 Ctm. in Länge und mussten einem sehr grossen, starken Manne angehört haben. Zur Rechten stand ein Gefäss, nur noch aus Splittern bestehend, das eine grosse Anzahl ganz kleiner Vogelknochen enthielt, und lagen einzelne Scherben eines 4½ Ctm. im Durchmesser haltenden zierlichen gelben Glasbechers von ähnlicher Form wie der bei Grab No. 7 beschriebene. Das ganze Grab war in der Tiefe mit feinkörnigem rothen und grobkörnigen gelben Sandsteinen umsetzt und hatte eine Länge von 3, eine Breite von 1,20 M. im Lichten. Auf der oberen, westlichen, und der rechten Seite war nur eine Lage von Steinen am Boden; zu den Füssen und auf der linken Seite aber hatte die Steinsetzung eine Höhe von 58—60 Ctm. Zwischen den einzelnen Platten war jedesmal eine dünne Schicht des in der Tiefe lagernden weissen Sandes.

15. Grab.

Ungefähr 5 Meter westlich von dieser Stelle, in gleicher Reihe mit dem letzten Grabe, fand ich in 80 Ctm. Tiefe das Gerippe einer Frau. Der Kopf war nach vorn geneigt und auf die rechte Seite gebettet, die linke Schulter lag etwas erhöht, die Oberarme dicht an der Seite. Unterarm und Hände etwas gespreizt. Da, wo die Rippen aufhörten, lagen die Oberbeine mit den daranstossenden Schien- und Wadenbeinen und den Füssen in gerader Lage; das gut erhaltene Becken aber lag ein wenig über den

Knieen quer auf den Oberbeinen. Oben am Hals lag ein Stückchen Bronce mit einsteckenden Lederrestchen und zwei kleinen dünnen Broncenägelchen, bei den Füssen ein Broncenagel; ein anderes Stückchen Bronce zwischen den beiden Oberbeinen. Neben der rechten Hand fand man eine 14 Ctm. lange einschneidige Messerklinge, welche nach Art unserer Radirmesser am vorderen Ende etwas gebogen ist. Die Knochen des Oberbeins hatten eine Länge von 44 Ctm. und lassen auf eine Körpergrösse von 1,80—1,85 M. schliessen.

16. Grab.

2,60 M. nördlich von dem 13. wurde wieder ein Grab angetroffen und es stiessen die Arbeiter schon bei 24 Ctm. Tiefe auf das Stirnbein des Skelettes. Die Lage desselben war: Kopf nach links ruhend, rechter Arm auf rechtem Schenkel, linker Arm unter dem Becken und dem linken Schenkel, Beine unten übereinander geschlagen. Beigaben fehlten.

In 1,10 M. Tiefe fanden sich im Grabe zerstreut Theile des Schädels und Knochen einer anderen Leiche (anscheinend eines Mannes). In der Mitte des Grabes lagen einige stark verrostete Nägel und kleine Eisentheilchen, links von den Füssen stand eine wohl erhaltene, gelbe, gläserne Trinkschale, dicht dabei lag eine kleine eiserne Pfeilspitze und rechts von den Füssen ein hölzerner Kamm.

17. Grab.

Dasselbe wurde, nachdem ich nach der 3. und 4. Reihe lange vergebens gesucht hatte, in der Verlängerung der 5. Reihe gefunden. Der Kopf lag ebenfalls nur 25 Ctm. unter der Ackerfläche und es ist sehr zu wundern, dass der Pflug, der wohl tausend und mehr Jahre lang darüber hinstrich, nicht das Grab berührt die Knochen zerrissen und zu Tag gefördert hatte. Der Kopf lag auf dem rechten Backen, die rechte Schulter theilweise unter dem Kinn, die linke etwas erhöht, der ganze Körper auf der rechten Seite. Die Arme waren gestreckt, der rechte lag unter dem Becken und dem rechten Oberbein, der linke über dem Becken, das linke Unterbein war über das rechte geschlagen. In der Halsgegend stak die Scherbe eines Gefässes, dessen Bruchstücke über das ganze Grab zerstreut waren. Beigaben fehlten. In der Nähe des Kopfes, fand sich ein schwammiges Stückchen Holz, das an der Luft erhärtete. Das Skelett hatte eine Länge von 1,76 M. Da sich in der Nähe des Kopfes das Kreuzbein eines anderen Mannes und eine 3. Kniescheibe gefunden hatten, so vermuthete ich in der Tiefe eine andere Leiche, die auch 1,05 M. unter der Ackerfläche freigelegt wurde. Die Schädelreste und Rippen lagen zerstreut umher und die Wirbel nur theilweise an richtigen Stellen, das Becken einige Centimeter von den Beinen entfernt, Beine und Füsse in richtiger Lage. Unter und über dem Becken lagen kleine viereckige Eisentheilchen, einige davon mit dareinsteckenden Broncenägeln, welche meiner Meinung nach zu einem Gürtel gehört haben. Neben der linken Hüfte lagen auf einem Klumpen: 1 wuchtiger Skramasax, 45 Ctm. lang, 4¼ Ctm. breit, an dessen unterem Ende noch das eiserne Ortband der Scheide, ein dolchartiges Wurfmesser (Sax) mit starkem Rücken, 18½ Ctm., die Klinge 11½ Ctm. lang, das vordere Beschläg eines Gürtels, verziert mit 8 Broncebuckeln und das hintere Beschläg desselben (wahrscheinlich beide tauschirt) und ein Plättchen Bronce mit 4 Löchern und Nietnägeln in den 4 Ecken. Zwischen den Beinen lagen verschiedene kleine Broncestückchen, auf der rechten Seite eine Schildbuckel mit dem Griff und dabei ein 4kantiges Stückchen Eisen, sowie ein Stückchen Bronce mit 2 Nägelchen und eine sehr schön tauschirte Schnalle; neben dem rechten Fusse ein hölzerner Kamm. Auch wurden einige Nägel mit dreiseitigen Köpfen und eine grosse Anzahl Vogelknochen in dem Grabe gefunden.

18. Grab.

Einen Meter von No. 16 entfernt zeigten sich in 35 Ctm. Tiefe allerlei Menschenknochen und in 1,18 M. Tiefe lagen eine Menge Knochen wild durch einander geworfen. Dabei wurde das Bruchstück eines römischen Ziegels, die Hälfte eines Thongefässes und eine Perle mit Schmelz gefunden. Eine dicht hinter dieser Stelle befindliche Einsenkung des Bodens zeigte, dass man früher hier Sand gegraben, bei dieser Gelegenheit die Gebeine gefunden und sie beim Zuschütten wieder unten in die Grube geworfen hatte

19. Grab.

80 Ctm. von dieser Reihe nach Westen eingerückt, fand sich 25 Ctm. unter der Ackerfläche, in gleicher Richtung mit den davorliegenden Reihengräbern eine zweiseitige Steinsetzung, 2,50 lang, 1 M. breit, anscheinend die nördl. und östliche Seite eines Grabes abgrenzend. Dieselbe bestand nur aus einer Schicht Sandsteine. Innerhalb derselben, in einer Tiefe von 30 Ctm. wurden allerlei zerbröckelte menschlische Knochen gefunden. 80 Ctm. unter dem Boden lag ein kleines Beschläg aus gelbem Metall, eine Kornblume mit Knospen und Blättern vorstellend, mit Spuren von hellblauer und grüner Emaille, anscheinend modern; dicht dabei ein geripptes Stück Glas, rosenroth mit bläulichem Anhauch, wohl auch modern. In 1,10 M. Tiefe stiessen die Arbeiter auf ein Skelett, dessen Schädel zerschlagen war, dessen Hals- und Rückenwirbel zerstreut umher lagen. Das Becken, die 45 Ctm. langen Knochen des Oberbeins, Waden-, Schienbeine und Füsse waren an und neben einander in richtiger Lage. Im Becken liegend fand ich einige Nägel und einen graugelben Feuerstein, von der Form einer grobgearbeiteten Pfeilspitze, dabei Reste von Holz. Rechts von dem Becken lagen 3 Theile einer silbergrauen metallartigen Masse wahrscheinlich Blei, zwei davon rund, wie zu einem grösseren Ring gehörig, die dritte ein kleiner massiger Klumpen, alle Stücke so stark oxydirt, dass sich bei der leisesten Berührung Theilchen abbröckeln.

50 Ctm. tiefer lag ein mächtiger Schädel ohne Unterkiefer, der 22 Ctm. weiter östlich gefunden wurde. Links vom Schädel lag ein Schienbein, auf der rechten Seite desselben ein Oberbein, 48 Ctm. lang, dicht daneben und bei der unteren Hälfte desselben anfangend, das zweite Schienbein. Quer über beiden die rechte Seite des mächtigen Beckens, unter diesem und dem Oberbeine eine schön erhaltene Lanze, dicht dabei ein kleines Eisenstück, Holz oder Leder umschliessend mit einem Broncenagel vernietet, dessen Zweck nicht zu erkennen. Die Knochen des Oberarmes lagen dicht zusammen bei dem Unterkiefer, die Wirbel und die übrigen Beckentheile zerstreut im Grab, das linke Oberbein, ein Wadenbein, ein Sprungbein und einige Knochen des Mittelfusses bildeten den Schluss des Grabes. Dicht dabei befanden sich neben einer Anzahl von Nagelköpfen auch einige Nägel und in dem gewachsenen Boden stak senkrecht ein breites Stück starken Eisens, das sich später als eine prachtvoll mit Gold und Silber tauschirte Riemenschnalle entpuppte.

20. Grab.

Dicht neben der Chaussee, in gleicher Reihe mit 16 und 17 fanden die Arbeiter schon in der sog. Ackerkrume eine Bronceschnalle und 30 ctm. unter der Ackerfläche ein vollständig erhaltenes Skelett von 1,55 M. Grösse, dessen Schädel wohl von darüber hingehenden Fuhren eingedrückt war, da es gerade unter einer Ackereinfahrt ruhte. Dasselbe lag mit dem Kopfe etwas nach rechts, die Arme lagen neben der Brust und über dem Becken, die rechte Hand über der linken. Beigaben fehlten. Die Reste eines zweiten Skelettes lagen theilweise unter den Beinen des ersteren, theilweise etwa 40 Ctm. von den Füssen desselben in dem unteren Ende des Grabes, rechts in der Ecke.

1,50 M. darunter fand sich ein drittes, beinahe ganz erhaltenes Skelett, auf der Brust ruhend, die Beine etwas gespreizt und an den Knöcheln 43 Ctm. auseinander liegend. Die Oberbeine hatten eine Länge von 46 Ctm.

Zwischen den Beinen lag einbehauener schwarzer Feuerstein. Neben dem rechten Schienbein fand ich 5 Pfeilspitzen, von denen 3 mit Widerhaken versehen sind. Am rechten Fuss stak ein Sporn mit kurzer Spitze. Die Ringe und schnallenartigen Eisentheilchen, welche zur Befestigung dienten, sind wohl erhalten.

Nachtrag zum Artikel über das munimentum Traiani, Anmerk. 10.

(Correspondenz - Blatt Nr. 9.)

Das Dorf Kriftel hat seinen Namen zunächst von Kriftelbach, wie der Schwarzbach früher hiess (der Wasserlauf des Lorsbacher Thales), abgeleitet von dem Worte Gruft (bzw. vom Zeitwort graben), so dass derselbe eigentlich einen Graben bezeichnet und wohl ausser Zusammenhang steht mit den dort von den Germanen angelegten Gruben (über welche übrigens jetzt auch Picks Monatschrift VI. S. 249 zu vergleichen ist). Der Wald nun, in welchem diese Gruben angelegt waren, scheint sich noch erhalten zu haben in dem uralten Eichwald am Kapellen- oder Rabenberg bei der als Wallfahrtsort bekannten Hofheimer Kapelle. Dr. Mupperg im „Frankfurter Museum" vom 2. Oktober 1880 hält ihn für den Rest eines heiligen Haines für heidnischen Gottesdienst, der sich einstens durch das ganze, übrigens noch zu beiden Seiten mit Laubholzwaldungen bewachsene Krüftelthal (Lorsbacher, Schwarzbacher Thal) hinauf erstreckte. —

Hieran anschliessend mögen einige Druckfehler des Artikels in Nr. 9 des Corresp.-Blattes berichtigt werden: S. 66, zweite Spalte, drittes alinea lies „beim Dorf Nied" statt Hof. — S, 67 in Anmerk. 6 lies „Paterniacum" statt Paternicum. — S. 69, zweite Spalte, 2 alinea lies „exurebat" statt excurebat. — S. 71 Anmerk. lies coppa (cupa) = Napf (Tasse), dann Kopf, Kuppe, statt Kapf etc.

Karl Christ.[1])

Wirksamkeit der einzelnen Vereine, Literarisches.

Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Alterthums- und Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften. Bd. V. Heft 2.

Inhalt: Maurer, Zur Geschichte der Herrschaft Uesenberg. — v. Röder, Einige Notizen zur Geschichte der Herrschaft Tiersperg (Diersburg). — Bader, Die Gründung von Freiburg.

Baltische Studien. XXX. Jahrg. 1—4 Heft.

Inhalt: Hanncke, Cöslin und die letzten Caminer Bischöfe aus herzoglichem Stamm. — v. Bülow, Wanderung eines fahrenden Schülers durch Pommern und Mecklenburg. — Ders., Beiträge zur Geschichte des Staatsministers Paul von Fuchs. — Lehmann, Chronologisches zu den Missionsreisen Bischofs Otto von Bamberg. — Schlegel: Achter Brief Philipp Hainhofers aus Augsburg an Herzog Philipp von Pommern 1610. — Graf v. Krassow, Fund im Torfmoor bei Gingst. — Recept für ubermessige Augenhitze. — Hasenjäger, Bruchstück eines mittelniederdeutschen Menologiums. — v. Bülow, Ulrich von Dewitz verlehnt 2½ Hufe in Braunstort, 1½ Kathen Wurth und den vierten Theil des Kruges daselbst an Lubbeke v. Köthen. — Ders., Einquartierungskosten zu Greifenberg 1675. — Ders., Ein Jagdschein vom Jahre 1547. — Ders., S. Jacobs Hühner. — Ders., Severin Frederici aus Arnswalde übergiebt der Lucie Rulows in Stettin sein Hausgeräth zur Aufbewahrung. — Ders., Ein drohender Kosakeneinfall. — Ders., Die Allgemeine deutsche Biographie und Pommern. — Ders., Geschichte der Apotheke in Barth. — Vogel, Der Grabhügel bei Steffelde und das Dorf Delne. — v. Bülow, Beitrag zur Geschichte von Pölitz im 30j. Kriege. — Ders., Lieferungen zum Hofstall Wallensteins. — Ders., Beiträge zur Geschichte des Pommerschen Schulwesens. — Jahresberichte.

Mittheilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Alterthumskunde. II. Bd. Heft 8.

Inhalt: Jacobs, Geschichte des zumeist auf dem anhaltischen Harze gelegenen Amtes Bärenrode. — Eckstein-Ilberstedt, In terra Kotenesi. Zins- und Lehnregister der Dompropstei zu Magdeburg vom Banne Köthen, um 1362. — Siebigk, Fürst Leopolds von Anhalt-Dessau Reise nach Italien, 1693—1695. — Hosäus, Annette von Glafey 1778—1858. — Krause, Ein Bericht über die Schlacht bei Striegau. — Ders., Ein Brief des Historiographen Lentz. — Wäschke, Eine Gernroder Kaufurkunde. — Ders., Fragment eines hochdeutschen Rechtsbuches. — Ders., Fragment einer Handschrift der Alexandreis des Walther von Castellione. — Hosäus, Das adelige Fräuleinstift Mosigkau bei Dessau. — Ders. Poetische Findlinge. — Vermischtes.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Neue Folge. XXVII. Jahrg. Nr. 6—9.

Inhalt: Wattenbach, Aus Münchener Handschriften. — Essenwein, Feldarbeit und Spinnen im 14. Jahrh. — Ders., Der Marktplatz einer Stadt. — Ders., Vorlagen für Glasgemälde vom Beginne des 16. Jahrh. — Ders., Musicirende Engel von Virgil Solis. — Zingerle, Ein poetischer Fluch. — Ders., Lieder aus der Zeit der Türkenkriege. — Wattenbach, Samuel Karch. — Wernicke, Ein Breslauer Goldschmied im Dienste des Kurfürsten August von Sachsen. — Essenwein, Beiträge aus dem germanischen Museum zur Geschichte der Bewaffnung im Mittelalter. — Loose, Die Briefe des Johannes Aurifaber an den Rathsherr Paulus Behaim in Nürnberg. — Huemer, Zur mittelaltrigen Spruchpoesie. — Siegelbild und Wappenbild. — Die heraldischen Wecken. — Wernicke, Zur Geschichte der Giesserfamilie Hilger in Freiberg. — Schneider, Das Salve Regina auf dem Taufbecken. — Friedländer, Ein Breslauer Goldschmied im Dienste des Kurfürsten August von Sachsen. — Essenwein, Alte Handzeichnungen von Goldschmiedarbeiten im germanischen Museum. — Chronik des germanischen Museums. Schriften etc. Vermischte Nachrichten.

Otto Freiherr Grote, Lexicon Deutscher Stifter, Klöster und Ordenshäuser. Osterwieck a, H. Commissionsverlag von A. W. Zickfeldt. Vollständig in 20 Lieferungen. Erste Lieferung Aachen bis Braunbacum. 64 Seiten 8°. 1 Mark.

Ein Werk der bezeichneten Art gehört so sehr zu den Bedürfnissen der deutschen Geschichts- und Alterthumswissenschaft, dass man sich wohl wundern möchte, wie unsere encyklopädisch emsigst sammelnde Zeit ein solches bis jetzt noch nicht geschaffen hat. Aehnliches wird allerdings von verschiedenen Seiten vorbereitet, aber bis jetzt haben höchstens einzelne Länder oder Orden mehr oder weniger genügende Verzeichnisse ihrer Stiftungen geliefert. Die allgemeinen Uebersichten von Bucelinus, Schamelius, Hirsching etc. können nur als ganz vorläufige Versuche angesehen werden. Wenn nun der bisherige Mangel

[1]) Einen längeren Nachtrag des Herrn Verfassers zu dem obigen Aufsatz, in dessen Besitz wir schon seit einiger Zeit sind, mussten wir wegen Raummangel für das nächste Jahr zurückstellen. D. Red.

eines solchen Hülfsmittels offenbar in der Schwierigkeit des Unternehmens seinen Grund hat, so kann man wohl die Frage aufwerfen, ob ein Einzelner, wenn er nicht etwa durch die Umstände in besonderer Weise begünstigt würde, solcher Schwierigkeiten Herr zu werden vermöchte. Diese Frage hat sich der Herausgeber selbst aufs ernstlichste vorgelegt, worüber er sich in einer Vorbemerkung ausspricht. Da diese zugleich eine Bitte enthält, die bei manchem Leser des Corr.-Bl. eine gute Statt finden dürfte, so glauben wir sie hier mittheilen zu sollen.

„Das Lexicon d. St. Kl. u. Ord.-H. beansprucht von vornherein die Nachsicht der Herren Fachmänner, weil es die erste derartige Zusammenstellung für ganz Deutschland, und eine vollständig erschöpfende Forschung des sehr umfassenden Gebietes sehr schwer möglich ist. Trotz unendlicher Arbeit wird eine Vollständigkeit, nach welcher gewissenhaft gestrebt ist, nicht erreicht sein. Um dieselbe aber zu erlangen, bittet (d. Herausg.) ihn gütigst auf alle Mängel und Lücken aufmerksam zu machen, damit dieselben in einem nach Beendigung des Ganzen erscheinenden Supplement beseitigt, resp. Ergänzungen hinzugefügt werden können".

Gewiss wird mancher Leser des Correspondenzblatt in der Lage und im Interesse der Sache bereit sein, dem auf Schauen bei Osterwieck wohnenden Herrn Verf. solche Ergänzungen und Verbesserungen zukommen zu lassen.

Was nun Gestalt und Inhalt der einzelnen Artikel betrifft, so sind zunächst die oft sehr mannigfaltigen Benennungen der Stiftungen möglichst vollständig und mit Verweisungen zusammengestellt. Es folgen Notizen über die heutige polit. Zugehörigkeit, Diöcese, Art der Stiftung, Gründung, Stifter, Hauptschicksale, Patron (Schutzheiliger), Güter und Patrone. Sodann sind die für jede Stiftung benutzten Quellenschriften angeführt.

Es versteht sich von selbst, dass die Vollständigkeit dieser Angaben, so namentlich über Güter und Patronate meist nur eine sehr relative sein kann und durchaus von dem zur Benutzung vorgelegenen Quellenmaterial abhängt. Wie viel aber auch zu wünschen und zu ergänzen bleiben möge, jedenfalls ist das Unternehmen selbst ein sehr nützliches und allgemeiner Förderung und Unterstützung würdiges. S.

Münster-Blätter. Im Auftrag des Münster-Comites (in Ulm) herausgegeben von Friedr. Pressel. Zweites Heft mit 5 Holzschnitten und 4 zinkogr. Tafeln. Verlag der J. Ebner'schen Buchhandlung in Ulm.

Inhalt: Dr. Ulrich Kraft, Pfarrer am Ulmer Münster. — Die Steinmetzzeichen des Münsters im Verein mit Max Bach, Maler in Neu-Ulm, gesammelt von Alfred Klemm. — Die Gallerie am Chor des Münsters. — Bau-Bericht von 1878 bis 1879. — Ulmer Kunstnachrichten. — Münster-Chronik.

Von den **Mittheilungen an die Mitglieder des Vereins für Hessische Geschichte und Alterthumskunde** liegen das 2.—4. Vierteljahrsheft des Jahrgang 1879 und das 1. und 2. Vierteljahrsheft des Jahrgang 1880 vor.

Notizen, insbesondere über alterthümliche Funde, Restaurationsarbeiten etc.

Darmstadt, 21. October. In der Gemarkung des Dorfes Rodau bei Zwingenberg wurde ein **interessanter Grabfund** gemacht. Die Stelle ist etwa 50 Klafter vom Schwanheimer Wald und ebenso viel von dem früheren Rodauer Wald entfernt. Nicht allzuweit im Osten zieht sich der Wiesenstreif hin, welcher im Volksmund als altes Neckarbett bezeichnet wird. Bei Gelegenheit des Anlegens einer Grube stiess man 1/2 Meter unter dem Boden auf schwarze Erde; es fand sich ein 1 Meter 10 Centimeter im Durchmesser haltender kreisförmiger Platz, bedeckt mit jener schwarzen Erde, in der sich Asche und holzkohlenartige Theile erkennen liessen. Um diesen Brandplatz herum hatte ringsum der Boden seine Lehmfarbe, so weit man auch grub. Die schwarze Schicht war etwa 20 Centimeter hoch; unter ihr zeigte sich der gewachsene Grund. Innerhalb der Schicht zeigten sich Reste eines menschlichen Skeletts; Zähne, Schädelknochen waren noch erkenntlich, ebenso, dass die Lage eine gekrümmte gewesen sein musste. Ob die Knochen einem Manne oder einem Weibe angehört haben, liess sich nicht unterscheiden. Unmittelbar bei dem Skelett lag ein gut gearbeitetes spitz zulaufendes Instrument aus Knochen, 16 Centimeter lang nach Verlust der Spitze, die nicht zu finden war, aber nur wenige Centimeter lang gewesen sein kann. Innerhalb der Schicht fanden sich fernerhin Scherben von Thongefässen sehr primitiver Gattung. Der Boden des einen ist mit roh gebohrten, runden Löchern siebartig durchbrochen. Ferner lagen da ein Klopfstein aus hartem quarzartigem Gestein und ein anderer (Reib-?) Stein aus Sandstein. Man erkennt am Klopfstein die geglätteten Stellen, wo er mit den Fingern gefasst wurde, und die Telle unten, die durch seine Benutzung entstanden war. Der Reibstein ist an zwei Seiten ziemlich platt. Kleine Reste bearbeiteter Knochen waren dazwischen; auch einige Steine; eine regelmässige Steinsetzung zeigte sich nicht.

Wir haben es ohne Zweifel hier mit einem Grab aus sehr hoher Frühzeit zu thun. Die ganze Ausstattung des Todten weist uns auf eine Zeit hin, in der noch kaum der Gebrauch eines Metalles stattfand. Die Gefässe sind ohne Hülfe der Töpferscheibe gefertigt und so schlecht gebrannt, dass die Kenntniss des Töpferofens ausgeschlossen scheint. Man gab den Todten ihr bestes mit; was waren das für Leute, zu deren werthvollsten Gebrauchsgegenständen ein Knocheninstrument und rohe Feldsteine zum Aufklopfen der Knochen gehörten? Wohl mochte noch kein italischer Handelsmann mit seinen Bronzen und sonstigen Waaren den Weg in die waldumgürtete Niederlassung gefunden haben, von deren Insassen einer nach mehrtausendjähriger Verschollenheit hier plötzlich von menschlicher Existenz ein stummes Zeugniss ablegt. Denn Jahrhunderte vor dem Beginn unserer Zeitrechnung mögen verflossen sein, seit die Bestattungsfeierlichkeit stattfand, von der die Asche herrührt, in die unser Fund gebettet ist. Eine vollständige Verbrennung des Leichnams hat übrigens, wie der Augenschein lehrt und auch nicht auffallend ist, nicht stattgefunden.

Wir fügen noch bei, dass sich zwei Klopfsteine aus unserer Gegend schon in der Sammlung des historischen Vereins hier befinden und Knochenwerkzeuge, ähnlich den erwähnten, nach württembergischen Funden in dem Lindenschmit'schen Werk über die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit abgebildet sind. (Darmst. Z.)

Mainz, 14. Oct. Auf der Hochfläche des Stalbergs, rückwärts vom Fort Zahlbach, wurde gestern bei Erdaushebungen in geringer Tiefe ein **Steinsarg** gefunden. Derselbe misst äusserlich 2.10 Meter in der Länge, 70 Centimeter in der Breite und 50 Centimeter in der Tiefe, ist gleichweit, in gestriegelter Art beschlagen, mit seitwärts abgedachtem Deckel versehen und aus rothem Mainsandstein gearbeitet. Die Wandungen sind 10 Centimeter stark. Der Sarg steht auf dem gewachsenen lehmigen Boden und hat die Richtung nach OSO. Bei der Auffindung war der Deckel noch ganz, wurde aber ungeschickter Weise zerbrochen. Ebenso war der Inhalt des Grabes noch unberührt und ganz mit Kalk ausgegossen. Leider ging man ebenso eilfertig wie ungeschickt bei der Durchsuchung vor, so dass sich über den Bestand nicht völlig verlässige Angaben machen lassen. Die Leiche war theilweise erhalten; bei derselben fanden sich zwei kleine, etwa 10 Centimeter hohe Glasgefässe von bauchiger Form mit weiter Ausguss-

öffnung; auch kleine Bronzebuckeln kamen vor. Im Boden neben dem Sarg stiess man weiter auf Scherben von römischen Thongefässen. Die auf Festungsgebiet gemachten Arbeiten werden sich noch etwas weiter gegen SO. und auch über das seitliche Gelände erstrecken, so dass der Boden noch weiter umgeworfen wird und sich vielleicht noch Einiges an Funden ergibt.

— 16. Oct. Zu dem letzerwähnten **Grabfund** beim Fort Zahlbach gesellte sich gestern ein weiterer. Leider ist die Ausbeute auch diesmal gering. Das Skelett deutete auf einen jungen, kräftigen Mann. Dabei fanden sich die Bruchstücke eines feinen Glasgefässes, mit kurzem, weitem Hals und bauchiger Form; sonst liessen sich nur geringe Eisenreste, stark vom Rost zerstört, auffinden. Das Grab lag frei in der Erde und war gegen Nordosten gerichtet.

— 16. Oct. Es fand sich im Laufe des heutigen Tages ein drittes Grab, dem eine Glasflasche mit weitem, geradem Hals von äusserster Feinheit, im Bauch etwa 9 Cm. weit, nebst zwei Thonkrügen und einem kleinen Thonlämpchen beigegeben war. Trotz der geringen Tiefe von etwa 1,40 Cm. ist der Boden offenbar hier, wiewohl Culturland und dicht bei Festungsbauten, noch wenig oder gar nicht berührt, denn sonst wären Funde von solcher Unversehrtheit gar nicht denkbar. (Darmst. Ztg.)

Mainz, 25. October. Der Sammlung der Steindenkmäler unseres Museums ist jüngst ein **römischer Denkstein** mit folgenden Resten einer Inschrift einverleibt worden:

/ / / / / / / / / / / / /
/ / / ORE . SACR
/ / / MGSEXTIVS
/ / / LIX . IN . SVO
L M

Das Denkmal besteht aus grauem Kalkstein, misst in der Höhe 78 Centimeter, in der Breite 41 Centimeter und in der Dicke 44 Cm. Die oberen Theile der Inschrift sind weggehauen; ebenso hat der Stein etwas zur linken Hand verloren. Unten ist noch ein Theil der flachen Umrahmung sichtbar. Das Stück war als Stufe an dem militärischen Futtermagazin in der Bilhildisstrasse bei dem ehemaligen Altmünster Kloster in einer Treppe verwendet und ist trotz seiner langen Gefährdung in den übrigen Theilen sehr gut erhalten.

Von einem Alterthumsfreunde werden wir darauf aufmerksam gemacht, dass in der Kasteler Gemarkung an der alten Elisabethen-(Pilger-)Strasse ein Wetterkreuz, das sog. **Fähnchenskreuz** auf einem **römischen Denkstein** aufgebaut ist. Der mit einem flachen Giebel abschliessende Stein steht nur mit dem Giebelfeld und dem Raum der ersten Inschriftzeile, worauf ein I [OVI] zu erkennen, an der Rückseite des Unterbaues gegen Norden hervor; die Inschriftfläche ist zum grössten Theil somit verdeckt. In dem Giebel ist der Rest eines radartigen Ornaments zu erkennen. Ein so hübsches Werkstück kommt zwar beim Bauen immer sehr gelegen, so dass es nicht Wunder nehmen kann, wenn der Römerstein auch hier gern Verwendung fand. Allein es dürfte sich doch fragen, ob nicht gerade da bei dem Bau des Wetterkreuzes eine dogmatisch-symbolische Absicht, wie sie ja bezüglich der Verwendung antiker Fragmente bei kirchlichen Bauten vielfach nachgewiesen ist, bestimmend einwirkte. Jedenfalls liegt die Thatsache vor, dass dieses Kreuz auf das in seiner Form und seinen Einzelheiten sorgfältig geschonte römische Denkmal fundirt ist. Dabei darf nicht ohne Grund die Vermuthung ausgesprochen werden, dass ein Kreuzdenkmal an dieser Stelle viel weiter hinaufreicht, als die Entstehungszeit des jetzigen. Das Kreuz selbst trägt die Inschrift 1697. So gewiss es sonst angezeigt ist, geschichtliche Denkmale, für deren Sicherheit nicht genügend Gewähr geboten ist, in Sammlungen zu überführen, so ist in diesem Falle vielmehr Bedacht darauf zu nehmen, dass der in Rede stehende Stein nicht blos jetzt an seiner Stelle, wo er gesichert ist, erhalten, sondern auf die Dauer in der eigenartigen Verbindung mit dem Heiligthum bewahrt werde. S.

Mainz, 1. Nov. (**Fund eines frühchristlichen Grabsteines.**) Der „Darmst. Ztg.“ wird geschrieben: Verhältnissmässig selten sind die altchristlichen Grabschriften in unserer Provinz, so reich dieselbe auch an römischen ist. Wir haben bis jetzt erst die fünf zu Worms gefundenen Grabschriften des Grutilo, des Ludino, des Unfachlas, der Paula und des Aldvaluhi, die zwei Mainzer Grabschriften von Bertisindis und Andolendis, die Lindis-Inschrift aus Ibersheim und die Binger Grabschrift der Alberga. Durch Herrn Max Heckmann aus Mainz, von dessen Thätigkeit im Aufsuchen archäologisch wichtiger Gegenstände oder Einführen derselben in den Betrachtungskreis der rheinischen Alterthumskunde die Presse schon mehrfach gesprochen hat, gesellt sich jetzt ein weiterer gleichartiger Stein aus dem Bingen benachbarten Kempten dazu. Dieser nur mit Mühe erreichbare Stein ist an der südöstlichen Ecke des romanischen Kirchthurmes eingemauert. Die Inschrift und die dabei befindliche Zeichnung sind nicht ganz erhalten; was davon erhalten ist (Eingangs-, Schlussworte, Theil des Namens u. s. w.) reicht hin, die altchristliche Eigenschaft erkennen zu lassen und wird demnächst nach diplomatisch genauer Feststellung aller einzelnen, theilweise sehr mitgenommenen Buchstaben in einer wissenschaftlichen Zeitschrift publicirt werden.“

— Zu Aschaffenburg fanden sich bei Gelegenheit grösserer Herstellungsarbeiten an der **Agathakirche** in zwei Altären die Consecrationsurkunden sammt den beigefügten Reliquien. In dem Reliquiengrabe des Hochaltars, das in der Stirnseite des Unterbaues angebracht und mit einer Platte nebst darüber eingelassenem Eisenbügel verschlossen war, stand eine aus Blei gehämmerte Büchse mit Deckel, ohne jedes Abzeichen, 7½ Cm. hoch und 9 Cm. im Durchmesser. In derselben waren eine Menge von Gebeinen in kleine Bündel mit Seidenstoffen zusammengebunden, und dabei lag ein Pergamentstreifen mit anhängendem, wohlerhaltenem Siegel von braunem Wachs. Die Urkunde besagt, dass Wilhelm, Bischof von Askalon, am 5. October 1410 den Altar im neuen Chore der Agathakirche consecrirt habe. Damit wäre ein für die Baugeschichte dieser Kirche, sowie überhaupt für die Bestimmung verwandter Bauten werthvoller Anhaltspunkt gewonnen.

Der zweite Fund ergab ein grünes, wellenförmig geripptes Stutzglas mit innen hoch heraufgezogenem Bodenstück von 7½ Cm. Höhe und 7 Cm. oberen Durchmesser. Darin lag bei verschiedenen Reliquien die Consecrationsurkunde auf Pergament mit scharf und schön geprägtem Siegel in grünem Wachs. Sigfried, Bischof von Cyrene (Ceraenen, wie er schreibt), der heil. Theologie Professor und Generalvicar des Erzbischofs Theodorich von Erbach, hatte am 30. Mai 1448 die Consecration dieses Altars vollzogen. Sigfrid, der mit seinem Familiennamen Piscatoris, Fischer genannt wird, bekleidete das Amt eines Weihbischofs und Generalvicars zwei Mal; zuerst unter Theodorich von Erbach vom Jahre 1446 an, dann von 1450 bis zu seinem Tode 1473. Er gehörte dem Dominikaner-Orden an und erwarb sich um das Haus seines Ordens in Mainz, namentlich zur Zeit der Wirren in der Stadt, grosses Verdienst, wie er sich demselben auch im Tode noch durch reichliche Vermächtnisse als Wohlthäter erwies. Mit dieser zweiten Jahresangabe dürfte der Zeitpunkt des Umbaues des Mittelschiffes und der Seitenschiffe der Agathakirche gegeben sein, das zwischen der älteren Architektur des Chores und dem romanischen Westthurm die Formen der Spätgothik zeigt. Eine genaue Bestimmung der Bauzeit für beide Theile der Kirche fehlte bis dahin und ist darnach nun gegeben.

In der Thurmhalle wurde bei dem gleichen Anlass das bisher vermauerte Durchgangsthor zur Kirche wieder geöffnet. Die derbe, gedrungene Gliederung desselben, mit Ecksäulen, eingesäumten Würfelcapitellen und Basamenten

mit Eckknollen, lässt dessen Entstehung immerhin mit Bestimmtheit in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts versetzen. Dagegen finden sich in der Wölbung skulptirte Bogensteine, welche Bildwerk von höchst alterthümlicher Erscheinung aufweisen. Das Mittelstück des Bogens, ein Stück von auffallender Grösse an dieser Stelle, hat drei lothrecht gestellte Flachnischen mit Rundbogenschluss. Darin sind in mässigem Relief je eine Figur ausgehauen; die in der Mitte trägt ein bis zu dem Boden reichendes Gewand und hält die Arme gegen die Lenden zu gekrümmt; die zweite Figur links vom Beschauer erscheint ähnlich, nur tritt unter dem rechten Arm ein Gewandstück hervor, und in der Mitte des Untertheils ist ein Streifen sichtbar, wie auch um den Kopf sich etwas wie eine Binde legt; rechts vom Beschauer steht dagegen eine völlig nackte Figur mit etwas gespreizten Beinen und vom Leibe abstehenden Armen. Die drei Bildwerke sind stark verschlissen und lassen Besonderes kaum mehr erkennen. Die Köpfe sind verhältnissmässig dick, Leiber und Gliedmassen dagegen sehr dünn Die beiden Anfänger des Bogens sind mit Bildwerk gleichen Charakters versehen: links eine nur von den Knieen aufwärts erhaltene Figur, nur mit einem kurzen Hemd bekleidet; sie stützt mit erhobenen Armen ein auf dem Kopfe getragenes bauchiges Gefäss; rechts steht eine in ein langes Gewand gehüllte Figur, welche die Rechte ausstreckt; von dem Handgelenk hängt ein Streifen herab, der an das liturgische Gewandstück, das Manipel, erinnert. Einen bestimmten Stilcharakter haben diese Bildwerke nicht; sie tragen das Gepräge barbarischer Arbeiten, wie sie in den Vorstufen mittelalteriger Kunstweise öfters erscheinen, indess klingt etwas von antiker Ueberlieferung darin an. Gewiss dürften sie nach ihrer ganzen Art erheblich älter sein, als die Bauzeit des Portals, an welchen sie Verwendung gefunden haben. Diese Annahme wird durch den eigenthümlichen Steinschnitt des Mittelstückes bestärkt, das augenscheinlich auf eine ehedem anderweitige Verwendung hinweist; eben dafür spricht auch die Verkürzung der seitlichen Darstellungen. Jedenfalls verdienen diese Reste wegen ihres hochalterthümlichen Charakters Beachtung, und es ist deren Bloslegung wenigstens ein kleiner Gewinn bei der im Allgemeinen gänzlich planlosen und in dem baulichen Theil geradezu kläglichen Umgestaltung der Agathakirche. Bis dahin trug der eigenartige Bau zwar manche Geschmacklosigkeiten an sich; sie waren aber immerhin erträglicher, als jene neuesten Versündigungen, welche (wie jene sinnlosen Zinnen vor den Dächern der Seitenschiffe, die gänzlich verfehlte Masswerk-Rosette, die Thürumrahmung, die flachen mit Zink gedeckten Dächer der Seitenschiffe u. s. w.) mit dem Anspruch einer gewissen Stilbildung auftreten, aber geradezu ein Hohn auf gothische Kunstweise sind. Doch darüber liesse sich gerade aus dem schönen Aschaffenburg ein langes Capitel schreiben. Vielleicht zur Zeit mehr. (E.)

---

* Der Redaction des Correspondenzblatts sind die nachfolgenden Werke zugegangen, welche wir wegen Mangels an Raum im laufenden Jahrgange nicht mehr besprechen konnten, welche wir jedoch einstweilen hier, indem wir den Empfang dankend anzeigen, dem Titel nach verzeichnen:

Markgraf Conrad von Montferrat. Von Theodor Ilgen, Dr. phil. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Marburg und der siebenjährige Krieg. Ein Vortrag gehalten in der Versammlung des hessischen Geschichtsvereins zu Marburg am 28. Januar 1880 von Wilhelm Kolbe, Ecclesiast an der luth. Pfarrkirche und Pfarrer zu St. Elisabeth. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Zur Reconstruction der Weltkarte des Agrippa von Dr. F. Philippi. Mit 5 Kartenskizzen. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Lambert von Hersfeld und der Zehntstreit zwischen Mainz, Hersfeld und Thüringen von Dr. Eduard Ausfeld. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Des Dio Cassius Berichte über die Varusschlacht verglichen mit den übrigen Geschichtsquellen von Dr. Aug. Deppe. Detmold, Meyer'sche Hofbuchhandlung (Gebr. Klingenberg.)

Die Burg Dankwarderode. Vortrag gehalten in der Versammlung des Architekten und Ingenieur-Vereins von Dr. O. von Heinemann, Vorsitzenden des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Braunschweig und Wolfenbüttel. Seperatabdruck aus den Braunschweigischen Anzeigen. Braunschweig, O. Höring & Co. (Inhaber: Bruno Göritz.)

Die Gaugrafschaften im Wirtembergischen Schwaben. Ein Beitrag zur historischen Geographie Deutschlands von Dr. Franz Ludwig Baumann. Mit einer Karte. Stuttgart, Verlag von W. Kohlhammer.

Die älteren Herren von Weida. Beitrag zur Geschichte des Vogtlands. Von Dr. Julius Alberti. Herausgegeben vom Geschichts- und Alterthums-Verein zu Schleiz. Gera, C. B. Griesbach's Verlag.

Theogonie und Astronomie. Ihr Zusammenhang nachgewiesen an den Göttern der Griechen, Aegypter, Babylonier und Arier von Anton Krichenbauer, k. k. Gymnasialdirector, Besitzer der goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft. Wien, Carl Conegen.

Braunschweig-Hannoversches Volksbuch, Vaterländische Geschichte und Denkwürdigkeiten der Vorzeit von Wilhelm Görges. Zweite Auflage umgearbeitet und vermehrt von Ferdinand Spohr. Braunschweig, Friedrich Wagner. Bd. 1. Lieferung 1. Bd. 2. Lieferung 2.

Compendium der Naturwissenschaften an der Schule zu Fulda im IX. Jahrhundert. Von Stephan Fellner, Benediktiner des Stifts Schotten und Wien, Professor. Berlin, Theobald Grieben.

Ausführliche Erläuterung des besonderen völkerschaftlichen Theils der Germania des Tacitus, von Dr. Anton Baumstark, Ord. Professor der Universität zu Freiburg. Leipzig, T. O. Weigel.

Geschichte der Völkerwanderung von Eduard von Wintersheim. Zweite vollständig umgearbeitete Auflage besorgt von Felix Dahn. Erster Band. Mit einer Karte von H. Kiepert. Leipzig, T. O. Weigel.

Richard von Cornwallis und sein Verhältniss zur Krönungsstadt Aachen. Ein Beitrag zur deutschen Kaiser-Geschichte. Urkundlich und quellenmässig dargestellt. Mit Benutzung von bisher nicht veröffentlichten Documenten. Von Armin di Miranda. Mit 2 Abbildungen. Aachen, Cremersche Buchhandlung.

Das Regiment Prinz Maximilian von Hessen-Kassel im Kriege gegen die Türken 1717—1718 und im Kriege der Quadrupelallianz auf Sicilien 1718—1720. Ein Beitrag zur hessischen Kriegsgeschichte von Carl Baron von Stamford, Major a. D. Mit 1 Plan und 3 Beilagen. Cassel, Verlag von Gustav Klaunig (vorm. H. Jungklaus'sche Hofbuchhandlung).

Titelblatt und Register für den Jahrgang 1880 liegen an.

Commissions-Verlag der Hofbuchhandlung von A. Klingelhöffer in Darmstadt. — Druck von Heinrich Kichler.

Beilage zu No. 12 des Correspondenzblattes des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthums-Vereine 1880

Plan des Todtenfeldes zu Klein-Rohrheim

Lith. A. Pauli Homburg v. d. Höhe.

Fried. [illegible]

A Grabstätte bei Einem

N

Dünen

Einem

Haide

A

0,28

2

0,042

< 0,033

7

< 0,30 ?

3

0,24

0,08

4

< 0,84

0,05

0,18

0,06

6

0,11

< 0,11

5

Redacteur Ernst Wörner

Gesammelt, gezeichnet und mitgetheilt von Eugen Bracht.

B. Die Niederlassung in den Dünen bei Wehlen.

8

9

10

11 12 13 14 15 16

17 18 19 20 21 22 23 24

25 26 27 28 29

... Ernst Wörner

Gesammelt, gezeichnet und mitgetheilt von Eugen Bracht

Lith. Anst. v. L. Glockner in Karlsruhe

B. Die Niederlassung in den Dünen bei Wehlen. C. Messer.

30 31 32 33 34 35 36 37

38 39 40 41 42 43 44 45

46 47 48 49 50 51 52

53 54 55

...cteur Ernst Wörner

Gesammelt, gezeichnet und mitgetheilt von Eugen Bracht.

Lith. Anst v L. Glockner in Karlsruhe

B. Die Niederlassung in den Dünen bei Wehlen. d. Bohrer. e. Schaber f. meißelartige Geräthe.

56. 57 57' 58' 58 59 60 61 61' 62

63 64 65 66 66 67 68 69

70 71 72 73 74 75 76

77 78 79 80 81 81a 81b

...cteur Ernst Wörner

Gesammelt, gezeichnet und mitgetheilt von Eugen Bracht

Lith. Anst. v. L. Glockner in Karlsruhe

82

83

84

85

86

86a

86b

87

87a

87b

88

88a

88b

Kap. 3

g. Scheiben oder Schneideplatten.

h. Keilartige Geräthe

k. Schlagsteine.

89

89+ 89'' 89' 89''' 89++

89''''

92' 92'' 92

90 a 90 b

Kap. 6.

Herstellung der Kieselgeräthe.

89' - Vorderansicht der Lanzenspitze
89'' - Unter- od Hinteransicht
89''' - Seitenansicht
89'''' - Ansicht von der Basis aus.
89+ - Querschnitte
89++ Darstellung der Schläge
90 a-b Stellung der Ringe zur Schlagrichtung
91 a-b Richtung von Schlagflächen.
92 a-b zu kurz gerathene Pfeilspitze (vergrössert)
93' Spitze mit Ein- u. Ausbuchtung an der Basis.
93'' Kern mit entsprechender Einbuchtung
93''' Splitter mit entsprechender Ausbuchtung
93+ Ursache der wulstförmigen Endung vieler Stücke.

91.

93+

93''' 93' 93''

91 a 91 b

Redacteur Ernst Wörner

Gesammelt, gezeichnet und mitgetheilt von Eugen Bracht.

Lith. Anst. v. J. Glockner in Karlsruhe

94. Situationsplan der Pflasterungen bei Wilsede
A besterhaltene Pflasterung siehe fig 95. 97 welche oberflächlich Topfscherben zeigte
B gut erhaltene Pflasterung
C Rest einer solchen.

95 A ansicht und Lage der Pflasterungen A u B

96
G Plan der 4 zusammenliegenden Pflasterungen, mit Weglassung der kleineren, verwehten Steine.

97. Pflasterung A die kleineren oder flachen Steine sind sorgsam senkrecht oder hochkantig aufgestellt.

...acteur Ernst Wörner

gesammelt, gezeichnet und mitgetheilt von Eugen Bracht

Lith. Anst. v. J. Glockner in Karlsruhe

...r Ernst Wörner

Gesammelt, gezeichnet und mitgetheilt von Eugen Bracht

Lith. Anst. v. L. Glockner in Karlsruhe

132

128 129 130 131

139

133 134 135 136 137 138 139' 139"

141 142

141' 141" 141"' 141""

140 142' 142" 142"'

128 bis 138 D. Station E. Kap 12 Sandmulde an der Moorniederung.
139 " 142 " " F " " an der Luhe, flußabwärts
143 " 149 " " G " " Quelle auf dem Berge.

143 144 145 146 147 148 149

Redacteur Ernst Wörner.

Gesammelt, gezeichnet und mitgetheilt von Eugen Bracht.

Lith. Anst. v. L. Glockner in Karlsruhe

150 151 152 153 154 155 156 157 158 159

162 163

161 162' 162" 163' 163 164 166 167 168

170 172 169 171 165 173

Kap. 12. 150 bis 159 D. Station H. ausgewählter Hügel.
" " 160 – 162 " " J. Rechtes Luheufer.
" " 163 " " K " "
164 – 166 " " L " "
E Kap. 15 §4 167 bis 181 Werkstätte am Hohlhorst bei Steinbeck.

175 174 176 177 178 179 180 181

182 183 184 185 186 187 188 189 190 191 191' 191" 192 193 194 195 196 197 198 199 200 201 202 203 204 205 206 207 207' 207" 208 209 210 211

182-185 · D. Kap. 14. Brunau
183·184·138·189 · E. Kap. 16 Krüseberg bei Steinbeck
186·187·190–211 · F · " 17 an der Lopau bei Oldendorf.

Redacteur Ernst Wörner.

Gesammelt, gezeichnet und mitgetheilt von Eugen Bracht.

Lith. Anst. v. I. Glockner in Karlsruhe

212' 213' 214' 215'

212" 213" 214" 215"

216' 217'

216" 218 219 220 217"

221 222 224

223 225

212 bis 217 · Schabeplatten aus dem Schutte des großen Hünenbettes auf der Lopauheide bei der Oldendorfer Mühle

218 · 224 Stücke aus dem schmälern Hünenbett daselbst

225 großes Messer aus einer Sandmulde daselbst.

Redacteur Ernst Wörner. gesammelt, gezeichnet und mitgetheilt v. Eugen Bracht.

Lith. Anst. v. L. Glockner in Karlsruhe

233 232. 231

234 235

228 229 230

G. Ausgrabung von Grabhügeln Kap. 18. Hambostel.

236

241

Nº 6.

a.

226 227

238 237

239.

Nº 4

m 1,00

x

W S N O

m. 2,58

a

240

N 5

b c

W S N O

a'

m. 3,..

d

gesammelt - gezeichnet und mitgetheilt von Eugen Bracht.

Redacteur: Ernst Wörner

Lith. Anst. v. L. Glockner in Karlsruhe

244

Kohlen und Asche

243

0,125

0,16

245

246

248

Steinbett am Grabhügel No. 23.

G. Ausgrabung von Grabhügeln
Kap. 19. Harmelingen.

251'

252''

251''

255

254

253

Fig. 243, 244, 246, 248, 249, 250 nach Angaben gezeichnet.

250

256

249.

242

Das Ornament ist so hergestellt daſs die Maſse in zähem Zustande eingedrückt und bei Seite geschoben ist und hierdurch abwechselnde Vertiefungen und Wulste bildet.

247

Redacteur Ernst Wörner

Gezeichnet und mitgetheilt von Eugen Bracht.

Lith. Anst. v. L. Glockner in Karlsruhe

258
257
259
265
261
260
264
262
$\frac{2}{3}$ verkleinert.
269
263
nat. größe.
267
Kap. 20 Grabhügel N: 20 & 25.
266
268
270

…dacteur Ernst Wörner.

Gezeichnet und mitgetheilt v. Eugen Bracht.

Lith. Anst. v. I. Glockner in Karlsruhe

274

273

272

271"

271"

271'

277

276

278

275

Redacteur Ernst Wörner.

Gezeichnet und mitgetheilt von Eugen Bracht.

Lith Anst v. I. Glockner in Karlsruhe

Wehlen
Meningen
Hingst Berg.
3.
Dünenumwallung.
4
5
Undeloh.
Heimbuch
Ehrhorn.
2 Gräberfeld.
N. 1 Feuerstätte bei der Lehmgrube
Wilseder Berg
9
Wilsede
Einem
10
7 Pflasterungen
Weghaus
6 Pflasterungen
8 Gräberfeld mit Spuren von Feuersteinbearbeitung
Sellhorn.
Haverbeck

Uebersichtskarte der Vorgeschichtlichen Spuren auf der höchsten Erhebung der Lüneburger Heide im Umkreise des Wilseder Berges.

Wilseder Berg

N 1. Lehmgrube mit Feuerstätte. Kap. 1.

Einem

N 2. Reste verwehter Grabhügel mit Urnen Kap. 2

Wehlen

N. 3 Natürliche Umwallung in den Dünen bei Wehlen als vorgeschichtliche Niederlassung
4 Früherer Lauf der Seeve
5 Trocken gelegte Teiche nach der Karte von 1836. Kap. 8.

Wilsede

N 6. Pflasterungen
" 7 — " —
8 Grabhügel mit Silexbearbeitung
9. Kleiner Teich Fundstelle einer Pfeilspitze wie Fig 265
10. Fundstelle einer Scheibe von Granit mit bearbeitetem Rand.

Ober-Haverbeck

Grabhügelfeld

Nach der Karte von A Papen P. Lieutenant im vorm. Hannoverschen Ingenieur-Corps vom Jahre 1836-38 vergrössert im Verhältniss von 11 zu 6.

Maasstab von 1 geograph Meile.

Redacteur Ernst Wörner.

Gezeichnet und mitgetheilt von Eugen Bracht

Lith Anst. v L. Glockner in Karlsruhe

Uebersichtskarte der Vorgeschichtlichen Spuren des Oberen Luhe-Gebietes

sowie zu den Ausgrabungen von Grabhügeln bei

Hambostel
Harmelingen
Stübeckshorn

ABCD EFGH JKL	Bearbeitungs-Stationen von Feuersteingeräthen. Kap. 11 & 12
M -	Pflasterungen mit solchen. Kap. 13.
N -	dsgl. dsgl. " 13
O -	Stationen an der Brunau " 14
Hohlhorst.	Kap. 5
Krüsberg	" 16
Hambostel	" 18
Harmelingen	" 19
Stübeckshorn	" 20

Oster Heide.
die Brunau
Behringen
Druhe wald
Hohlhorst
Steinbeck.
Borstel in der Kuhle.
Krüseberg
Hützel
im Loh-Moor.
Steinkenhöfen
Bispingen.
Raubkammer
Heide.
nach Luneburg
Timmerloh
die Luhe.
Mützen Berg
Deimern
Harmelingen
Töpingen.
Heidenhof
Hambostel
Stübeckshorn
Dittmern
Hötzingen
nach Soltau
Oeningen
Eisenbahn von Bremen n. Uelzen.
Emmingen

Nach der Karte von A. Papen Pr. Lieutenant im vorm. Hannoverschen Ingenieur-Corps vom Jahre 1836-38 vergrößert im Verhältniß von 7 zu 4

Maasstab von einer geograph. Meile.

Redacteur Ernst Wörner

Gezeichnet und mitgetheilt von Eugen Bracht

Lith. Anst. v. L. Glockner in Karlsruhe